

<https://helda.helsinki.fi>

---

Untersuchung der Einflüsse auf die Aktivierung des sprachlichen Vorwissens beim Leseverstehen in einer neu zu erlernenden Fremdsprache. Pilotierung der Forschungsinstrumente

Kursisa, Anta

2016

---

Kursisa , A 2016 , ' Untersuchung der Einflüsse auf die Aktivierung des sprachlichen Vorwissens beim Leseverstehen in einer neu zu erlernenden Fremdsprache. Pilotierung der Forschungsinstrumente ' , Triangulum : germanistisches Jahrbuch für Estland, Lettland und Litauen , vol. 21 , pp. 231-241 .

---

<http://hdl.handle.net/10138/190738>

---

publishedVersion

---

*Downloaded from Helda, University of Helsinki institutional repository.*

*This is an electronic reprint of the original article.*

*This reprint may differ from the original in pagination and typographic detail.*

*Please cite the original version.*

# TRIANGULUM

Germanistisches Jahrbuch 2015  
für Estland, Lettland und Litauen



# TRIANGULUM

Germanistisches Jahrbuch 2015  
für Estland, Lettland und Litauen

Beiträge des 10. Nordisch-Baltischen Germanistiktreffens  
(Tallinn, 10.–13. Juni 2015)

herausgegeben von

Mari Tarvas, Heiko F. Marten und Antje Johanning-Radžienė  
unter Mitarbeit von

Andine Frick (Tallinn), Christian Irsfeld (Kaunas),  
Anna Nowodworska (Vilnius), Schirin Nowrousian (Vilnius),  
Inga Probst (Riga) und Martin Schönemann (Tartu)

Einundzwanzigste Folge (2015)

Bonn 2016

### **Wissenschaftlicher Beirat**

Anne Arold (Tartu)  
Ineta Balode (Riga)  
Swantje Ehlers (Gießen)  
Andreas Kelletat (Mainz / Germersheim)  
Wolf Peter Klein (Erfurt)  
Liina Lukas (Tartu)  
Ernesta Račienė (Vilnius)  
Wilhelm Schellenberg (Erfurt)  
Jürgen Schiewe (Greifswald)  
Hans-Jochen Schiewer (Freiburg)  
Thomas Taterka (Riga)  
† Heinz Vater (Köln)  
Vaiva Žeimantienė (Vilnius)

### **Redaktion**

Christian Irsfeld (Kaunas)  
Antje Johanning-Radžienė (Daugavpils)  
Sandra J. Langer (Riga)  
Heiko F. Marten (Tallinn)  
Anna Nowodworska (Vilnius)  
Schirin Nowrousian (Vilnius)  
Martin Schönemann (Tartu)

Diese Publikation wurde vom Deutschen Akademischen Austauschdienst mit Mitteln gefördert, die ihm vom Auswärtigen Amt zur Verfügung gestellt wurden.

(c) Die Rechte für die Beiträge verbleiben bei den Autoren.  
Alle Rechte vorbehalten.

Verlag: Vilnius Academy of Fine Arts Press  
Druck: xxx

Printed in Lithuania  
ISSN 1406-2755

## Inhaltsverzeichnis

<i>Mari Tarvas (Tallinn), Heiko F. Marten (Tallinn / Potsdam) und Antje Johanning-Radzienė (Daugavpils)</i> Zum Geleit	11
---	----

### Sprache, Diskurs und Gesellschaft

<i>Martin Wengeler (Trier)</i> Topos-Analyse als diskurslinguistische Methode. Ein kurzer Einblick in die Forschung	13
--	----

<i>Agnese Dubova (Ventspils)</i> Zur Widerspiegelung der herrschenden politischen Regime in deutschen und lettischen lexikographischen Quellen des 20. Jahrhunderts	25
--	----

<i>Sylvi Elsner (Vaasa)</i> Zur Bedeutungsspezifizierung des Lexems <i>Zuwanderer</i> in der <i>Frankfurter Allgemeinen Zeitung</i> und <i>Süddeutschen Zeitung</i> durch Attribute	37
--	----

Andine Frick (Bergen / Tallinn) Wer ist Wir? Zur Verwendung des WIR in deutschen und norwegischen Neujahrsansprachen	47
---	----

<i>Lenka Vaňková (Ostrava)</i> Zum Emotionspotenzial von wissensvermittelnden Texten – am Beispiel von Artikeln über Ebola	61
---	----

<i>Heiko F. Marten (Tallinn / Potsdam) und Maris Saagpakk (Tallinn)</i> Die deutsche Sprache im öffentlichen Raum: Möglichkeiten und Nutzwert von ‚Linguistic Landscapes‘- und ‚Spot German‘-Projekten	73
---	----

### Sprachstrukturen

<i>Hartmut E. H. Lenk (Helsinki)</i> Das <i>Helsinki-Kommentarkorpus</i> : Grundlage und Teilergebnis des Projekts <i>Persuasionsstile in Europa</i>	83
---	----

<i>Egita Proveja (Ventspils)</i> Deutschbaltische Kochrezepte: Muster im Wandel am Beispiel des Textbausteins der Zutatenangabe	93
--	----

<i>Mia Raitaniemi (Turku)</i>	103
Prosodie in der Beendigungsphase von Telefonaten. Bestimmte kurze Turns im finnisch-deutschen Kontrast	
<i>Mariann Skog-Södersved (Vaasa)</i>	113
Phraseologisches in der Welt der Biker am Beispiel von <i>MOTORRAD</i>	
<i>Daniel Solling (Uppsala)</i>	125
Die Stellung des attributiven Genitivs in mittelniederdeutschen Stadtrechten	
<i>Ernesta Račienė (Vilnius)</i>	139
Explizite Substantivderivation im Deutschen und im Litauischen	
<i>Kjetil Berg Henjum (Bergen)</i>	149
<i>Beckenbauereien und Merkeleien.</i> Deonymische <i>-ei</i> -Ableitungen im Gegenwartsdeutschen	
<b>Deutsch- und Germanistikunterricht</b>	
<i>Merle Jung (Tallinn)</i>	163
Zur Entwicklung der curricularen Basiskompetenzen im Fremdsprachenunterricht	
<i>Laura Pihkala-Posti und Olli Salminen (Tampere)</i>	173
Die kollaborative Lernplattform Wikispaces im finnischen Germanistikunterricht – Ergebnisse und Aussichten	
<i>Christian Ahlrep (Bratislava) und Thomas Edeling (Banská Bystrica)</i>	193
Emotionalisierung versus Normierung von Berufssprache. Beispiele aus dem Tourismus-Unterricht sowie der E-Mail-Kommunikation an DAAD-Lektoraten in der Slowakei	
<i>Katrin Ankenbrand (Wrocław)</i>	203
Forensische Linguistik im studentischen Schreibexperiment. Schreibexperimente mit polnischen Germanistikstudenten	
<b>Mehrsprachigkeit und Deutsch als Fremdsprache</b>	
<i>Sabine Grasz (Oulu), Anta Kursiša (Helsinki) und Joachim Schlabach (Turku)</i>	215
Einführung in den Workshop Mehrsprachigkeit und Deutsch als Fremdsprache	

<i>Joachim Schlabach (Turku)</i>	219
Plurilinguale Kompetenz für die internationale Geschäftskommunikation. Von der Bedarfsermittlung über die Ableitung von Lernzielen bis zur Implementierung	
<i>Anta Kursiša (Helsinki)</i>	231
Untersuchung der Einflüsse auf die Aktivierung des sprachlichen Vorwissens beim Leseverstehen in einer neu zu erlernenden Fremdsprache. Pilotierung der Forschungsinstrumente	
<i>Sabine Grasz (Oulu)</i>	243
„Mir ist schon aufgefallen beim Lernen, dass es viele ähnliche Wörter gibt.“ Mehrsprachige Strategien bei der Wortschatzarbeit in Tandemgesprächen	
<b>Literatur vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert</b>	
<i>Ineke Hess (Aarhus)</i>	255
Vom Sammeln und Anschauen in der literarischen Kommunikation des Mittelalters	
<i>Mari Tarvas (Tallinn)</i>	265
Der Leser im Reval des ausgehenden 18. Jahrhunderts: Die Bibliothek von Johann Friedrich Jürgens (1754 oder 1755–1829)	
<i>Vera Viehöver und Valérie Leyh (Liège)</i>	275
Ungleiche Schwestern. Die Beziehung zwischen Elisa von der Recke und Dorothea von Kurland vor dem Hintergrund des literarischen Freundschaftskultes im 18. Jahrhundert	
<i>Maris Saagpakk (Tallinn)</i>	287
Die Tallinner Zeitschrift <i>Für Geist und Herz</i> als Medium aktueller gesellschaftlicher Debatten	
<i>Ana-Stanca Tabarasi-Hoffmann (Mainz)</i>	299
Naturdiskurs, ‚Gartenrevolution‘ und bürgerliches Selbstverständnis in deutschen und dänischen moralischen Wochenschriften aktueller gesellschaftlicher Debatten	
<i>Michele Vangi (Villa Vigoni)</i>	309
„Wie in einem Spiegel“: Goethes ‚Teilnahme‘ an der Mailänder Literatur	

<i>Arianna di Bella (Palermo)</i>	319
Die weiblichen Figuren in Elisabeth Werners Romanen: selbstständige Frauen in nationalen Gewändern	
<i>Ivars Orehovs (Riga)</i>	331
Narrative Spannung in kulturhistorischer Schilderung: <i>Der Robbenfang</i> (1861) von C. Rußwurm und <i>Im Schatten des Todes</i> (1899) von Rudolfs Blaumanis im Vergleich	
<i>Rolf Füllmann (Köln)</i>	341
Kein Floß der Medusa: <i>Im Schatten des Todes / Nāves ēnā</i> (1899) von Rüdolfs Blaumanis als christlich grundierte Gleichniserzählung	
<b>Literatur des 20. und 21. Jahrhunderts</b>	
<i>Jutta Schloon (Bergen)</i>	349
Der Alte und die Jungen. Stefan George und der deutschbaltische Symbolismus	
<i>Martin Maurach (Opava)</i>	359
Frauengestalten zwischen Bürger- und Künstlertum im Werk von Philipp Keller (1891–1973)	
<i>Paweł Piśczatowski (Warschau)</i>	369
<i>In den Flüssen nördlich der Zukunft</i> – Nordische Landschaften in Gedichten von Paul Celan	
<i>Frank Thomas Grub (Uppsala)</i>	379
Rückblicke mit Fallstricken? Schriftsteller aus der DDR über ihre Reisen in den Westen. Eine erste Betrachtung nach der ‚Wende‘ erschienener autobiographischer Texte	
<i>Silke Pasewalck und Dieter Neidlinger (Tartu)</i>	390
Böhmen liegt am Meer – zur Produktivität einer kontrafaktischen Ortsangabe in der Literatur und bildenden Kunst nach 1945	
<i>Guro Sandnes (Bergen)</i>	405
„und diese Notizen müssen jetzt notiert sein und nicht später“: Zu Erinnerung, Wahrheit und Fälschung in Thomas Bernhards <i>Die Ursache</i>	
<i>Anna M. Heermann (Bergen)</i>	417
Absurde Heimat: Herta Müllers <i>Der Mensch ist ein großer Fasan auf der Welt</i>	

<i>Sigita Barniškienė (Kaunas)</i> Metaphorisches Sprechen in der Poesie von Aldona Gustas	425
<i>Christian Rink (Helsinki)</i> Die Erinnerungskultur der 1990er-Jahre. Ein Vergleich der Romane <i>Der Vorleser</i> , <i>Faserland</i> und <i>Morbus Kitahara</i>	437
<i>Liliana Mitrache (Uppsala)</i> Demenz aus literarischer Perspektive am Beispiel des Romans <i>Small World</i> von Martin Suter	449
<i>Elisabeth Herrmann (Stockholm)</i> Weltbürgertum und nationale Verstrickung in Christa Wolfs <i>Stadt der Engel</i> oder <i>The Overcoat of Dr. Freud</i>	459
<i>Sonja E. Klocke (Madison)</i> Patientin unter Palmen: Symptomatische Körper, Leiden und Heilung in Christa Wolfs <i>Stadt der Engel</i> oder <i>The Overcoat of Dr. Freud</i>	469
<i>Björn Hayer (Koblenz-Landau)</i> Die Physis des Hybriden. Friederike Mayröckers diskursiv-osmotische Körperkonzeption	481
<b>Kulturkontakt und Translatologie</b>	
<i>Lionel Picard (Paris / Dijon)</i> Estland im Spiegel der deutschen Presse	491
<i>Tania Baumann (Sassari)</i> Italien-Stereotype in deutschen Reiseführern	501
<i>Antje Johanning-Radžienė (Daugavpils)</i> <i>Die lettgallische Gefahr</i> . Zum Lettgallen-Bild in der deutschsprachigen Publizistik im Lettland der Zwischenkriegszeit	511
<i>Doris Wagner (Turku)</i> Die wissenschaftliche Beziehung zwischen der Hamburger Germanistin Agathe Lasch (1879–1942) und dem finnischen Germanisten Emil Öhmann (1894–1984): Eine Spurensuche	527
<i>Ieva Sproģe (Riga)</i> Auf den Spuren von Übersetzern bzw. Dolmetschern im lettischen Liv- und Kurland	537

<i>Reet Bender (Tartu)</i>	549
Übersetzungen und Rezeption deutschbaltischer Texte ins Estnische während der sowjetischen Periode	
<i>Elisabeth Böker (Göttingen)</i>	561
Eine nicht endende Erfolgsgeschichte. Zum Boom skandinavischer Bestseller auf dem deutschen Buchmarkt und ihrer Vermarktung	
<i>Helmi-Nelli Körkkö (Vaasa)</i>	571
Finnland als Ehrengast der Frankfurter Buchmesse 2014. Wenn Kulturtransfer und Buchmarkt zusammenkommen	
<i>Ewald Reuter (Tampere)</i>	583
<i>Finnland.Cool</i> – Kann man durch Literaturexport erfolgreich 'Nation Branding' betreiben?	
<b>Anhang</b>	???
<b>Kurzbiographien der Aurotinnen und Autoren</b>	593
<b>Hinweise zur Einrichtung des Manuskripts</b>	604

## Zum Geleit

Dieser Band ist in mehrerlei Hinsicht außergewöhnlich. Einerseits ist er die diesjährige und damit 21. Ausgabe des seit 1994 erscheinenden Jahrbuches *Triangulum* und steht damit in der Tradition, der Germanistik im Baltikum ein Sprachrohr zu geben. Im Gegensatz zu früheren Jahren ist dieser Band jedoch noch viel mehr: Als Dokumentation des 10. Nordisch-Baltischen Germanistentreffens (NBGT), das vom 10. bis zum 13. Juni 2015 von der Germanistik der Universität Tallinn ausgerichtet wurde, bündelt er eine Vielzahl der Vorträge, die im Rahmen der Tagung gehalten wurden. Damit versammelt der Band nicht nur Beiträge baltischer, sondern auch skandinavischer Kolleginnen und Kollegen<sup>1</sup> – sowie anderer Teilnehmer aus Europa und der Welt. Eine solche geographische Breite der Autoren, die an diesem Band mitgearbeitet haben, ist für das *Triangulum* einzigartig – und sie zeigt, dass das Baltikum in der Lage ist, Aufmerksamkeit von Germanisten aus aller Welt zu generieren.

Aufgrund seines Tagungshintergrundes hat der Band eine lange Entstehungsgeschichte. Viele Personen haben – direkt oder indirekt – zu seiner Entstehung beigetragen; eine vollzählige Aufzählung ist hier kaum möglich, weshalb wir uns als Erstes bei all jenen bedanken möchten, die im Weiteren ungenannt bleiben. Bereits 2013 begann die Arbeit des Organisationskomitees der Tagung, das aus den Kollegen der damaligen Abteilung für Germanistik an der Universität Tallinn bestand (Heiko F. Marten, Mari Tarvas, Merle Jung, Maris Saagpakk und Aigi Heero). Peter Colliander trug durch seine kontinuierliche Arbeit zur Vernetzung der Germanistiken Nord- und Nordosteuropas entscheidend dazu bei, dass die Tagungsausschreibung alle Germanisten der Region erreichen konnte. Die akademische Vorbereitung der Tagung wäre ohne das wissenschaftliche Komitee bestehend aus Sigita Barniškienė, Klaus Geyer, Andreas Kelletat, Liisa Laukkanen, Dzintra Lele-Rozentāle, Terje Loogus, Eva Neuland und Elisabeth Wåghäll Nivre nicht möglich gewesen. All diesen Kollegen sei aufs Allerherzlichste für ihren Einsatz und die Zusammenarbeit gedankt! Für die reibungslose praktische Durchführung der Tagung bedanken wir uns bei Simone Holleis und unseren studentischen Assistentinnen. Vor allem gebührt Dank aber den Autoren der ca. 120 wissenschaftlichen Vorträge, ohne die die Tagung nicht zu einem so inspirierenden und erfolgreichen Ereignis hätte werden können.

Neben den Vorträgen umfasste das 10. Nordisch-Baltische Germanistiktreffen einen Rückblick auf die Geschichte der Tagung seit 1979 durch Peter Colliander sowie eine Podiumsdiskussion zur Zukunft der Germanistik in der Region; aller Voraussicht nach wird die Tradition der Nordisch-Baltischen Germanistiktreffen 2018 in Dänemark fortgesetzt. Flankiert wurden die wissenschaftlichen Teile durch einen Theaterabend sowie eine Lesung und eine Exkursion.

---

<sup>1</sup> Wenn im Folgenden aus Gründen der besseren Lesbarkeit das generische Maskulinum Verwendung findet, sind damit Frauen und Männer gleichermaßen gemeint.

Von den ca. 120 im Kontext der Tagung entstandenen Beiträgen sind in diesem Band 52 vertreten. Bei der Optimierung der Texte haben die Verfasser intensiv zusammengearbeitet: Als Teil der Vorbereitung des Bandes wurden Kleingruppen gebildet, innerhalb derer die Autoren die Texte gegenseitig begutachtet haben. Die Beiträge haben dadurch deutlich an Qualität gewonnen und wir hoffen, dass diese Tätigkeit von den Verfassern nicht nur als zusätzliche Arbeit empfunden wurde, sondern auch interessant und bereichernd war und nachhaltig zur Vernetzung der baltischen und nordischen Germanistiken untereinander sowie mit Kollegen aus anderen Regionen beigetragen hat. Die weitere redaktionelle Arbeit wurde – wie immer – von den DAAD-Lektoren aus den baltischen Staaten geleistet.

Die Texte zeugen von einer breiten Palette der skandinavisch-baltischen germanistischen Forschung: Linguistik, Literaturwissenschaft und Kulturwissenschaft sind ebenso vertreten wie Rezeptionsforschung und Buchkunde, die zeitliche Dimension reicht von mediävistischen bis hin zu aktuellsten Themen. Angesichts der Menge der Arbeiten wird hier darauf verzichtet, die Beiträge kurz zu charakterisieren, wie es im *Triangulum* sonst üblich ist: Wir hoffen, dass die Aufsätze für sich sprechen und möchten lediglich darauf hinweisen, dass die Beiträge in diesem Jahr in die folgenden Rubriken eingeteilt sind: *Sprache, Diskurs und Gesellschaft; Sprachstrukturen; Deutsch- und Germanistikunterricht; Mehrsprachigkeit und Deutsch als Fremdsprache; Literatur vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert; Literatur des 20. und 21. Jahrhunderts* wie auch *Kulturkontakt und Translatologie*.

Das 10. Nordisch-Baltische Germanistentreffen wurde unterstützt durch viele Institutionen, ohne die die Durchführung der Tagung nicht möglich gewesen wäre und die hier alphabetisch genannt werden sollen. Wir bedanken uns herzlich beim Bundesministerium für Bildung und Frauen der Republik Österreich, beim Deutschen Akademischer Austauschdienst (DAAD), der Deutschen Botschaft Tallinn, dem Estonian Research Council (Projekt ETF9026), dem Goethe-Institut Estland, der Österreichischen Botschaft Tallinn und der Universität Tallinn. Diese Nummer erscheint mit freundlicher Unterstützung des DAAD, insbesondere der Leiterin des Referates Auslandsgermanistik und Deutsch als Fremdsprache, Frau Dr. Ursula Paintner, der besonderer Dank gebührt.

Tallinn / Berlin / Daugavpils, im Sommer 2016

Mari Tarvas, Heiko F. Marten und Antje Johanning-Radziene

---

# SPRACHE, DISKURS UND GESELLSCHAFT

---

## Topos-Analyse als diskurslinguistische Methode. Ein kurzer Einblick in die Forschung

Martin Wengeler (Trier)

### **Abstract**

*Die Argumentationsanalyse hat sich in den letzten fünfzehn Jahren zu einer wichtigen diskurslinguistischen Analysemethode entwickelt. Insbesondere der Topos-Begriff, der auf Plausibilität und nicht auf logische ‚Wahrheit‘ zielt, ist dabei in Anspruch genommen worden. Daher wird in diesem Artikel zunächst die Topos-Analyse als diskurslinguistische Methode hergeleitet und begründet. Mit diesem Begriff arbeitende diskurslinguistische Studien werden vorgestellt: Untersuchungen des Migrationsdiskurses, des Anglizismen-Diskurses sowie des Kölner Moscheebaudiskurses stehen exemplarisch für viele ähnlich vorgehende Arbeiten. Die Analyse von Einzeltopoi als auf Diskursinhalte bezogene Methode wird erweitert bzw. ergänzt durch eine stärker Diskursstrukturen ins Auge fassende Analyse eines komplexen topischen Musters in politischen Debatten. Dieses findet sich bei allen öffentlich kontrovers diskutierten Fragestellungen, es wird aber im Einzelnen unterschiedlich ausgefüllt, woraus sich spezifische topologische Diskursformationen ergeben.*

*The analysis of argumentation has developed into an important method of discourse linguistics in the last fifteen years. The concept of topos, which targets plausibility and not “truth”, has generated particular interest. In this paper, the analysis of topoi is derived and justified as a method of discourse linguistics. Discourse linguistic studies which apply this notion and concept are presented as examples, including research on the discourse of immigration, the discourse of Anglicisms in the German language, and discourse regarding the building of a mosque in Cologne. In this way, the analysis of topoi as a method interested in the contents of a discourse is expanded and complemented by a method which focuses more on the structures of discourses. This applies in particular to the analysis of complex topical patterns in political debates. Such complex topical patterns occur in every controversial public debate, but it is interesting to see what different fillers occur in different topics of debate. In each debate, we can find a special topical formation of discourse.*

### **Keywords**

*Topos, kontextabstrakte vs. kontextspezifische Argumentationsmuster, Frame, Metapher, Mehrebenenanalyse, kollektives Wissen, komplexes topisches Muster, Diskursgeschichte, topologische Diskursformation*

*Topos, patterns of argumentation, frame, metaphor, analysis on different levels, common knowledge, complex topical pattern, history of discourse, topical formation of discourse*

## **1 Einleitung**

Vor über zwanzig Jahren haben Busse / Teubert (1994, vgl. dazu auch Busse, 2013) im Gründungstext der deutschsprachigen Diskurslinguistik postuliert, die Argumentationsanalyse als eine Methode der linguistischen Diskursanalyse zu nutzen, weil sie „in einer Art von ‚Tiefensemantik‘ das Nicht-Gesagte, nicht offen Ausgesprochene, nicht in den lexikalischen Bedeutungen explizit artikuliert Element von Satz- und Textbedeutungen zu analysieren und offenzulegen“ (Busse / Teubert, 1994: 23) erlaube. In der Zwischenzeit hat sich die Argumentationsanalyse zu einer wichtigen und etablierten Methode der Diskurslinguistik entwickelt – insbesondere in Form der Topos-Analyse. Im Folgenden werde ich die Herleitung und Begründung der Topos-Analyse als diskurslinguistische Methode präsentieren (Kap. 2) und exemplarisch einige wenige der mit dem Topos-Begriff arbeitenden diskurslinguistischen Studien präsentieren (Kap. 3). Es sollen somit die Erkenntnispotenziale, aber auch die Grenzen dieser Methode deutlich werden. Nicht berücksichtigt werden weitere diskurslinguistisch interessante Ansätze wie die der Kritischen Diskursanalyse oder Thomas Niehrs Analysen prototypischer Argumente, für die auf eine längere Fassung dieses Beitrags (Wengeler, 2017) verwiesen sei.

## **2 Topos als diskurslinguistisches Analyse-,Werkzeug‘**

Das Ziel diskurslinguistischer Untersuchungen ist es, Erkenntnisse über das Denken, Fühlen und Wollen von Individuen und Gruppen und somit über das soziale Wissen sowie über die Konstruktion sozialer Wirklichkeiten durch Sprache zutage zu fördern. Dieses gesellschaftliche Wissen kann – nicht nur, aber auch – bezüglich thematisch bestimmter öffentlicher Themenfelder untersucht werden, was in bisherigen diskurslinguistischen Studien zumeist über öffentlich zugängliche Quellen wie z. B. Presstexte praktiziert wurde. In diesen Quellen, die zu mehr oder weniger großen Textkorpora zusammengestellt werden, kommt ‚Wissen‘, d. h. das zu einer bestimmten Zeit von bestimmten Gruppen für ‚wahr‘ oder ‚richtig‘ Gehaltene, entweder explizit zur Sprache oder es wird in sprachlichen Äußerungen in den Texten als verstehensrelevantes Hintergrundwissen zu Grunde gelegt und evoziert. Da es in öffentlichen Diskursen zumindest in demokratisch verfassten, heterogenen Gesellschaften immer auch um das

Durchsetzen von Überzeugungen, Entscheidungen, Maßnahmen bzw. Vorhaben geht, muss für diese und gegen konkurrierende Weltansichten, Vorschläge etc. argumentiert werden. In Argumentationen geht es – wie es eine verbreitete Definition (vgl. z. B. Klein, 1980) sagt – darum, kollektiv Fragliches in kollektiv Geltendes (Wissen, so könnte man hinzufügen) zu überführen bzw. – um es an Habermas' Diskurstheorie anzuschließen – in einen gesellschaftlichen Konsens bezüglich einer Fragestellung. Was sich als verbreitetes, von vielen oder den meisten anerkanntes Wissen dabei durchsetzt, muss mit Wahrheit oder Richtigkeit nichts zu tun haben, ist dementsprechend auch dynamisch und veränderbar und dadurch auch erst untersuchenswert. Geht man von diesem diskurslinguistischen Erkenntnisinteresse und der erwähnten Relevanz von Argumentationen aus, so liegt es nahe, zum einen – zumindest auch – eine argumentationsanalytische Herangehensweise und zum zweiten in dem Zusammenhang eine Begrifflichkeit und ein Konzept zu wählen, die es erlauben, die ‚nur‘ plausiblen, überzeugungskräftigen, aber nicht unbedingt logisch ‚wahren‘ Argumente zu erfassen, mit denen in öffentlich-politischen Debatten Meinungen, Beschlüsse oder Handlungen begründet werden. Solche Konzepte und Begriffe liefern die antike Rhetorik im Allgemeinen und die Tradition der Topik im Anschluss an Aristoteles im Besonderen. Der Begriff des Topos erweist sich dabei im Anschluss an seine Wiederentdeckung durch die moderne Rhetorik als ein geeignetes Instrument, um transtextuell in öffentlichen Diskursen zum Ausdruck kommendes oder auch nur mit-gemeintes ‚Wissen‘ erfassen und beschreiben zu können.

Der Topos-Begriff geht auf Aristoteles' Ausarbeitung der antiken Redelehre zurück. Er wird in der Neuen Rhetorik von Perelman / Olbrechts-Tyteca (2004), Kopperschmidt (1989) und Kienpointner (1992) wieder aufgegriffen, differenziert und für sprachwissenschaftliche Analysen nutzbar gemacht. Der Literaturwissenschaftler Lothar Bornscheuer (1976) arbeitet zudem vier Strukturmerkmale des Topos heraus, die den Begriff als ein geeignetes Konzept für diskursanalytische Erkenntnisinteressen ausweisen. Kienpointners „Alltagslogik“ sowie Bornscheuers Strukturmerkmale des Topos werden im Folgenden zur theoretischen Begründung der Topos-Analyse als diskurslinguistische Methode kurz dargestellt.

Manfred Kienpointner entwirft im Anschluss an die lange Tradition von Topos-Katalogen eine eigene Typologie von kontextabstrakten Argumentationsmustern (= Topoi), die den Anspruch erhebt,

die in geschriebenem und gesprochenem Standard-Deutsch der Gegenwart anzutreffenden Argumentationsschemata annähernd vollständig zu erfassen und damit für die Untersuchung von Argumentationsschemata in anderen Varietäten des Deutschen (und anderen Sprachen) eine Grundlage zu liefern. (Kienpointner, 1992: 47).

Als empirisches Forschungsziel hält er fest: Wenn es gelänge, die Zuordnung konkret realisierter Argumente zu einzelnen Argumenttypen „aufgrund plausibler Kriterien“ zu klären,

können anhand der Frequenz bestimmter Typen interessante Fragen beantwortet werden wie etwa, welche *topoi* bzw. aus diesen gewonnene Argumente für (bestimmte Subgruppen) eine(r) Sprachgemeinschaft besonders charakteristisch sind [...]. Diachron könnte die Ab-/ Zunahme bestimmter Argumenttypen festgestellt werden [...] (Kienpointner, 1982: 180).

Mit seinen sechzig kontextabstrakten Argumentationsmustern geht es Kienpointner also um *Topoi*, die „für das Argumentieren großer Subgruppen der deutschen Sprechgemeinschaft typisch sind, insbesondere in der politischen Argumentation“ (1992: 235), und die „somit zum ‚kollektiven Wissen‘ einer Sprachgemeinschaft gehören“ (1982: 181) bzw. von bestimmten Gruppen zu einer bestimmten Zeit. In einer diskurslinguistischen Untersuchung geht es weitergehend auch darum, die Unterschiede in der Verwendung typischer *Topoi* zwischen verschiedenen Gruppen zu einem Zeitpunkt und zwischen diesen Gruppen zu verschiedenen Zeitpunkten in einem Themenbereich herauszufinden.

Kienpointners Typologie kontextabstrakter Muster des Argumentierens ist eine gute Grundlage und Orientierung für eine diskursgeschichtlich ausgerichtete Argumentationsanalyse. Für eine solche sind aber, weil sie an Inhalten interessiert ist, kontextspezifische, d. h. inhaltlich ‚gefüllte‘ *Topoi* relevant. Bei Ersteren geht es um die allgemeinen, unabhängig von jeglicher inhaltlichen Spezifizierung verwendbaren Schlussregeln einer Argumentation wie z. B. das *a-minore*-/a-*maiore*-Schema (*a minore*: „Wenn sogar *p*, und d. h.: wenn sogar das weniger Plausible gilt, dann gilt erst recht *q* bzw. das mehr Plausible“ (Kopperschmidt, 1989: 182–183); *a maiore*: Wenn schon *p*, d. h. das mehr Plausible nicht gilt, dann gilt erst recht nicht *q*, d. h. das weniger Plausible (vgl. ebd.: 179–180)) oder den Kausalschluss (als normatives Grund-Folge-Schema: Handlung *A* führt zu Folge *B*. *B* ist positiv / negativ zu bewerten. Also: Handlung *A* ist positiv / negativ zu bewerten und daher zu vollziehen / zu unterlassen (vgl. Kienpointner, 1996: 149)). Mit kontextspezifischen *Topoi* sind die inhaltlich gefüllten Herstellungen konkreter Sachverhaltszusammenhänge gemeint.

Die seit der Antike geführte Diskussion, ob *Topoi* eher formalen Charakter haben oder ob sie eher inhaltlich bestimmt sind, kann für diskurslinguistische Zwecke dahingehend entschieden werden, dass *Topos* als eine *eher inhaltlich* bestimmte Kategorie aufgefasst wird – auch wenn die kontextspezifischen *Topoi* sich auf formale Schlussmuster zurückführen lassen. Diese den ‚besonderen *Topoi*‘ der Tradition nahekommenden *Topoi* / Argumentationsmuster lassen sich in jedem inhaltlich bestimmten Diskurs auffinden, ihre Analyse und evtl. die Auszählung ihrer Häufigkeit können Aussagen liefern über typische, wichtige oder dominante Denkweisen, Sichtweisen bzw. Wahrnehmungsmuster bestimmter Gruppen, in einem bestimmten Zeitraum, bezogen auf ein bestimmtes Thema. Beispiele für solche *Topoi* werden im folgenden Kapitel angeführt.

Zuvor soll mit Bornscheuers Rekonstruktion des Aristotelischen *Topos*-Begriffs klarer werden, inwiefern *Topos*-Analysen für diskurslinguistische Erkenntnisinteressen fruchtbar sind: Lothar Bornscheuer (1976) leitet vom aristotelischen *Topos*-Begriff

vier Strukturmerkmale des Topos her: Ein Topos ist habituell, das heißt gewohnheitsmäßig und kollektiv verbreitet und abrufbar. Sein Potenzialitätsmerkmal begründet die relative Abstraktheit der Topoi: Sie können als Denk- und Argumentationsmuster jeweils für und gegen die in Frage stehenden Positionen eingesetzt werden. Das Intentionalitätsmerkmal betont, dass die sprechenden Individuen mit ihren Interessen und Intentionen die vorhandenen Denkmuster, Topoi und Bedeutungen zwar auch perpetuieren (Habitualitätsmerkmal), sie aber gleichzeitig mit jeder sprachlichen Handlung modifizieren. Das Symbolizitätsmerkmal hebt darauf ab, dass Topoi in verschiedener Weise sprachlich / symbolisch realisiert werden können. Diese Merkmale weisen den Topos-Begriff als brauchbar für solche diskursgeschichtlichen Analysen aus, die einerseits davon ausgehen, dass sprachlich Handelnde Bedeutungen / gesellschaftliches Wissen mit ihren einzelnen individuellen Handlungen konstituieren und in jeder einzelnen Sprechhandlung auch minimal verändern (Intentionalitätsmerkmal). Andererseits nehmen solche Analysen aber auch an, dass die Handelnden sich nur im Rahmen des geschichtlich, sozial und diskursiv im Moment der Sprachhandlung Denk- und Sagbaren äußern können (Habitualitätsmerkmal).

### 3 Topos-Analysen als ein Instrument der Diskurslinguistik

Diskurslinguistische Topos-Analysen werden zwar inzwischen auch in sog. „Mehrebenenanalysen“ integriert (vgl. insbes. Spieß, 2011), sie können aber auch isoliert von anderen sprachlichen Untersuchungsobjekten wie der Lexik oder der Metaphorik, die immer Bestandteile von Argumentationsmustern sind und deren Funktion für oder in diesen Mustern mitberücksichtigt werden kann, praktiziert werden. Das habe ich im Anschluss an die oben skizzierte Begründung der Topos-Analyse als diskurslinguistische Methode am bundesdeutschen Diskurs um Arbeitsmigration in den Jahren 1960 bis 1985 erprobt (vgl. Wengeler, 2003). Es geht dabei um die Erfassung und Beschreibung der in dieser Zeit quantitativ dominanten und von bestimmten Gruppen bevorzugt verwendeten Topoi pro und contra Einwanderung in die Bundesrepublik Deutschland. Das Ziel war, das kollektive und sich jeweils öffentlich durchsetzende ‚Wissen‘ zu diesem Themenfeld zu eruieren. Diskurshistorisch interessante und auch für aktuelle Migrationsdiskurse relevante Ergebnisse sind dabei: Es treten zum einen Argumentationsmuster und Denkweisen in Erscheinung, die zeittypisch für vergangene Jahrzehnte sind. Dazu gehören z. B. der Gefahren-Topos in einer Ausprägung, die in den 1960er Jahren mit der Gefahr kommunistischer Infiltration von Betrieben durch südeuropäische *Gastarbeiter* oder mit der Gefahr des Einschleppens von Krankheiten contra Zuwanderung argumentiert, oder der Verlagerungs-Topos, der in den 1970er Jahren contra Einwanderung empfiehlt, doch die Arbeit zu den Arbeitern zu bringen, statt die Arbeiter nach Deutschland kommen zu lassen. Andere Topoi aber kommen im gesamten Zeitraum des untersuchten Migrationsdiskurses vor und zeigen somit eine lange Kontinuität hinsichtlich des ‚Wissens‘ und Wollens zum Thema Zuwanderung nach

Deutschland. Dies sind z. B. Belastungs- und Missbrauchs-Topoi auf der einen Seite (contra Zuwanderung) und Humanitäts-, Realitäts- und der Topos vom wirtschaftlichen Nutzen auf der anderen Seite (pro Zuwanderung). Die Studie kommt zu dem Schluss, dass – entgegen der diskurskritischen Einschätzung, ‚der‘ Diskurs über Zuwanderer in Deutschland sei fremdenfeindlich und ablehnend (auch wenn dies für bestimmte Gruppen und auch hinsichtlich konkreter politischer Maßnahmen zutrifft) – bei einer quantitativen Auswertung der Pressekorpora festzustellen ist, dass auch pro Zuwanderung oder Zuwanderer vorgebrachte Argumentationen den öffentlichen Diskurs mit prägen. Diese bestätigen allerdings auch die einwanderer-ablehnenden Tendenzen dadurch, dass sie zunehmend (in den 1980er Jahren) defensiv gegen Forderungen nach Zuwanderungsbeschränkungen gerichtet sind: Während in den 1970er Jahren und in Ansätzen auch von 1980 bis 1982 noch offensiv Gerechtigkeits- und Realitäts-Topoi (der Realitäts-Topos ist in den 1980er Jahren das quantitativ wichtigste pro Einwanderung verwendete Argumentationsmuster – mit dem stereotyp verfestigten Satz „Deutschland ist de facto ein Einwanderungsland geworden“) für eine Besserstellung der Einwanderer angeführt wurden, galt es danach, mit der Realitäts-Argumentation rigide Nachzugsbeschränkungen zu verhindern.

Als Erweiterung solch eindimensionaler Topos-Untersuchungen haben sich – wie erwähnt – diskurslinguistische Untersuchungsdesigns entwickelt, die Argumentationen als die komplexen Handlungen auffassen, die transtextuell wiederkehrend in ihrer Typizität, ihrer Habitualität und hinsichtlich sich durchsetzender Muster betrachtet werden können, die aber zu ihrer Realisierung sprachlichen Materials bedürfen, das ebenfalls Aufschluss über diskursive Regelmäßigkeiten und damit über kollektiv verfügbare Konzepte und Mentalitäten (Gewohnheiten des Denkens, Fühlens, Wollens) gibt. Folgerichtig, so Spieß resümierend, „setzen sich zunehmend Untersuchungen durch, die die Vernetzung der argumentativen Ebene mit anderen sprachlichen Ebenen und Phänomenen wie Lexik, Metaphorik, Handlungsstrategien und den Bezug zu Wissensrahmen in den Blick nehmen“ (Spieß, 2016: 19).

Als erster hat Jürgen Spitzmüller in seiner Arbeit über „Metasprachdiskurse“ (2005) dies praktiziert. Er untersucht den öffentlichen Diskurs zu Anglizismen in den 1990er Jahren und möchte dabei herausfinden, welcher Sprachbegriff diesem Diskurs über Sprache zugrunde liegt. Mit der Gegenüberstellung des öffentlichen und des fachlichen Diskurses über Anglizismen geht es ihm darum zu erkennen, warum die Verständigung zwischen laienlinguistischer Sprachkritik an und fachlicher Einordnung von Anglizismen kaum möglich ist. Auch Spitzmüller beruft sich auf Bornscheuer und Kienpointner und analysiert kontextspezifische Topoi, da diese „an eine bestimmte (Diskurs-)Gesellschaft und an ein bestimmtes Thema gebunden“ (2005: 274) sind. Mit dem Topos-Begriff will er die „kollektiv geteilten ‚Gewissheiten‘“, die „Teil jenes kollektiven Wissens sind, das keiner Begründung bedarf“ (ebd.: 272), eruieren. Das im Diskurs Unausgesprochene, das für eine Diskursanalyse gerade von besonderem Erkenntniswert ist, erfasst er also mit dem Topos-Begriff. Da dieses Unausgesprochene im Toulmin’schen Argumentationsschema (vgl. Toulmin, 1975) zumeist die Schlussregel

ist, deren Geltung aber die Überzeugungskraft konkreter Einzelargumente sichert, stellt er die in den Beiträgen der Diskursakteure vorausgesetzten Topoi als Schema von Schlussregel, Argument und Konklusion dar, sodass z. B. der von Anglizismengegnern am häufigsten geäußerte Verständnisbarrieren-Topos wie folgt formuliert wird: „Das Verständnis einer Entlehnung bedarf der Kenntnis der Sprache, aus der die Entlehnung stammt“ (ebd.: 279). Die in den analysierten Texten vorkommenden Argumente werden den Topoi (z. B. Verständnisbarriere, Ausgrenzung, Aufwertung, Euphemisierung, Identitätsstörung – so die Bezeichnungen) zugeordnet, die deshalb „als Topoi [...] einzustufen [sind], weil ihre Gültigkeit im Diskurs verankert ist und mithin dort nicht zur Debatte steht: Sie leuchten unmittelbar ein und bedürfen keiner Erklärung“ (ebd.: 280). Mit dieser Vorgehensweise kann Spitzmüller – ergänzt durch die Analyse zentraler, meist pejorativer Schlagwörter (wie *Anglizismus*, *Kauderwelsch*, *Pidgin*, *Denglisch*) und von Metaphernkonzepten wie der Krankheits- und Flutmetaphorik – die ‚Wissensstrukturen‘ des öffentlichen Anglizismendiskurses der 1990er Jahre sowohl qualitativ als auch quantitativ erfassen und sie mit dem Sprachverständnis der Linguistik kontrastieren. Es zeigt sich, dass Öffentlichkeit und Sprachwissenschaft je eigene metasprachliche Diskurse führen, die so wenig miteinander kompatibel sind, dass die Kommunikation zwischen beiden erheblich erschwert wird. Der Sprachwissenschaft wird insbesondere empfohlen, sich diesen ganz anderen Diskurs der Öffentlichkeit und das dort zum Ausdruck kommende ganz andere Sprachverständnis bewusst zu machen, um Anknüpfungspunkte für eine Verständigung zu finden.

Eine Integration verschiedener wissensanalytischer Ansätze leistet auch Nina Kalwa (2013), die die Topos-Analyse mit einer Frame-Analyse kombiniert, wobei die Ergebnisse eher additiv präsentiert werden, während etwa Alexander Ziem (2014) in einem Aufsatz zum Globalisierungs-Topos eine Verschränkung beider Methoden praktiziert. Kalwa untersucht den Pressediskurs zum umstrittenen Bau einer Moschee in Köln aus dem Sommer 2007. Ihr Ziel ist es herauszufinden, welche Konzepte von ‚Islam‘ in diesem Diskurs erkennbar werden:

Über die Frame-Analyse werden [...] zunächst die expliziten Prädikationen herausgearbeitet. Dies geschieht vorwiegend durch die Untersuchung der Prädikationen der Lexeme *Islam* und *Moslem / Muslim*. Mithilfe einer Toposanalyse werden schließlich einige implizite Prädikationen herausgearbeitet. (Kalwa, 2013: 158)

Als Ergebnis ihrer Analyse unterscheidet sie vier verschiedene Konzepte des Islam, von denen sich Konzept A, das den Islam als politische Ideologie und als nicht mit dem westlichen Wertesystem vereinbar versteht, und Konzept B, das den Islam als friedliche Religion sieht, diametral gegenüberstehen. Im Konzept A, das im Kölner Moscheebau-diskurs bei den Gegnern des Moscheebaus zutage tritt, werden z. B. Prädikationen wie „Der Islam entgrenzt und rechtfertigt Gewalt“ (ebd.: 174), „Im Islam existiert nach wie vor die Unterdrückung der Frau“ (ebd.: 175) und „Der Islam passt nicht nach Deutschland, weil er nicht kritikfähig ist“ (ebd.: 177) herausgearbeitet. Diese Prädikationen

über „den Islam“ werden argumentativ funktionalisiert. Der Mehrwert der Topos-Analyse besteht demnach darin, die oft nicht explizit ausgesprochene argumentative Funktion von Aussagen feststellen zu können. Das Zusammenspiel beider Analyseansätze vermag methodisch klarer zu zeigen, wie Elemente der kognitiv verfestigten Bestandteile des Konzepts in Sprachhandlungen eingesetzt werden und funktionieren, um plausible Überzeugungen zu generieren. Auf dieser Ebene impliziter Prädikationen in Form von Schlussregeln sind für Konzept A etwa der Gewalttopos („Weil dem Islam eine gewisse Neigung zur Gewalt nicht abzusprechen ist, ist er nicht in die deutsche Gesellschaft integrierbar“ (ebd.: 191)), der Unterdrückungstopos („Weil im Islam nach wie vor die Unterdrückung der Frau vorherrscht, ist er nicht in die deutsche Gesellschaft integrierbar“ (ebd.)) oder der Widerspruchstopos („Weil der Islam im Widerspruch zum deutschen Grundgesetz steht, muss der Bau der Moschee verhindert werden“ (ebd.)) konstitutiv. Als dritte Ebene der Analyse werden Schlagwörter wie *Islamismus*, *Parallelgesellschaft* oder *Kulturbruch* in ihrem Gebrauch im Rahmen der herausgearbeiteten Argumentationsmuster dargestellt. So gelingt eine Mehrebenenanalyse, die in der Lage ist, mit der Unterscheidung verschiedener Konzepte die Heterogenität des gesellschaftlichen Wissens (und Fühlens und Wollens) zum Islam herauszuarbeiten und nicht nur einen alles umspannenden islamfeindlichen Diskurs aus der Vielfalt der im Pressediskurs zu Wort gekommenen Stimmen zu vereinheitlichen.

Während in diesen Arbeiten eine inhaltsbezogene Toposanalyse praktiziert wird, hat Josef Klein eine strukturbezogene Toposanalyse entwickelt, die er an verschiedenen Gegenständen vorführt. Über die bisher behandelten Topoi als „Schemata für den einzelnen Argumentationsschritt“ (Klein, 2000: 623) hinaus umfassen Diskurse laut Klein

meist etliche, oft viele Argumentationsschritte. Da liegt die Frage nahe, ob es nicht regelmäßig wiederkehrende Konfigurationen aus mehreren Topoi gibt, in denen sich – u. U. diskursdominierend oder textsortenprägend – Schemata höherer Ordnung manifestieren (ebd.).

Für „solche Schemata des mehr- oder vielschrittigen, komplexen Argumentierens“ (1995: 34) verwendet Klein den Begriff des topischen Musters. Das komplexe topische Muster, das für Argumentationen in politischen Reden und Debatten sowie für den öffentlich-politischen Mediendiskurs (für Presstexte) charakteristisch (vgl. Klein, 2000) sowie „zeit- und kulturübergreifend, textintern und transtextuell“ (2011b: 291) aufzufinden sei, leitet Klein aus einer handlungstheoretisch motivierten Beschreibung ab. Daraus ergibt sich

(1) bei Begründung durch Situationsdaten der ‚Datentopos‘, (2) bei Begründung durch Prinzipien (Normen/Werte) der ‚Prinzipientopos‘, (3) bei Begründung durch Situationsbewertung der ‚Motivationstopos‘, (4) bei Begründung durch Ziele / Zwecke der ‚Finaltopos‘ und (5) bei Begründung durch Hinweis auf Folgen/Auswirkungen der ‚Konsequenztopos‘. (Klein, 2002: 168)

Wenn demnach politisches Sprachhandeln durch ein solches komplexes topisches Muster gekennzeichnet ist, dann ist es für empirische Analysen gerade interessant zu untersuchen, ob in Einzeltexten oder bei einzelnen Diskursakteuren bestimmte Positionen des Schemas nicht oder vermehrt gefüllt werden. Klein diagnostiziert z. B. in der parlamentarischen Asyl-Debatte von 1992 eine „Topik instrumenteller Orientierung“ (1995: 34) der Parteien CDU/CSU und SPD im Kontrast zu einer „Topik der normativen Orientierung“ (ebd.: 41) bei den Grünen. Ebenso interessant ist es zu sehen, mit welchen kontextspezifischen Inhalten im Einzelfall die Topoi, die Positionen des Schemas gefüllt werden sowie ob und inwiefern in anderen Gebrauchsdomänen / Textsorten andere topische Muster genutzt werden. Letzteres zeigt Klein (2000) an christlichen Verkündigungstexten bzw. Predigten von der Bergpredigt bis zu einer Katholikentagspredigt sowie an zeitgenössischen „populären Lebenshilfebüchern“ (ebd.: 647), die jeweils andere, im einen Fall durch den Autoritäts-Topos, im anderen durch den Exemplum-Topos dominierte topische Muster zeigen. Zudem verknüpft auch Klein die Analyse des topischen Musters mit anderen sprachlichen Ebenen und legt insofern eine Mehrebenenanalyse vor, wenn er zeigt, dass die Positionen des Musters in einem Diskurs mit zentralen Schlagwörtern gefüllt werden. Im neoliberalen Reformdiskurs der Jahre 1995 bis 2005 etwa werde der Datentopos u.a. mit dem Schlagwort *Globalisierung*, der Prinzipientopos mit Hochwertwörtern wie *Freiheit*, *Eigenverantwortung* und *Wettbewerb* und der Finaltopos durch die Schlagwörter *Wettbewerbsfähigkeit* und *Sicherung des Standortes Deutschlands* besetzt. Die sich aus dem topischen Muster ergebenden Schlussfolgerungen werden in Schlagwörtern wie *Reformen*, *Flexibilisierung des Arbeitsmarktes* oder *Deregulierung der Wirtschaft* kondensiert (vgl. Klein, 2011a, 2011b).

In den letzten Jahren hat David Römer eine Kombination der inhaltsbezogenen Analyse der ‚klassischen‘ Einzeltopoi mit dem Klein’schen Modell der komplexen topischen Muster entwickelt. Als Ergebnis dieser Verknüpfung erkennt er für die jeweils untersuchten Diskurse, in seinem Fall Wirtschaftskrisendiskurse, eine jeweilige topologische Diskursformation. Diese zeigt mit ihren jeweils unterschiedlichen spezifischen Füllungen durch Einzeltopoi Gemeinsamkeiten und Unterschiede des in unterschiedlichen Zeiten bezüglich gleicher oder ähnlicher Themen Sag- und Denkbaren auf. Aus Platzgründen kann dieses Modell, das in Römer (2016) begründet und ausgearbeitet ist, hier aber nicht mehr präsentiert werden. Mit dieser Verknüpfung von inhalts- und strukturbezogener Topos-Analyse liegt aber ein vielversprechender und fruchtbarer neuer methodischer Ansatz für die Diskursanalyse vor.

## 4 Fazit

Es sollte deutlich geworden sein, dass die Argumentationsanalyse in unterschiedlichen Facetten in den letzten fünfzehn Jahren zu einem zentralen diskurslinguistischen Werkzeug geworden ist, weil sie sich gerade für agonale, heterogene öffentliche Diskurse, in denen in demokratischen Gesellschaften um Richtigkeit und Wahrheit von

Geltungsansprüchen, politischen Entscheidungen und Maßnahmen gestritten wird, als eine den Gegenständen angemessene Methode erwiesen hat. Zunehmend wird die Analyse der Argumentation mit anderen Analyseebenen wie der der Lexik oder der Metaphorik zu Mehrebenenanalysen verknüpft, aber auch die Kopplung mit korpuslinguistischen Verfahren wird inzwischen erprobt, auch wenn Argumentationsmuster oft gerade nicht unproblematisch auf der sprachlichen Oberfläche erkennbar sind. All diese Ansätze sind und versprechen interessante Weiterentwicklungen methodischer Konzepte für die Diskurslinguistik, die zu weiter differenzierten und auch gesellschaftlich relevanten empirischen Forschungsergebnissen führen können.

## Literatur

- Bornscheuer, Lothar (1976): *Topik. Zur Struktur der gesellschaftlichen Einbildungskraft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Busse, Dietrich (2013): *Linguistische Diskurssemantik: Rückschau und Erläuterung nach 30 Jahren*. In: *Linguistische Diskursanalyse: neue Perspektiven*. Hrsg. v. Dietrich Busse u. Wolfgang Teubert. Wiesbaden: Springer VS, S. 31–53.
- Busse, Dietrich / Teubert, Wolfgang (1994): *Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik*. In: *Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik*. Hrsg. v. Dietrich Busse, Fritz Hermanns u. Wolfgang Teubert. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 10–28.
- Kalwa, Nina (2013): *Das Konzept „Islam“. Eine diskurslinguistische Untersuchung*. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Kienpointner, Manfred (1982): *Probleme einer Argumenttypologie*. In: *Klagenfurter Beiträge zur Sprachwissenschaft* 8, S. 175–190.
- Kienpointner, Manfred (1992): *Alltagslogik. Struktur und Funktion von Argumentationsmustern*. Stuttgart: frommann-holzboog.
- Klein, Josef (1995): *Asyl-Diskurs. Konflikte und Blockaden in Politik, Medien und Alltagswelt*. In: *Sprache im Konflikt*. Hrsg. v. Ruth Reiher. Berlin, New York: de Gruyter, S. 15–71.
- Klein, Josef (2000): *Komplexe topische Muster. Vom Einzeltopos zur diskurstyp-spezifischen Topos-Konfiguration*. In: *Topik und Rhetorik. Ein interdisziplinäres Symposium*. Hrsg. v. Thomas Schirren u. Gert Ueding. Tübingen: Niemeyer, S. 623–649.
- Klein, Josef (2002): *Topik und Frametheorie als argumentations- und begriffsgeschichtliche Instrumente, dargestellt am Kolonialdiskurs*. In: *Neue deutsche Sprachgeschichte. Mentalitäts-, kultur- und sozialgeschichtliche Zusammenhänge*. Hrsg. v. Dieter Cherubim, Karlheinz Jakob u. Angelika Linke. Berlin, New York: de Gruyter, S. 167–181.
- Klein, Josef (2011a): *Sprache, Macht und politischer Wettbewerb*. In: *Sprachreport*, H. 4, S. 3–9.

- Klein, Josef (2011b): Diskurse, Kampagnen, Verfahren. Politische Texte und Textsorten in Funktion. In: *Mitteilungen des deutschen Germanistenverbandes*, H. 3, S. 289–298.
- Klein, Wolfgang (1980): Argumentation und Argument. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik*, H. 38/39, S. 9–57.
- Kopperschmidt, Josef (1989): *Methodik der Argumentationsanalyse*. Stuttgart: frommann-holzboog.
- Perelman, Chaïm / Olbrechts-Tyteca, Lucie (2004) [1958]: *Die neue Rhetorik: eine Abhandlung über das Argumentieren*. 2 Bde. Stuttgart: frommann-holzboog.
- Römer, David (2016): *Wirtschaftskrisen. Eine linguistische Diskursgeschichte*. Unveröffentl. Diss. Vechta.
- Spieß, Constanze (2011): *Diskurshandlungen. Theorie und Methode linguistischer Diskursanalyse am Beispiel der Bioethikdebatte*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Spieß, Constanze (2016): *Argumentieren in Diskursen*. In: *Handbuch Sprache und Politik*. Hrsg. v. Thomas Niehr, Jörg Kilian u. Martin Wengeler. Bremen: Hempen Verlag. Im Druck.
- Spitzmüller, Jürgen (2005): *Metasprachdiskurse. Einstellungen zu Anglizismen und ihre wissenschaftliche Rezeption*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Spitzmüller, Jürgen / Warnke, Ingo H. (2011): *Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse*. Berlin, Boston: de Gruyter.
- Toulmin, Stephen (1975): *Der Gebrauch von Argumenten*. Kronberg / Ts.: Scriptor.
- Wengeler, Martin (2003): *Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960–1985)*. Tübingen: Niemeyer.
- Wengeler, Martin (2017): *Diskurslinguistik als Argumentationsanalyse*. In: *Handbuch Diskurs*. Hrsg. v. Ingo Warnke. Berlin, Boston: de Gruyter. In Vorb.
- Ziem, Alexander (2014): *Lexikalisches Wissen und argumentativer Gebrauch: vom Nutzen qualitativ-korpusbasierter Analysen*. In: *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 10, H. 2, S. 115–139.



---

# Zur Widerspiegelung der herrschenden politischen Regime in deutschen und lettischen lexikographischen Quellen des 20. Jahrhunderts

Agnese Dubova (Ventspils)

## **Abstract**

*Der Beitrag fokussiert auf die Widerspiegelung des jeweils herrschenden politischen Regimes in den lettischen und deutschen Fremdwörterbüchern des 20. Jahrhunderts. Anhand konkreter Belege wird auf die Bedeutungsveränderungen einiger für die sozialistische Ideologie relevanten Begriffe eingegangen: Die unifizierende Bedeutungszuweisung in den Lexika aus den 20er und 30er Jahren wird in den 50er – 80er Jahren unter dem russischen Einfluss durch die polarisierenden Bedeutungen mit jeweils eindeutig negativer bzw. positiver Konnotation ersetzt. Bezüglich der Quellen aus den 50er – 80er Jahren ist anzumerken, dass die Bedeutungsangaben in den Ausgaben aus der DDR und im Lettischen unter dem Einfluss der sozialistischen Ideologie und der russischen Sprache stehen. Der Einfluss der herrschenden Ideologien lässt sich anhand der lexikographischen Quellen in den Bedeutungsangaben bzw. anhand von Bedeutungserläuterungen, Verwendungsbeispielen und Illustrationen feststellen.*

*The article focuses on ruling political regimes as reflected in twentieth-century Latvian- and German-language dictionaries. Changes in the meaning of certain concepts related to socialist ideology have been practically analysed, with the replacement of the unified meaning of dictionaries from the twenties and thirties being superseded by polarized meanings with negative or positive connotations. It should be noted that sources both from Latvia and the GDR (German Democratic Republic) from the fifties through the eighties contain entries wherein meanings are influenced by socialist ideology and the Russian language. The influence of the ruling ideology on lexicographical sources can be evidenced in etymological explanations, definitions, examples of language use and illustrations.*

## **Keywords**

*Sprache und Politik, politische Fremdwörter, Bedeutungsstruktur in Wörterbüchern, Deutsch, Lettisch  
language and politics, political foreign words, semantic structure in dictionaries, German, Latvian*

## 1 Einleitung

Das 20. Jahrhundert ist durch mehrere politische Umbrüche im lettischen und deutschen Sprachraum gekennzeichnet. Folgende drei politisch relevante Zeitperioden sind zu unterscheiden:

- 1) die 20er–30er Jahre mit den demokratischen Republiken und dem Übergang zu autoritären politischen Regimen in vielen europäischen Staaten, darunter auch in Deutschland und in Lettland;
- 2) die 50er–80er Jahre mit der Koexistenz zweier deutscher Staaten mit unterschiedlichen politischen Ideologien und dem Vorherrschen der sozialistischen Ideologie im Territorium Lettlands als Bestandteil der Sowjetunion;
- 3) die 90er Jahre mit der Wende sowohl in Deutschland mit der Wiedervereinigung der zwei deutschen Staaten als auch in Lettland mit der Wiedererlangung der Unabhängigkeit.

Es ist bekannt, dass die ideologischen Anschauungen der vorherrschenden politischen Regime in lexikographischen Werken widergespiegelt werden, d. h. Wörterbücher gelten als Spiegel des politischen Wandels. Darüber hinaus führt Ludwig (2007: 95) aus:

Dass Wörterbücher gesellschaftliche Veränderungen bzw. Zeitgeschichte widerspiegeln, zeigt sich einerseits in der Auswahl der in einem Wörterbuch verzeichneten Wörter und Wendungen und andererseits in Wörterbucheinträgen, die die Bedeutungserläuterungen und / oder die angeführten Verwendungsbeispiele zu einem Lemma betreffen.

In einem lexikographischen Werk kann demnach der gewählten Information und der Rolle des herrschenden politischen Regimes, d. h. der Verbundenheit von Sprache und Ideologie, besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. In diesem Beitrag werden ausgewählte Fremdwörter aus dem Bereich der Politik anhand ihrer Bedeutungserläuterungen und Verwendungsbeispiele in deutschen und lettischen lexikographischen Werken des 20. Jahrhunderts untersucht. Das Ziel ist, den Einfluss der herrschenden politischen Regime auf die Bedeutungswiedergabe der politischen Fremdwörter anhand deutscher und lettischer Fremdwörterbücher des 20. Jahrhunderts aufzuzeigen.

## 2 Wörterbücher als Untersuchungsquellen

Zur Untersuchung wurden Wörterbücher als Hauptquellen herangezogen. Aus diesem Grunde werden hier zuerst die Hauptfunktionen lexikographischer Werke näher behandelt. Bezüglich der Benutzung von Wörterbüchern werden vorwiegend drei Fälle

unterschieden: als Nachschlagewerk, zum Erwerb ‚korrekter‘ Informationen und als Instrument ideologischer Beeinflussung (Wiegand, 1987: 316). Daraus wird ersichtlich, dass Wörterbüchern somit auch eine Rolle in der politischen Bildung verliehen wird. Sie erfüllen nach Dörner (1992: 127) drei gesellschaftliche und politisch-kulturelle Funktionen: 1) Normierung und Vereinheitlichung der Sprache; 2) sprachpolitische Funktionen in bestimmten politischen und gesellschaftsevolutionären Situationen; 3) didaktische Funktionen, besonders bei einsprachigen Wörterbüchern. Die zweite Funktion drückt auch die politische Rolle von Wörterbüchern unter besonderen gesellschaftlich-politischen Konstellationen aus. Weiterhin charakterisiert Reichmann (2001: 170–171; Hervorhebung A. D.) die Rolle des Lexikographen wie folgt:

Der Lexikograph verfügt mit den Belegen über ein Darstellungsmittel, das mannigfache Möglichkeiten der pädagogischen Einflussnahme gewährt, und zwar sowohl hinsichtlich der oft geforderten Richtigkeit der morphologischen und syntaktischen Verwendung des Lemmazeichens als auch seiner pragmatischen Regelmäßigkeit und seiner semantischen Verwendungsregeln; im letzteren Falle können *Belege die Vermittlung ideologischer Systeme*, wie sie primär *die Bedeutungserläuterungen* bieten, unterstützen.“

Mit Recht beschreibt auch Reichmann (2001) die entscheidende Rolle des Lexikographen in der Auswahl der Belege, durch die das Wörterbuch einen didaktischen und auch politischen Einfluss ausüben kann. Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass Wörterbücher in einer bestimmten politischen Situation zur Verbreitung und Widerspiegelung der herrschenden Ideologie eine relevante Rolle spielen können.

### 3 Ausgewählte deutsche und lettische lexikographische Quellen

Zur Ermittlung der Widerspiegelung der herrschenden Ideologie in den deutschen und lettischen Wörterbüchern des 20. Jahrhunderts wurden insgesamt sieben Fremdwörterbücher aus den oben erwähnten drei Zeitperioden des 20. Jahrhunderts als Hauptquellen gewählt, in denen 110 deutsche und 110 lettische politische Fremdwörter der Analyse unterzogen wurden. Dabei handelt es sich um jeweils eine Quelle aus dem deutschen und lettischen Sprachraum pro Zeitraum; aus den 50er–80er Jahren wurde zudem eine zweite deutsche Ausgabe ausgewählt, damit beide deutsche Staaten vertreten sind. Die Hauptquellen sind somit *DFWB 1937*, *DFWB Leipzig 1966*, *DFWB Mannheim 1966*, *DFWB 1999*, *LFWB 1934*, *LFWB 1969* und *LFWB 1999*. Dabei ist anzumerken, dass die auf Lettisch veröffentlichten Fremdwörterbücher der Jahrgänge 1954, 1969 und 1978 ergänzte Übersetzungen der in Moskau erschienenen russischen Fremdwörterbücher sind. Als Zusatzquellen wurden außerdem dreizehn einsprachige deutsche und lettische Bedeutungswörterbücher, Enzyklopädien und Fremdwörterbücher aus dem 20. Jahrhundert herangezogen. Darunter sind folgende deutsche und lettische Bedeutungswörterbücher zu nennen wie *Der große Duden* (1930), *Duden. Bedeutungswörterbuch* (1970), *WDG* (1980, 1981) und *LLVV* (1972–1996).

Zur Untersuchung wurden noch zusätzlich folgende deutsche und lettische enzyklopädische Werke berücksichtigt: *Meyers Lexikon* (1924–1933), *LKV* (1927–1939), *LME* (1932–1936), *LPE* (1981–1987) und *Politiskā enciklopēdija* (1987). Außerdem wurden die Bedeutungsangaben auch in weiteren deutschen und lettischen Fremdwörterbüchern überprüft, zum Beispiel im *DGFWB* (1994), *LFWB* (1933) und *LFWB* (2005).

Wie oben erwähnt, spiegelt sich das politische Regime in den Bedeutungserläuterungen und in den Verwendungsbeispielen eines Wörterbuches. Deswegen werden in der Studie Bedeutungserklärungen, paradigmatische Angaben (Synonyme, Antonyme, Hyponyme bzw. Hyperonyme) sowie syntagmatische Angaben (Kollokationen, Beispiele) und sprachliche Illustrationen (Schaeder, 1987: 105) in den zur Analyse ausgewählten lexikographischen Quellen untersucht.

## 4 Widerspiegelung der politischen Anschauungen in den Bedeutungsangaben

### 4.1 20er–30er Jahre

In den untersuchten deutschen Quellen der 20er und zu Beginn der 30er Jahre existieren nur wenige Bedeutungserläuterungen, in denen zeitgenössische politische Anschauungen deutlich werden. Diese werden auf folgende Art und Weise zum Ausdruck gebracht:

- 1) Als unifizierende Bedeutungszuweisung bei der Interpretation der für die sozialistische Ideologie relevanten Begriffe aus der Sicht der politischen Ansichten der 20er und frühen 30er Jahre. So werden Stichwörter wie *Kollektivismus*, *Kommunismus* und *Sozialdemokratie* in Verbindung mit dem Sozialismus oder der sozialistischen Gesellschaftsform erläutert. Die Stichwörter *Kollektivismus* und *Kommunismus* werden im *Großen Duden* (1930: 285, 288) als Formen des Sozialismus dargestellt. Das Stichwort *Sozialdemokratie* wird als politische Richtung erläutert, die die Verwirklichung des Sozialismus im Staatsleben anstrebt (Meyers Lexikon, 1929: 502).
- 2) Als Bedeutungserläuterung, die nur in den Quellen der 20er–30er Jahre vorzufinden ist, wohingegen in den späteren Quellen des 20. Jahrhunderts sogar ein Hinweis auf diese früher verwendete Bedeutungsnuance fehlt. Beispielsweise beinhaltet das Stichwort *Internationalismus* das Semem *das Fehlen des Nationalgefühls* (Meyers Lexikon, 1927: 510), das einen Gegensatz zum Lexem *Nationalismus* bildet.

In den lettischen Quellen der 20er–30er Jahre lässt sich eine negative Bewertung bei der Definition des Stichwortes *sociāldemokrātija* beobachten:

sozialdemokratische Parteien, d. h. solche politischen Parteien, die sich auf den wissenschaftlichen Sozialismus (Marxismus) stützen [...], sie streben danach, mithilfe des allgemeinen Wahlrechts die Herrschaft zu ergreifen und dann die Demokratie in den Dienst der Arbeiterklasse zu stellen und sie als Machtmittel zu nutzen, um den Großkapitalisten und den Großgrundbesitzern die in ihrem Besitz befindlichen Produktionsmittel zu entziehen [...] (LME, 1936: 2337–2338; Übersetzung und Hervorhebung hier und im Folgenden A. D.).

## 4.2 50er–80er Jahre

In den Quellen der 50er–80er Jahre der DDR und der BRD sind Bedeutungsunterschiede nicht nur bei den politischen Fremdwörtern anzutreffen, die mit der sozialistisch-kommunistischen Ideologie zusammenhängen, sondern auch bei solchen, bei denen der Einfluss der russischen Sprache in der DDR deutlich wird. So wird das Lemma *Internationalismus* in den Fremdwörterbüchern der DDR und der BRD unterschiedlich erläutert. In der Ausgabe der BRD wird es als „Streben nach zwischenstaatl. Zusammenschluß“ (DFWB Mannheim, 1966: 315) definiert. In der Ausgabe der DDR hingegen wird es als Synonym für den proletarischen Internationalismus gebraucht:

marxistisch-leninistische Theorie u. Praxis des gemeinsamen Kampfes der internationalen Arbeiterklasse für ihre polit. u. soziale Befreiung u. für ein auf Achtung u. Gleichberechtigung aller Völker u. Nationen begründetes Zusammenleben in Frieden u. Freundschaft (DFWB Leipzig, 1966: 305).

Auf ähnliche Weise sind aufgrund der Beeinflussung durch die russische Sprache Änderungen in der Darstellung politischer Fremdwörter zwischen den lettischen Wörterbüchern der 30er und der 60er Jahre festzustellen. Zum Beispiel enthält das Stichwort *diversija* die folgende Bedeutungserklärung: „Störungsversuch klassenfeindlicher Organisationen oder ausländischer Agenten [...]“ (LFWB, 1969: 148). In den Quellen der 30er Jahre ist dieses Lemma hingegen nicht vorhanden.

In den 50er–80er Jahren enthalten bestimmte politische Fremdwortlemmata in den Wörterbüchern aus Lettland und der DDR ausdrücklich positiv oder negativ bewertende Informationen. So werden die lettischen und deutschen Fremdwörter im Sinne der sozialistischen Ideologie als *Miranda*<sup>1</sup> oder *Fahnenwörter* dargestellt. Die

---

<sup>1</sup> *Miranda* sind Leitwörter, die in unterschiedlichen Ideologien eine identische evaluativ-positive, aber keine identische deskriptive Bedeutung aufweisen. So bezieht sich *Demokratie* auf das politische System, das positiv evaluiert wird. Laut der kommunistischen Ideologie kann diese nur unter den Bedingungen des Sozialismus, zum Beispiel in der Sowjetunion, der DDR o. ä. verwirklicht werden, nach der Ansicht der westlichen Forscher herrscht sie dagegen in den USA, Großbritannien, Frankreich, in der BRD etc. (Strauß / Zifonun, 1986: 100–103).

Fahnenwörter *Kommunismus* und *komunisms* werden beispielsweise durch folgende Mittel positiv dargestellt:

- 1) mit Definitionen, in denen der gleiche sozialistisch orientierte Grundsatz als Illustration angeführt wird:
  - (1) Kommunismus – die auf den Sozialismus folgende klassenlose Gesellschaftsordnung, die nach der Beseitigung der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen den Grundsatz ‚Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen‘ verwirklicht (DFWB Leipzig, 1966: 261);
  - (2) komunisms – zweite – höchste Stufe der kommunistischen Gesellschaftsordnung, deren erste Stufe der Sozialismus darstellt [...] das erhabene Prinzip wird sich verwirklichen: ‚Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen‘ [...] (LFWB, 1969: 346);
- 2) durch Verwendungsbeispiele: „[...] der Aufbau des Kommunismus, die Großbauten des Kommunismus“ (WDG, 1981: 2159).

Auf ähnliche Weise werden auch Antimiranda<sup>2</sup> wie *Kapitalismus* und *kapitālisms* in dem Fremdwörterbuch aus der DDR und in der lettischen Ausgabe der 60er Jahre mithilfe von Definitionen und Verwendungsbeispielen wertend erläutert:

- 1) Definitionen, in denen Attribute wie „höchste und letzte“ bei der Bezeichnung der Periode erwähnt werden:
  - (3) Kapitalismus – *höchstes u. letztes Stadium des Kapitalismus* mit Konzentration von Produktion u. Kapital in Monopolen u. mit der Tendenz zur Neuaufteilung der Welt durch Kriege zw. den imperialist. Ländern (DFWB Leipzig, 1966: 287–288);
  - (4) kapitālisms – bürgerliche Gesellschaftsordnung, in der die Klasse der Kapitalisten die Lohnarbeiter ausbeutet (...) Anfang des 20. Jahrhunderts begann *die höchste und die letzte Entwicklungsstufe* des Kapitalismus – der Imperialismus (LFWB, 1969: 314);

---

<sup>2</sup> *Antimiranda* sind Leitwörter, die in den unterschiedlichen Ideologien eine identische evaluativ-negative, aber keine identische deskriptive Bedeutung aufweisen. So bedeutet *Aggression* ein ungerechtfertigtes Eingreifen in die Rechte eines anderen Staates, was negativ evaluiert wird. Nach Ansicht der kommunistischen Ideologen wird sie durch imperialistische Staaten wie die USA betrieben, im Sinne des Westens durch Vertreter des Kommunismus wie die Sowjetunion (Strauß / Zifonun 1986: 104f.).

- 2) Verwendungsbeispiel: „[...] die permanente Krise des Kapitalismus“ (WDG, 1981: 2038).

Die herrschenden politischen Meinungen werden nicht nur durch die Erläuterung der Miranda und Antimiranda, sondern auch durch die Verwendung des wertenden attributiven Adjektivs und der Nominalphrase oder nur durch die wertende Nominalphrase zur positiven Einstellung der Ideologie veranschaulicht. Beispielsweise lässt sich die politische Form der Diktatur, d. h. die ‚Diktatur des Proletariats‘, in den Fremdwörterbüchern der 60er Jahre aus Lettland und der DDR als legitim darstellen:

- (5) Diktatur – *Diktatur des Proletariats*: Herrschaftsform der Übergangsperiode zw. dem *revolutionären Sturz der Macht der Bourgeoisie u. der Errichtung des Sozialismus*, in der *die Demokratie für die große Mehrheit des Volkes mit Maßnahmen der Sicherung gegen die Feinde des Sozialismus vereint wird* (DFWB Leipzig, 1966: 155);
- (6) diktatūra – *Proletariāta diktatūra* (Dt. *Diktatur des Proletariats*) – Staatsmacht, die ‚in den Händen des Proletariats liegt‘, wenn *der Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus vollzogen wird*; in unserem Lande wurde die Diktatur des Proletariats *nach dem revolutionären Sturz der Macht der Bourgeoisie und nach dem Zerschlagen des bürgerlichen Staatsapparats* gegründet (LFWB, 1969: 139).

Auch negative Bewertungen des herrschenden politischen Regimes werden durch die Benutzung des wertenden attributiven Adjektivs und der Nominalphrase vermittelt. Die Stichwörter *Aggressor* und *agresors* implizieren schon in der Darstellung der denotativen Bedeutung eine Ablehnung, die in den Bedeutungserläuterungen noch verstärkt wird und in paradigmatischen Angaben und Verwendungsbeispielen eine politische Beurteilung erhält:

- 1) in paradigmatischer Angabe und Bedeutungserklärung:
  - (7) *Aggressor* – [*widerrechtlich*] Angreifender (DFWB Leipzig, 1966: 13);
  - (8) *agresors* – *Brandstifter des imperialistischen Krieges* (LFWB, 1969: 21);
- 2) im Verwendungsbeispiel: „*Aggressor* – [...] *die faschistischen Aggressoren* wurden zurückgeschlagen“ (WDG, 1980: 96).

Aus der Angabe des lettischen Fremdwörterbuches (LFWB, 1969: 21) lässt sich die Übersetzung aus der russischsprachigen Angabe (SIS, 1964) eindeutig erkennen: In beiden Fällen wird das Stichwort *agresors* im Sinne eines Kriegsbrandstifters wiedergegeben, vgl. „*agressor – podzhigatel' imperialisticheskoi, grabitel'skoj vojny*“ (SIS, 1964: 21).

In den Bedeutungserläuterungen der lexikographischen Werke wird zur Widerspiegelung der sozialistisch-kommunistischen Einstellung der politischen Regime ein weiteres Verfahren verwendet: Es werden Gegensätze gebildet. Beispielsweise werden zwei Erscheinungsformen bei der Bedeutungserläuterung des Stichwortes *Demokratie* erwähnt, d. h. *bürgerliche Demokratie* und *sozialistische Demokratie*:

*Bürgerliche Demokratie* – die auf dem kapital. Eigentum an Produktionsmitteln beruhende, *parlamentarisch getarnte Diktatur der Bourgeoisie über die von ihr ausgebeutete Mehrheit der Werktätigen. Sozialistische Demokratie* – *endgültige Verwirklichung der Demokratie* nach Beseitigung der Ausbeuterklassen in der sozialist. Gesellschaftsordnung. (DFWB Leipzig, 1966: 141–142)

In Bezug auf das Stichwort *suverenitāte* (dt. *Souveränität*) werden zwei gegensätzliche Erscheinungsformen der Souveränität in den USA und in der UdSSR unterschieden:

*imperialistische Großmächte*, besonders die USA, treten in ihrem Streben nach der Welt-herrschaft die Souveränität der kleinen und armen Staaten mit Füßen. *Die UdSSR und andere sozialistische Länder* akzeptieren die Souveränität der großen und kleinen Staaten konsequent. (LFWB, 1969: 628)

### 4.3 90er Jahre

Nach der politischen Wende der 90er Jahre kann bezüglich der zur Untersuchung herangezogenen deutschen und lettischen politischen Fremdwörter beobachtet werden, dass die Einstellungen der herrschenden politischen Regime kaum mehr zum Vorschein kommen. Dagegen enthalten die lexikographischen Werke noch Informationen über politisch relevante Begriffe und Bezüge, die zwischen dem Zweiten Weltkrieg und der politischen Wende verwendet wurden und oft als Historismus mit der Gebrauchsangabe „in der ehemaligen DDR“ oder ähnlich vermerkt werden. Zum Beispiel wird das Stichwort *Aktivist* so dargestellt: „(ehem. DDR) für vorbildliche Leistungen Ausgezeichneter“ (DFWB, 1999: 37). Auch im 21. Jahrhundert werden diese Angaben zur Verwendung beibehalten. So lautet die Bedeutungsangabe zum Stichwort *Aktivist* im Duden Online (2015): „(DDR) Person, die im sozialistischen Wettbewerb durch wesentliche Erhöhung der Leistungen und durch neue Arbeitsmethoden die Produktion steigert.“ In den lettischen Quellen der 90er Jahre lässt sich die Beibehaltung der durch die russische Sprache erworbenen Bedeutung ohne den ideologischen Bezug wahrnehmen. Das Stichwort *aktivists* erhält in den Quellen der 30er Jahre eine Definition mit negativer Konnotation: „Mitglied einer Organisation, der seine Ziele auf gesetzwidrige Weise erreichen will“ (LKV, 1927; 1928: 225). Dahingegen bekommt dieses Stichwort in den Quellen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine eher positiv oder neutral konnotierte Bedeutungsangabe, d. h. „aktives Mitglied einer Organisation“ (LFWB, 1969: 27; LFWB, 1999: 36).

## 5 Zusammenfassung

Wörterbücher sind eines der Elemente, in denen sich ideologische Weltanschauungen bestimmter gesellschaftlicher Konstellationen widerspiegeln. Die Darstellung der jeweiligen Anschauungen werden durch Bedeutungsänderungen, Miranda und Antimiranda, den Ausdruck positiver und negativer Bewertungen durch das herrschende Regime und durch die Bildung von Gegensätzen in den Bedeutungserläuterungen und Verwendungsbeispielen verwirklicht. Insbesondere die Wörterbücher in der Zeitperiode nach dem Zweiten Weltkrieg bis zur Wende in den sozialistischen Staaten galten als einer der Vermittler der vorherrschenden politischen Meinung. In den untersuchten deutschen und lettischen Fremdwörterbüchern lässt sich ein großer Einfluss der herrschenden sozialistisch-kommunistischen Ideologie in der DDR und im Territorium Lettlands als Bestandteil der UdSSR auf die lexikographischen Quellen feststellen. Im lettischen Sprachraum gilt auch die Übersetzung der Fremdwörterbücher als Instrument zur Abbildung der sozialistischen Ideologie und zur Übernahme von Fremdwortbedeutungen aus dem Russischen. In der Übersetzungswissenschaft wird dies als eine Art der Übersetzung, nämlich die instrumentelle Übersetzung, bezeichnet, bei der „der Zieltext Instrument einer neuen Kommunikationshandlung – in der zielsprachigen Kultur- und Sprachgemeinschaft nämlich – ist“ (Kautz, 2000: 60). Deswegen sollte die Untersuchung der Übersetzungspraxis in den Wörterbüchern in den ehemaligen Sowjetrepubliken und in den ehemaligen sozialistischen Ländern fortgesetzt werden. Dabei scheint vor allem eine weitere Beschäftigung mit der Übersetzungspraxis der Wörterbücher bedeutsam, die den Einfluss der russischen Sprache bei der Übernahme von Fremdwörtern und deren Bedeutungen in den Fokus nimmt, sowohl bei Begriffen aus dem Bereich der Politik als auch aus anderen Fachgebieten und dem allgemeinen Wortschatz.

### Literaturverzeichnis

#### *Primärliteratur*

- DFWB 1937 = Deutsches Wörterbuch und Fremdwörterbuch (1937): unter Berücksichtigung der amtlichen Regeln, der Zeichensetzung und der Silbentrennung. 15. Aufl. Hrsg. v. Walter Hardt und J. A. Fredrich. Berlin: Soll und Haben.
- DFWB 1999 = Das Große Fremdwörterbuch (1999): Hrsg. v. Friedhelm Hübner. Berlin: Humboldt.
- DFWB Leipzig 1966 = Fremdwörterbuch (1966): Hrsg. v. Horst Klien. Leipzig: VEB Bibliogr. Inst.
- DFWB Mannheim 1966 = Duden. Fremdwörterbuch (1966): Hrsg. v. Karl Heinz Ahlheim. Bd. 5. Mannheim Dudenverlag.
- DGFWB (1994): Duden. Das große Fremdwörterbuch. Mannheim u. a.: Dudenverlag.
- Der große Duden (1930): Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter. Hrsg. v. Theodor Mathias. 10. Neubearb. u. erw. Aufl. Leipzig: Bibliographisches Institut.

- Duden. Bedeutungswörterbuch (1970): Duden, Bd. 10. Hrsg. v. Paul Grebe, Rudolf Köster u. Wolfgang Müller. Mannheim, Wien, Zürich: Bibliographisches Institut.
- Duden Online (2015) = Duden Online Wörterbuch (2015) im Internet, <http://www.duden.de/rechtschreibung/Aktivist> (19.10.2015).
- LFWB (1933) = Vidiņš, Jānis (1933): Svešvārdu grāmata. 2. erg. u. überarb. Aufl. Rīga: Valters un Rapa.
- LFWB 1934 = Svešvārdu vārdnīca (1934): Hrsg. v. Eduards Ozoliņš. Rīga: Valters un Rapa.
- LFWB 1969 = Svešvārdu vārdnīca (1969): ap 16 500 citvalodu cilmes vārdu un terminoloģisku savienojumu. Rīga: Liesma.
- LFWB 1999 = Svešvārdu vārdnīca (1999): Hrsg. v. Juris Baldunčiks. Rīga: Jumava.
- LFWB 2005 = Svešvārdu vārdnīca (2005): vairāk nekā 10 000 citvalodu cilmes vārdu un terminoloģisku vārdkopu. Hrsg. v. Juris Baldunčiks u. Kornēlija Pokrotiece. Rīga: Jumava.
- LKV 1927–1939 = Latviešu konversācijas vārdnīca (1927–1939): Hrsg. v. Arveds Švābe, Aleksandrs Būmanis u. Kārlis Dišlers. Rīga: A. Gulbja apgāde, Faksimileausgabe 2000. LLVV 1972–1996 = Latviešu literārās valodas vārdnīca (1972–1996): Hrsg. v. Laimdota Ceplītis. 8 Bde. Rīga: Zinātne.
- LME 1936 = Latvju mazā enciklopēdija (1932–1936): Hrsg. v. Alfreds Bilmanis u. Sigurds Melnalksnis. 20 Bde. Rīga: Grāmatu draugs.
- LPE 1981–1987 = Latvijas Padomju enciklopēdija (1981–1987): Hrsg. v. Pēteris Jērāns u. Sigurds Ziemeļis. 10 Bde. Rīga: Galvenā enciklopēdiju redakcija.
- Meyers Lexikon (1924–1933): 7. Aufl. in vollständig neuer Bearbeitung. 15 Bde. Leipzig: Bibliographisches Institut.
- Politiskā enciklopēdija (1987): Hrsg. v. Pēteris Jērāns. Rīga: Galvenā enciklopēdiju redakcija.
- SIS (1964) = Slovar' inostrannyh slov (1964): Hrsg. v. F. N. Petrov. Moskau: Sovetskaja Enciklopedija.
- WDG (1980) = Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. Hrsg. v. Ruth Klappenbach u. Wolfgang Steinitz. 10. bearb. Aufl. Bd. 1. Berlin: Akademie Verlag.
- WDG (1981) = Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. Hrsg. v. Ruth Klappenbach u. Wolfgang Steinitz. 5. Aufl. Bd. 3. Berlin: Akademie Verlag.

### *Sekundärliteratur*

- Dörner, Andreas (1992): Politische Lexik in deutschen und englischen Wörterbüchern: metalexikographische Überlegungen und Analysen in kulturwissenschaftlicher Absicht. In: Worte, Wörter, Wörterbücher: Lexikographische Beiträge zum Essener Linguistischen Kolloquium. Hrsg. v. Gregor Meder u. Andreas Dörner. Tübingen: Niemeyer, S. 123–138.
- Kautz, Ulrich (2000): Handbuch Didaktik des Übersetzens und Dolmetschens. München: Iudicium.
- Ludwig, Klaus-Dieter (2007): Das Wörterbuch als Spiegel der Zeitgeschichte. In: Linguistik und Didaktik. Beiträge der Tagung „Tradition und Zukunft der

- Germanistik“ Hrsg. v. Mari Tarvas, Sonja Pachali, Aigi Heero. Bd. 2. Tallinn: TLÜ Kirjastus (= Germanistik in Tallinn: Texte, Thesen und Projekte zur deutschen Sprache und Literatur, Bd. 5), S. 94–113.
- Reichmann, Oskar (2001): Lexikographie. In: Kleine Enzyklopädie Deutsche Sprache. Hrsg. v. Wolfgang Fleischer, Gerhard Helbig u. Gotthard Lerchner. Frankfurt a. M. u. a.: Lang, S. 144–177.
- Schaeder, Burkhard (1987): Germanistische Lexikographie. Tübingen: Max Niemeyer Verlag (= Lexikographica: Series maior, Bd. 21).
- Strauß, Gerhard / Zifonun, Gisela (1986): Formen der Ideologiegebundenheit: Versuch einer Typologie der gesellschaftspolitischen Lexik. In: Der politische Wortschatz: Zur Kommunikations- und Textsortenspezifik. Hrsg. v. Gerhard Strauß. Tübingen: Narr, S. 67–148.
- Wiegand, Herbert Ernst (1987): Über das Nutzen von Wörterbüchern. In: Festschrift für Karl Hyldgaard-Jensen: zum 70. Geburtstag am 3. Februar 1987. Hrsg. v. Mogens Dyhr u. Jørgen Olsen. Kopenhagen: University (= Kopenhagener Beiträge zur germanistischen Linguistik, Bd. 3), S. 307–318.



---

# Zur Bedeutungsspezifizierung des Lexems Zuwanderer in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und *Süddeutschen Zeitung* durch Attribute

Sylvi Elsner (Vaasa)

## **Abstract**

*Dieser Beitrag beschäftigt sich mit dem Lexem Zuwanderer und seinen Spezifizierungen im Text. Ausgangspunkt ist die Überlegung, dass die Bedeutung des Lexems spezifiziert werden muss, wenn ein spezifischer Sachverhalt einen bestimmten denotativen Bezug erfordert. Anhand von Texten aus zwei überregionalen Tageszeitungen wird gezeigt, wie solche Spezifizierungen mit Hilfe von Attributen realisiert werden. Die Attribute sind Zuwanderer entweder voran- oder nachgestellt und spezifizieren die Bedeutung in Bezug auf Qualifikation und Nutzen, Aufenthaltsdauer, ort, recht und motiv, Integration und Sprachkenntnisse sowie Herkunft. Alle Spezifizierungen werden im Beitrag mit Beispielen belegt.*

*This paper focuses on the lexeme Zuwanderer ('immigrant' in the broadest sense) and its specification in texts. A lexeme's meaning must be specified in instances when circumstances require a particular denotative reference. The paper shows how this specification is realized with the help of attributes, based on texts from two nationwide daily newspapers. The attributes preceding or following the word Zuwanderer specify its meaning with respect to qualifications and benefits, place and length of stay, right of residence, reason for migration, integration and language skills, and origin. Examples of each type of specification are presented.*

## **Keywords**

*Semantik, aktuelle Bedeutung, Zuwanderer, Attribut, Lexem, Zuwanderungsgesetz  
semantics, current meaning, attribute, lexeme, immigration act*

## 1 Einführendes

Ausgangspunkt der folgenden Ausführungen bildet meine Dissertation (Elsner, 2015), in deren Zentrum das Lexem *Zuwanderer*<sup>1</sup> und seine aktuellen Bedeutungen in zwei überregionalen Tageszeitungen stehen. Aufgrund von Auslegungen im Verwaltungskontext und von Bedeutungserklärungen in Wörterbüchern wird in der Arbeit davon ausgegangen, dass das Lexem die Funktion eines Oberbegriffs für eine heterogene Gruppe von Menschen mit unterschiedlichen Aufenthaltsdauern, rechten und motiven hat. Dieser Ausgangspunkt führte zu der Überlegung, dass die Bedeutung von *Zuwanderer* in einem Text in solchen Ko- und Kontexten spezifiziert werden muss, in denen aufgrund spezifischer Sachverhalte auf bestimmte Zuwanderergruppen bzw. Individuen referiert wird. Im Rahmen der Dissertation wird dieser Überlegung nachgegangen; es wird gezeigt, ob Bedeutungsspezifizierungen vorkommen und, wenn ja, wie diese sprachlich realisiert sind und in welchen aktuellen Bedeutungen *Zuwanderer* durch die Spezifizierungen verwendet wird.

Ziel des Beitrags ist es, exemplarisch Beispiele für im Material belegte Bedeutungsspezifizierungen zu geben. Dafür ausgewählt werden voran- und nachgestellte Attribute, da die Analyse der Belege ergab, dass anhand ihrer die Bedeutung von *Zuwanderer* am häufigsten spezifiziert wird. Im Folgenden wird zunächst kurz auf Methode und Material eingegangen. Der Besprechung der Beispiele in Kapitel 4 geht eine Übersicht über die Klassifizierung der Belege in Kapitel 3 voraus.

## 2 Methode und Material

Die Abgrenzung des Bedeutungsbegriffs erfolgt anhand der Drei-Stufen-Semantik von Schwarz (1992: 101, 110), nach der aktuelle Bedeutungen das Ergebnis eines komplexen und stark ko- und kontextabhängigen Informationsverarbeitungsprozesses sind. Es wird daher davon ausgegangen, dass die Ko- und Kontexte für die aktuellen Bedeutungen von *Zuwanderer* eine ausschlaggebende Rolle spielen.<sup>2</sup> Methodisch wird deshalb so vorgegangen, dass zunächst qualitativ untersucht wird, in welchen Ko- und Kontexten das Lexem im Untersuchungsmaterial vorkommt. Das Material, zu dem 656 Belege für *Zuwanderer* in ihrem Ko- und Kontext gehören, besteht aus 384 Texten aus der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ)* und der *Süddeutschen Zeitung (SZ)*, die sich im Zeitraum von 2000 bis einschließlich 2010 auf Inhalte des 2005 in der Bundesrepublik

---

<sup>1</sup> Auch die feminine Form *Zuwanderin* wird in der Untersuchung berücksichtigt. Für eine bessere Lesbarkeit werden jedoch im Folgenden alle Personenbezeichnungen im generischen Maskulin angeführt.

<sup>2</sup> Unter *Kotext* wird nach Janich (2015: 31) die Textumgebung von *Zuwanderer* und unter *Kontext* der übergeordnete außersprachliche Zusammenhang verstanden.

Deutschland in Kraft getretenen Zuwanderungsgesetzes<sup>3</sup> und auf damit verbundene Diskussionen auf der Bundesebene beziehen. Nach der Erfassung der Ko- und Kontexte werden die Bedeutungsbeziehungen des Lexems auf der syntagmatischen Ebene herausgearbeitet. Hierdurch können die Attribute und ihre Spezifizierungen aufgedeckt werden. Die Durchsicht der Belege zeigt, dass insgesamt 107 vorangestellte und 65 nachgestellte Attribute belegt sind.

Eine lexikalisch-semantische Untersuchung wie die vorgenommene ist aufschlussreich, weil gezeigt werden kann, welche Entwicklung das Lexem *Zuwanderer* in Bezug auf seine denotative Bedeutung in den Auseinandersetzungen um das Zuwanderungsgesetz durchläuft. Bisherige Forschungen zu Personenbezeichnungen für ausländische Menschen, wie die der Düsseldorfer Schule, haben sich u. a. mit Benennungen wie *Gastarbeiter* oder *Asylant* auseinandergesetzt (vgl. Wengeler, 1995). Eine umfassende Beschäftigung mit dem Lexem *Zuwanderer* stand bisher jedoch aus.

### 3 Klassifizierung der Belege

Abhängig davon, ob die Bedeutung von *Zuwanderer* spezifiziert wird, wurden die Belege in zwei größere Gruppen unterteilt: In eine Gruppe *N* (nicht-spezifiziert) mit allen Belegen in nicht-spezifizierter Bedeutung und in eine Gruppe *S* (spezifiziert), in der die Bedeutung spezifiziert wird. Diese Aufteilung ist in Spalte 2 der Abbildung 1 dargestellt:

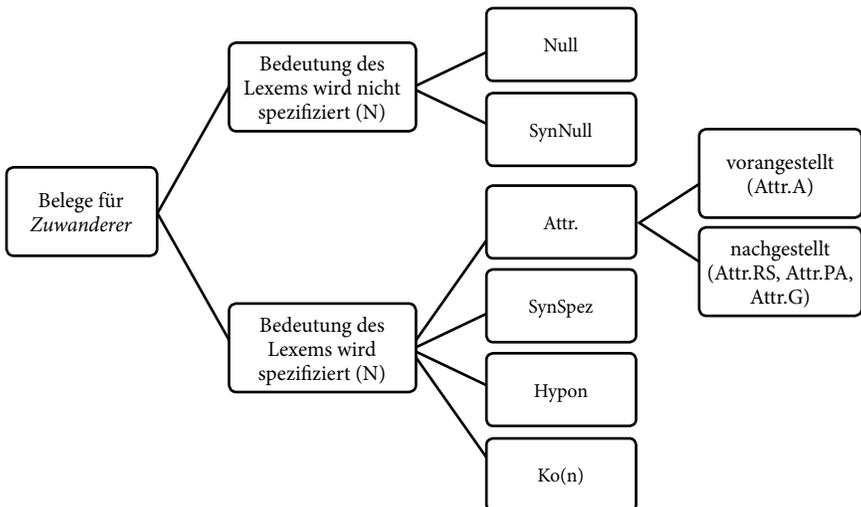


Abb. 1: Klassifizierung der Belege

<sup>3</sup> Die vollständige Bezeichnung des Gesetzes lautet: *Gesetz zur Steuerung und Begrenzung der Zuwanderung und zur Regelung des Aufenthalts und der Integration von Unionsbürgern und Ausländern (Zuwanderungsgesetz, ZuwG)*.

Der Abbildung lässt sich auch entnehmen, dass die Belege der Gruppen N und S ein weiteres Mal gruppiert wurden (s. Spalte 3 in Abb. 1). Da nur solche Belege im Beitrag behandelt werden, in denen *Zuwanderer* in spezifizierter Bedeutung auftritt, bleibt die weitere Unterteilung der Gruppe N unberücksichtigt. In Bezug auf die Gruppe S sei nur der Übersichtlichkeit halber erwähnt, dass neben Spezifizierungen durch Attribute die Bedeutung auch anhand spezifizierender Synonyme im Text (*SynSpez*), Hyponyme (*Hypon*) und spezifizierender Kotexte oder Ko- und Kontexte (*Ko(n)*) näher bestimmt wird. Sämtliche Belege, in denen *Zuwanderer* ein Attribut hat, bilden die Gruppe *Attr*. Auch sie wurde entsprechend des Vorkommens von voran- und nachgestellten Attributen ein weiteres Mal aufgegliedert. Mit *Attr. A* wurden alle Adjektivattribute codiert, die attributiven Relativsätze mit *Attr.RS*, die Präpositionalattribute mit *Attr.PA* und die Genitivattribute mit *Attr.G* (s. Spalte 4 in Abb. 1).

#### 4 Bedeutungsspezifizierungen durch Attribute

Attribute tragen zur Differenzierung von Sachverhalten bei (Boettcher, 2009: 261), da sie zusätzliche Eigenschaften und Informationen vermitteln, wodurch die Bedeutung eines Substantivs näher bestimmt wird (Homberger, 2003: 60–62). Die Sichtung des Materials zeigte, dass einige Attribute mehrfach belegt sind und dass daher bestimmte Eigenschaften oder Informationen öfter genannt werden als andere. Davon ausgehend wurden die Belege in Rubriken gebündelt, um sie aufgrund ihrer Semantik übersichtlich beschreiben zu können.

In diesen Rubriken spezifizieren die vorangestellten Attribute die Bedeutung des Lexems in Bezug auf die Qualifikation der Zuwanderer, auf die Aufenthaltsdauer und den Aufenthaltsort sowie die Integration. Die nachgestellten Attribute vermitteln durch ihre syntaktische Form oftmals detaillierte Informationen, weshalb sie zusätzlich zur Qualifikation auch den Nutzen spezifizieren, der durch Zuwanderung für die Bundesrepublik Deutschland erhofft wird. In Bezug auf den Aufenthalt werden neben Bestimmungen zur Dauer auch Recht und Motiv verdeutlicht. Weiter heben sie nicht nur Informationen zur Integration hervor, sondern auch zu Sprachkenntnissen sowie zur Herkunft, was für die vorangestellten Attribute nicht festgestellt werden konnte.

Im Folgenden werden die Rubriken für die voran- und nachgestellten Attribute im Hinblick auf ihre semantischen Überschneidungen zusammengelegt, so dass die Besprechung der Beispiele nach der Art der Spezifizierung erfolgt und nicht nach der Art des Attributs. Es sei auch darauf hingewiesen, dass die in Kapitel 2 genannte Anzahl Belege in der Gruppe *Attr.* zu groß ist, als dass eine umfangreiche Beschreibung möglich wäre. Im Folgenden werden daher solche Belege behandelt, die die Konstitution der aktuellen Bedeutung des Lexems in den untersuchten Texten am deutlichsten zeigen.

#### 4.1 Spezifizierung nach Qualifikation und Nutzen

Die Qualifikation der *Zuwanderer* wird vor allem durch die Adjektive *hochqualifiziert* bzw. *qualifiziert* spezifiziert. Nach der *Grammatik* von Duden (2009: 339f.) sind beide Adjektive in lexikalisch-semantischer Hinsicht qualitative Adjektive, da sie einer Person (oder Sache) eine Eigenschaft zuschreiben. Die Eigenschaft, die durch die Verwendung von *hochqualifiziert* bzw. *qualifiziert* *Zuwanderern* zugeschrieben wird, ist es, wie Beispiel (1)<sup>4</sup> veranschaulicht, beruflich (besonders) gut qualifiziert zu sein.

- (1) Die Bundesarbeitsministerin hat deutlich gemacht, warum sich deutsche Arbeitnehmer nicht vor Zuwanderung fürchten müssen: „Hinter jeder unbesetzten Ingenieurstelle steht eine Sekretärin, ein technischer Zeichner, ein Pförtner, die dadurch keine Arbeit haben“. *Qualifizierte Zuwanderer* geben dem Arbeitsmarkt neue Impulse, die für alle in Deutschland lebenden Menschen zusätzliche Chancen auf Beschäftigung sind. (FAZ 8.12.2010)

In Beispiel (1), in dem die ‚Einzelfall-Vorrangprüfung‘ zur Besetzung freier Stellen durch einen deutschen oder ausländischen Staatsbürger behandelt wird, ist *Zuwanderer* das Adjektiv *qualifiziert* vorangestellt. Hierdurch hat *Zuwanderer* nicht mehr die Funktion eines Oberbegriffs, stattdessen wird die Extension des Lexems auf Personen eingeschränkt, die (besonders) gut qualifiziert sind. Durch die Hervorhebung der Qualifikation wird ein denotativer Bezug auf ausländische Arbeitnehmer hergestellt und die Bedeutung des Lexems spezifiziert. Diese Spezifizierung auf die genannte Gruppe ist aus politischer Sicht von Bedeutung, da ein Hauptanliegen des Zuwanderungsgesetzes die Regulierung der Arbeitsmigration in die Bundesrepublik Deutschland war. So zeigte sich in der Analyse des Materials, dass das Thema Arbeitsmigration vor und nach der Einführung des Gesetzes kontrovers diskutiert wurde, was die Gruppe der ausländischen Arbeitnehmer in den Fokus rückte.

Die nachgestellten Attribute heben hingegen die Qualifikation an sich kaum hervor. Stattdessen deuten sie aufgrund von in den Auseinandersetzungen um das Gesetz und seine Inhalte behandelten Sachverhalten die Qualifikation an:

- (2) *Zuwanderer im „Auswahlverfahren“* werden über ein Punktesystem ausgewählt, das unter anderem Alter, Sprachkenntnisse und Qualifikation bewertet. (SZ 14.12.2001)

In (2) hat *Zuwanderer* das Präpositionalattribut *im „Auswahlverfahren“*, die daraus resultierende Spezifizierung lässt sich, im Unterschied zu den Belegen für *hochqualifizierte* bzw. *qualifizierte Zuwanderer*, ohne Ko- und Kontext nur bedingt ableiten. Durch den Ko- und Kontext wird jedoch ersichtlich, dass mit dem Attribut auf das sogenannte Punktesystem Bezug genommen wird, mit dem ausländische Arbeitnehmer gezielt

---

<sup>4</sup> Alle Hervorhebungen in den Beispielen sind von mir, S. E.

Zugang zum deutschen Arbeitsmarkt erhalten sollten, da es die Vergabe von Punkten für berufsrelevante Kriterien vorsah. Aufgrund dieses Kontextes wird offenbar, dass das Attribut sich auf die Qualifikation der Zuwanderer bezieht. Es muss jedoch nicht bedeuten, dass damit, wie in (1), ausschließlich (besonders) gut qualifizierte ausländische Arbeitnehmer gemeint sind, denn das Punktesystem sollte bei Bedarf auch einen Zugang zum Arbeitsmarkt für z. B. Saisonarbeiter<sup>5</sup> ermöglichen. Auf die Gruppe ausländischer Arbeitnehmer wird auch im folgenden Beispiel (3) mit dem attributiven Relativsatz *die dem Land nutzen* referiert:

- (3) Deutschland hat nach wie vor Schwierigkeiten damit, neben den Einwanderern aus humanitären Gründen offen eine zweite Gruppe zu definieren, welche aus reinem Eigeninteresse angelockt werden soll. Wer *Zuwanderer* fordert, *die dem Land nutzen*, der wird rasch in die rechte Ecke gerückt. (FAZ 19.4.2008)

In den Auseinandersetzungen um das Gesetz und seine Inhalte wurde wiederkehrend eine Aufteilung des Rechts in arbeitsmarkt begründete und humanitäre Zuwanderung diskutiert, worauf in (3) angespielt wird. In diesem Kontext wurden zwei Gruppen von Zuwanderern voneinander abgegrenzt, um die Notwendigkeit ihrer Zuwanderung und entsprechende gesetzliche Regelungen separat zu behandeln. Es handelt sich um ausländische Arbeitnehmer und Flüchtlinge. Erstere werden im Beispiel als *Zuwanderer* [...], *die dem Land nutzen* umschrieben, letztere als *Einwanderer aus humanitären Gründen*. Wie auch in (2) lässt sich aufgrund des beschriebenen Kontextes erschließen, dass mit *Zuwanderer* [...], *die dem Land nutzen* nicht ausschließlich (besonders) gut Qualifizierte gemeint sein müssen, sondern in erster Linie Personen, die als Arbeitnehmer nach Deutschland zuwandern, woraus sich aufgrund ihrer Berufstätigkeit, im Unterschied zur Zuwanderung von Flüchtlingen, ein Nutzen für die Bundesrepublik Deutschland ergeben würde.

## 4.2 Spezifizierung nach Aufenthaltsdauer, -ort, -recht und -motiv

Für die Attribute, die die Bedeutung in Bezug auf Aufenthaltsdauer, -ort, -recht und -motiv spezifizieren, ist es von Belang zu erwähnen, dass die von ihnen vermittelten Informationen zum Teil ineinander übergehen, wie die Beispiele (5) und (6) illustrieren. Zunächst wird jedoch mit (4) gezeigt, inwiefern durch das Adjektiv *neu* der Aufenthaltsort näher bestimmt wird. Auch bei *neu* handelt es sich um ein qualitatives Adjektiv, die Spezifizierung erfolgt jedoch auf eine andere Weise als es für die Beispiele (1) bis (3) gezeigt wurde. Durch die Verwendung von *neu* wird nämlich kein Bezug auf eine bestimmte Gruppe, wie z. B. ausländische Arbeitnehmer, hergestellt. Stattdessen wird auf Menschen referiert, die sich noch nicht in Deutschland aufhalten, aber eventuell zukünftig zuwandern:

<sup>5</sup> Vgl. Migrationsbericht (2010: 77) zur Benennung *Saisonarbeiter*.

- (4) Diese Kritik zeigt den Weg zu einem denkbaren Kompromiss: Der Gesetzentwurf ist nämlich zu sehr auf Neuzuwanderung fixiert. Das vorgesehene ‚Grundangebot zur Integration‘ reduziert Integration auf Deutschunterricht und Gesellschaftskunde für *neue Zuwanderer*. Es fehlt, wie dies zum Beispiel das Diakonische Werk der Evangelischen Kirche rügt, eine nachholende Integrationspolitik für die seit Jahren in Deutschland lebenden Ausländer. (SZ 16.1.2002)

Der denotative Bezug von *neue Zuwanderer* führt nicht nur eine Bedeutungsspezifizierung mit sich, sondern auch eine Differenzierung zu bereits in Deutschland lebenden ausländischen Menschen. Das geht auch aus dem Kontext hervor, in dem *neue Zuwanderer* und *seit Jahren in Deutschland lebende Ausländer* voneinander differenziert werden. Auch diese Differenzierung lässt sich aufgrund von in den Auseinandersetzungen um das Gesetz und seine Inhalte diskutierten Sachverhalten erklären. In (4) sind die Regelungen zur Integration und die Frage, für wen diese gelten sollten. Da die mit dem Zuwanderungsgesetz vorgesehenen Sprach- und Integrationskurse anfänglich hauptsächlich für eventuell zukünftig Zuwandernde angedacht waren, war eine Bezugnahme auf diese Gruppe notwendig. Eine Differenzierung zwischen *neuen Zuwanderern* und *seit Jahren in Deutschland lebenden Ausländern* (bzw. in ähnlichen Formen) lässt sich deshalb im Material mehrfach feststellen.

In Beispiel (5) scheint das Attribut *mit langfristiger Aufenthaltsperspektive* auf den ersten Blick hauptsächlich die Aufenthaltsdauer zu spezifizieren, aber es impliziert auch einen Zusammenhang zur Rechtsprechung, da eine langfristige Aufenthaltsperspektive immer auch an einen entsprechenden Rechtsstatus gekoppelt ist:

- (5) Ferner sollten *Zuwanderer mit langfristiger Aufenthaltsperspektive* einen Rechtsanspruch auf Sprachkurse haben. Ein tragfähiges Zuwanderungskonzept müsse die Wahrnehmung humanitärer Verpflichtungen der Bundesrepublik auf Dauer sichern. (FAZ 12.6.2001)

Ähnlich zur Bedeutungsspezifizierung durch *neu* in (4) wird auch in (5) nicht auf eine bestimmte Zuwanderergruppe im Sinne von z. B. ausländischen Arbeitnehmern referiert. Ein solcher Bezug lässt sich jedoch in Beispiel (6) feststellen, das wie (3) in den Diskussionen über eine Aufteilung des Rechts in arbeitsmarkt begründete und humanitäre Zuwanderung zu verorten ist:

- (6) Schily hatte am Sonntag gesagt, er sei überzeugt, dass es beim Thema Zuwanderung noch in diesem Jahr zu einem breiten Konsens der Parteien kommen könne. Er strebe ein Gesamtkonzept an, das auch europa-tauglich sein müsse. Schily plädierte für ein „System mit mehreren Türen“. Die eine Tür solle für *Zuwanderer* offen stehen, *die Arbeit suchen oder sich eine Existenz in Deutschland aufbauen wollen*. Des Weiteren solle es eine Tür für Flüchtlinge aus Bürgerkriegsgebieten und eine Tür „Asyl“ für politisch Verfolgte geben. (SZ 20.02.2001)

Der Relativsatz *die Arbeit suchen oder sich eine Existenz in Deutschland aufbauen wollen* spezifiziert die Bedeutung des Lexems auf Arbeitskräfte. Deren Wunsch nach Berufstätigkeit kann in erster Linie als Aufenthaltsmotiv wahrgenommen werden. Aber auch in diesem Beispiel zeigt der Kotext eine Spezifizierung des Aufenthaltsrechts an, da ausgedrückt wird, dass der Aufenthalt für die genannte Gruppe gesetzlich geregelt werden müsse. Die Rede ist von einem „System mit mehreren Türen“ und im Weiteren des Textes wird auch die Zuwanderung von z. B. Flüchtlingen aus Bürgerkriegsgebieten behandelt, was erneut eine Differenzierung zwischen verschiedenen Zuwanderergruppen bewirkt.

### 4.3 Spezifizierung nach Integration und Sprachkenntnissen

Die Integration der Zuwanderer wird mehrfach durch das Adjektivattribut *integrationsunwillig* näher bestimmt:

- (7) Die vor dem Gipfel geführte Diskussion über Sanktionen gegen *integrationsunwillige Zuwanderer* spielte Teilnehmern zufolge während des Treffens im Kanzleramt kaum eine Rolle. Auch der bayerische Ministerpräsident Edmund Stoiber (CSU) verzichtete offenbar darauf, für solche Fälle Sanktionen zu verlangen. (SZ 15.7.2006)

Hintergrund zu (7) ist der sogenannte Integrationsgipfel im Jahr 2006, vor dessen Stattfinden Sanktionen für jene Zuwanderer gefordert wurden, die nicht den Willen hätten, sich zu integrieren. Auch hier wird durch das Vorkommen von *integrationsunwillig* die Bedeutung von *Zuwanderer*, ähnlich wie in den Beispielen (4) und (5), nicht auf eine bestimmte Zuwanderergruppe eingeschränkt, stattdessen wird der Wille zur Integration hervorgehoben. Dieser Wille wird auch durch nachgestellte Attribute näher bestimmt. Der Beleg in (8) ist hingegen ein Beispiel für die Spezifizierung der Sprachkenntnisse.

- (8) So ergab eine Umfrage des bayerischen Innenministeriums, dass lediglich etwa die Hälfte der Behörden überprüft hatte, ob zur Teilnahme verpflichtete Ausländer tatsächlich einen Kurs belegten. Verpflichten können die Ausländerbehörden solche *Zuwanderer, die sich nicht einmal über einfachste Dinge auf Deutsch verständigen können*, außerdem jene, die Leistungen nach dem Sozialgesetzbuch erhalten. (SZ 6.5.2006)

Der Relativsatz *die sich nicht einmal über einfachste Dinge auf Deutsch verständigen können* schränkt die Extension des Lexems insofern ein, als auf Menschen referiert wird, die die deutsche Sprache kaum beherrschen. Im Unterschied zu den bisher behandelten Beispielen fällt für (7) und (8) auf, dass die Ko- und Kontexte von *Zuwanderer* nicht zuletzt durch die Attribute negativ konnotiert sind.<sup>6</sup>

<sup>6</sup> Im Rahmen dieses Beitrags kann nicht auf die Konnotationen des Lexems eingegangen werden. Die Beispiele verdeutlichen jedoch, dass die Attribute für die Konnotationen eine Rolle spielen (vgl. Elsner, 2015).

#### 4.4 Spezifizierung nach Herkunft

Mit Hilfe der Attribute, die die Herkunft der *Zuwanderer* spezifizieren, wird hauptsächlich zwischen Personen aus EU- und aus Nicht-EU-Ländern unterschieden. Auch dieses Ergebnis ist im Zusammenhang zur Rechtsprechung zu sehen, da für den Erhalt einer Aufenthaltserlaubnis die Herkunft aus EU- bzw. Nicht-EU-Ländern entscheidend ist. Ein Beispiel dafür ist (9), in dem die Herkunft der *Zuwanderer* durch das Präpositionalattribut *aus dem Nicht-EU-Ausland näher bestimmt wird*:

- (9) Eine unbefristete Niederlassungserlaubnis etwa erhält ein *Zuwanderer aus dem Nicht-EU-Ausland* nur, wenn er ein Jahreseinkommen von mindestens 66 000 Euro nachweisen kann. (FAZ 20.11.2010)

Neben der Spezifizierung der Herkunft wird in (9) auch etwas über die Qualifikation ausgesagt, da genannt wird, dass *Zuwanderer aus dem Nicht-EU-Ausland* für den Erhalt einer Niederlassungserlaubnis ein Jahreseinkommen von 66 000 Euro vorweisen müssen. Ein solches Jahreseinkommen setzt zumeist voraus, dass es sich um (besonders) gut qualifizierte Arbeitnehmer handelt.

### 5 Zusammenfassung

Im Beitrag wurde gezeigt, wie in Texten aus der FAZ und der SZ, die sich mit dem *Zuwanderungsgesetz* und seinen Inhalten auseinandersetzen, die Bedeutung des Lexems *Zuwanderer* durch voran- und nachgestellte Attribute spezifiziert wird. Anhand von neun Beispielen wurde dargestellt, dass die Spezifizierungen einen bestimmten denotativen Bezug bewirken, wodurch entweder auf eine bestimmte Gruppe von *Zuwanderern*, wie z. B. ausländische Arbeitnehmer, referiert wird oder bestimmte Informationen hervorgehoben werden, wie z. B. der Wille zur Integration. Diese Spezifizierungen sind notwendig, um zwischen verschiedenen *Zuwanderergruppen* zu differenzieren, wodurch die diskutierten Sachverhalte semantisch adäquat dargestellt werden können.

#### Literaturverzeichnis

- Boettcher, Wolfgang (2009): *Grammatik verstehen II – Einfacher Satz*. Tübingen: Niemeyer Verlag.
- Elsner, Sylvi (2015): *Zur aktuellen Bedeutung des Lexems *Zuwanderer* im Spiegel der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und der *Süddeutschen Zeitung* 2000–2010. Eine lexikalisch-semantische Untersuchung*. Vaasa: Vaasan yliopisto.
- Homberger, Dietrich (2003): *Sachwörterbuch zur Sprachwissenschaft*. Stuttgart: Reclam.

- Duden (2009): Duden. Die Grammatik. 8., überarb. Aufl. Hrsg. v. der Dudenredaktion. Mannheim u. a.: Dudenverlag (= Duden, Bd. 4).
- DUW (2011) = Duden. Deutsches Universalwörterbuch, 7., überarb. u. erw. Aufl. Hrsg. v. der Dudenredaktion. Mannheim u. a.: Dudenverlag.
- Janich, Nina (2015): Kurze Texte und Kurztex-te – transtextuell vernetzt? In: Kurze Texte und Intertextualität. Ausgewählte Beiträge der GeFoText-Konferenz vom 26.9. bis 27.9.2013 in Vaasa. Hrsg. v. Mariann Skog-Södersved, Ewald Reuter u. Christian Rink. Frankfurt a. M.: Lang, S. 27–48.
- Migrationsbericht (2010) = Migrationsbericht des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge im Auftrag der Bundesregierung, [https://ww.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Publikationen/Migrationsberichte/migrationsbericht-2010.pdf?\\_\\_bl ob=publicationFile](https://ww.bamf.de/SharedDocs/Anlagen/DE/Publikationen/Migrationsberichte/migrationsbericht-2010.pdf?__bl ob=publicationFile) (27.9.2015).
- Schwarz, Monika (1992): Kognitive Semantiktheorie und neuropsychologische Realität. Repräsentationale und prozedurale Aspekte der semantischen Kompetenz. Tübingen: Niemeyer Verlag.
- Wengeler, Martin (1995): *Multikulturelle Gesellschaft oder Ausländer raus?* Der sprachliche Umgang mit der Einwanderung seit 1945. In: Kontroverse Begriffe. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauches in der Bundesrepublik Deutschland. Hrsg. v. Georg Stötzel u. Martin Wengeler. Berlin, New York: Walter de Gruyter, S. 711–749.
- ZuwG = Gesetz zur Steuerung und Begrenzung der Zuwanderung und zur Regelung des Aufenthalts und der Integration von Unionsbürgern und Ausländern (Zuwanderungsgesetz). Vom 30.7.2004, <http://www.bmi.bund.de/SharedDocs/Gesetzes-texte/DE/Z/Zuwanderungs-gesetz.html> (26.2.2016).

---

# Wer ist Wir?

## Zur Verwendung des *WIR* in deutschen und norwegischen Neujahrsansprachen

Andine Frick (Bergen / Tallinn)

### **Abstract**

*Dieser Beitrag beschäftigt sich vergleichend mit der politischen Redeform der Neujahrsansprachen der deutschen Bundeskanzlerin Angela Merkel und der norwegischen Ministerpräsidentin Erna Solberg. Im Mittelpunkt stehen die Fragen, inwiefern die Verwendung des Pronomens wir bzw. vi textsortenspezifisch ist, wie es verwendet wird und in welchem Maße es die Konstruktion der nationalen Identität der Bevölkerung beeinflusst. Zur Beantwortung dieser Fragen werden die Neujahrsansprachen beider Politikerinnen aus den Jahren 2014 und 2015 untersucht. Abschließend wird der Frage nachgegangen, ob und wie die Analyseergebnisse in den DaF-Unterricht einfließen können.*

*This article compares the New Year's political addresses of German chancellor Angela Merkel and Norwegian Prime Minister Erna Solberg, focusing on the question of whether the wide usage of wir and vi is specific to the text type of New Year's speeches. Furthermore, it analyses the use of wir and vi, and in the ways in which their use may construct or influence public national identity. The source material consists of the German and Norwegian New Year's speeches of 2014 and 2015. Finally, the paper discusses possible applications of research outcomes in the teaching of German as a foreign language.*

### **Keywords**

*Neujahrsansprachen, politische Rede, Gebrauch von wir, nationale Identität  
New Year's speeches, political speech, usage of we, national identity*

## **1 Einleitung**

Politische Sprache spielt bisher im Unterricht des Deutschen als Fremdsprache kaum eine Rolle. Dies ist nicht weiter verwunderlich, wird die Sprache der PolitikerInnen doch häufig als schablonen-, leerformel- und phrasenhaft bezeichnet (vgl. Schily, 2000:

125; Holly, 1996: 315). Otto Schily (2000: 125), der ehemalige Innenminister Deutschlands,<sup>1</sup> beschreibt sogenannte „Textbausteine“, die an jegliche Situation angepasst werden könnten, was eine gewisse Inhaltslosigkeit impliziert. Tatsächlich sind eben diese Bausteine auch in Weihnachts- und Neujahrsansprachen zu finden (vgl. Holly, 1996: 315), wie schon 1986 deutlich wurde: Aufgrund einer Verwechslung der Videokassetten wurde die Neujahrsansprache des damaligen Bundeskanzlers Helmut Kohl aus dem vorherigen Jahr gezeigt (vgl. etwa Klump, 2011: 469f.), ohne dass der dabei gesprochene Inhalt für das neue Jahr unpassend gewesen wäre. Dies macht ersichtlich, wie austauschbar diese Reden – oberflächlich betrachtet – sein können. Dennoch gibt es Gründe, diese Art der politischen Kommunikation näher zu untersuchen und auch kontrastiv zu betrachten, zeigt sich hierin doch nicht zuletzt das Verhältnis von Politik und Bevölkerung bzw. die intendierte Beziehung zwischen PolitikerIn und Landesbevölkerung.

Im vorliegenden Beitrag werden die Neujahrsansprachen der deutschen Bundeskanzlerin Angela Merkel und der norwegischen Ministerpräsidentin Erna Solberg aus den Jahren 2014 und 2015 kontrastiv untersucht. Hauptschwerpunkt der Analyse ist die Verwendung des Personalpronomens *wir* (inkl. der dazugehörigen Possessiva, Reflexiva usw.). Die Ergebnisse werden sowohl vor dem Hintergrund der Bildung einer kollektiven (nationalen?) Identität als auch hinsichtlich der Verwendbarkeit im DaF-Unterricht diskutiert.

## 2 Neujahrsansprachen in Deutschland und Norwegen

Im Vorfeld der Analyse sollen allgemeine Angaben zu den Neujahrsansprachen sowie zum Pronomen *wir* das Verständnis und die Einordnung der Analyse erleichtern.

Neujahrsansprachen (im Folgenden NA) stellen besondere Redeanlässe hochrangiger PolitikerInnen dar. Sie werden zu festgelegten Terminen, die jeweils auch einen besonderen Stellenwert im (Feiertags-)Kalender innehaben, öffentlich gehalten und in den Medien ausführlich übertragen und rezipiert.

Die Aufzeichnungen der deutschen NA werden am 31.12., also am Silvesterabend, in den beiden größten öffentlich-rechtlichen Fernsehsendern Deutschlands (ARD und ZDF) ausgestrahlt. Die Ansprache zum neuen Jahr wird seit 1970 vom Bundeskanzler / von der Bundeskanzlerin gehalten, wobei davon auszugehen ist, dass das Abfassen der Rede von einem Team aus verschiedenen Fachleuten zumindest unterstützt wird (vgl. Holly, 1996: 317).

In Deutschland erfahren diese Reden eine relativ breite Rezeption. Die Einschaltquoten der NA von 2014 und 2015 bewegten sich zwischen 6,3 und 6,64 Millionen Zuschauern (vgl. Kleine / Krüger, 2014; Schröder, 2015). Stellt man allerdings die Zuschauerzahlen in Relation zur deutschen Gesamtbevölkerung, so schwanken sie

<sup>1</sup> Otto Schily, Parteimitglied der SPD, Bundesminister des Inneren von 1998–2005

zwischen 7,8 % und 8,18 % (vgl. DESTATIS, 2015), womit nicht einmal ein Zehntel der deutschen Bevölkerung die NA direkt zur Kenntnis nimmt.

Auf der anderen Seite darf die weitere Medialisierung der Ansprachen nicht außer Acht gelassen werden. In einer breiten medialen Rezeption nehmen zahlreiche deutschen Tages- und Wochenzeitungen, gedruckt sowie online, auf die Ansprache Bezug und werten diese kritisch aus. Somit finden die Reden nicht nur auf direktem Wege über das öffentlich-rechtliche Fernsehen ihr Publikum, sondern auch an den darauffolgenden Tagen, sobald jemand eine Zeitung liest, fernsieht oder sich im Internet informiert. Wortlaut und Videoaufzeichnung der Ansprachen sind im Internet allgemein zugänglich.

In Norwegen wird die Rede der Ministerpräsidentin am 01. Januar ausgestrahlt. Die Einschaltquoten lagen 2014 laut der Zeitung *Aftenposten* bei weit über einer Million ZuschauerInnen (vgl. Christensen, 2014), was etwa 23 % der norwegischen Bevölkerung entspricht. Allerdings sind die hohen Einschaltquoten sicher auch dem Umstand zuzurechnen, dass es sich um Solbergs erste NA als Ministerpräsidentin handelte. Die Ausstrahlung erfolgt im staatlichen Fernsehen NRK sowie über den privaten Sender TV2 und wie in Deutschland gibt es eine weitere Diskussion und Verbreitung der Reden in anderen Medien.

### 3 Charakteristika und Funktionen der Ansprachen

Folgt man Melani Schröter (2006: 46f.), so gibt es drei unterschiedliche Redearten des Bundeskanzlers / der Bundeskanzlerin: zum Ersten die Parteitagsgreden sowie Stellungnahmen in Parlamentsdebatten, zum Zweiten Reden vor Interessenverbänden und Bellschaften, und drittens Fest- und Gedenkreden. Die NA lassen sich hierbei am besten letzteren zuordnen, auch wenn es sich nicht tatsächlich um Fest- oder Gedenkreden handelt. Allerdings entsprechen die Charakteristika, die Schröter hierfür angibt, zum großen Teil denen der NA: die Ansprache der gesamten deutschen Bevölkerung, der festliche Anlass, das Fehlen jeglicher Debatte, der präsidiale Charakter.

Werner Holly (1996: 316f.) beschreibt in seiner Analyse am Beispiel der NA der früheren Bundeskanzler Willy Brandt und Helmut Schmidt weitere typische Merkmale der NA. Als eine Besonderheit dieser ursprünglich thematisch ungebundenen Reden betont er, dass dem Regierungschef / der Regierungschefin ungeteilte Redezeit zuteilwird. Ferner findet eine frontale Hinwendung zum Publikum statt, die zwar eine medienvermittelte ist und damit nicht face-to-face stattfindet, aber dennoch eine direkte Ansprechhaltung zur Folge hat. Das Publikum beschreibt Schröter (2006: 51) wiederum als „anonym und heterogen“, was bewirkt, dass der Redeentwurf auf vorgestellten, intendierten RezipientInnen beruht. Anders als Schröter (2006: 49) jedoch, die diese Fest- und Gedenkreden als werbe- und wahlkampffrei begreift, ordnet Holly die NA definitiv der parteipolitischen Werbung zu, auch wenn sie nicht direkt dem Wahlkampf dient. Vielmehr finde eine Werbung für die Regierung bzw. die Regierungskoalition und natürlich nicht zuletzt für den Redner / die Rednerin selbst statt (vgl. Holly, 1996:

317). Ein zentraler Handlungskomplex der NA ist der solidarisierende (vgl. Holly, 1996: 318f.), welcher der Bildung und Stärkung des nationalen Identitätsgefühls dient. Diese Funktion der NA ist meines Erachtens die wichtigste dieser Reden, und daher soll an dieser Stelle ein kurzer Einblick in ihre theoretische Basis erfolgen.

In Anlehnung an Benedict Anderson (1991) charakterisieren die AutorInnen der Monographie *Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität* (Wodak et al., 1998) den Begriff ‚Nation‘ (sowie auch andere größere Gemeinschaften) als erfundenes, vorgestelltes politisches Gebilde, da sie die Größe der face-to-face-Gruppen überschreite und somit aufgrund der fehlenden tatsächlichen Wahrnehmung als Gemeinschaft nur imaginiert werden könne (vgl. Wodak et al., 1998: 32). Die „nationale Identität“ als Spezialfall „kollektiver Identität“ gründet sich nach Bernhard Giesen (1999: 25) „auf eine gemeinsame Vergangenheit, an der Außenstehende nicht teilhaben, oder auf eine gemeinsame Vorstellung der Zukunft, die von Außenstehenden nicht geteilt wird.“ Als elementares Merkmal der Bildung einer Gemeinschaft beschreiben Giesen und Wodak zudem die Grenzziehung zwischen dem Innenraum des Kollektivs und der Außenwelt (vgl. Giesen, 1999: 24f.). Erst diese Grenze erschaffe die Gruppe als solche und lasse die Personen sich als zugehörig wahrnehmen:

Die diskursive Konstruktion nationaler Identitäten beruht vor allem auf der Betonung von nationaler Einzigartigkeit und innernationaler Gleichheit [...] sowie auf der expliziten Betonung zwischennationaler Differenzen [...]. Innernationale Differenzen werden dabei möglichst ausgeblendet. (Wodak et al., 1998: 102)

Da es sich in der vorliegenden Untersuchung um spezielle Kommunikationsereignisse handelt, die der Konstruktion nationaler Identität dienen, soll auch dieser Bereich theoretisch betrachtet werden. Abhängig von der Zugänglichkeit der Situationen teilt Giesen (1999: 81) Kommunikation in öffentlich und privat ein: Die öffentliche ist per se zugänglich für alle, die private Kommunikation hingegen nur für bestimmte Personen und geschieht ohne Beobachtung Außenstehender. Wichtig für die hier behandelte Thematik ist die folgende Feststellung Giesens:

In öffentlicher Kommunikation mit nicht anwesendem Publikum sind die Bindungen schwach, aber diese Schwäche kann durch die Konstruktion einer starken kollektiven Identität kompensiert werden. Öffentliche Kommunikation mit einem nicht anwesenden Publikum wird erleichtert, wenn sie sich auf eine kollektive Identität berufen kann, die jeder mögliche Beobachter der Kommunikation prinzipiell für sich übernehmen könnte. Diese Form der Kommunikation muß sich deshalb auf universelle kulturelle Codes beziehen, auf Werte und Vorstellungen von Zusammenhängen und Krisen, denen man gesellschaftsweite Gültigkeit unterstellen kann. (Giesen, 1999: 81f.)

Alle im Zitat genannten Faktoren sind an den untersuchten NA nachweisbar: Das Publikum ist bei der Rede nicht tatsächlich anwesend, somit ist die Verbindung zu den

ZuschauerInnen tatsächlich gering. Um dies zu kompensieren, beruft sich der Redner / die Rednerin auf das Gemeinschaftliche: auf die gemeinsame Vergangenheit und Zukunft, die gemeinsamen Probleme und Aufgaben und, ganz grundlegend, auf die gemeinsame Herkunft und Nation. Somit wird eine kollektive nationale Identität beschworen, welcher sich das vorgestellte und angesprochene Publikum zuordnen kann. Anhand der weiteren Untersuchung wird deutlich werden, wie es den RednerInnen der hier analysierten Reden gelingt, auf rein grammatischer Ebene diese Gemeinschaft zu konstruieren.

Die Herstellung dieser Verbindung zu den Adressaten geschieht meines Erachtens mit dem Ziel einer bestimmten Wirkung. Durch die Bezugnahme auf das Gemeinsame können die Ansichten der Regierung erklärt und legitimiert werden, da sie angeblich auf das Wohl aller Mitglieder des Kollektivs und sogar darüber hinaus ausgerichtet sind. Sobald dieser Zweck erfüllt ist und das Publikum die vorgestellten Maßnahmen und Ansichten begrüßt, soll es zu Mitarbeit und Partizipation aufgefordert werden, in Form von aktiver Zusammenarbeit, Unterlassung von Widerstand beziehungsweise Unterstützung der politischen Richtung durch entsprechende Wahlen. Auf diese Weise wird allein durch Sprache die Macht der PolitikerInnen gefestigt.

#### 4 Das Pronomen *wir*

In den folgenden Kapiteln wird die kursive Schreibweise *wir* (bzw. *vi*) verwendet, die in dieser Arbeit sowohl alle semantischen Formen von *wir* und *vi* bezeichnet als auch das Possessivpronomen *unser* und das Reflexivpronomen *uns* in allen semantischen Varianten.

Aus grammatischer Sicht können mehrere Bedeutungen des Pronomens *wir* unterschieden werden. Die *Grammatik* der DUDEN-Reihe (Duden, 2005: 271f.) beschreibt fünf mögliche Bedeutungen, während die Grammatik des Instituts für Deutsche Sprache Mannheim (IDS) (vgl. Hoffmann, 1997: 319f.) sechs Varianten unterscheidet. Diese Einteilungen überschneiden sich zum Großteil und enthalten insgesamt folgende Varianten:

- *Wir für mehrere SprecherInnen oder VerfasserInnen*
- *Wir als Anrede für sich selbst (Pluralis Majestatis, heute kaum noch in Gebrauch)*
- *Wir für HörerIn oder Hörergruppen, nicht aber SprecherIn<sup>2</sup>*
- *Wir für SprecherIn sowie weitere Personen, nicht aber HörerIn (exklusives wir)*
- *Wir für SprecherIn sowie HörerIn (inklusives wir)*
- *Wir für SprecherIn, HörerIn sowie weitere Personen (erweitertes inklusives wir)*

---

<sup>2</sup> Z. B. in der medizinisch-institutionellen Kommunikation: „Haben wir unsere Tabletten schon genommen?“

Für die vorliegende Analyse sind lediglich die letzten drei Bedeutungsvarianten relevant. Es ist zudem unerlässlich hinzuzufügen, dass sich die Bedeutung von *wir* ausschließlich über den Kontext ermitteln lässt, da sich das morphologisch-syntaktische Umfeld nicht verändert.

Laut Andrea Stadler (1999: 180), die sich im österreichischen Kontext mit den Ansprachen der Bundespräsidenten beschäftigte, nimmt das Personalpronomen *wir* in der politischen Rede eine wichtige Rolle ein, insofern es auf lexikalischer Ebene die kollektive Identität der Hörergruppe festigen soll: „Jeder Einzelne wird als Teil der Gesellschaft dargestellt, in der er aktiv handeln muss und Verantwortung trägt. Die Präsidenten spielen dem eigentlich machtlosen Wähler den Ball zu.“ Es wird demzufolge in NA hauptsächlich das inklusive *wir* gebraucht, welches sowohl SprecherIn als auch HörerIn mit einbezieht. Zudem ist anzunehmen, dass zusätzlich, wie es in der *IDS-Grammatik* formuliert wird, „n weitere Personen“ (Hoffmann, 1997: 320) einbezogen sind; also all jene, die die Rede nicht direkt verfolgen und somit keine Hörenden im eigentlichen Sinne sind, aber dennoch zur vorgestellten Gruppe gehören (z. B. zur Gruppe der Deutschen oder der EuropäerInnen).

Bezogen auf die politische Sprache in der Bundesrepublik Deutschland haben sich bereits mehrere AutorInnen wissenschaftlich mit dieser Textsorte beschäftigt<sup>3</sup>, und sie alle gehen auf den Gebrauch des *wir* ein. Dies zeigt erneut, dass die Verwendung desselben wichtige Funktionen in der Redeaussage übernimmt. Zudem kommen sie übereinstimmend zu dem Ergebnis eines überproportional hohen Gebrauchs des *wir* im Verhältnis zu allen anderen Personalpronomen. Dies legt die Schlussfolgerung nahe, dass es eine sprecherübergreifende Verwendung des *wir* gibt und somit die häufige Verwendung von *wir* textsortenspezifisch für die NA ist.

## 5 Das *wir* in deutschen und norwegischen Neujahrsansprachen

In der folgenden Analyse der deutschen und norwegischen NA<sup>4</sup> werden diese bezeichnet als

- NA 2014 D und NA 2015 D (die deutschen NA aus den Jahren 2014 und 2015)
- NA 2014 N und NA 2015 N (die norwegischen NA aus denselben Jahren)

<sup>3</sup> In diese Untersuchung flossen ein: Analyse der NA von Willy Brandt und Helmut Schmidt zwischen 1969 und 1981 (Holly, 1996); Analyse der NA von Helmut Kohl und Gerhard Schröder 1994–2001 (Neumann, 2003); Analyse der NA von Angela Merkel 2007 (Schröter, 2009); Analyse der französischen und deutschen NA zwischen 2002 und 2011 (Klump, 2011).

<sup>4</sup> Der Wortlaut aller untersuchten Reden kann den im Literaturverzeichnis angegebenen Internetseiten entnommen werden.

Um die Untersuchung so effektiv wie möglich zu gestalten, wurde sie auf einige wesentliche Kriterien beschränkt, die quantitativ und qualitativ analysiert werden. Die quantitative Analyse gibt Aufschluss über die Rolle von *wir* und *vi* im untersuchten Material und trifft Aussagen über die Nutzung der verschiedenen Bedeutungsvarianten. Qualitativ wird untersucht, welche Personen mit *wir* / *vi* bezeichnet werden und welche Funktionen *wir* in den Ansprachen einnimmt.

## 5.1 Quantitative Analyse

In den untersuchten Ansprachen wurden sowohl die *wir* / *vi*-Pronomina als auch die Pronomina der ersten Person Singular und diejenigen der direkten Anrede an das Publikum<sup>5</sup> quantitativ erfasst, um bei der Bewertung der Häufigkeit von *wir* / *vi* Vergleichsgrößen heranziehen und somit spezifischere Aussagen treffen zu können.

Tabelle 1 stellt die anhand dieser Auswertung erhobenen Daten dar. Die erste Spalte jeder Ansprache gibt die absoluten Zahlen an, die die Auszählung erbracht hat. Um jedoch eine bessere Vergleichbarkeit zwischen den Reden verschiedener Wortanzahl zu erreichen, wurden diese absoluten Zahlen auf 1.000 Wörter hochgerechnet und diese Ergebnisse in der jeweils zweiten Spalte angegeben. Es sind sowohl die Angaben zu den verschiedenen Pronomina zu finden als auch eine Auszählung der *wir*-Formen, die möglicherweise exklusiv gebraucht wurden.

Pronomen	NA 2014 D (750 Wörter)		NA 2015 D (893 Wörter)		NA 2014 N (1216 Wörter)		NA 2015 N (1326 Wörter)	
	absolut	pro 1000 Wörter	absolut	pro 1000 Wörter	absolut	pro 1000 Wörter	absolut	pro 1000 Wörter
ICH/JEG	4	5,33	6	6,72	11	9,04	4	3,01
SIE/DU/ DERE	7	9,33	4	4,48	9	7,40	8	6,03
WIR/VI	31	41,33	31 (+11 „Europa“)	34,71	43	35,36	53	39,97
Mögl.w. exklusiv	7	9,33	1	1,12	0	0	8	6,03

Tabelle 1: Häufigkeit der Personalpronomina in NA

<sup>5</sup> Dazu gehören hier: *Sie, Ihnen, Ihr* (mit diversen Endungen), sowie direkte Anreden jeglicher Art, z. B. „Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger“ (NA Merkel 2015).

Es wird deutlich, dass es zwischen der deutschen und der norwegischen Verwendungshäufigkeit von *wir* / *vi* keine signifikanten Unterschiede gibt. Bei allen Reden wird *wir* mehr als doppelt so häufig verwendet wie *ich* und *sie* zusammen. Die exklusive Verwendungsweise jedoch schwankt stark, sowohl in den deutschen als auch den norwegischen Reden. Hierzu sei jedoch angemerkt, dass die exakte Bestimmung der genauen Verwendungsweise ausgesprochen schwierig ist und zudem eine sehr subjektive Entscheidung darstellt, da die Bezugsgruppe von *wir* in den seltensten Fällen erklärend bezeichnet wird. Im Rahmen dieser Untersuchung wurden daher nur Fälle gezählt, bei denen der exklusive Gebrauch relativ deutlich war.

## 5.2 Qualitative Analyse

In der qualitativen Analyse, also bezüglich der Frage, wer genau mit *wir* bezeichnet wird bzw. in welchen Kontexten welche Bedeutungsvarianten von *wir* genutzt werden, sind einige Unterschiede zwischen den norwegischen und den deutschen Ansprachen identifizierbar. Der überwiegend inklusive Gebrauch ist allen Reden gemein. Dies verwundert nicht weiter, da eine solche Nutzung die wichtige Funktion der Konstruktion einer gemeinsamen Identität unterstützt. Beispiele dafür sind: „Wir spüren, welchen Wert der Zusammenhalt in unserem Land hat. Er ist Grundlage unseres Erfolges“ (NA 2015 D) und „Å gi av seg selv til andre er en kraft i oss alle. Den gjør oss til hele mennesker“<sup>6</sup> (NA 2015 N).

Allerdings zeichnen sich ebenso Bereiche ab, die im norwegischen Kontext scheinbar fraglos, im deutschen Kontext jedoch nicht mit dem allgemeingültigen *wir* bzw. *vi* ausgedrückt werden können. So stellt Solberg auch Emotionen, Danksagungen und Glückwünsche als gemeinsame Botschaften dar: „Vi gleder oss til hva det nye året vil bringe av muligheter og utfordringer“<sup>7</sup> (NA 2014 N), „Vi er dypt takknemlige for deres innsats. Vi har dere i tankene, særlig nå i høytiden“<sup>8</sup> (ebd.) und „Vi ønsker hele kongefamilien et godt år“<sup>9</sup> (NA 2015 N). Mit großer Wahrscheinlichkeit meint Solberg in all diesen Zitaten nicht sich und ihre Partei bzw. ihre Regierung, sondern vielmehr verallgemeinert sie die Wünsche und Emotionen auf die ganze norwegische Bevölkerung. Zumindest öffnet Solberg Raum für eine Interpretation des Gesagten in diese Richtung, indem sie nicht expliziert, welches *vi* genau sie meint. Merkel hingegen drückt

<sup>6</sup> Dt.: „Anderen von sich selbst etwas zu geben, ist eine Kraft in uns allen. Sie macht uns zu ganzen Menschen“ (Übersetzung A. F.).

<sup>7</sup> Dt.: „Wir freuen uns auf das, was das neue Jahr uns an Möglichkeiten und Herausforderungen bringen wird.“ (Übers. A. F.).

<sup>8</sup> Dt.: „Wir sind sehr dankbar für euren Einsatz. Wir denken an euch, gerade jetzt während der Feiertage.“ (Übers. A.F.); bezogen auf die Soldaten und Soldatinnen im Auslandseinsatz.

<sup>9</sup> Dt.: „Wir wünschen der gesamten Königsfamilie ein gutes Jahr.“ (Übers. A. F.).

ähnliche Sprachhandlungen mit der ersten Person Singular aus: „Ich danke allen, die einen Beitrag dazu leisten, diese Krankheit, die noch lange nicht besiegt ist, einzudämmen [...]“ (NA 2015 D). Scheinbar ist es im norwegischen Sprachraum – im Gegensatz zum deutschen – möglich, dass hochrangige PolitikerInnen auch persönliche Bekundungen wie Gefühle und Dankesworte auf ihre MitbürgerInnen übertragen. Die Interpretation einer solchen Generalisierung könnte sein, dass das nationale Kollektivgefühl in Norwegen stärker ausgeprägt und belastbarer ist als in Deutschland.

Ein weiterer Unterschied besteht in der Verwendung des *wir* in der Bedeutung ‘Regierung’. Spricht Merkel von der Regierung<sup>10</sup>, so nutzt sie *wir*, um sich selbst in die Gruppe der Regierenden mit einzuschließen und sich gleichzeitig nicht als Alleinverantwortliche zu bezeichnen:

Das gilt auch für die Bundesregierung. Wir wollen, dass unser Land das bleiben kann, was es ist: menschlich und erfolgreich. Dazu wollen wir die Familien stärken, damit unser Land kinderfreundlicher wird. Wir werden die sozialen Sicherungssysteme so verändern, [...]. (Merkel, 2012)

Ist die beschriebene Verwendung des *wir* als Synonym für ‘Regierung’ in Deutschland zumindest außerhalb des Untersuchungszeitraums nachweisbar, stellt Solberg das *wir* nicht dezidiert in den Zusammenhang mit der Regierung: „Derfor er regjeringa så opptatt av å skape det norske kunnskapssamfunnet. [...] I årene som kommer vil regjeringa arbeide for å styrke det psykiske helsetilbudet. [...] Regjeringa vil satse massivt på å gjøre gode lærere i skolen enda bedre“<sup>11</sup> (NA 2014 N). Aufgrund des Fehlens dieser Verknüpfung bezieht sie sich nicht selbst in die Gruppe der Regierenden mit ein, welche als Gegenpol zur Seite der BürgerInnen aufgefasst werden könnte. Die norwegische Regierung wird lexikalisch als völlig separat und unabhängig von Solberg konstituiert. Merkel hingegen identifiziert sich klar mit der Bundesregierung und deren Handlungen. Allerdings nutzt sie innerhalb des oben genannten Zitats sowohl das inklusive als auch das exklusive *wir* (im Sinne von ‘wir, die Bundesregierung’), zum Teil wechselt sie sogar innerhalb eines Satzes zwischen beiden Ausdrucksweisen. Eine Folge dieser Konstruktion ist die semantische Aufweichung der Grenze zwischen *wir* im Sinne der Regierung und *wir* als ‘wir alle’, was eine Legitimierung des Regierungshandelns bewirken soll.

---

<sup>10</sup> Belege für diese Verwendungsweise finden sich in der Neujahrsansprache Merkels vom 31.12.2011, die zur Verdeutlichung zusätzlich zum eigentlichen Material herangezogen wird.

<sup>11</sup> Dt.: „Deshalb ist die norwegische Regierung so beschäftigt damit, die norwegische Wissenschaftslandschaft zu schaffen. [...] In den nächsten Jahren wird die Regierung daran arbeiten, das Angebot für psychische Gesundheit zu stärken. [...] Die Regierung wird massiv darauf setzen, gute Lehrer in den Schulen weiterhin zu verbessern.“ (Übers. A. F.)

Die Analyse abschließend wird der Frage nachgegangen, welche Personengruppen genau in das inklusive *wir* beider Rednerinnen einbezogen werden. Wen die Politikerinnen ansprechen und wen nicht, wird in den NA – erwartungsgemäß – nicht spezifiziert. Aufgrund des Umstandes jedoch, dass die Reden in der jeweiligen Landessprache verfasst und gehalten wurden, werden auf direktem Weg (ohne Hilfe von Übersetzungen) nur jene Menschen angesprochen, die der deutschen bzw. norwegischen Sprache mächtig sind. Frau Merkel richtet sich mittels ihrer Ansprache „Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger“ (NA 2014 D; NA 2015 D) möglicherweise an alle Personen mit deutscher Staatsbürgerschaft. Ob sie eventuell auch Zugewanderte und im Ausland lebende Deutsche miteinbezieht, müsste in einer weiterführenden Analyse des semantischen Gebrauchs von (*Mit-*)*Bürger(-in)* untersucht werden. Was jedoch auffällt, vor allem in der Rede von 2015, ist der häufige Gebrauch von *Europa* in Verknüpfung mit *wir* („wir in Europa“, NA 2015 D). Dies impliziert neben dem Einbezug der deutschen Bevölkerung auch den der BürgerInnen anderer europäischer Staaten; oder aber es soll bei der deutschen Bevölkerung weniger eine nationale als vielmehr eine europäische kollektive Identität konstruiert werden.

Bei Solberg fehlt diese Verbindung von *wir* und *Europa* völlig: *Europa* erwähnt sie weder 2014 noch 2015. Dies mag dem Umstand geschuldet sein, dass Norwegen nicht Teil der Europäischen Union ist und damit viele politische Vorgänge nicht so eng mit der europäischen Ebene verknüpft sind wie in Deutschland. Weiterhin grüßt Solberg mit „Kjære alle sammen“<sup>12</sup> (NA 2014 N; NA 2015 N) auf eine ganz andere Weise als Merkel. Hier wird noch weniger expliziert, wer direkt angesprochen wird, bzw. die inklusive Bedeutung von *wir* wird ausgesprochen weit ausgedehnt. Auch in diesem Punkt existieren also Unterschiede zwischen der norwegischen und der deutschen NA, während abschließende Aussagen in diesem Bereich schwierig sind. Es wäre in diesem Zusammenhang sinnvoll, in weiteren politischen Reden den Gebrauch von *wir* zu untersuchen, um die genaue Bedeutungszuschreibung im politischen Diskurs zu erfassen.

## 6 Neujahrsansprachen im Unterricht Deutsch als Fremdsprache?

Die kulturwissenschaftliche Perspektive auf diese besondere Art der politischen Rede kann durchaus auch für den DaF-Unterricht genutzt werden. Vor allem vier Punkte sprechen meines Erachtens dafür.

Erstens handelt es sich bei den NA um Reden in relativ einfacher Sprache. Sowohl lexikalisch als auch syntaktisch sind sie so gehalten, dass sie, da mündlich vorgetragen, schnell verarbeitet und von einem Publikum mit vielfältigem Bildungshintergrund verstanden werden können. Somit sind diese Reden ab einem Niveau von B1 bzw. Ende A2 bearbeitbar.

---

<sup>12</sup> Dt.: „Liebe alle zusammen“ (Übers. A. F.)

Ein zweiter entscheidender Vorteil dieses Materials ist die mediale Verfügbarkeit. Sowohl die Videodatei als auch der Text sind jederzeit online und legal verfügbar. Zudem handelt es sich, drittens, um aktuelles und authentisches Material, welches das Training aller vier Fertigkeiten<sup>13</sup> zulässt. Neben der Aktualität kann natürlich auch die historische Betrachtung vorangegangener Reden je nach Kursinhalt interessante Aspekte bieten.

Zuletzt sei die Möglichkeit genannt, dieses Material sowohl sprachlich als auch landeskundlich in vielerlei Hinsicht einzusetzen. In unterschiedlicher Tiefe können beispielsweise Diskurse über nationale Identität geführt (z. B. anhand von *wir*), aktuelle politische Themen diskutiert, aber auch grammatische Phänomene veranschaulicht werden. Eine kontrastive Untersuchung mit der NA aus dem Herkunftsland ist mit Sicherheit ebenfalls interessant und aufschlussreich.

## 7 Zusammenfassung und Fazit

In vorliegender Untersuchung konnte deutlich gezeigt werden, dass die häufige Verwendung von *wir* in Neujahrsansprachen sprecher- und nationenübergreifend auftritt und somit als textsortenspezifisch angesehen werden kann. Eine wesentliche Funktion liegt dabei in der Bildung und Festigung eines gemeinsamen, nationalen Identitätsgefühls in der Bevölkerung, welches den Zusammenhalt stärken soll, aber auch Regierungsvorhaben erklären und letztendlich legitimieren soll. Zwischen den Nationen lassen sich allerdings auch Unterschiede in der Zuschreibung der konkreten Bedeutung des *wir* nachweisen, die mitunter Rückschlüsse auf Konstruktion und Eigenschaften eines nationalen Identitätsgefühls zulassen. Diese Thematik hat durchaus ebenfalls seinen Reiz für den DaF-Unterricht, für welchen die Neujahrsansprachen aus vielerlei Gründen ein ausgesprochen geeignetes Material darstellen.

### Literaturverzeichnis

#### Primärquellen

Merkel, Angela (2011): Neujahrsansprache der Bundeskanzlerin, <https://www.bundesregierung.de/ContentArchiv/DE/Archiv17/Pressemitteilungen/BPA/2011/12/2011-12-31-neujahresansprache.html> (4.2.2016).

Merkel, Angela (2013): Neujahrsansprache von Bundeskanzlerin Angela Merkel, [http://www.bundesregierung.de/Content/DE/Podcast/2013/2013-12-31-Video-Podcast/links/download-PDF.pdf?\\_\\_blob=publicationFile&v=2](http://www.bundesregierung.de/Content/DE/Podcast/2013/2013-12-31-Video-Podcast/links/download-PDF.pdf?__blob=publicationFile&v=2) (29.9.2015).

Merkel, Angela (2014): Neujahrsansprache 2015 von Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel, <http://www.bundesregierung.de/Content/DE/Bulletin/2010-2015/2015/01/01-1-bk-neujahr.html> (17.5.2016).

---

<sup>13</sup> Rezeptiv: Lesen, Hören; Produktiv: Schreiben, Sprechen.

- Solberg, Erna (2014): Statsministerens nyttårstale 2014, <https://www.regjeringen.no/no/aktuelt/statsministerens-nyttarstale/id748426/> (29.9.2014).
- Solberg, Erna (2015): Nyttårstalen 2015, <https://www.regjeringen.no/no/aktuelt/nyttarstalen-2015/id2356841/> (29.9.2015).

### *Sekundärliteratur*

- Anderson, Benedict (1991): *Imagined Communities*. London, New York: Verso.
- Christensen, Anders R. (2014): Over en million så Ernas TV-tale. *Aftenposten*, <http://www.aftenposten.no/kultur/Over-en-million-sa-Ernas-TV-tale-7421874.html> (29.9.2015).
- DESTATIS (2015). Statistisches Bundesamt: Bevölkerung auf Grundlage des Zensus 2011, [https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/Bevoelkerung/Bevoelkerungsstand/Tabellen/Zensus\\_Geschlecht\\_Staatsangehoerigkeit.html](https://www.destatis.de/DE/ZahlenFakten/GesellschaftStaat/Bevoelkerung/Bevoelkerungsstand/Tabellen/Zensus_Geschlecht_Staatsangehoerigkeit.html) (29.9.2015).
- Duden (2005): *Die Grammatik*. 7. völlig neu erarb. und erw. Aufl. Hrsg. v. der Dudenredaktion. Mannheim, u. A.: Dudenverlag (= Duden, Bd. 4).
- Giesen, Bernhard (1999): *Kollektive Identität*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Holly, Werner (1996): Die sozialdemokratischen Bundeskanzler an das Volk. Die Ansprachen von Brandt und Schmidt zum Jahreswechsel. In: *Öffentlicher Sprachgebrauch: praktische, theoretische und historische Perspektiven*. Georg Stötzel zum 60. Geburtstag. Hrsg. v. Karin Böke, Matthias Jung u. Martin Wengeler. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 315–329.
- Hoffmann, Ludger (1997): Zur Grammatik von Text und Diskurs. In: *Grammatik der deutschen Sprache*. Schriften des Instituts für deutsche Sprache. Bd. 1. Hrsg. v. Gisela Zifonun, Ludger Hoffmann u. Bruno Streckker. Berlin: de Gruyter, S. 93–591.
- Kleine, Rolf / Krüger, Larissa (2014): Merkels zehnte, <http://meedia.de/2015/01/01/14-mio-sehen-dinner-for-one-zdf-um-mitternacht-vorn-silvesterstadl-in-der-prime-time/> (29.9.2015).
- Klump, Andre (2011): L'année s'achève. Elle a été rude. – Französische und deutsche Neujahrsansprachen im Paralleltext- und Übersetzungsvergleich. In: *Sprachwissenschaft*, Jg. 36, H. 4, S. 469–486.
- Neumann, Heinrich (2003): Die Neujahrsansprachen der Bundeskanzler Helmut Kohl und Gerhard Schröder im Vergleich – Inszenierung und Metabotschaften eines periodisch getakteten Fernsehauftritts. In: *Information – Wissenschaft und Praxis*, Jg. 54, S. 261–272.
- Schily, Otto (2000): Sprache und Politik. In: *Die deutsche Sprache zur Jahrtausendwende. Sprachkultur oder Sprachverfall?* Hrsg. v. Karin M. Eichhoff-Cyrus u. Rudolf Hoberg. Mannheim u. a.: Dudenverlag, S. 125–128.
- Schröder, Jens (2015): 14 Mio. sehen „Dinner for One“, ZDF um Mitternacht vorn, „Silvesterstadl“ in der Prime Time, <http://meedia.de/2015/01/01/14-mio-sehen-dinner-for-one-zdf-um-mitternacht-vorn-silvesterstadl-in-der-prime-time/> (29.9.2015).

Schröter, Melani (2006): Adressatenbezüge in der öffentlichen politischen Rede. In: Strategien politischer Kommunikation. Pragmatische Analysen. Hrsg. v. Heiko Girnth u. Constanze Spieß. Berlin: Erich-Schmidt, S. 46–60.

Schröter, Melani (2009): Text. In: Vom politischen Gebrauch der Sprache. Hrsg. v. Melani Schröter u. Björn Carius. Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang. S. 51–96

Stadler, Andrea (1999): Neujahrsansprachen der Bundespräsidenten. Beobachtungen zur politischen Sprache. In: Österreich in Geschichte und Literatur, Jg. 43, H. 3, S.160–191.

Wodak, Ruth / Kargl, Maria / Cillia, Rudolf de / Reisigl, Martin / Liebhart, Karin / Hofstätter, Klaus (1998): Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.



---

# Zum Emotionspotenzial von wissensvermittelnden Texten – am Beispiel von Artikeln über Ebola

Lenka Vaňková (Ostrava)

## **Abstract**

*Im Artikel wird der Frage nachgegangen, welche Rolle Emotionen bei der Wissens- und Faktenvermittlung in der fachinternen Kommunikation spielen und welche Strategien und sprachlichen Mittel bei der Verbalisierung von Emotionen genutzt werden können. Am Beispiel von Texten über Ebola, die in deutschen medizinischen Fachzeitschriften publiziert wurden, wird überprüft, ob sich auch im Rahmen der fachinternen Kommunikation Merkmale feststellen lassen, die für Texte der fachexternen Kommunikation charakteristisch sind. Aufmerksamkeit wird sowohl dem Layout und der Inhaltsgestaltung als auch der Wahl sprachlicher Mittel gewidmet, die zur emotionalen Auswirkung der einzelnen Texte beitragen.*

*The article explores the role played by emotions in the transmission of knowledge, including the strategies and linguistic means used in the verbalization of emotions. The author analyses texts on the subject of Ebola published in German professional medical journals; the analysis attempts to reveal whether communication among experts in the field displays features that are typical also for non-expert texts. The article focuses on layout and content-organization, as well as on the choice of linguistic means contributing to the emotional component of the texts.*

## **Keywords**

*Fachinterne Kommunikation, Versprachlichung von Emotionen, sprachliche emotive Mittel, Evozieren von Emotionen  
communication among experts, verbalization of emotions, linguistic emotional means, emotional component of the text*

## 1 Zur Rolle von Emotionen bei der Wissensvermittlung

Seit der sogenannten emotiven Wende in den 1990er Jahren wird die Rolle von Emotionen in kognitiven Prozessen aus einem neuen Blickwinkel betrachtet: Sie werden nicht mehr bloß als Störfaktoren angesehen, die das ‚klare‘ Denken beeinträchtigen bzw. sogar verhindern, sondern es wird immer häufiger auf die positive Auswirkung von Emotionen auf die kognitiven Prozesse hingewiesen (vgl. Schwarz-Friesel, 2007: 7f.). Diese neue Wahrnehmung von Emotionen wird unter anderem im Rahmen der populärwissenschaftlichen Wissensvermittlung in verschiedenen Medien umgesetzt bzw. ausgenutzt; dabei ist nicht nur die Tatsache wichtig, dass der Einsatz von Emotionen die bessere Einprägung von neuen Erkenntnissen unterstützt, sondern auch die Erfahrung, dass Emotionen (Fach-)Inhalte ‚besser verkaufen‘<sup>1</sup>

Davon gehen auch die Herausgeber von populärwissenschaftlichen Zeitschriften aus: Deren Anzahl ist in den letzten Jahren wesentlich gestiegen, so dass – auch unter dem Konkurrenzdruck – zu Praktiken gegriffen wird, die eher für die Boulevardpresse charakteristisch sind. Im Rahmen meiner früheren Untersuchungen habe ich mich mit der Analyse von deutschen und tschechischen Texten mit medizinischen Inhalten beschäftigt, die in populärwissenschaftlichen Zeitschriften erschienen sind. Dabei wurde festgestellt, dass man vor allem im Falle der tschechischen Medien sogar von einer deutlichen Tendenz zur ‚Boulevardisierung‘ bei der Wissensvermittlung sprechen kann. Der häufigere Einsatz von Emotionalisierungsmitteln ist wahrscheinlich auf die Marktgröße zurückzuführen: Weil die deutschen popularisierenden Periodika viel größere Absatzmöglichkeiten haben, kann das Angebot vielfältiger sein und die Magazine können adressatenspezifischer gestaltet werden, während sich die tschechischen Periodika infolge des viel kleineren Marktes dem Geschmack eines breiteren Publikums anpassen und sich der Mittel der Boulevardpresse bedienen müssen (vgl. Vaňková, 2012: 150f.).

Während der absichtliche Einsatz von Emotionen (d. h. Emotionalisierung<sup>2</sup>) als ein fester Bestandteil der populärwissenschaftlichen Wissensvermittlung bewertet wird, also Wissensvermittlung zwischen Experten und (interessierten) Laien, die auch als fachexterne Kommunikation bezeichnet wird, ist die fachinterne Kommunikation mit der Erwartung verbunden, dass sie sich durch eine sachliche, nicht emotionale Ausdrucksweise auszeichnet.<sup>3</sup> Wie aber Untersuchungen der letzten Jahre zeigen (vgl. Jahr,

<sup>1</sup> Zum Beispiel wird der kommerzielle Erfolg der BILD-Zeitung mit einer effektiven Emotionalisierung in Zusammenhang gebracht (vgl. die Untersuchung von Voss, 1999).

<sup>2</sup> Nach Schwarz-Friesel (2007: 212) betrifft die Emotionalisierung aus Produzentensicht die gezielte Aktivierung von bestimmten Gefühlswerten beim Leser. Man spricht in diesem Zusammenhang auch vom ‚emotionalen Management‘ (vgl. dazu Antos, 2004: 39f.).

<sup>3</sup> Zur Differenzierung zwischen der fachinternen, interfachlichen und fachexternen Kommunikation vgl. Roelcke, 2010: 56.

2000 oder Thim-Mabrey, 2012), ist das Postulat der Emotionsfreiheit nicht mehr zu halten. Beide Autorinnen zeigen, dass man auch in Texten der fachinternen Kommunikation Mittel finden kann, die bestimmte Schlussfolgerungen über die emotionale Betroffenheit der Textverfasser ermöglichen. Und wenn man sich die Titel heutiger wissenschaftlicher Texte anschaut, sieht man, dass diese oft nicht nur sachlich informieren, sondern darauf zielen, Neugier und Spannung bei den Lesern hervorzurufen und sie zum Weiterlesen zu motivieren. Ebenfalls wird längst erwartet, dass sich – im Sinne des ‚Infotainments‘ – der mündliche wissenschaftliche Konferenzvortrag in vieler Hinsicht von seiner schriftlichen Version unterscheidet.

Vor diesem Hintergrund wird nun auf die Frage eingegangen, ob sich im Rahmen der Kommunikation unter Fachleuten (in Fachzeitschriften) Merkmale feststellen lassen, die Emotionen der Verfasser verraten (es handelt sich also um den ‚Ausdruck der Emotionen‘) und ob hier auch die für die Experten-Laien-Kommunikation (in populärwissenschaftlichen Zeitschriften) charakteristischen Emotionalisierungsstrategien (d. h. das Bemühen um das Hervorrufen von Emotionen)<sup>4</sup> zu belegen sind.

## 2 Zu Untersuchungskorpus und -methode

Für diesen Beitrag wurde ein Thema aus dem medizinischen Bereich gewählt, das besonders im Jahr 2014 und Anfang des Jahres 2015 in der Presse häufig behandelt wurde: Ebola.<sup>5</sup> Auch wenn das diese Krankheit verursachende Virus schon 1976 entdeckt wurde, fing die Epidemie in Westafrika erst im Dezember 2013 an: Laut Medienberichten handelte es sich um die größte Ebola-Epidemie aller Zeiten mit einer sehr hohen Sterblichkeitsrate (sie lag je nach Ebola-Typ bei 50 bis 90 Prozent). Besonders im Jahr 2014 konnte man vom ‚medialen Wirbel um Ebola‘ sprechen: In praktisch allen Medien konnte man regelmäßig (in Tageszeitungen fast jeden Tag) die Entwicklung verfolgen. Das enorme Interesse ist wahrscheinlich auf die drohende Gefahr zurückzuführen, dass sich infolge der schnellen Verkehrsverbindungen das Virus schnell hätte verbreiten und aus Afrika in andere Weltteile eingeschleppt werden können, was große Befürchtungen in Teilen der Öffentlichkeit hervorrief.

---

<sup>4</sup> Die Unterscheidung zwischen ‚Ausdruck von Emotionen‘, ‚Sprechen über Emotionen‘ und ‚Evozieren/Hervorrufen von Emotionen‘ als einzelnen Aspekten der Emotionalität im Text war ausschlaggebend für die im Rahmen des Ostrauer Projekts ‚Ausdrucksmitel der Emotionalität im deutsch-tschechischen Sprachvergleich‘ entstandenen Arbeiten (vgl. Vaňková, 2014: 13).

<sup>5</sup> Die Benennung dieser Krankheit hängt mit dem Fluss Ebola im ehemaligen Zaire, also der Region, in der die Krankheit zum ersten Mal identifiziert wurde, zusammen.

Das Untersuchungskorpus der vorliegenden Pilotstudie<sup>6</sup> besteht aus insgesamt zwölf in der Zeitspanne Oktober 2014 bis April 2015 online publizierten Artikeln zum Thema Ebola, die fünf Zeitschriften entnommen wurden, die man im Sinne von Ischreyt (vgl. Roelcke, 2010: 35) der Ebene der fachlichen Umgangssprache zuordnen kann und die in erster Linie für Ärzte bestimmt sind. Es wurden Artikel aus folgenden Zeitschriften zur Analyse herangezogen: das *Deutsche Ärzteblatt* [DÄ]<sup>7</sup>, gegründet 1872, ist ein offizielles Organ der Ärzteschaft; die Zeitschrift wird an alle Ärzte in Deutschland verschickt und ist die auflagenstärkste Medizinzeitschrift; die *Deutsche medizinische Wochenschrift* [DMW] ist Deutschlands meistgelesene Fachzeitschrift für Internisten; *Der Notarzt* [NA] ist in erster Linie für Notärztinnen und Notärzte bestimmt; die *Zeitschrift für Gastroenterologie* [ZG] ist die führende deutsche Zeitschrift auf diesem Gebiet; die *Naturwissenschaftliche Rundschau* [NR] fungiert als offizielles Organ der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte. Verfasser aller Texte sind deutsche Ärzte bzw. Spezialisten auf dem Gebiet der Infektiologie, Tropenmedizin oder Mikrobiologie.

Für die Beurteilung der Emotionalität der untersuchten Texte wurde auf Grundlage der früheren Untersuchungen das folgende Raster zur Untersuchung von Mitteln zusammengestellt, die Rückschlüsse auf Emotionen der Verfasser ermöglichen oder die auf Emotionalisierungsstrategien hinweisen:

1. Layout des Textes: Textgliederung, Einsatz von Fotos, Abbildungen, Infografiken, typographische Mittel;
2. Inhaltsgestaltung: Titel, Zwischentitel, Personifizierung, narrative Inszenierung;<sup>8</sup>
3. sprachliche Mittel:
  - lexikalische Mittel (emotionsbezeichnende Lexeme, Lexeme und Wortbildungselemente mit aufwertender oder abwertender Denotation oder Konnotation, Modalwörter, Modalpartikeln, Interjektionen, Phraseologismen usw.);

<sup>6</sup> Dieser Text entstand als Bestandteil eines breit angelegten Projekts zur Erforschung von Fachwissensvermittlung in verschiedenen Kontexten, an dem im Rahmen des Zentrums für Fachsprachenforschung der Philosophischen Fakultät der Universität Ostrava Germanisten und Anglisten kooperieren [*Posílení rozvoje Centra výzkumu odborného jazyka angličtiny a němčiny na Filozofické fakultě Ostravské univerzity, CZ.1.07/2.3.00/20.0222*]..

<sup>7</sup> Die in eckigen Klammern angeführten Abkürzungen der einzelnen Zeitschriften werden weiter im Text verwendet und bei den entsprechenden Belegen angeführt.

<sup>8</sup> Die sogenannte narrative Inszenierung wird in populärwissenschaftlichen Artikeln oft als Einleitung in eine bestimmte Fachproblematik verwendet. Der Text beginnt mit der Erzählung einer Geschichte, in der konkrete Personen auftreten, so dass sich die Leser in die geschilderte Geschichte hineindenken und diese miterleben können (vgl. Beispiele bei Vaňková, 2012: 134–139).

- syntaktische Mittel: expressive Satzarten (Exklamativsätze, rhetorische Fragen), Wortstellung;
- stilistische Mittel: Metaphern, Vergleiche, rhetorische Figuren.<sup>9</sup>

### 3 Emotionen in den Artikeln der fachinternen Kommunikation

#### 3.1 Layout

Die Text- und Bildgestaltung sieht in den einzelnen Periodika unterschiedlich aus. Während die DMW und der NA über alle für wissenschaftliche Artikel typischen Bestandteile wie Abstract, Schlüsselwörter oder Verzeichnis der zitierten Literatur verfügen, wird in der NR nur die verwendete Fachliteratur angeführt und im DÄ ist nicht einmal diese verfügbar. In allen untersuchten Artikeln kommen jedoch Fotos vor, meist werden die Texte auch von Tabellen, Graphen oder Karten begleitet, die als Ergänzung der im Artikel dargebotenen Informationen dienen.<sup>10</sup> Auf Fotos wird am häufigsten die Schutzausrüstung (bzw. Personen in Schutzkleidung) dargestellt; nur ausnahmsweise finden sich auch Fotos, denen attestiert werden kann, dass sie zur Emotionalisierung des Inhalts beitragen, wie zum Beispiel die (kolorierten) Aufnahmen des Ebolavirus, bei denen schon die Wahl der Farbe (Rot im Hintergrund) die Assoziation mit Blut hervorruft und auf das Verbluten hindeutet. Interessant ist, dass auch in den populärwissenschaftlichen Texten über Ebola die Abbildungen des Ebolavirus und Fotos, auf denen Personen in Schutzanzügen agieren, dominieren. Aus der Sicht von Mitarbeitern humanitärer Organisationen sollen diese Bilder wenig emotional gewirkt haben: So wies Rudolf Seiters, Präsident des Deutschen Roten Kreuzes, im Zusammenhang mit dem Rückgang von Privatspenden darauf hin, dass das Tragen von Schutzkleidung dazu führt, dass keine konkreten Personen identifiziert werden können: „Das ergibt keine anrührenden Bilder. Und wenn die Menschen nicht emotional berührt sind, spenden sie auch nicht“ (zit. nach Merlot, 2014).

#### 3.2 Inhaltsgestaltung

Was die Titel der Artikel betrifft, findet man neben den sachlichen, informierenden Überschriften wie *Ebolavirus-Krankheit* [DMW]; *Notarzt und Ebola* [NA]; *Ebolavirus-erkrankung: Manifestationsformen der Infektion* [DÄ/3] auch solche, die Emotionen ansprechen: In Titeln wie *Epidemie außer Kontrolle: Neuinfektionen in Liberia, Guinea*,

---

<sup>9</sup> Ein ausführliches Inventar von sprachlichen Mitteln, die auf den einzelnen Ebenen (von der phonetisch-phonologischen bis zur textuellen) zur Manifestation der Emotionalität dienen, ist bei Ortner (2011: 204f.) zu finden.

<sup>10</sup> Zur Funktion von Bildern (in wissensvermittelnden Texten) vgl. zusammenfassend Cieslarová (2015).

*Sierra Leone, Nigeria und Senegal* [ZG]; *Diagnostik der Ebolainfektion: Die Zeit läuft* [DÄ/5]; *Ebola: passiert die Impfung die Zielgerade?* [DÄ/4]; *Ebola-Epidemie in Westafrika – Ausbruch ohne Präzedenz* [NR] wird die sachliche Information mit einem Zusatz kombiniert, der die Aufmerksamkeit der Leser wecken und Emotionen evozieren soll.

Fast alle Artikel sind mit Zwischentiteln versehen, die man zum großen Teil als ‚thematische Zwischentitel‘ bezeichnen kann, d. h. sie avisieren den darauffolgenden Inhalt. Nur vereinzelt lässt sich den Zwischentiteln eine emotionalisierende Funktion zuschreiben: z. B. wird die Beschreibung der aktuellen Situation mit der metaphorischen Wendung *Wettlauf gegen die Zeit* [DÄ/2] eingeleitet oder es werden auch Kontrastierungen (*Chancen und Risiken* [DÄ/5]; *Aus der Vergangenheit für die Zukunft lernen* [DÄ/5]) in den Zwischentiteln verwendet.

Auch wenn es sich bei Ebola um ein Thema mit großem Emotionspotenzial handelt, dominiert in allen Texten eine sachliche Darstellung der Fakten. Eine wichtige Rolle spielt das Zitieren von anerkannten Autoritäten, das meist in Form der indirekten Rede erfolgt; direkte Rede, die „den Eindruck der emotionalen Authentizität verstärkt“ (Schwarz-Friesel, 2007: 225) ist nur in der Zeitschrift *Deutsches Ärzteblatt* anzutreffen. Äußerst selten (und nur in DÄ) werden auch Aussagen aus zweiter Hand (ohne Quellenangabe) zitiert, die bestimmte Emotionen hervorrufen, gerade weil es sich um eine Beschreibung der realen Situation handelt: „Die Tore zu den völlig überfüllten Behandlungszentren mussten geschlossen werden, Patienten starben auf dem Boden der Krankenhäuser, und Leichen wurden manchmal tagelang nicht abgeholt“ [DÄ/8].

Die Narration beschränkt sich in fast allen Texten auf die Schilderung der Erkrankung des Indexfalles, d. h. des ersten Patienten der Epidemie.

### 3.3 Sprachliche Mittel

Es ist zu erwarten, dass mit Ebola vor allem die Emotionen ANGST, TRAUER bzw. MITLEID verbunden sind. Explizit wird im Untersuchungskorpus am häufigsten die Emotion ANGST benannt: *Weltweit grassiert die Angst vor Ebola* [DÄ/4]; *aus Angst vor Infektionen* [ZG]; *...hatte ...die Infektionskrankheit ihren Schrecken verloren* [DÄ/5]. Darüber hinaus treten in den Artikeln sehr oft Lexeme auf, die in der Regel negative Assoziationen und Bewertungen hervorrufen (z. B. *Tod, tot, Todesopfer, Opferzahlen, Sterblichkeit, Sterblichkeitsrate, Gefährdung, Bedrohung, lebensbedrohlich, Ansteckungsgefahr*). Diese Lexeme werden von den Autoren als Bezeichnung von Sachverhalten verwendet, die in der Situation, die sie beschreiben, real vorkommen. Durch ihr häufiges Vorkommen können solche Lexeme schon die Emotion ANGST evozieren, gerade weil sie in den Texten als Bestandteil der Feststellung von Fakten eingesetzt werden. Positive Emotionen werden viel seltener thematisiert, z. B. *Es ist ermutigend, dass ...* [DÄ/7].

Zu den Mitteln, die zur Emotionalisierung der Aussage beitragen, gehören expressiv wertende Adjektive, oft in der Superlativform, die als Intensivierungsmittel verwendet werden. Es ist jedoch zu bemerken, dass nicht jedes wertende Adjektiv als emotives

Mittel gedeutet werden kann<sup>11</sup> und dass vor allem die Frequenz solcher Adjektive und ihre Verbindung mit Substantiven, die negative Assoziationen hervorrufen, emotionalisierend wirken: *die größte medizinisch-humanitäre Katastrophe* [DÄ/2]; *die größte Epidemie aller Zeiten* [NA]; *humanitäres Leid von – in Europa – ungeahntem Ausmaß* [DÄ/4]; *wegen extremer Armut* [DÄ/4].

An den folgenden zwei Textauszügen, in denen die Symptome der Krankheit beschrieben werden, kann demonstriert werden, welche Wirkung durch die Verwendung von Adjektiven erreicht werden kann. Im ersten Beispiel aus DÄ deutet schon das einleitende Verb *schockieren* an, dass die Aussage emotional gefärbt ist (als Synonyme zu *schockieren* werden im DWDS ‚erschrecken‘ und ‚erschüttern‘ angeführt). Die Emotion ANGST wird im Weiteren noch durch das attributiv gebrauchte Partizip *furchterregend* und das Adjektiv *bedrohlich* thematisiert. Die einzelnen Symptome werden durch Adjektive charakterisiert, die die Intensität der Krankheitsäußerungen unterstreichen sollen. Im zweiten Beispiel dagegen werden die Symptome detaillierter, aber ganz nüchtern dargestellt; lediglich das alltagssprachliche *Kloßgefühl im Hals* ‚lockert‘ die Sachlichkeit der Passage auf.

Ebola schockiert mit einem neuen, furchterregenden klinischen Erscheinungsbild: quälendes Erbrechen, massiver Durchfall, starke Bauchschmerzen, Blutungen. Die hohe Mortalität, die Gefahr für Helfer und die fehlende kausale Behandlung sind bedrohlich. [DÄ/7]

Die Erkrankung beginnt in der Regel wie eine Grippe mit schnell ansteigendem Fieber, Kopf- und Muskelschmerzen, allgemeiner Schwäche und großer Müdigkeit. Einige Patienten bekommen in dieser Zeit auch Schluckbeschwerden, Hustenreiz und ein als typisch geltendes „Kloßgefühl“ im Hals. Nach dieser Initialphase kommen ab dem 5. bis 8. Tag zu [sic!] Übelkeit, Schluckauf, Oberbauchschmerzen, Durchfällen und Erbrechen hinzu. [NA]

Als Signal des emotionalen Engagements des Autors kann der Einsatz von expressiven Gradpartikeln (*Die intensivmedizinische Therapie ... ist extrem aufwendig* [NA]; *... völlig unbegründeter Alarmierungen der Behandlungszentren* [DÄ/3]),<sup>12</sup> oder Fokuspunktikeln (*Mittlerweile ist sogar vorgesehen, die Versorgung ...* [NR]); *Da nicht einmal*

<sup>11</sup> Vgl. dazu Fiehler (1990), der betont, dass nicht jede Bewertung mit emotionaler bewertender Stellungnahme gleichzusetzen ist. Die Differenz sieht er u. a. darin, dass eine emotionale Reaktion einen deutlicheren Ich-Bezug hat und auch darin, dass „sich die emotionale Reaktion als bewertende Stellungnahme punktuell auf einen konkreten Einzelfall bezieht, während die Bewertung eher einen überzeitlichen und überindividuellen Charakter hat“ (Fiehler, 1990: 49).

<sup>12</sup> Zu den Grad- (bzw. Intensitäts-)partikeln werden im weiteren Sinne auch Adverbien und Adjektive in Intensivierungsfunktion gezählt wie *außergewöhnlich*, *enorm*, *völlig*, *total*, *verhältnismäßig*, *unglaublich*, *vollkommen*, vgl. grammis 2.0

die grundlegendsten Materialien zum Selbstschutz vorhanden waren [ZG]) gedeutet werden. Da die Zeit im Kampf gegen Ebola ein wichtiger Faktor ist, werden oft Zeitadverbien verwendet, die die Nachdrücklichkeit einer unmittelbaren Handlung betonen (... muss der Patient unverzüglich in einem Krankenhaus abgesondert werden [NA]).

In jedem der untersuchten Texte wurden (in höherem oder geringerem Maße) Metaphern verwendet. Das Metaphern-Tabu, das früher in Verbindung mit Fachsprachen erwähnt wurde (vgl. Roelcke, 2010: 67), ist längst überwunden, und es wird darauf hingewiesen, dass gerade im Bereich der Fachsprachen unser Denken durch viele konzeptuelle Metaphern strukturiert ist.<sup>13</sup> Besonders in populärwissenschaftlichen Texten lässt sich eine hohe Frequenz von Metaphern beobachten, wobei sie manchmal als Kohärenzmittel fungieren, die einen Text fast von Anfang bis Ende durch ein Bildfeld strukturieren.<sup>14</sup> In den untersuchten Fachzeitschriften kommen jedoch metaphori-sche Wendungen im Text isoliert vor, wobei ihre Aufgabe hauptsächlich darin besteht, der Aussage Expressivität zu verleihen: Die Tragik der Situation in den betroffenen Ländern wird mit Metaphern wie *das gesamte Gesundheitswesen liegt damit am Boden* [ZG] und *in Agonie liegende Krankenhäuser* [NR] dargestellt, auf die Schnelligkeit der Verbreitung und Veränderlichkeit der Lage nehmen metaphorische Wendungen Bezug wie *Da sich die Spirale der Neuinfektionen immer schneller dreht* [ZG]; *Ende August kam jedoch die Ernüchterung* [ZG]; *dazu geführt haben, dass sich das Blatt gewendet hat* [NR]. Die positiven Aussichten in der Bekämpfung von Ebola werden mit einem *Licht am Ende des Tunnels* [NR] verglichen. In der Metapher *Medizinische Laien, die dem Tod ins Auge geschaut haben* [NR], mit der die überlebenden Patienten bezeichnet werden, wird die große, lebensbedrohliche Gefahr akzentuiert.

Auf der Satzebene kann man Mittel, die auf Emotionen hinweisen, selten antreffen. Doch es finden sich auch hier einige Beispiele. Das Ausrufezeichen kommt nicht nur als Signal der Nachdrücklichkeit der formulierten Aufforderung (*Eine Kontamination der Praxisräume oder der Krankenhausumgebung durch infektiöses Material ist auf jeden Fall zu vermeiden!* [DÄ/1]) am Satzende vor, sondern auch inmitten des Satzes als Betonung der schockierenden Information: *Oft fehlten schon Handschuhe, zwischenzeitlich gab es ... nicht mal mehr einen einzigen (!) Schutzanzug* [ZG]. Auch die Satzgliedstellung (z. B. die unechte Topikalisierung) kann eine emotionalisierende Wirkung haben: *Die intensivmedizinische Therapie ist extrem aufwendig. Befürchtet wird vom 73. Ärztetag (2014) deshalb, dass ...* [NA].

<sup>13</sup> Vgl. die Beispiele aus der Sprache der Technik bei Roelcke (2010: 69). Ähnlich kann man auch in der Fachsprache der Medizin zahlreiche Metaphern finden, die als Fachausdrücke dienen, vgl. *Schimpansen-Adenovirus, das als Genfahre dient* [DÄ]; ‚Genfähren‘ (Vehikel) sind Transportmittel zur Überführung von Genen oder Genabschnitten in eine Zelle oder einen Organismus.

<sup>14</sup> Zu dieser Problematik vgl. Schwitalla (2007: 107), Beispiele bei Vaňková (2012: 148f.).

## 4 Zusammenfassung

Die zu Beginn der Untersuchung gestellte Frage, ob in Artikeln der fachinternen Kommunikation ein Ausdruck von Emotionen zu identifizieren ist und ob sich darin das Bemühen, Emotionen bei den Lesern zu evozieren, bemerken lässt, kann bejaht werden. Dabei ist jedoch anzumerken, dass das emotionale Potenzial der einzelnen Texte feine Unterschiede aufweist, die einerseits auf den individuellen Stil der Textautoren zurückzuführen sind, andererseits mit dem Charakter des jeweiligen Periodikums zusammenhängen. Im *Deutschen Ärzteblatt*, das die ganze Ärzteschaft als Publikum ansprechen will, treten die Emotionalisierungstendenzen deutlicher hervor als in spezialisierten Zeitschriften, die meist auch solche Merkmale wissenschaftlicher Texte aufweisen wie Anmerkungsapparat und Literaturverzeichnis. Das Ziel der Textautoren (Ärzte, Spezialisten auf dem Gebiet der Mikrobiologie) war bestimmt nicht in erster Linie das Hervorrufen von Emotionen, höchstwahrscheinlich ging es ihnen vorrangig um die Vermittlung von Fakten. Da aber schon die Anführung von Sachverhalten, die mit Lexemen bezeichnet werden, die in der Regel negativ beurteilt werden, dazu führt, dass sich der Leser aufgrund seines Weltwissens leicht in die Situation in Westafrika hineinversetzen kann, weisen die Texte ein großes Emotionspotenzial auf. Die Betroffenheit der Autoren äußert sich eher in unauffälligen ‚Entgleisungen‘ (Partikeln) oder in einer veränderten Wortfolge. Die Verwendung von Metaphern kann davon zeugen, dass sie ihren Texten aber auch absichtlich einen expressiven Ton verleihen wollten.

## Literatur

### *Primärliteratur*

- [DÄ/1]: Grünewald, Thomas (2014): Ebola: Wie Deutschland vorbereitet ist. In: *Deutsches Ärzteblatt*; Jg. 111, H. 33–34, A 1418–1421, <http://www.aerzteblatt.de/archiv/161345> (18.4.2016).
- [DÄ/2]: Siegmund-Schultze, Nicola (2014): Ebola-Epidemie in Afrika: Vakzinetests in Vorbereitung. In: *Deutsches Ärzteblatt*, Jg. 111, H. 40, S. A 1698–1700, <http://www.aerzteblatt.de/archiv/162571> (18.4.2016).
- [DÄ/3]: Wolf, Timo / Kreuels, Benno / Schmiedel, Stefan / Grünewald, Thomas (2014): Ebolavirus-erkrankung: Manifestationsformen der Infektion. In: *Deutsches Ärzteblatt*, Jg. 111, H. 43, S. A 1856–1857, <http://www.aerzteblatt.de/archiv/162985>.
- [DÄ/4]: Zylka-Menhorn, Vera (2014): Infektiöse Irrationalität. In: *Deutsches Ärzteblatt*, Jg. 111, H. 44, S. A 1877, <https://www.aerzteblatt.de/pdf/111/44/a1877.pdf?ts=28.10.2014+10%3A11%3A23> (18.4.2016).
- [DÄ/5]: Zylka-Menhorn, Vera (2014): Ebola: Passiert die Impfung die Zielgerade? In: *Deutsches Ärzteblatt*, Jg. 111, H. 45, S. A 1958–1959, <http://www.aerzteblatt.de/archiv/163467> (18.04.2016).

- [DÄ/6]: Grunert, Dustin (2015): Diagnostik der Ebolainfektion: Die Zeit läuft. In: Deutsches Ärzteblatt, Jg. 112, H. 4, <http://www.aerzteblatt.de/archiv/167417> (18.4.2016).
- [DÄ/7]: Gierke, Ursula von (2015): Seuchenbekämpfung: Den Keim erforschen, wo er heimisch ist. In: Deutsches Ärzteblatt, Jg. 112, H. 17, S. A 766–778, <http://www.aerzteblatt.de/pdf.asp?id=169369> (18.4.2016).
- [DÄ/8]: dpa/aerzteblatt (2015): WHO erklärt Liberia für Ebola-frei. In: Deutsches Ärzteblatt, 9.5.2015, <http://www.aerzteblatt.de/nachrichten/62749> (18.4.2016).
- [DMW]: Grünewald, Thomas (2014): Ebolavirus-Krankheit. In: Deutsche medizinische Wochenzeitschrift, Vol. 139, Ausgabe 49, S. 2510–2512.
- [NA]: Sefrin, Peter / Stich, August (2015): Notarzt und Ebola. In: Notarzt, Vol. 31, Ausgabe 1, S. 20–24.
- [NR]: Feldmeier, Hermann (2015): Ebola-Epidemie in Westafrika – Ausbruch ohne Präzedenz. In: Naturwissenschaftliche Rundschau, H. 3, S. 124–127.
- [ZG]: Lösch, Raymund / Klare, Unn (2014): Aktuell: Ebola in Westafrika – Epidemie außer Kontrolle: Neuinfektionen in Liberia, Guinea, Sierra Leone, Nigeria und im Senegal. In: Zeitschrift für Gastroenterologie, Vol. 52, Ausgabe 10, S. 1146.

### *Sekundärliteratur*

- Antos, Gerd (2004): Neuere Tendenzen in populärwissenschaftlichen Darstellungen. Ein Vergleich zwischen Enzyklopädien und Präsentation im www. In: Wissenstransfer und gesellschaftliche Kommunikation. Festschrift für Sigurd Wichter zum 60. Geburtstag. Hrsg. v. Albert Busch u. Oliver Stenschke. Frankfurt a. M. u. a.: Lang, S. 31–43.
- Cieslarová, Eva (2015): Die Grenzen von Zeichensystemen überwinden: Vom Nebeneinander zur Kooperation. In: Deutsch ohne Grenzen. Linguistik. Hrsg. v. Jana Kuvsová, Magdalena Malechová u. Lenka Vodrážková. Brno: Tribun EU, S. 323–340.
- DWDS: Das digitale Wörterbuch der deutschen Sprache, <http://www.dwds.de> (18.4.2016).
- Fiehler, Reinhard (1990): Kommunikation und Emotion. Theoretische und empirische Untersuchungen zur Rolle von Emotionen in der verbalen Interaktion. Berlin, New York: de Gruyter.
- Grammis 2.0 (2012): Intensitätspartikel, [http://hypermedia.ids-mannheim.de/call/public/sysgram.ansicht?v\\_typ=d&v\\_id=391](http://hypermedia.ids-mannheim.de/call/public/sysgram.ansicht?v_typ=d&v_id=391) (18.4.2016).
- Jahr, Silke (2000): Emotionen und Emotionsstrukturen in Sachtexten. Ein interdisziplinärer Ansatz zur qualitativen und quantitativen Beschreibung der Emotionalität von Texten. Berlin, New York: de Gruyter.
- Merlot, Julia (2014): Trotz Ebola und Flüchtlingswelle: Rotes Kreuz befürchtet drastischen Rückgang bei Spenden. In: Spiegel Online, <http://www.spiegel.de/wirtschaft/soziales/rotes-kreuz-befuerchtet-drastischen-rueckgang-bei-spenden-a-1009783.html> (8.4.2016).
- Ortner, Silke (2011): Text und Emotion. Diss. Universität Innsbruck.
- Roelcke, Thorsten (2010): Fachsprachen. 3., neu bearbeitete Aufl. Berlin: Erich Schmidt.
- Schwarz-Friesel, Monika (2007): Sprache und Emotion. Tübingen, Basel: A. Francke.

- Schwitalla, Johannes (2007): Metaphern als Mittel der Textkohärenz. In: Acta Facultatis Philosophicae Universitatis Ostraviensis. Studia Germanistica, Nr. 2, S. 107–122.
- Thim-Mabrey, Christiane (2012): Emotionalität und Sachlichkeit in Sprachgebrauchsdomänen Wissenschaft – Berichterstattung – Wissenschaftsberichterstattung. In: Sprache und Emotion in öffentlicher Kommunikation. Hrsg. v. Inge Pohl u. Horst Ehrhardt. Frankfurt a. M. u. a.: Lang (= Sprache – System und Tätigkeit, Bd. 64), S. 49–70.
- Vaňková, Lenka (2012): Zu Emotionalisierungsstrategien in der populärwissenschaftlichen Wissensvermittlung. Am Beispiel von Texten aus dem Bereich der Medizin. In: Emotionalität in deutschen und tschechischen Medientexten. Hrsg. v. Lenka Vaňková u. a. Ostrava: Universität Ostrava, S. 123–156.
- Vaňková, Lenka (2014): Einleitend: Emotionalität im Text. In: Emotionalität im Text. Hrsg. v. Lenka Vaňková. Tübingen: Stauffenburg (= Stauffenburg Linguistik, Bd. 85), S. 11–18.
- Voss, Cornelia (1999): Textgestaltung und Verfahren der Emotionalisierung in der BILD-Zeitung. Frankfurt am Main: Lang (= Münchener Studien zur literarischen Kultur in Deutschland, Bd. 31).



---

# Die deutsche Sprache im öffentlichen Raum: Möglichkeiten und Nutzwert von ,Linguistic Landscapes'- und ',Spot German'-Projekten

Heiko F. Marten (Tallinn / Potsdam) / Maris Saagpakk (Tallinn)

## **Abstract**

*Dieser Beitrag fasst die wesentlichen Aussagen und Ergebnisse eines Workshops zusammen, der sieben Perspektiven auf die Untersuchung der Rolle des Deutschen im öffentlichen Raum zusammengebracht hat. Einige der vorgestellten Studien folgten dem seit Beginn der 2000er Jahre rasant an Popularität gewonnenen Ansatz der ',Linguistic Landscapes'. In anderen Beiträgen standen praktische Überlegungen zum Suchen von Beispielen der deutschen Sprache im Mittelpunkt, um diese im Kontext von DaF und Auslandsgermanistik sowie der Werbung für die deutsche Sprache einzusetzen. Ziel des Workshops war es, Gemeinsamkeiten und Perspektiven von diesen unter dem Schlagwort ',Spot German' verorteten Studien mit der Linguistic Landscape-Tradition zu eruieren. Länder, aus denen Studien vorgestellt wurden, waren Estland, Lettland, Dänemark, Tschechien, Deutschland, Zypern und Malta.*

*This paper presents the main results of a workshop which summarized seven perspectives on the analysis of the role of German in public space. Some of the studies presented followed the ',Linguistic Landscape' (LL) approach which has become rapidly popularized among international sociolinguists since the beginning of the millennium. Others focused on the practical applications of searching for the German language and symbols relating to the German-speaking countries in public space, and aimed to present possibilities for using such projects in the teaching of German as a foreign language, German Philology and language marketing. The main aim was to identify common perspectives of LL studies and more practical studies under the umbrella term ',Spot German'. Studies from Estonia, Latvia, Denmark, the Czech Republic, Germany, Cyprus and Malta were presented.*

## **Keywords**

*Linguistic Landscapes, ',Spot German', Sprache im öffentlichen Raum, Funktionen von Deutsch, Didaktik, Sprachmarketing  
linguistic landscape, ',Spot German', language in public space, functions of the German language, didactics, language marketing*

## 1 Einleitung

Seit etwa 10 Jahren erfreut sich der Ansatz der ‚Linguistic Landscapes‘ (LL) zunehmender Beliebtheit in der internationalen Mehrsprachigkeitsforschung: Zu den zentralen Fragen gehören dabei unter anderem folgende Aspekte:

- Welche Sprachen finden sich in welcher Häufigkeit und in welchen Funktionen auf schriftsprachlichen Zeichen im öffentlichen Raum?
- Was beeinflusst die Wahl bestimmter Varietäten und wie werden diese wahrgenommen?
- Wie stehen diese Varietäten im Verhältnis zu anderen Symbolen?
- Wie wird in diesem Diskurs die Positionierung von Varietäten in der Gesellschaft ausgehandelt und was sagt dies über Machtverhältnisse verschiedener Sprechergruppen aus?

Fragen dieser Art sind hauptsächlich in der englischsprachigen Sprachwissenschaft diskutiert worden. Dabei hatten viele Studien zunächst einen eher deskriptiv-quantitativen Ansatz, bevor auch qualitative Analysemethoden breitere Anwendung fanden. Heute versammeln sich unter dem Schlagwort der LL Studien unterschiedlichster Art, die auch z. B. ethnographische und semiotische Methoden einbeziehen (vgl. zu einem Überblick der Entwicklung des LL-Ansatzes Gorter (2013); Bände, die LL-Studien aus verschiedenen Kontexten sammeln, sind vor allem Gorter (2006), Shohamy / Gorter (2009), Shohamy / Ben-Rafael / Barni (2010), Jaworski / Thurlow (2010), Gorter / Marten / Van Mensel (2012), Hélot et al. (2012) und Blackwood / Lanza / Woldemariam (2016)).

Diese Vielzahl an Studien in der internationalen Sprachwissenschaft steht im Gegensatz zu der eher geringen Zahl an deutschsprachigen Linguistic Landscapes-Publikationen (zu den recht wenigen Ausnahmen gehören Androutsopoulos (2008), Auer (2010), Pappenhagen / Redder / Scarvaglieri (2013), Cindark / Ziegler (im Druck), Schmitz (im Druck) sowie Marten / Lazdiņa (2016)). Es gibt jedoch an vielen Orten aktive Lehrende und Studierende, die gerade aus einer DaF-Perspektive nach deutschen Spuren und Beispielen der deutschen Sprache suchen, um diese zu Unterrichtszwecken zu nutzen oder diese dafür einzusetzen, Aufmerksamkeit für die deutsche Sprache zu erlangen. Derartige Untersuchungen werden hier in Anlehnung an ein auf Malta durchgeführtes Projekt als ‚Spot German‘-Projekte bezeichnet (vgl. Abschnitt 2.1).

Ziel des hier vorgestellten Workshops war, die Tradition der LL-Studien mit dem Spot German-Ansatz zusammenzuführen und darüber zu diskutieren, welche Möglichkeiten sich daraus für die Analyse der gesellschaftlichen Position der deutschen Sprache weltweit, insbesondere aus der Perspektive der Auslandsgermanistik, ergeben. Dabei sollten nicht nur die deutsche Sprache an sich, sondern auch andere mit Deutschland bzw. deutschsprachigen Ländern verbundene Symbole (Flaggen, Produkte,

berühmte Personen) betrachtet werden. Außerdem sollte nicht zuletzt darüber nachgedacht werden, welches Potential der Ansatz im Kontext von Deutschunterricht, Germanistikstudium und Werbung für die deutsche Sprache hat.

## 2 Die Themenschwerpunkte im Überblick

Die folgenden Überblicksdarstellungen der auf dem Workshop vorgestellten Themen können im Rahmen dieses Beitrages die Vielfalt der Perspektiven nur anreißen. Die Studien werden in ausführlicherem Umfang in einem eigenen Band publiziert (Marten / Saagpakk, in Vorbereitung).

### 2.1 *Spot German* in Malta

Einer der Ausgangspunkte des Workshops war das von der Germanistik der Universität Malta mit Unterstützung des DAAD und der dortigen deutschen Botschaft durchgeführte Projekt *Spot German*. Ralf Heimrath (ehem. DAAD-Lektor an der Universität Malta) berichtete unter dem Titel *Spot German in Malta – Spurensuche an allen Ecken und Enden* von einem Fotowettbewerb, in dem zur Suche nach deutschsprachigen Elementen auf der Insel Malta aufgerufen wurde. Dazu wurde die Facebook-Gruppe „German in Malta“ gegründet. Die rege Beteiligung – nicht nur durch Deutschlernende und -studierende an Bildungsinstitutionen – gab der Idee des Projektes recht, wobei sich herausstellte, dass im Rahmen des Projektes nicht nur sprachliche Elemente, sondern auch Gegenstände und Symbole, die einen Zusammenhang mit den deutschsprachigen Ländern erkennen ließen, thematisiert wurden. Die Beiträge zum Wettbewerb wurden ausgewertet und systematisch zusammengestellt; Höhepunkt war die Erstellung einer Fotoausstellung mit Preisvergabe unter anderem durch den deutschen Botschafter und die österreichische Botschafterin. Diese Ausstellung erreichte eine nennenswerte Aufmerksamkeit auf Malta; außerdem gab es eine Broschüre, wodurch den deutschen Kulturmittlerorganisationen geeignetes Material für das Deutsch-Marketing zur Verfügung gestellt wurde.

Diese Spurensuche nach ‚Deutschen‘ auf Malta wurde nach dem offiziellen Ende des Projektes fortgesetzt, wodurch mittlerweile eine bemerkenswerte Sammlung an Bildern und dazugehörigen Hintergrundinformationen entstanden ist. Dazu gehören deutsche Gräber in Malta, das Schicksal einer im Ersten Weltkrieg auf Malta internierten deutschen Schiffsbesatzung oder deutschsprachige Namen von Straßen, Häusern und Geschäften. Die Zusammenstellung derartiger Informationen ist insbesondere deshalb von Bedeutung, weil die Verbindungen zwischen dem deutschsprachigen Raum und Malta in den meisten Fällen nicht offensichtlich sind. Gerade die Verbindung von Wettbewerb, Ausstellung, Broschüre und wissenschaftlicher Auswertung konnte somit verdeutlichen, welche Verbindungen zum Deutschen es auch auf Malta gibt.

## 2.2 LL in didaktischen Kontexten in Estland und Deutschland

Ein zweiter Beitrag beschäftigte sich mit didaktischen Projekten. Maris Saagpakk (Universität Tallinn) stellte unter dem Titel *Didaktisierungspotential der Linguistic Landscapes: Erfahrungen aus Tallinn und von einer Studienexkursion nach Deutschland* mehrere Projekte vor, die die Texte im öffentlichen Raum als Gegenstand didaktischer Zielstellungen benutzten. Das erste Projekt, das vorgestellt wurde, fand im Rahmen einer Studienreise mit den Studierenden der Universität Tallinn statt. Die Studierenden machten Fotos von sprachlichen (oder ggf. auch anderen) Zeichen im öffentlichen Raum, die dann kategorisiert, kommentiert und analysiert wurden. Als Thema war Mehrsprachigkeit vorgegeben, eine genauere Forschungsfrage sollten die Studierenden selbst erarbeiten. Themen der Projekte waren unter anderem Namen von Restaurants, Firmennamen in einer bestimmten Straße und Texte in öffentlichen Transportmitteln. Die LL-Projekte eröffneten den Studierenden beim Thema multikulturelles Zusammenleben neue Facetten; sie trugen in einem sehr großen Maße dazu bei, das Hauptziel der Studienreise – die Sichtbarmachung der Heterogenität der heutigen deutschen Gesellschaft – zu erreichen.

Zwei der Projekte konzentrierten sich auf die Altstadt von Tallinn und dienten dazu, die Studenten und Studentinnen bzw. Schüler und Schülerinnen darauf hinzuweisen, dass es erstens in Tallinn viele deutschsprachige Texte gibt und dass diese zweitens verschiedene Funktionen erfüllen (bzw. erfüllt haben) und sich in Material (in Stein gehauen, Aufkleber, eingravierte Texte etc.), Textgestaltung und Zielgruppe stark unterscheiden. Analysiert wurden dabei auch die Verwendung des Deutschen zu Werbezwecken und die Motivierung der Namen von Restaurants in Tallinn wie *Olde Hansa*, *Grillhaus Daube* und *Karl Friedrich*. Des Weiteren wurde eine quantitative Studie durchgeführt, in der alle Texte in einer Straße fotografiert und statistisch erfasst wurden, um daraus Schlussfolgerungen über die Benutzung von unterschiedlichen Sprachen im öffentlichen Raum zu ziehen. Die positiven Effekte der Methode waren unübersehbar – man konnte bei den Projektteilnehmern eine Veränderung in der Wahrnehmung des öffentlichen Raums beobachten und es kamen viele kritische Fragen auf.

## 2.3 Eine virtuelle Landkarte

Signe Ilmjärv (Estonischer Deutschlehrerverband) stellte ein Projekt vor, das seit Frühjahr 2015 mit Unterstützung der deutschen Botschaft in Tallinn durchgeführt wird: Schüler und Lehrer an estnischen Schulen (und andere Teilnehmer) tragen im öffentlichen Raum gesichtete mit deutscher Geschichte verbundene Objekte, deutsche Symbole, deutsche Wörter und anderes auf einer virtuellen Landkarte Estlands ([www.saksa-eeesti.ee](http://www.saksa-eeesti.ee)) ein. Die Objekte werden durch eine Ortsmarke angezeigt; außerdem werden ein Foto des Objektes sowie eine kurze Hintergrundinformation auf Estnisch und Deutsch verlinkt. Die Einträge erfolgen anhand der Kategorien Bildung(sinstitutionen),

Geschichte, Partner (d. h. Schul- und Städtepartnerschaften u. Ähnliches), Wirtschaft, deutsche Institutionen und deutsche Wörter. Bislang sind historische Verbindungen die am stärksten frequentierte Kategorie, jedoch zeigen die Beispiele der anderen Kategorien, dass sich die deutsch-estnischen Beziehungen nicht auf die historische Rolle beschränken. Gleichzeitig wird auch die deutschbaltische Geschichte in Erinnerung gerufen, die vielen jungen Menschen in Estland heute wenig präsent ist.

Die Website ist von vielen Deutschlehrern in Estland positiv aufgenommen und an vielen Schulen im Rahmen kleinerer Projekte zur Kontextualisierung der deutschen Sprache im Alltag genutzt worden. Ziel dabei ist vor allem, Aufmerksamkeit dafür zu erwecken, wie präsent die deutsche Geschichte und Sprache in Estland auch heute noch sind. Dies kann insbesondere in der Arbeit mit Schülern als motivierendes Projekt und für die Werbung für den Deutschunterricht als überzeugendes Argument für die Bedeutung des Deutschen eingesetzt werden. Aber auch aus wissenschaftlicher Sicht bietet die virtuelle Landkarte einige Möglichkeiten, da damit langfristig das Vorkommen der deutschen Sprache in Estland dokumentiert werden kann, wodurch die Website auch als Datenbank für Funktionen der deutschen Sprache in Estland und für Sprachkontaktphänomene fungieren kann.

## 2.4 LL zur Erkundung eines historischen Palimpsestes

Silke Pasewalck und Reet Bender (Universität Tartu) betrachteten Linguistic Landscapes aus einer historischen Perspektive. Anhand von Straßennamen, die sie auf alten Stadtplänen, Postkarten und Fotos identifizierten, analysierten sie Veränderungen der sprachlichen und politischen Situation der estnischen Stadt Tartu (deutsch *Dorpat*, russisch *Jurjew*) als interkulturelles Palimpsest zwischen deutschen, estnischen und russischen Einflüssen. Seit dem Ende des 19. Jh. hat die Stadt zahlreiche politische Umbrüche erlebt, und die jeweiligen neuen Machttträger haben stets versucht, ihre Positionen und Ideologien auch visuell in der Kartierung der Stadt geltend zu machen. Eine Möglichkeit der Machtausübung nach dem Grundsatz ‚nomen est omen‘ bilden die Ortsnamen wie auch Straßennamen, die insbesondere im 20. Jh. mehrfach geändert wurden. Insgesamt gab es drei größere Wellen von Namensänderungen – im Zuge der Estisierung in der Republik Estland in den 1930er Jahren, während der Sowjetisierung nach dem Zweiten Weltkrieg und schließlich als Teil der Restitution von 1989, als die ‚alten‘ Namen wiederhergestellt wurden. Der Beitrag zeigte, dass man neben diesen Überlagerungen bis 1939 auch von zwei linguistischen Landschaften sprechen kann: Es existierten nebeneinander ein estnisches Tartu und ein deutsches Dorpat, und gegen diese Doppelexistenz war auch die Estisierung der Straßennamen in den 1930er Jahren gerichtet. Seit 1940 wurde Deutsch in der linguistischen Landschaft dann durch das Russische ersetzt. Am Beispiel von Bild- und Kartenmaterial veranschaulichte der Vortrag beide Charakteristika, sowohl die diachrone Namensänderung als auch die synchrone Parallelität von unterschiedlichen Namen.

## 2.5 Studierendenprojekte in Dänemark

Klaus Geyer (Süddänische Universität Odense) stellte in seinem Vortrag mit dem Titel *Jag trivs bäst i öppna landskap? Linguistische Landschaften und ihre Erkundung im semi-öffentlichen Raum* ein Unterrichtsprojekt aus der dänischen Stadt Odense vor. Der Vortrag stellte Konzeption und Ergebnisse eines Seminars zur Soziologie der Sprache vor, das im Frühjahr 2015 mit Studierenden verschiedener Studienrichtungen mit Deutsch an der Süddänischen Universität in Odense durchgeführt wurde. Ein wesentliches Moment des Seminars bestand in der Erkundung linguistischer Landschaften (LL) im öffentlichen Raum von Odense; darüber hinaus wurde insbesondere erprobt, inwieweit sich das LL-Konzept auf bestimmte Institutionen und Organisationen anwenden lässt. Die Studierenden analysierten, wie sich linguistische Landschaften gestalten und inwiefern ihre Erforschung auch innerhalb semi-öffentlicher Räume möglich ist, von kleinen, lokalen Unternehmen bis hin zu großen, internationalen Organisationen. So wurden lokale Firmen, der Bahnhof der Stadt, aber auch die Universität selbst zum Gegenstand der studentischen LL-Projekte. Die Projekte ermöglichten es, eine breite Palette von sprachpolitischen, soziologischen und ökonomischen Fragen zu thematisieren.

## 2.6 *Spot Kafka* in Prag

Einen anderen Schwerpunkt setzte das Projekt *Spot Kafka* von Astrid Winter (TU Dresden) und Boris Blahak (Karls-Universität Prag), das in absentio vorgestellt werden musste, da die Autoren kurzfristig nicht nach Tallinn reisen konnten. Ausgangspunkt dieses Projektes war die Tatsache, dass Kafka als deutschsprachiger Prager Autor seit der politischen Wende 1989 in Tschechien sowohl in der literaturwissenschaftlichen Forschung als auch in der öffentlichen Wahrnehmung als heimischer („tschechischer“) Autor betrachtet wird. Gleichzeitig ist bemerkenswert, in welchem Umfang Kafka im öffentlichen Raum Prags präsent ist, nicht zuletzt auch für Marketingzwecke. Im Zentrum des Beitrags stand der Gebrauch Kafkas in verschiedenen soziokulturellen und regionalen Kontexten.

Der Vortrag veranschaulichte einige Anwendungsmöglichkeiten Kafkas in der Unterrichtspraxis. Dazu gehörten die didaktische Nutzung der öffentlichen Wahrnehmung Kafkas, z. B. durch entdeckendes Lernen im außerschulischen Lernraum (Tourismus-Scan, Recherche-Aufgaben, Museums-Kritik) und durch kreativ-produktive Arbeitsaufträge, ausgehend vom Werk Kafkas (Verfassen eigener Prosatexte, Essays, Theaterstücke, Erstellung von Übersetzungen, Umsetzung in Performances). Gleichzeitig wurde gezeigt, wie Gedächtnisorte im Zusammenhang mit Kafka ausfindig und nutzbar gemacht wurden, z. B. in der Konzeption, Übersetzung und Veröffentlichung literarischer Stadtführungen. Diese Ansätze sind von Hause aus interdisziplinär, sie beziehen im universitären Rahmen germanistische und slavistische Literaturwissenschaft, germanistische und slavistische Sprachwissenschaft, Übersetzungs-, Film- und Kulturwissenschaft mit ein.

Im zweiten, theoretischen Teil wurden Wandlungen und Konstanten der tschechischen Kafka-Rezeption betrachtet. Ausgehend von den ersten postumen Vermittlungsversuchen im deutschen und tschechischen Kontext stand hier v. a. die tschechische Rezeptionsgeschichte im Mittelpunkt. Dazu gehörten z. B. die Kanonisierung Kafkas in schulischem Lernmaterial, typologische Parallelen in der tschechischen Literaturgeschichte, ein *Kafka-Atlas*, die Umfrage zum aktuellen Kafka-Bild in Tschechien und Untersuchungen zu Kafkas Sprachbewusstsein (Standard, Substandard, Regionalität) und dessen Bedeutung für den literarischen Schaffensprozess.

Insgesamt zeigte sich somit am Beispiel Kafkas, wie die Analyse der Instrumentalisierung einer berühmten Person durch Sprache und Symbole in unterschiedlichsten Kontexten im öffentlichen Raum eine interessante Ergänzung von LL-Studien sein kann.

## 2.7 Linguistic Landscapes im Baltikum und Spot German in Zypern

Heiko F. Marten (Universität Tallinn) verglich schließlich zwei Studien miteinander, um zu diskutieren, welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede die Ansätze von *Linguistic Landscapes* und *Spot German* in Bezug auf Erkenntnisse zu Funktionen der deutschen Sprache aufweisen. Zum einen wurden Ergebnisse einer Linguistic Landscapes-Studie aus mittelgroßen Städten in Estland, Lettland und Litauen vorgestellt (vgl. z. B. Marten et al., 2012; Marten / Lazdiņa, 2016), die im Sinne der klassischen LL-Methode auf das Verhältnis aller Sprachen ausgerichtet war; Deutsch stand hier nicht im Zentrum der Untersuchung. Ein quantitatives Ergebnis dieser Studie ist, dass Deutsch hinter der jeweiligen Nationalsprache, Englisch und Russisch die vierthäufigste Sprache in der LL der drei baltischen Staaten ist – mit großem Abstand hinter den drei dominierenden Sprachen, aber vor anderen Sprachen wie Französisch oder nordischen Sprachen. Hinsichtlich der Funktionen des Deutschen konnte gezeigt werden, dass die deutsche Sprache mit deutschen Produkten und Werbematerialien in Verbindung gebracht wird und in bestimmten Bereichen als Wirtschaftssprache auftritt, insbesondere im Tourismus. Die Erkenntnisse zur Rolle des Deutschen im Tourismus wurden durch Interviews mit Mitarbeitern in touristischen Institutionen sowie durch Beobachtungen in der ‚Web-LL‘ ergänzt.

Diese Erkenntnisse wurden mit einer nach dem ‚Spot German‘-Ansatz durchgeführten Studie in verschiedenen Regionen Zyperns verglichen, in der gezielt ausschließlich nach der Präsenz der deutschen Sprache und anderer deutscher Symbole gesucht wurde. Auch hierbei zeigte sich, dass Deutsch – hinter Griechisch, Englisch und Russisch – durchaus eine gewisse Rolle einnahm. Primär zeigte sich Deutsch hier jedoch als Sprache in touristischen Kontexten, während die Präsenz deutscher Produkte eher selten war.

Als Schlussfolgerung konnte der Beitrag festhalten, dass beide Untersuchungsansätze geeignet sind, um unter bestimmten Bedingungen die Rolle der deutschen Sprache im öffentlichen Raum zu erforschen. Dies gilt insbesondere für Regionen, in denen Deutsch keine dominierende gesellschaftliche Sprache ist.

### 3 Zusammenfassende Bemerkungen und Ausblick

Die Beiträge wurden im Anschluss von Jeroen Darquennes (Universität Namur, Belgien) zusammengefasst und diskutiert, bevor sich eine allgemeine Diskussion anschloss.

Darquennes zeigte die Gemeinsamkeiten und Unterschiede von ‚Spot German‘- und ‚Linguistic Landscape‘-Projekten auf. Beiden ist gemeinsam, dass sie sich auf Texte konzentrieren, die sich im öffentlichen Raum befinden. Während aber ‚Spot German‘-Projekte eher landeskundliche Aspekte, eine ‚Spurensuche‘, die Popularisierung der Sprache und mit dem Spracherwerb verbundene Momente und somit primär die Beschäftigung mit den Elementen der deutschen Sprache in einer konkreten Umgebung in den Vordergrund heben, stehen bei den LL-Projekten allgemeinere Fragen von Sprachpolitik, Sprachsoziologie, Mehrsprachigkeit und Urban Studies im Zentrum. Bei den ‚Spot German‘-Projekten werden die Schüler lediglich dazu angeleitet, in ihrer Umwelt neue Aspekte wahrzunehmen und zu analysieren, ohne dass dafür ein breiteres Vorwissen notwendig wäre. Die LL-Projekte setzen ein umfangreicheres Kontextwissen zu Sprachkontakten, geschichtlichen, gesellschaftlichen und politischen Fragen voraus und beziehen als Forschungsbereiche den privaten und semi-öffentlichen Raum mit ein. Beide Ansätze haben einen interdisziplinären Charakter, was sie zeitgemäß und attraktiv macht, ein Lerneffekt kommt auch durch die Expertenrolle zustande, den die Lernenden einnehmen, indem sie im öffentlichen Raum auch gelegentlich Unstimmigkeiten oder Fehler in der Sprachverwendung aufdecken.

Die breite Vielfalt der vorgestellten Projekte zeigte, dass die Beschäftigung mit den Texten im öffentlichen Raum ein großes Potential für die Popularisierung der deutschen Sprache und Kultur birgt.

#### Literatur

- Androutsopoulos, Jannis (2008): Visuelle Mehrsprachigkeitsforschung als Impuls an die Sprachpolitik. Vortrag auf dem Internationalen Symposium „Städte-Sprachen-Kulturen“. <https://jannisandroutsopoulos.files.wordpress.com/2011/05/j-a-2008-linguistic-landscapes.pdf> (17.05.2016).
- Auer, Peter (2010): Sprachliche Landschaften. Die Strukturierung des öffentlichen Raums durch die geschriebene Sprache. In: Sprache intermedial. Stimme und Schrift, Bild und Ton. Hrsg. v. Arnulf Deppermann u. Angelika Linke. Berlin: de Gruyter, S. 271–298.
- Blackwood, Robert / Lanza, Elizabeth / Woldemariam, Hirut (Hrsg.) (2016): Negotiating and Contesting Identities in Linguistic Landscapes. London: Bloomsbury.
- Cindark, Ibrahim / Ziegler, Evelyn (im Druck): Mehrsprachigkeit im Ruhrgebiet: Zur Sichtbarkeit sprachlicher Diversität in Dortmund. In: Gegenwärtige Sprachkontakte im Kontext der Migration. Hrsg. v. Stefaniya Ptashnyk, Ronny Beckert, Patrick Wolf-Farré u. Matthias Wolny. Heidelberg: Winter.

- Gorter, Durk (2013): Linguistic Landscapes in a Multilingual World. In: Annual Review of Applied Linguistics, Vol. 33, S. 190–212.
- Gorter, Durk (Hrsg.) (2006): Linguistic Landscape: A New Approach to Multilingualism. Clevedon, Buffalo, Toronto: Multilingual Matters.
- Gorter, Durk / Marten, Heiko F. / Van Mensel, Luk Van (Hrsg.) (2012): Minority Languages in the Linguistic Landscape. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Hélot, Christine / Barni, Monica / Janssens, Rudi / Bagna, Carla (Hrsg.) (2012): Linguistic Landscapes, Multilingualism and Social Change (= Sprache, Mehrsprachigkeit und sozialer Wandel 16). Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang.
- Jaworski, Adam / Thurlow, Crispin (Hrsg.) (2010): Semiotic landscapes: Language, image, space. London: Continuum.
- Marten, Heiko F. Marten / Lazdiņa, Sanita / Pošeiko, Solvita / Murinska, Sandra (2012): Between Old and New Killer Languages? Linguistic Transformation, Lingua Francas and Languages of Tourism in the Baltic States. In: Linguistic Landscapes, Multilingualism and Social Change: Diversité des approches. Hrsg. v. Christine Hélot, Monica Barni, Rudi Janssens u. Carla Bagna. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 289–308.
- Marten, Heiko F. / Lazdiņa, Sanita (2016): Die Analyse von Linguistic Landscapes im Kontext des Verhältnisses von Sprache und Migration. In: Gegenwärtige Sprachkontakte im Kontext der Migration. Hrsg. v. Stefaniya Ptashnyk, Ronny Beckert, Patrick Wolf-Farré u. Matthias Wolny. Heidelberg: Winter, S. 77–98.
- Marten, Heiko F. / Saagpakk, Maris (Hrsg.) (in Vorbereitung): „Linguistic Landscapes“ trifft „Spot German“. Die Untersuchung der deutschen Sprache im öffentlichen Raum und ihr Einsatz in DaF und Sprachmarketing. München: Iudicium.
- Pappenhagen, Ruth / Redder, Angelika / Scarvaglieri, Claudio (2013): Hamburgs mehrsprachige Praxis im öffentlichen Raum – sichtbar und hörbar. In: Mehrsprachige Kommunikation in der Stadt – Das Beispiel Hamburg. Hrsg. v. Angelika Redder, Julia Pauli, Roland Kießling, Kristin Bührig, Bernhard Brehmer, Ingrid Breckner u. Jannis Androutsopoulos. Münster: Waxmann (= Mehrsprachigkeit 37), S. 125–158.
- Schmitz, Ulrich (im Druck): Linguistic Landscapes im Ruhrgebiet: Internationalismus und Lokalkolorit. In: Sprache als Marke, Talisman, Tourismusmagnet. Zum Enregisterment von sprachlicher Variation. Hrsg. v. Lieselotte Anderwald u. Jarich Hoekstra. Frankfurt a. M. u. a.: Peter Lang.
- Shohamy, Elana / Ben-Rafael, Eliezer / Barni, Monica (Hrsg.) (2010): Linguistic Landscape in the City. Bristol, Buffalo, Toronto: Multilingual Matters.
- Shohamy, Elana / Gorter, Durk (Hrsg.) (2009): Linguistic Landscape: Expanding the Scenery. London: Routledge.



---

## SPRACHSTRUKTUREN

---

### Das Helsinkier Kommentarkorpus: Grundlage und Teilergebnis des Projekts Persuasionsstile in Europa

Hartmut E. H. Lenk (Helsinki)

#### **Abstract**

*Das Helsinkier Kommentarkorpus wurde im Rahmen des Projekts Persuasionsstile in Europa erstellt, dessen Hintergrund und Ziele im ersten Abschnitt erläutert werden. Das Korpus besteht aus Kommentartexten, die im Zeitraum vom 11.–24.03.2013 in einer jeweils repräsentativen Auswahl von Tageszeitungen aus 13 europäischen Ländern erschienen sind. Im zweiten Abschnitt werden am Beispiel Schwedens, Finnlands und der deutschsprachigen Länder die Auswahlkriterien erläutert. Im dritten Abschnitt geht es um Probleme bei der Festlegung dessen, was in der Erfassung der konkreten Texte als Kommentar gelten soll. Der kurze Ausblick informiert über den erreichten Stand und die nächsten Arbeitsschritte.*

*The Helsinki Commentary Corpus was collected within the project Styles of Persuasion in Europe. Its background and objectives are explained in the first section. The corpus consists of commentary and opinion texts which appeared in the period from March 11 to 24, 2013 in a representative sample of daily newspapers from thirteen European countries. In the second section, the principles of this choice are explained, using Sweden, Finland and the German-speaking countries as examples. The third section deals with problems concerning what should be counted as a commentary text and thus relevant for the corpus. The short final section reports on achievements thus far, and further steps to be taken.*

#### **Keywords**

*Kontrastive Medienlinguistik, Textsortenanalyse, Zeitungskommentar, Parallelkorpus contrastive media linguistics, analysis of text types, commentary/opinion texts in daily newspapers, parallel corpus*

## 1 Das Projekt *Persuasionsstile in Europa*

Seit dem Herbst 2011 arbeitet eine Gruppe von KollegInnen, die im Bereich der Medienlinguistik forschen, an einem an der Universität Helsinki beheimateten Projekt, in dem Leitartikel und Kommentare in einer repräsentativen Auswahl von Zeitungen aus verschiedenen Ländern und Teilen Europas einer vergleichenden Analyse unterzogen werden. Beteiligt sind ForscherInnen aus acht europäischen Ländern.<sup>1</sup>

Da es sich bei Leitartikeln und Kommentaren nach Auffassung der meisten VertreterInnen der Text- und Medienforschung um einen Prototyp persuasiver Textgestaltung handelt und weil verschiedene Ausprägungen der Textgestalt, der sprachlichen Formulierung und der typischen Argumentationsweisen untersucht werden sollen, gaben die Projektbeteiligten ihrem Vorhaben den Titel *Persuasionsstile in Europa*.

### 1.1 Zum Hintergrund des Projekts

In den wesentlich durch Medien beeinflussten Gesellschaften der Europäischen Union wird die Überzeugung durch Kommunikation immer wichtiger: Dazu tragen sich intensivierende Formen der Zusammenarbeit in europäischen Institutionen sowie die Auseinandersetzung mit gemeinsamen Vorhaben und Problemen auf politischer und Wirtschaftsebene ebenso bei wie die zunehmende unmittelbare Begegnung von Menschen aus den verschiedenen Ländern.

In solchen Kontaktsituationen besteht die Gefahr, dass unterschiedliche Traditionen und Argumentationsstile den Erfolg kommunikativen Handelns beeinträchtigen können oder sogar zu Missverständnissen und Konflikten führen. Es ist daher wichtig, solche möglichen Unterschiede in den üblichen Strukturen argumentativen und persuasiven Kommunizierens in den verschiedenen Kulturräumen und Kommunikationsgemeinschaften zu kennen. Bislang gibt es aus textlinguistischer Sicht und im Rahmen kommunikationsorientierter Sprachbeschreibung jedoch kaum empirisch hinreichend fundierte Kenntnisse über typische Verfahren persuasiver Kommunikation in den europäischen Ländern.

Der Begriff der Persuasion wird definiert als rhetorische Beeinflussung von Menschen in ihrem Denken, Fühlen und Handeln (vgl. Lenk / Vesalainen, 2012: 7). Das Projekt fokussiert dabei auf Kommentare zunächst in Tageszeitungen (später sollen auch Hörfunk- und Fernsehkommentare einbezogen werden) als explizit persuasive Textsorte.<sup>2</sup> Leitartikel gelten als besondere Form des Kommentars und werden ebenfalls einbezogen. Zu beachten ist dabei die Differenzierung zwischen KOMMENTIEREN als Sprachhandlung, die auch in zahlreichen anderen Textsorten auftritt, und dem Kommentar als spezieller meinungsbetonter Textsorte.

<sup>1</sup> Eine aktuelle Liste findet sich unter <http://blogs.helsinki.fi/persuasionsstile-in-europa/projekt-persuasionsstile-in-europa/mitarbeitende-kolleginnen/>.

<sup>2</sup> Zur Definition des Kommentars siehe Lenk / Vesalainen, 2012: 9f.

## 1.2 Ziele und Methoden des Projekts

Ziel des Projekts ist es, u. a. auf die folgenden fünf Fragenkomplexe eine fundierte Antwort geben zu können (vgl. Lenk, o. J.):

1. Wie (d. h. wie häufig und wo) kommen Kommentare in verschiedenen Medien vor? In welcher Relation stehen sie zu anderen Textsorten / Sendeformaten / Kommunikationsformen?
2. Welche Textgestaltungsmuster von Zeitungskomentaren gibt es in verschiedenen Pressetypen und deren Ressorts (Innen- und Außenpolitik, Wirtschaft, Sport usw.) innerhalb Europas?
3. Welche Gemeinsamkeiten, welche Unterschiede lassen sich in Bezug auf diese Textgestaltungsmuster und typischen makrostrukturellen Eigenschaften persuasiver Texte relativ zu den untersuchten Kommunikationsgemeinschaften ermitteln?
4. Wie sind solche Unterschiede im Hinblick auf journalistische Kulturen und rhetorische Muster zu erklären?
5. Welche Auswirkungen können solche Unterschiede für die Textrezeption in interkulturellen Kontaktsituationen haben? Welche Missverständnisse und Konflikte können sich auf Grund der ermittelten Musterdifferenzen ergeben, und wie sind sie vermeidbar?

Die zur Klärung dieser Fragen eingesetzten Untersuchungsmethoden lassen sich wie folgt beschreiben:

(1) Beschreibung des Vorkommens von Kommentaren:

- Häufigkeit ihres Auftretens in bestimmten Medien (wie überregionalen und regionalen / lokalen Abonnementzeitungen, überregionalen und regionalen Kaufzeitungen), in deren Ressorts bzw. Themenbereichen (wie Außen- und Innenpolitik, Wirtschaft, Kultur, Sport usw.);
- Beschreibung der formalen Kennzeichnung dieser Texte, ihres Erscheinungsortes (ihrer Platzierung) im Medium und die Art der Angabe ihrer AutorInnen;
- Beschreibung ihrer Verankerung in Textsortennetzen (u. a. ihr Bezug zu anderen Textsorten wie Nachrichten und Berichten, zu Kolumnen, Glossen, Karikaturen, Experteninterviews usw.). Beispielsweise sind die medienhistorisch recht jungen *kommentti*-Texte in finnischen Tageszeitungen immer neben ihrem (längeren) Bezugstext platziert (vgl. Kohvakka, 2016).

(2) Beschreibung von Text[gestaltungs]mustern

- als funktionale Analyse sprachlich-kommunikativen Handelns (Erfassung typischer Handlungsstrukturen mittels der Illokutionsstrukturanalyse und der *Rhetorical Structure Theory*, Beschreibung von Stilmustern, von sog. Zusatz-

- handlungen und von Kommunikationsmodi);
  - als Analyse rhetorischer Topoi (darunter z. B. Metaphern);
  - als Analyse spezieller Verfahren der Textoptimierung (wie z. B. Personalisierungsstrategien) und der Misserfolgsprophylaxe.
- (3) Unterscheidung von Kommentartypen
- in verschiedenen Medien und Medientypen;
  - in verschiedenen Ressorts bzw. Themenbereichen;
  - in verschiedenen regionalen, nationalen, medialen (redaktionellen) Kommunikationsgemeinschaften.

### 1.3 Bisherige Ergebnisse des Projekts

Im Rahmen des Projekts fanden bislang drei Tagungen statt: Die erste (am 2. und 3. September 2011) diente – neben der Vorstellung von verschiedenen Teiluntersuchungen, die in Lenk / Vesalainen (Hrsg., 2012) publiziert wurden – der Klärung grundlegender Begriffe und Herangehensweisen (im Rahmen eines gemeinsam formulierten Projektantrages) sowie der Verabredungen zur Erstellung des *Helsinkier Kommentarkorpus* im Zeitraum vom 11. bis 24. März 2013.

Zum Workshop *Persuasionsstile in Europa II* mit dem Themenschwerpunkt *Kommentartexte in den Medienlandschaften europäischer Länder* traf sich am 27. und 28. Mai 2014 ein erweitertes Projektteam. Der Kreis der Germanisten und Romanisten wurde regional erweitert und außerdem ergänzt durch einen Anglisten, einen Computerlinguisten und einen in der Journalistenweiterbildung tätigen Medienpraktiker und Publizistikforscher. Einbezogen wurde jetzt auch die Presse Italiens, Griechenlands und Bulgariens. Die Beiträge des Workshops, die sich mit der ersten Forschungsfrage (nach dem Vorkommen von Kommentaren) befassten, sind im Sammelband Lenk (Hrsg., 2016) erschienen.

Am Projektworkshop *Persuasionsstile in Europa III* vom 27. bis 29. Mai 2015 nahmen 15 ForscherInnen aus sieben Ländern teil. Im Mittelpunkt standen *Linguistische Methoden zur vergleichenden Analyse von Kommentartexten in Tageszeitungen europäischer Länder*. Sie wurden an Textbeispielen aus dem *Helsinkier Kommentarkorpus* zur Papstwahl 2013 bzw. zur Finanzkrise in Zypern erläutert. Die Publikation der Beiträge ist für 2016 geplant.

## 2 Die ausgewählten Länder und Tageszeitungen im Helsinkier Kommentarkorpus

Im Projekt sollte ein Parallelkorpus erstellt werden, das einerseits verschiedene Großregionen des Europäischen Wirtschaftsraums berücksichtigt und andererseits in der Auswahl der Mitgliedsländer der EU unterschiedliche historische Entwicklungen und

unterschiedliche Zeitpunkte des Beitrittes zur Staatengemeinschaft berücksichtigt. Welche Länder tatsächlich einbezogen werden konnten, hing entscheidend auch davon ab, ob es in den jeweiligen Ländern GermanistInnen oder interessierte KollegInnen benachbarter Fächer mit vergleichbar guten Deutschkenntnissen gab, die über die sprachlichen Voraussetzungen für die Mitarbeit in diesem deutschsprachigen Projekt verfügten und zugleich die Analyse von Zeitungskommentaren in den betreffenden Ländern und Sprachen vornehmen konnten.

Aus dem Norden Europas konnten Schweden und Finnland aufgenommen werden. Die Region Mitteleuropa ist durch Polen, die drei deutschsprachigen Länder und Ungarn besonders gut vertreten. Als westeuropäische Länder werden Frankreich und Großbritannien miteinbezogen, von den Balkanländern Bulgarien. Südeuropa ist mit Griechenland, Italien und Spanien ebenfalls gut repräsentiert.

Als Erfassungszeitraum für das *Helsinkier Kommentarkorpus* wurden, nicht zuletzt auch aus finanziellen Gründen und wegen der praktischen Realisierbarkeit, zwei Wochen festgelegt. Es sollten nach Möglichkeit keine Feiertage, zentralen Parlamentswahlen o. ä. in den ausgewählten Ländern in den Erfassungszeitraum fallen. Die Wahl fiel lange vor der Frist auf die bereits erwähnte Zeit von Montag, dem 11.3.2013, bis Sonntag, dem 24.3.2013. Der historische Zufall wollte es, dass mit der Wahl des neuen Papstes (Franziskus) und der Finanzkrise in Zypern zwei Themen die Berichterstattung und Kommentierung in den Zeitungen europaweit dominierten. Das eröffnet die willkommene Möglichkeit eines Vergleichs von thematisch ähnlichen Texten in einer großen Zahl von Zeitungen.

Im Korpus sind Kommentare aus den genannten zwei Wochen von insgesamt 206 Tageszeitungen aus 13 Ländern vertreten. Die nachfolgende Tabelle 1 gibt einen Überblick über die Zahl der einbezogenen Zeitungen je Land.

Finnland: finnischspr. Zeitungen	19	Ungarn	6
Finnland: schwedischspr. Zeitungen	6	Großbritannien	10
Schweden	15	Frankreich	9
Polen	7	Bulgarien	13
Deutschland	47	Griechenland	15
Österreich	16	Italien	16
deutschsprachige Schweiz	15	Spanien	12

*Tabelle 1: Anzahl der Zeitungen aus den einzelnen Ländern im Helsinkier Kommentarkorpus*

Die Struktur der Tagespresse, d. h. die vorhandenen Typen von Tageszeitungen variieren in den einbezogenen Ländern zum Teil erheblich. So ist beispielsweise in der schwedischen Publizistikforschung der Begriff der Tageszeitung weiter gefasst als im Deutschen und schließt dort Wochenzeitungen mit ein (vgl. Malmqvist / von der

Heiden, 2016). Unterschieden werden in Schweden unter medialem und Vertriebsaspekt vier Typen von Tageszeitungen: gedruckte und digitale Abonnementzeitungen sowie gedruckte und digitale Gratiszeitungen. Gedruckte Gratistageszeitungen gibt es in Deutschland beispielsweise nicht. Die schwedische Publizistikforschung unterscheidet nach dem Prinzip der Verbreitung fünf Hauptgruppen von Tageszeitungen:

- (1) die überregionale Presse (*storstädernas betalade morgontidningar*),
- (2) die Straßenverkaufszeitungen der Großstädte (*storstädernas kvällstidningar*),
- (3) die Regionalpresse (*landsortspressen*),
- (4) gekaufte Zeitungen mit niedriger Frequenz (*lågfrekventa betalade dagstidningar; fådagarstidningar*),
- (5) Gratiszeitungen (vgl. Malmqvist / von der Heiden, 2016).

Bei der Zusammenstellung (auch) des schwedischen Teilkorpus wurden nun verschiedene Regionen des Landes und die unterschiedliche politische oder konfessionelle Ausrichtung der Blätter berücksichtigt. Die folgende Liste erfasst die Zeitungen in der Reihenfolge ihrer Auflagenhöhe:

<i>Dagens Nyheter,</i>	<i>Norrköpings Tidningar,</i>
<i>Aftonbladet,</i>	<i>Västerbottens Kuriren,</i>
<i>Svenska Dagbladet,</i>	<i>Vestmanlands Läns Tidning,</i>
<i>Sydsvenskan,</i>	<i>Norrländska Socialdemokraten,</i>
<i>Dagens Industri,</i>	<i>Dagen,</i>
<i>Nerikes Allehanda,</i>	<i>Dala-Demokraten,</i>
<i>Uppsala Nya Tidning,</i>	<i>Folkbladet.</i>
<i>Smålandstidningen,</i>	

Auch im finnischen Teilkorpus wurden verschiedene Typen von Tageszeitungen berücksichtigt: Abonnement- und Kaufzeitungen, die einzige überregionale sowie mehrere regionale und lokale Tageszeitungen aus verschiedenen Regionen und in beiden Amtssprachen des Landes.

Die schwedischsprachigen Zeitungen im Korpus sind vor allem in den Küstenregionen beheimatet: Åbo Underrättelser, *Borgåbladet*, *Hufvudstadsbladet*, *Nya Åland* und *Vasabladet* (vgl. Skog-Södersved, 2016). Die folgende Liste der finnischsprachigen Zeitungen enthält Blätter aus allen Regionen des Landes und ist hier nach der Auflagenhöhe geordnet, beginnend mit der national verbreiteten führenden Tageszeitung *Helsingin Sanomat* mit 355.000 Exemplaren bis hin zu den 17.000 Exemplaren des in Kajaani erscheinenden Blattes (Angaben nach Kohvakka, 2016).

<i>Helsingin Sanomat</i> (Helsinki),	<i>Etelä-Suomen Sanomat</i> (Lahti),
<i>Ilta-Sanomat</i> (Helsinki)*,	<i>Ilkka</i> (Seinäjoki),
<i>Aamulehti</i> (Tampere),	<i>Satakunnan kansa</i> (Pori),
<i>Turun Sanomat</i> (Turku),	<i>Karjalainen</i> (Joensuu),
<i>Ilta-lehti</i> (Helsinki)*,	<i>Lapin kansa</i> (Rovaniemi),
<i>Kaleva</i> (Oulu),	<i>Pohjalainen</i> (Vaasa),
<i>Keskisuomalainen</i> (Jyväskylä),	<i>Aamuposti</i> (Hyvinkää / Riihimäki),
<i>Kauppalehti</i> (Helsinki),	<i>Kainuun Sanomat</i> (Kajaani).
<i>Savon Sanomat</i> (Kuopio),	

Die mit einem Stern versehenen Blätter sind sog. Kaufzeitungen, die anderen werden hauptsächlich im Abonnement vertrieben.

In Deutschland gab es nach den Angaben des Bundes deutscher Zeitungsverleger (BDZV, 2013: 48) im Jahre 2012 insgesamt 329 Tageszeitungen (mit sehr zahlreichen Unterausgaben). In ganz Deutschland verbreitet sind (je nach Zählung) fünf bis acht überregionale Abonnementzeitungen, mit der BILD-Zeitung eine überregionale Kaufzeitung (die aber europaweit in mehr als 30 Regionalausgaben erscheint) sowie etliche einflussreiche Regionalzeitungen mit teilweise recht hoher Auflage. Neben den regionalen Abonnementzeitungen gibt es auch acht regionale Kaufzeitungen, von denen im Korpus fünf vertreten sind. In vielen kleineren Orten hat nur jeweils eine Lokalzeitung die in den 1970er Jahren einsetzende Pressekonzentration überlebt.

Im bundesdeutschen Teilkorpus wurden die vorhandenen Typen von Tageszeitungen ebenso berücksichtigt wie die verschiedenen Regionen des Landes: Alle 16 Bundesländer sind mit mindestens einem Blatt vertreten. Die in der Hauptstadt Berlin erscheinende Tagespresse ist, entsprechend ihrem strukturellen Anteil, stark präsent. Jeweils mehrere Zeitungen im Korpus erscheinen außerdem in München, Frankfurt am Main und Düsseldorf. Auf eine Auflistung der insgesamt 47 erfassten Zeitungen muss hier aus Platzgründen verzichtet werden.

In Österreich erschienen 2013 noch insgesamt 18 Tageszeitungen. Zwei von ihnen stellten 2014 ihr Erscheinen ein. Von den 18 Tageszeitungen waren 12 Abonnementzeitungen, drei waren Straßenverkaufszeitungen (Boulevardblätter) und ebenfalls drei Gratis-Tageszeitungen. Im Hinblick auf die Verbreitung kann man sechs Blätter als überregionale Tageszeitungen, 11 als regionale Tageszeitungen und nur eines als (echt) lokale Tageszeitung einstufen. 16 der 18 österreichischen Tageszeitungen wurden ins Korpus aufgenommen (unberücksichtigt blieben aus praktischen Gründen der Beschaffbarkeit die beiden Blätter mit der kleinsten Auflage von unter 12.000 Exemplaren, und zwar die *TT kompakt*, ein Gratisblatt der *Tiroler Tageszeitung*, und die *NEUE Vorarlberger Tageszeitung*). Die erfassten Zeitungen stammen aus allen Teilen Österreichs, wobei Wien als wichtigstes Medienzentrum des Landes mit acht Zeitungen eine herausragende Stellung einnimmt (vgl. Lenk, 2016a).

In der deutschsprachigen Schweiz gibt es die folgenden Typen von Tageszeitungen: eine überregionale Boulevardzeitung (*Blick*), zwei überregional verbreitete, in Zürich

erscheinende Abonnement-Tageszeitungen (*Tages-Anzeiger* und *Neue Zürcher Zeitung*), mehrere große regionale Tageszeitungen, die meist als Mantelausgaben mit zahlreichen Lokalausgaben erscheinen (z. B. *Südschweiz*, *Berner Oberländer*), eine große Zahl lokaler Tageszeitungen (z. B. *Bieler Tagblatt*, *Der Bund* [Bern], *Schaffhauser Nachrichten*) sowie (noch) zwei Gratistageszeitungen (*20 Minuten* und *Blick am Abend*, zwei weitere Gratisblätter haben ihr Erscheinen inzwischen wieder eingestellt). Die Lokalpresse hat, besonders im Vergleich zum Nachbarland Österreich, in der Deutschschweiz also ein deutlich stärkeres Gewicht.

Von den insgesamt 39 deutschsprachigen Tageszeitungen in der Schweiz (die mindestens viermal wöchentlich erscheinen) wurden (wie bei Österreich) 16 in das *Helsinki-Kommentarkorpus* aufgenommen, darunter zwei Gratisblätter und die Kaufzeitung *Blick*. Die Erscheinungsorte sind über den gesamten deutschsprachigen Raum der Schweiz verteilt. Zur Begründung der Auswahl vgl. Lenk (2016b).

### 3 Die Textsorte Kommentar: Probleme ihrer Definition und Abgrenzung im interkulturellen Zusammenhang

Die für das Projekt als Leitlinie entwickelte Definition des Kommentars als Textsorte (vgl. Lenk / Vesalainen, 2012: 9–11) enthält folgende Kriterien: Kommentare sind

- meinungsbetonte Texte,
- die auf die Beeinflussung (d. h. Festigung oder Veränderung) der Einstellungen und Überzeugungen der Leser orientiert und
- von Journalisten des betreffenden Mediums (bei Zeitungen also Redaktionsangehörigen) verfasst sind,
- in denen ein aktuelles Ereignis oder soziales Problem eingeordnet und bewertet, eine Prognose gegeben wird und / oder bestimmte Handlungen empfohlen werden.

Diese Kriterien treffen auch auf Leitartikel als eine besonders herausgehobene Variante des Kommentars zu.

Als konkrete Hilfe bei der empirischen Erfassung der Kommentartexte in den verschiedenen Zeitungen dient die Tatsache, dass in deutschsprachigen Zeitungen meist eine formale Abhebung dieser Texte (z. B. mittels Rubriktiteln wie *Kommentar*, *Standpunkt*, *Meinung* usw. und / oder beispielsweise Flattersatz, Rahmung, Angaben zum Autor mit Porträt und E-Mail-Adresse usw.) von anderen, informationsbetonten Zeitungstexten erfolgt. Mehrere Zeitungen veröffentlichen Kommentare auf speziellen Meinungsseiten mit Leitartikel, Kommentaren, Porträt, Karikatur und Pressestimmen; Kommentare in anderen Ressorts (wie Wirtschaft, Sport, Lokales, Kultur) haben dort oft eine feste Position (z. B. auf der ersten Seite des betreffenden Buches / Zeitungsteils).

Im Unterschied zu diesen Konventionen in vielen deutschsprachigen Zeitungen gibt es in vielen schwedischen Tageszeitungen beispielsweise zwei Ressorts (mit z. T. eigenen Redaktionen): LEDARE ('Leitartikel') und DEBATT ('Debatte'), oft mit Texten, die nicht von Journalisten, sondern öffentlich bekannten Personen verfasst wurden). Die Verwendung des Rubrikstitels *kommentar* ist in der schwedischen Tagespresse eher selten (vgl. Malmqvist / von der Heiden, 2016). Stattdessen sind in schwedischen Zeitungen für Texte, die mehr oder weniger dem Kommentar im Deutschen entsprechen, andere Textsortenbezeichnungen üblich. Im Ressort LEDARE finden sich (nach Malmqvist / von der Heiden, 2016) vier Formen: (1) Leitartikel, (2) Seitenkommentar, (3) Kurzkomentar und (4) schwed. *Understreckare* ('Kommentar unter dem Strich'). In anderen Ressorts gibt es (ebenfalls nach Malmqvist / von der Heiden, 2016) weitere Textsortenbezeichnungen / -varianten: (1) schwed. *krönika*, (2) Kolumne (*kolumn*), (3) Analyse (*analys*) und (4) Glosse (*kåseri*). Dies macht die Entscheidung, welche Texte in das Korpus aufgenommen werden sollen, erheblich komplizierter.

Eine ähnliche Problematik ergibt sich für finnische Zeitungen. Nach Kohvakka (2016) ist die Hauptform des Kommentars der Leitartikel (*pääkirjoitus* / *pääkirjoitukset*), für den es oft eine eigene Redaktion gibt und der meist ohne Verfasserangabe erscheint. Oft gibt es einen längeren und zwei bis drei kürzere Texte dieser Art auf der betreffenden Seite. Die relativ junge Form des *kommentti* (s.o.) ist ein Kurzkomentar aus persönlicher Perspektive des namentlich genannten Verfassers direkt neben dem Bezugstext. Auch die Kolumne (fi. *kolumni*) entspricht oft der Definition des Kommentars (in deutschen Zeitungen). Hinzu kommen sog. „Kürzest-Kommentare“ (oft eingeleitet mit dem Kürzel ‚P.S.‘), die Glosse (*pakina*) und (oft längere) Texte, die als Analyse (fi. *analyysi*) deklariert sind.

Auch in anderen Teilkorpora stößt man auf vergleichbare Probleme: Die Frage, welche Textformen konkret als Kommentar gelten (sollen / dürfen) und in das Korpus aufgenommen werden und welche nicht, ist im konkreten Fall nicht immer leicht zu beantworten – etwa wenn Journalisten der Deutschen Welle regelmäßig Kommentare in bulgarischen Zeitungen veröffentlichen (vgl. Petkova-Kessanlis, 2016). Sind sie dank der Regelmäßigkeit ihrer Autorenschaft als Journalisten des betreffenden Mediums als (freie) Mitarbeiter der Redaktion anzusehen? Die Auslegung der Definitionskriterien ist teilweise eine Ermessensfrage. Berücksichtigt werden können (neben anderen Kriterien) manchmal, aber nicht immer auch die Textsorten-Zuschreibungen durch die Journalisten bzw. Redaktionen.

Damit wird zugleich eine grundsätzlichere methodologische Frage bei der Zusammenstellung dieses Parallelkorpus aufgeworfen: Werden durch die Auswahlkriterien bereits Befunde vorweggenommen? Gewinnen wir im Sinne des hermeneutischen Zirkels nur solche Erkenntnisse, die wir durch unsere Vorannahmen bereits vorherbestimmt haben? Durch das Bewusstmachen der Auswahlkriterien, durch die Offenlegung der getroffenen Entscheidungen und durch die Ausweitung des Blicks auf benachbarte Textsorten kann dieses erkenntnistheoretische Problem zumindest begrenzt werden.

## 4 Ausblick

Nach der Beschaffung der Zeitungen war die Erfassung der in den einzelnen Ausgaben enthaltenen Kommentartexte zunächst in Listen und anschließend als separate (Bild- bzw. pdf-) Dateien zu leisten. Dieser Schritt steht kurz vor dem Abschluss. Ein Teil der Dateien ist bereits umformatiert, sodass die Kommentare als Textdateien verfügbar sind.

Ein nächster Schritt wird darin bestehen, ein Tagging (automatische Wortklassenbestimmung) und Parsing (automatische Ermittlung von Satzstrukturen) durchzuführen.

Bisher sind die Texte aus urheberrechtlichen Gründen nur projektintern verfügbar. Mittelfristig soll jedoch versucht werden, bei den Zeitungsverlagen Genehmigungen zur öffentlichen Nutzbarmachung des Korpus einzuholen.

### Literaturverzeichnis

- BDZV = Bund Deutscher Zeitungsverleger (Hrsg.) (2013): *Zeitungen 2013/14*. Berlin: ZV.
- Kohvakka, Hannele (2016): Zu Kommentaren in den finnischsprachigen Tageszeitungen. In: Lenk (Hrsg.) (2016), S. 77–92.
- Lenk, Hartmut E. H. (2016a): Die differenzierte Präsenz des Kommentars in der österreichischen Tagespresse. In: *Persuasionsstile in Europa II*. Hrsg. v. Hartmut E. H. Lenk. Hildesheim: Georg Olms, S. 299–336.
- Lenk, Hartmut E. H. (2016b): Kommentare in Deutschschweizer Tageszeitungen: Forschungssituation, Frequenz, formale Gestalt und Vernetzung. In: Lenk (2016), S. 261–298.
- Lenk, Hartmut E. H. (Hrsg.) (2016): *Persuasionsstile in Europa II: Kommentartexte in den Medienlandschaften europäischer Länder*. Hildesheim, Zürich, New York: Olms. (= Germanistische Linguistik, Bd. 229–231).
- Lenk, Hartmut E. H. (o. J.): Projekt ‚Persuasionsstile in Europa‘, University of Helsinki, <http://blogs.helsinki.fi/persuasionsstile-in-europa/projekt-persuasionsstile-in-europa/abstract-auf-deutsch/> (23.5.2016).
- Lenk, Hartmut E. H. / Vesalainen, Marjo (Hrsg.) (2012): *Persuasionsstile in Europa. Methodologie und Empirie kontrastiver Untersuchungen zur Textsorte Kommentar*. Hildesheim, Zürich, New York: Olms. (= Germanistische Linguistik, Bd. 218–219).
- Malmqvist, Anita / von der Heiden, Gregor (2016): Der Kommentar in Tageszeitungen Schwedens. In: Lenk (2016), S. 21–57.
- Petkova-Kessanlis, Mikaela (2016): Meinungsbetonte Texte und ihr Stellenwert in der bulgarischen Presselandschaft. In: Lenk (2016), S. 403–441.
- Skog-Södersved, Mariann (2016): Zu finnlandschwedischen Tageszeitungen und ihren Kommentaren. In: Lenk (2016), S. 59–75.

---

# Deutschbaltische Kochrezepte: Muster im Wandel am Beispiel des Textbausteins der Zutatenangabe

Egita Proveja (Ventspils)

## **Abstract**

*Der vorliegende Beitrag befasst sich mit dem Text und seiner Einbettung in der außersprachlichen Wirklichkeit. Es wird der Frage nachgegangen, wie sich die sprachliche Realisierung von Texten im Laufe der Zeit ändert und inwiefern zwischen dieser Veränderung und dem Wandel der außersprachlichen Realität ein Zusammenhang besteht. Diese Fragestellung wird am Beispiel von in den russischen Ostseeprovinzen (in Kur- und Livland) verfassten Kochrezepten aus dem 19. und 20. Jahrhundert und exemplarisch an einem Textbaustein der Textsorte, nämlich der Angabe der Zutaten und ihrer Mengen untersucht.*

*This paper deals with text and its embedding into extra-linguistic reality, examining how the linguistic realization of text is modified over time, and whether there exists a relationship between this amendment and changes of extra-linguistic reality. The investigation is based on example recipes from the Russian Baltic provinces (Courland and Livonia) from the nineteenth and twentieth centuries, illustrated by one part of this text type: the listing of ingredients and their quantities.*

## **Keywords**

*Text, sprachliche und außersprachliche Aspekte, Kochrezepte text, linguistic and extra-linguistic aspects, cooking recipes*

## **1 Einleitung**

Tagtäglich werden die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft mit diversen Texten konfrontiert. Texte und insbesondere Textsorten sind „Routinen, die Mitglieder einer Kulturgemeinschaft gemeinsam hervorgebracht haben, um miteinander in ihrer Leben wirklichkeit leben und handeln und sich mit ihr praktisch wie reflexiv auseinandersetzen zu können“ (Fix, 2009: 18). Dies bedeutet, dass sie sich in der Interaktion der Gesellschaft herausbilden, die Gesellschaft, ihre Werte, Symbole und Traditionen widerspiegeln und

„auf kultureller Übereinkunft“ (Meier, 2011: 285) beruhen. Von diesem Postulat kann entsprechend abgeleitet werden, dass die sprachliche Realisierung von Texten in einem engen Zusammenhang zur außersprachlichen Welt steht. Ausgehend von einer solchen kulturgebundenen Auffassung von Texten soll im vorliegenden Beitrag der Frage nachgegangen werden, wie die sprachliche Gestalt von Texten die außersprachliche Realität nachbildet und ob sich eine Veränderung der letzteren auch auf die textuellen Gegebenheiten auswirkt und einen Wandel hervorruft. Auf diese Fragestellung soll am Beispiel von Kochrezepten eingegangen werden, da in Anlehnung an Ingrid Haslinger (2002: 7) davon ausgegangen wird, „dass sich die Geschichte eines Landes und seiner Kultur in der Kochkunst widerspiegelt“ und die Kochkunst ihre Niederschrift in den Kochrezepten findet. Das Hauptaugenmerk gilt dabei exemplarisch den in den russischen Ostseeprovinzen (im lettischen Raum) verfassten deutschen Kochrezepten aus dem Zeitraum 1823 bis 1916. Die Analyse soll auf ein bestimmtes Element, nämlich die Angabe der Zutaten und ihrer Mengen, eingeschränkt werden.

## **2 Zur theoretischen Ausgangslage**

### **2.1 Zu den einschlägigen germanistischen Untersuchungen von Kochrezepten**

In der germanistischen Forschung sind deutsche Kochrezepte diversen Studien unterzogen worden. Kochrezepte sind aus sprachwissenschaftlicher, textlinguistischer und übersetzungswissenschaftlicher Sicht behandelt worden. Nachfolgend soll auf die Untersuchung der deutschen Kochrezepte von Glaser (1996) und Wolańska-Köller (2010) zurückgegriffen werden, da hier unter anderem insbesondere auch auf die Versprachlichung der Zutaten und ihrer Mengen eingegangen wird.

### **2.2 Zur Versprachlichung der Zutatenangaben in deutschen Kochrezepten**

In den Texten der Kochrezepte dient die Zutatenangabe der Versprachlichung der für die jeweilige Speise erforderlichen Lebensmittel und ihrer Mengen. Moderne Kochrezepte weisen normalerweise eine Dreiteilung auf, sie werden aus den Teiltextrn Überschrift, Zutatenangabe und Rezepttext gebildet. Dementsprechend wird die Angabe der Zutaten samt ihren Mengen in einem separaten Textbaustein versprachlicht, der in der Regel, formal herausgegliedert, gleich auf die Überschrift folgt. Die Studien zur Genese der deutschen Kochrezepte legen aber nahe, dass diesbezüglich ein Wandel erfolgt ist: Bis Mitte des 19. Jhs. zeichnen sich die deutschen Kochrezepte durch eine Zweiteilung des Textes aus, indem die Angabe der erforderlichen Zutaten in dem eigentlichen Rezeptteil, also in der Beschreibung der einzelnen Arbeitsschritte, integriert ist (vgl.

etwa Glaser, 1996: 230–232; Wolańska-Köller, 2010: 105–106). Erst ab Mitte des 19. Jhs. weisen die deutschen Kochrezepte eine der modernen Struktur entsprechende Dreiteilung mit einem separaten Textbaustein der Zutatenangabe auf (vgl. Glaser, 1996: 232).

Im zeitlichen Längsschnitt kann festgestellt werden, dass die Zutatenmengen entweder „nur schwach ausgeprägt“ (Gloning, 2002: 535) sind und somit quantitativ nicht oder auch teilweise spezifiziert angegeben werden. Neben diesen zwei Alternativen kann die Angabe der Zutaten mengenspezifiziert erfolgen, was insbesondere für die modernen Kochrezepte charakteristisch ist.

Die quantitativ spezifizierten Zutatenangaben werden nominal ausgedrückt: Im Mittelpunkt steht eine Nominalphrase, die als Denotat eine Substanz bzw. ein Lebensmittel hat und zwecks einer quantifizierenden Determination erweitert wird. Hier gibt es drei alternative Formen der Versprachlichung. Erstens kann die Erweiterung der Nominalphrase bei zählbaren Zutaten mit einem Zahlattribut erfolgen: 3 Äpfel; 1 Zwiebel. Zweitens kann sie in Form einer Numerativkonstruktion ausgedrückt werden. Als eine Numerativkonstruktion wird in Anlehnung an Zifonun, Hoffmann und Strecker (vgl. 1997: 1979) eine Phrase bezeichnet, die aus einem Zahlattribut, einem Gewichts- oder Maßausdruck und einem substanzdenotierenden Substantiv im Singular oder Plural besteht: *500 Gramm Mehl; 1 Liter Milch, 3 Kilo Kartoffeln*. Die Gewichts- und Maßangaben können dabei in Form von metrischen oder nichtmetrischen Ausdrücken sprachlich realisiert sein. Die dritte Form der sprachlichen Realisierung besteht in der Verwendung der sog. ‚Behälterkonstruktionen‘ (Zifonun / Hoffmann / Strecker, 1997: 1979) oder ‚Vergleichsausdrücke‘ (Wolańska-Köller, 2010: 200). In diesem Fall wird anstatt einer metrischen bzw. nichtmetrischen Angabe des Gewichtes oder Maßes von einer Bezeichnung für einen Behälter wie *Glas, Päckchen, Löffel* oder ähnlichen vergleichenden Elementen Gebrauch gemacht. Laut Wolańska-Köller (2010: 200) bezieht sich die Verwendung solcher Vergleichsausdrücke „auf die jahrhundertalte (noch heute gebräuchliche) Praxis des Abwiegens und Abmessens von Zutaten mithilfe von Geschirr, Besteck, Verpackungseinheiten, Münzen und Körperteilen“. Zu solchen Vergleichsausdrücken zählt Wolańska-Köller (vgl. 2010: 201) Bezeichnungen für Geschirr und Besteck, für Verpackungseinheiten, für kleine Münzen sowie Bezeichnungen, die von Bezeichnungen für Körperteile und von Bezeichnungen für bestimmte Lebensmittel abgeleitet worden sind.

### 3 Zum analysierten Belegmaterial und methodischen Vorgehen

Das untersuchte Belegmaterial bilden im 19. und in den beiden ersten Jahrzehnten des 20. Jhs. in den russischen Ostseeprovinzen herausgegebene deutschbaltische Kochbücher. Aus dem 19. Jh. sind fünf Kochbücher und aus dem 20. Jh. vier Kochbücher gewählt worden, die Werke deutschbaltischer Autorinnen wie der Lehrerin Katharina Fehre (KB 1823), der Herausgeberin Marie von Redelien (KB 1897), der Kochschulbesitzerin

Marra Korth (KB 1907), der Pfarrerstochter Martha Bielenstein (KB 1916) und anderer sind. Es kann davon ausgegangen werden, dass das Belegmaterial nicht nur die im Baltikum im 19. Jh. und zu Beginn des 20. Jhs. charakteristische sprachliche Ausdrucksweise des Deutschen<sup>1</sup>, sondern auch die in den Ostseeprovinzen vorherrschenden außersprachlichen Gegebenheiten widerspiegelt. Dies soll im Rahmen einer empirisch qualitativen Analyse des im angelegten Korpus enthaltenen Belegmaterials überprüft werden.

## 4 Zu den Ergebnissen der empirisch-qualitativen Analyse

Die durchgeführte Analyse zeigt, dass die deutschbaltischen Kochbücher – im Unterschied zu ihren binnendeutschen Pendanten – bis ins späte 19. Jh. eine Zweiteilung der Kochrezepte aufweisen und somit die Angaben der Zutaten und ihrer Mengen in dem eigentlichen Beschreibungstext der Zubereitung integriert sind. Erst mit dem KB 1897 kann von einem ersten Ansatz der makrostrukturellen Dreiteilung des Rezepttextes ausgegangen werden. Des Weiteren lassen sich in den deutschbaltischen Kochbüchern alle drei weiter oben angeführten Arten der Zutatenangabe feststellen.

### 4.1 Die mengenunspecifizierten und teilweise mengenspezifizierte Zutatenangaben

Das untersuchte Datenmaterial belegt die mengenunspecifizierte Angabe von Zutaten:

*eine gute Kalbsbrust* (KB 1823: 94)

*hierzu nimmt man recht junge und zarte Hühner* (KB 1844: 86)

Dem Beleg (1) lässt sich entnehmen, dass die jeweilige Zutat anstelle einer quantitativen Mengenangabe eine qualitative enthält. Es handelt sich um *eine Kalbsbrust*, also eine vage Mengenangabe, die aber durch eine qualitative Spezifizierung mit *gut*, also 'wohlgenährt, fett' (vgl. DWB) ergänzt wird. Dem Beleg (2) lässt sich entnehmen, dass dem Leser ein Spielraum für die Bestimmung der Menge eingeräumt wird. Priorität gilt dabei den qualitativen Eigenschaften der Zutat (*jung* und *zart*). Gewissermaßen lässt sich dies mit einem vorausgesetzten Können des Lesers in Verbindung bringen.

Ähnliches gilt auch bei den teilweise mengenspezifizierte Zutatenangaben, die sich auf das „Ins-Verhältnis-Setzen“ der Zutaten (vgl. Wolańska-Köller, 2010: 133) beziehen:

<sup>1</sup> So ist etwa am Anfang des Kochbuchs von Fehre (vgl. KB 1823: XVI) eine Liste mit 29 sog. „Provinzialismen“ mit einer Erläuterung enthalten (z. B. *Franzbrod* 'Brod von Weizenmehl'; *Klumpchen* 'Klöße'; *Kransbeeren* 'Preißelbeeren'; *Maadbeeren* 'Himbeeren'; *Riezchen* 'Schwämme'; *Süßsauerbrod* 'Brod vom gebeutelten Roggenbrod' u. a.).

*giebt halb Essig und Wasser darauf* (KB 1823: 154)

*gießt alsdann zwei Theile Salz=Lake und einen Theil Weinessig darüber* (KB 1880: 30)

Die Belege (3) und (4) legen nahe, dass ohne eine bestimmte, genaue quantitative Angabe der Zutatenmenge implizit dargelegt wird, wie viel der jeweiligen Zutat erforderlich ist. Daher kann bei den angeführten Belegen von einer teilweise quantitativ spezifizierten Mengenangabe gesprochen werden. Der Gebrauch dieser Bezeichnungen zur Mengenspezifizierung ist vor allem im ersten Viertel des 19. Jhs. belegt. Bereits um die Wende vom 19. zum 20. Jh. kann ein Rückgang der mengenunspezifizierten sowie der teilweise spezifizierten Mengenangaben zu Gunsten einer quantitativ genaueren Angabe festgestellt werden.

## 4.2 Die mengenspezifizierten Zutatenangaben

Bei der mengenspezifizierten Zutatenangabe lassen sich drei Arten feststellen. Erstens werden die zählbaren Lebensmittel mittels einer mit einem Zahlattribut erweiterten Nominalphrase angegeben: *25 Austern* (KB 1823: 23); *5 bis 6 Pilze, 2 Zwiebeln* (KB 1880: 210). Zweitens werden die Zutaten in Form von Numerativkonstruktionen mit nichtmetrischen bzw. metrischen Maß- und Gewichtsangaben aufgezählt. Als nichtmetrische Maß- und Gewichtsangaben lassen sich *Pfund, Loth* (auch *Lot*), *Stoof* (auch *Stof*), *Quartier* (auch *Quart*) feststellen. Bei zählbaren Zutaten kommen auch die nichtmetrischen Zählmaße wie *Band<sup>2</sup>* (30 Stück) oder *Schock* (60 Stück, vgl. DWB) vor: *Zwei Band nur abgequollene Krebse* (KB 1823: 187); *Man kocht ein Schock Krebse* (KB 1897: 355).

Am ausgeprägtesten vertreten, vor allem in der ersten Hälfte des 19. Jhs., ist die dritte Möglichkeit der Angabe von quantitativ spezifizierten Zutaten. Versprachlicht wird diese durch eine Numerativkonstruktion mit einem Vergleichsausdruck. Die analysierten Kochrezepte weisen eine Vielfalt von solchen Vergleichsausdrücken auf. Zur genauen Angabe der erforderlichen Mengen können die Vergleichsausdrücke als Hyponyme auch diverse Hyponyme aufweisen. Die qualitative Analyse der Kochrezepte hat den Gebrauch von folgenden Vergleichsausdrücken ergeben:

Bezeichnungen für Besteck: Unter diese Kategorie der Vergleichsausdrücke fällt vor allem der Gebrauch von *Löffel: ein Löffeln Hefen* (KB 1823: 215). Für kleinere Mengen werden solche Hyponyme wie *Teelöffel: 1 Theelöffel Salz* (KB 1897: 320); *Senflöffel<sup>3</sup>: einen Senflöffel angerichteten Senf* (KB 1823: 206); *silberner Löffel: zuletzt 6 silberne Löffel abgeklärte Butter* (KB 1823: 227) verwendet. Mittlere und größere Mengen werden mittels solcher Hyponyme angegeben wie *Esslöffel: 1 Esslöffel Weinessig* (KB 1844: 48);

<sup>2</sup> Vgl. KB 1823: XVI; hier wird bei den metasprachlichen Ausführungen unter *Provinzialismen* für *Band* die Erklärung '30 Stück' angegeben.

<sup>3</sup> Es wird angenommen, dass ein Senflöffel den kleineren Löffeln zuzuordnen ist, da es sich laut DWB um einen „löffel zur entnahme von senf aus der senfbüchse“ (Bd. 16: Sp. 583) handelt.

*Kochlöffel*<sup>4</sup>: 4 *Kochlöffel weich gekochte Rosinen und Korinthen* (KB 1880: 70), *Anrichtlöffel*<sup>5</sup>: *giebt einige Anrichtlöffel Jus darauf* (KB 1823: 97); *Vorlegelöffel*<sup>6</sup>: *giebt man einen Vorlegelöffel Gallert darauf* (KB 1823:252); *hölzerner Löffel*: *mit 1 ½ hölzernen Löffeln Mehl* (KB 1823: 184). In den beiden ersten Jahrzehnten des 20. Jh. kann der Gebrauch von einem weiteren Hyponym, nämlich *Dessertlöffel* belegt werden: *1 Dessertlöffel Mehl* (KB 1907: 644).

Als ein weiterer Vergleichsausdruck der Kategorie Besteck ist *Messer* anzuführen, das in dem Vergleichsausdruck *Messerspitze* belegt werden konnte: *ein paar Messerspitzen Mehl* (KB 1823: 157); *1 Messerspitze Butter* (KB 1844: 149).

Bezeichnungen für Trink- und Essgeschirr: Diese Kategorie lässt sich in zwei Untergruppen gliedern: Die erste Gruppe umfasst Vergleichsausdrücke mit diversen Trinkgefäßen, die zweite mit tellerartigem Essgeschirr.

Der Gruppe der Trinkgefäße lassen sich zwei Vergleichsausdrücke zuordnen, die weiter unterteilt werden können. Beim ersten Vergleichsausdruck der Trinkgefäße handelt es sich um Mengenangaben, die das Lexem *Glas* und seine Hyponyme beinhalten: *drei Gläser Milch* (KB 1823:214); *mit 2 Spitzglas Franzwein* (KB 1823: 122); *ein Weinglas Portwein* (KB 1880: 78); *Ein Bierglas aufgeschlagene Eier und ein Bierglas Milch* (KB 1823: 213). Sehr ausgeprägt ist der Gebrauch dieser Vergleichsausdrücke im 19. Jh., zu Beginn des 20. Jhs. können für *Glas* und seine Hyponyme nur sporadisch Belege geliefert werden: *Klopft 1 Ei mit einem Glas Wasser hinein* (KB 1903: o. S.); *1 Spitzglas Arrak oder Rum* (KB 1907: 549); *1 Weinglas Spiritus* (KB 1907: 547); *2 ¼ – 2 ½ Bierglas Grobweizen~~er~~ oder Weizenmehl* (KB 1916: 88). Zur genaueren Angabe kann die Bezeichnung *Glas* auch im Diminutiv verwendet werden: *ein Gläschen Rum* (KB 1903: o. S.).

Die zweite Art der Vergleichsausdrücke der Trinkgefäße bilden Nominalphrasen mit *Tasse* und ihrer Hyponyme: *eine Tasse Krebsbutter* (KB 1823: 188); *eine Theetasse voll Soja* (KB 1823: 97); *1 Obertasse Franzwein, 2 Obertassen Wasser* (KB 1844: 48). Auch zu Beginn des 20. Jhs. werden die Zutatenmengen in Tassen angegeben: *1 Tasse Milch, 2 gestrichene Tassen Mehl* (KB 1916: 87).

Die Gruppe des Essgeschirrs enthält Vergleichsausdrücke, die ein tellerartiges Geschirr bezeichnen: *ein guter tiefer Teller voll recht feingehackter Kalbsbraten* (KB 1823: 177); *ein flacher Teller voll Kalbsbraten* (KB 1823: 170); *Ein Suppenteller voll Zuckerwurzeln* (KB 1844: 29). In diese Gruppe lassen sich auch die Mengenangaben in *Untertassen* als eine Art Teller einordnen: *Dann nimmt man so viel Krebschwänze, dass eine Untertasse damit gefüllt wird* (KB 1879: 131). Des Weiteren belegt das Datenmaterial aus dem 19. Jh. auch den Gebrauch des Lexems *Schüssel*: *eine Schüssel Sauerkohl*

<sup>4</sup> Laut DWB „großer hölzerner löffel wie er beim kochen gebraucht wird“ (Bd. 11: Sp. 1563).

<sup>5</sup> Laut DWB „jüngeres wort anstatt *anrichter*“ (Bd. 1: Sp. 429); der *Anrichter* ist laut DWB „in der küche ein groszer löffel zum schöpfen aus den häfen“ (Bd. 1, Sp. 429).

<sup>6</sup> Laut DWB *Vorleg(e)löffel* aus *vorlegen* als *reichen* „besonders von speise für mensch und tier“ (Bd. 26: Sp. 1275).

(KB 1844: 42). In den Rezepten aus dem 20. Jh. gibt es keine Belege für den Gebrauch tellerartiger Vergleichsausdrücke.

Bezeichnungen für Behälter: Die untersuchten Kochbücher belegen in dieser Gruppe Angaben in Flaschen: *4 bis 5 Flaschen spiritus vini* (KB 1897: 624). Sonstige Arten von Behältern konnten bei Kochrezepten des 19. Jhs. nicht belegt werden. Man kann annehmen, dass dieser Befund mit dem noch nicht ausgeprägten Gebrauch von industriell hergestellten, verpackten Lebensmitteln beim Kochen erklärt werden kann. Die Flaschen bilden eine Ausnahme, da Wein, Essig, Alkohol und Ähnliches, verpackt in Flaschen, gekauft und in der Küche beim Kochen verwendet wurden. Im 20. Jh. kann als Vergleichsausdruck *Päckchen* festgestellt werden:  $\frac{1}{2}$  Päckchen Backpulver (KB 1916: 97).

Von Bezeichnungen für Körperteile abgeleitete Ausdrücke: Zu den Vergleichsausdrücken, die Körperteile denotieren, gehören zum einen *Handvoll* bzw. *Hand voll*: *so schneidet man einige Handvoll von den Stielen abgelesenen Körbel recht fein* (KB 1823: 37); *eine Hand voll klein geschnittene grüne Petersilie* (KB 1823: 154); *ein paar Hände voll Kastanien* (KB 1823: 164). Als ein weiterer von einer Körperteilbezeichnung abgeleiteter Ausdruck der Mengenangabe kann auch *Finger* belegt werden: *1 Stück Ingwer von der Größe eines halben Fingers* (KB 1897: 376). Flüssigkeitsmengenangaben stellen auch die folgenden Beschreibungen mit *Finger* dar: *und mit so viel Wasser, daß das Fleisch 2 Finger hoch davon bedeckt wird* (KB 1844: 29). Der Ausdruck *Kopf* wird in den Kochrezepten in metaphorischer Weise für einen ganzen Kohl oder Kopfsalat benutzt: *Hierzu schürft man einen Kopf Weißkohl* (KB 1823: 207); *Ein schöner feinblättriger Kopf wird ...* (KB 1823: 209).

Von Bezeichnungen für bestimmte Lebensmittel abgeleitete Vergleichsausdrücke: Zur Angabe der Menge, vor allem aber der Größe einer Zutat lassen sich in den baltischen deutschen Kochrezepten des 19. Jhs. Bezeichnungen feststellen, die ein anderes Lebensmittel denotieren. Am produktivsten sind in dieser Kategorie Angaben mit *Ei*: *giebt man Butter von der Größe eines guten Eis* (KB 1823: 154); *pflückt wie ein Ei groß Butter unter das Mehl* (KB 1823: 247). Des Weiteren belegt das Material auch andere Lebensmittel als Vergleichsgrößen: *Butter, wie eine Haselnuß groß* (KB 1823: 219); *wie eine Wallnuß groß* (KB 1823: 227). Hervorzuheben ist hierbei, dass Vergleichsausdrücke dieser Art nur im Material aus dem 19. Jh. belegt sind.

## 5 Diskussion der Analyseergebnisse und Schlussbemerkungen

Die empirisch-qualitative Analyse des Belegmaterials hat gezeigt, dass die in den russischen Ostseeprovinzen herausgegebenen deutschbaltischen Kochbücher bei dem Textbaustein der Zutatenangabe sowohl quantitativ unspezifizierte bzw. teilweise spezifizierte Zutaten als auch genaue Mengenangaben enthalten. Im Allgemeinen kann allerdings ein Trend der Entwicklung zu Gunsten von mehr Präzision belegt werden. Bei mehr oder minder fehlenden technischen Möglichkeiten des genauen Abmessens im 19. Jh. kann eine breit gefächerte Palette diverser Vergleichsausdrücke festgestellt

werden: Es wird auf Besteck, Geschirr oder andere Lebensmittel unterschiedlicher Größen zurückgegriffen, um die Angabe möglichst präzise zu formulieren. Bei heutigen Kochrezepten ist es kaum vorstellbar, dass neben den noch gebrauchten Angaben *Ess- und Teelöffel* Mengen auch in *Kinderlöffeln, Senflöffeln, Kochlöffeln, Anrichtelöffeln, Vorlegelöffeln* oder *hölzernen Löffeln* versprachlicht werden. Infolge des technischen Fortschritts geht auch die lexikalische Vielfalt der Vergleichsausdrücke zurück. Somit kann abgeleitet werden, dass Transformationen in der außersprachlichen Realität zu einem Wandel der sprachlichen Gestaltung der Texte führen.

Von einer Korrelation des sprachlichen Ausdrucks mit den außersprachlichen Gegebenheiten zeugen auch die Numerativkonstruktionen mit nichtmetrischen Maßangaben. Die Analyse des Datenmaterials des 19. / 20. Jhs. ergibt keine Belege für eine Verwendung von Gewichts- und Maßangaben im metrischen System. In Lettland wird das metrische System erst 1924 verbindlich eingeführt und erst ab Ende der 1930er Jahre weisen die in Lettland herausgegebenen Kochbücher metrische Mengenangaben an. Das Deutsche Reich dagegen schloss sich dem metrischen System offiziell schon früher an, nämlich 1871 (vgl. Wolańska-Köller, 2010: 132). Damit kann auch erklärt werden, warum z. B. in den flankierenden Texten der deutschbaltischen Kochbücher immer wieder Bezug auf die metrischen Gewichts- und Maßangaben genommen wird. So führt etwa Korth an: „Will man Gramm schnell in Lot verwandeln, so ist es am einfachsten, mit 8 zu multiplizieren und von dem Produkt 2 Nullen abzustreichen“ (KB 1907: 72). Es kann vermutet werden, dass die Kochrezepte immer noch nichtmetrische Angaben enthalten, weil sie das geltende nichtmetrische System der russischen Ostseeprovinzen als lokale Gegebenheit berücksichtigen. Vor dem Hintergrund der Einführung des im Deutschen Reich sowie im übrigen Europa bereits umgesetzten metrischen Systems wird auch in den deutschbaltischen Kochbüchern am Rande immer wieder darauf und auf Methoden einer einfachen Umrechnung hingewiesen.

Rekapitulierend lässt sich schließen, dass Texte in ihrer Einbettung in die jeweilige außersprachliche Situation betrachtet und nicht isoliert ausgelegt werden sollten. Die Texte entstehen im Rahmen der gesellschaftlichen Interaktion und bilden somit die jeweilige politisch-gesellschaftliche sowie soziokulturelle Wirklichkeit ab. Dies unterstreicht die Erkenntnis, dass der Wandel der sprachlichen Realisierung von Textsorten auf einen in der außersprachlichen Realität vollzogenen Wandel zurückzuführen und durch diesen zu erklären ist.

## Literatur

### *Primärliteratur*

- KB 1823 Fehre, Catharina (1823): Livländisches Koch- und Wirtschaftsbuch für große und kleine Haushaltungen. Riga und Dorpat: Hartmann.
- KB 1844 Kochbuch für die deutschen Ostseeprovinzen Russlands (1844). Dorpat: Karow.

- KB 1879 Panck, Lyda (1879): Kochbuch für die Ostseeprovinzen Russlands. 6. Auflage. Riga und Dorpat: Verlag von Schnackenburgs litho- und typogr. Anstalt.
- KB 1880 Rigasches Kochbuch (1880). 5. verm. und verb. Aufl. Riga: Kymmell.
- KB 1897 Redelien, Marie (1897): Haus und Herd. Praktisches, illustriertes Hausbuch zur verständigen Führung der Wirtschaft in allen ihren Zweigen, auf Grundlage der neuesten Errungenschaften im Gebiete der Hauswirtschaft. 3. Aufl. Riga: Kommissions-Verlag von N. Kymmell.
- KB 1903 Lotte, Lisa (1903): Baltisches Receptenbüchlein für feines Hausgebäck. Riga: Deubner.
- KB 1907 Korth, Marra (1907): Praktisches Kochbuch. 1742 Koch-Rezepte mit 8 farbigen Fleisch-, Fisch- und Pilz-Tafeln und zahlreichen Text-Illustrationen. 2. verb. Aufl. Riga: Stichmann.
- KB 1910 Sahle, M. (1910): Ideal-Küche für Luxus und Genuss. Riga: Jonck und Poliewsky.
- KB 1916 Bielenstein, Martha (1916): Notstandskochbüchlein. Gewidmet den baltischen Frauen. Memel: Siebert's Buchdruckerei.

### *Sekundärliteratur*

- DWB – Grimm, Jakob; Grimm, Wilhelm: Deutsches Wörterbuch im Internet <http://woerterbuchnetz.de/DWB/> (12.09.2015).
- Fix, Ulla (2009): Stand und Entwicklungstendenzen der Textlinguistik (I). In: Deutsch als Fremdsprache. Vol. 46, H. 1, S. 11–19.
- Glaser, Elvira (1996): Die textuelle Struktur handschriftlicher und gedruckter Kochrezepte im Wandel. Zur Sprachgeschichte einer Textsorte. In: Textarten im Wandel – nach der Erfindung des Buchdrucks. Hrsg. v. Rudolf Große u. Hans Wellmann. Heidelberg: Winter, S. 225–249.
- Gloning, Thomas (2002): Textgebrauch und sprachliche Gestalt älterer deutscher Kochrezepte (1350–1800). Ergebnisse und Aufgaben. In: Textsorten der deutschen Prosa vom 12. / 13. bis 18. Jahrhundert und ihre Merkmale. Akten zum Internationalen Kongress in Berlin 20. bis 22. September 1999. Hrsg. v. Franz Simmler. Frankfurt a. M.: Lang, S. 517–550.
- Haslinger, Ingrid (2002): Geheimnisse aus der Klosterküche. Wo sich Kultur und Genuss verbinden. Klosterneuburg: NORKA.
- Meier, Jörg (2011): Textmuster und Textstrukturen im DaF-Unterricht. Lernen von und mit Texten. In: Neue linguistische Perspektiven. Hrsg. v. Wilfried Kürschner, Reinhard Rapp, Jürg Strässler, Maurice Vliegen u. Heinrich Weber. Frankfurt a. M.: Lang, S. 283–294.
- Zifonun, Gisela / Hoffmann, Ludger / Strecker, Bruno (1997): Grammatik der deutschen Sprache. Bd 3. Berlin, New York: de Gruyter.
- Wolańska-Köller, Anna (2010): Funktionaler Textaufbau und sprachliche Mittel in Kochrezepten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Stuttgart: ibidem.



---

# Prosodie in der Beendigungsphase von Telefonaten. Bestimmte kurze Turns im finnisch-deutschen Kontrast

Mia Raitaniemi (Turku)

## **Abstract**

*Der Beitrag behandelt prosodische Eigenschaften in einer spezifischen sequenziellen Umgebung in Telefongesprächen unter Bekannten. Die Beobachtung richtet sich auf finnische und deutsche Daten. Im Ergebnis werden leichte tendenzielle Abweichungen in den zwei Datengruppen nachgewiesen. Der Begriff Prosodie umfasst hierbei die Kategorien Tonhöhe beim Ansatz des Turns, Rhythmus, Tonhöhenverlauf und Stimmklang. Die in natürlicher Umgebung aufgezeichnete Kommunikation ließ keine elektronischen, akustischen Messungen zu, weshalb die Resultate auf auditiver Ermittlung basieren.*

*This paper looks at prosodic properties in a specific sequential slot of interaction in telephone calls among friends. The data contain Finnish and German interactions. The results suggest the possibility of slightly differing tendencies in the two data sets. The areas of prosody covered include pitch at onset of turns, rhythm, pitch curves and voice quality (Stimmklang). As the data are natural conversations, there was no possibility of electronic or acoustic measurements; therefore, the prosodic analysis was conducted on an auditory basis.*

## **Keywords**

*Gesprochene Sprache, Prosodie, Telefongespräch, Beendigung  
spoken language, prosody, telephone call, closing*

## **1 Einleitung**

Der Beitrag behandelt die prosodischen Eigenschaften der Beendigungsphase von Telefonaten. Das Korpus besteht aus 12 finnischen und 12 deutschen Privattelefonaten. Es wurden keine interkulturellen Telefonate einbezogen, sondern nur muttersprachliche Gespräche aus den zwei Ländern. Der Fokus liegt auf der Beendigungsphase, transkribiert wurden die Telefonate jedoch in ihrer Gänze. Hierzu wurde das Gesprächsanalytische Transkriptionssystem (GAT, vgl. Selting et al., 2009) verwendet.

In Raitaniemi (2014: 125) wurden in den Beendigungen dieser Telefonate drei be-  
ständige, aber variable Sequenzen erkannt. Das sind die Einleitungssequenz, die Se-  
quenz der Wiederaufnahme einer Vereinbarung und die Sequenz der Schlussgrüße. In  
dem gegenwärtigen Beitrag richtet sich der Fokus auf den Turn, der die Schlussgrüße-  
sequenz einleitet, sowie den Turn, der die Schlussgrüßsequenz abschließt. Diese Sequenz  
kann an den folgenden zwei deutschen Beispielen illustriert werden. Es ist wichtig zu  
betonen, dass bereits vor diesen Sequenzen die Gesprächsbeendigung in einer voran-  
gehenden Einleitungssequenz von beiden Gesprächsteilnehmern eingeführt wurde.  
Auch die Bestätigung einer zukünftigen Kontaktaufnahme ist bereits abgehandelt.

#### Beispiel 1 (Frauen, Aufnahme C9)

\* mit vorgestülpten Lippen

30 F: \*o[khei;]¤<346298>  
31 A: [ok ]hei; [bis dann;  
32 F: [bis dann; ne?¤<347531>  
33 A: tsch[ (üs, )  
34 F: [tschü=üs;¤<348181>

#### Beispiel 2 (Herren, Aufnahme C10)

063 (0.4)  
064 R: ^Okay.  
065 F: †ja?  
066 (. )  
067 R: bis denn.  
068 F: >gut,< bis nachher; [tschüs;  
069 R: [ (tschü)

Prosodische Merkmale von Gesprächen wurden natürlich schon zuvor untersucht.  
Vor allem der Beginn eines Gesprächsschritts oder einer Gesprächssequenz wurde in  
der Interaktionsforschung thematisiert (vgl. Aho, 2010; Auer / Selting, 2001; Cou-  
per-Kuhlen, 2001; Lennes / Anttila, 2002; Ogden, 2001; Peters, 2006; Rabanus, 2001).  
Das Fazit der bisherigen Untersuchungen lässt sich grob so zusammenfassen, dass sich  
der Beginn eines Turns oder einer Sequenz durch Intensität und eine klare Artikulati-  
on auszeichnet und der Schluss durch abgeschwächte Intensität und reduzierte Arti-  
kulation.

An den oben angeführten Schlussgrüßsequenzen kann man veranschaulichen, dass  
die Prosodie ein ganz zentrales Mittel der Kontextualisierung ist. Die Ausdrücke, die  
hier verwendet werden, sind typisch für alle Sequenzen der Beendigungsphase: *okay*,  
*bis dann* (oder *bis denn*), *gut*. Der Ausdruck *okay* wird in Beendigungen oft wiederholt  
eingesetzt, jedes Mal mit leicht anderer Prosodie. Hier wird deutlich, dass das Lexem  
allein noch keine spezifische Semantik trägt, die genau präzisieren würde, inwieweit  
der Sprecher das Gespräch jetzt abgeschlossen hat. Nur anhand der prosodischen

Hinweise kann der Hörer antizipieren, in welchem Moment der Sprecher intendiert beispielsweise von der Vereinbarungssequenz in die Schlussgrußsequenz überzugehen.

Wie dieser Übergang prosodisch signalisiert wird, habe ich anhand von 12 deutschen und 12 finnischen Beendigungen analysiert. Betrachtet wurden vier Teilbereiche der Prosodie: Tonhöhe am Ansatz, Rhythmus, Tonhöhenverlauf und Stimmklang. Bestimmt wurde bei jedem betrachteten Turn, ob er sich im Vergleich zu dem vorherigen Turn desselben Sprechers in Bezug auf diese Kriterien ändert oder nicht. Wichtig bei der Methode ist die Entscheidung, dass kein Vergleich zum vorangehenden Turn des Partners vorgenommen wird, sondern ausschließlich zu den eigenen Äußerungen des Sprechers. Hier wird davon ausgegangen, dass jeder Sprecher zwar das prosodische Bild des Partners wahrnimmt, aber dennoch die eigenen Intentionen durch die prosodischen Hinweise in die eigenen Turns einbaut.

Die prosodischen Parameter sind nicht akustisch, sondern auditiv gemessen worden, da die Mitschnitte viele Hintergrundgeräusche sowie sehr viel simultanes Sprechen enthalten. Dies verhindert eine zuverlässige elektronische Erfassung.

## 2 Der initiierende Turn der Schlussgrußsequenz

Zunächst werden im Folgenden die prosodischen Merkmale am Anfang der Schlussgrußsequenzen erörtert. Die Anfangsturns der Schlussgrußsequenzen bestehen hier aus einzelnen Wörtern oder zweiteiligen Wortverbindungen. Im Deutschen lauten diese *okay*, *bis dann*, *gut* oder *alles klar*, im Finnischen *okei*, *noni* oder *hm*<sup>1</sup>. Tabelle 1 zeigt, ob die prosodischen Merkmale Veränderungen im Vergleich zum vorangehenden Turn aufweisen.

	Tonhöhe am Ansatz		Rhythmus		Tonhöhenverlauf		Stimmklang	
deutsche Daten	höher	12	gedehnt, beschleunigt	7	stark oder mittel fallend, zweigipflig fallend, mittel bleibend, steigend	8	lächelnd, modifiziert, neutral	6
				5		2		2
						1		
						1		

1 Die finnischen Gesprächspartikel *okei* und *hm* entsprechen grob ihren deutschen Pendanten. Die Partikel *noni* ist eine reduzierte Form des Wortpaares *no niin*, das sich nicht direkt übersetzen lässt. Es wird generell in der Umgebung von unterschiedlichen sequentiellen Abschlüssen als Signal für die Abgeschlossenheit eingesetzt. Im Deutschen kommt z. B. *gut*, *so* oder *alles klar* bei sequentiellen Abschlüssen eine solche Funktion zu. Die hier vorgeschlagenen Entsprechungen der Gesprächspartikel sollten jedoch unter dem Vorbehalt betrachtet werden, dass diese jeweils kontextgebunden interpretiert werden müssen, weshalb die Übersetzungsvorschläge jeweils variabel ausgerichtet sind.

	Tonhöhe am Ansatz		Rhythmus		Tonhöhenverlauf		Stimmklang	
finnische Daten	höher,	6	beschleunigt, unverändert	7	fallend, zweigipflig fallend, steigend	7	lächelnd, modifiziert, neutral, nicht zu deuten	2
	leicht höher,	2		5		4		4
	gleichbleibend	4				1		2
insgesamt		24		24		24		24

Table 1. Prosodische Änderungen in dem initiierenden Turn der Schlussgrußsequenz

Die Tonhöhe am Ansatz lässt sich einfach bestimmen, aber die Perzeption der Tonhöhe ist auch mit der Lautstärke und mit dem Tonhöhenverlauf verbunden. Die deutschen Daten zeigen eine eindeutige Tendenz auf. Hier ist die Tonhöhe im Vergleich zu den vorangehenden Turns immer höher. Die finnischen initiierenden Turns sind in dieser Hinsicht nicht so eindeutig. Diese sind zur Hälfte deutlich höher, teils nur leicht höher und teils auf der gleichen Höhe wie zuvor. Das finnische Material enthält auch einen Fall, wo die Tonhöhe sogar absinkt, weil vorher gelacht wurde.

Der Rhythmus weist keine Einheitlichkeit auf. Sieben der deutschen Turns enthalten eine Dehnung der letzten Silbe. Fünf werden hingegen schneller gesprochen als der vorherige Turn. Die finnischen Turns weisen diesbezüglich etwas mehr Einheitlichkeit auf, da sieben Turns in einem beschleunigten Tempo ausgesprochen werden, während fünf gleich schnell bleiben. Man muss hier aber berücksichtigen, dass mehrere finnische Beendigungen durch längere Pausen und einen insgesamt langsameren Rhythmus geprägt sind als die deutschen. Daher kann man nicht behaupten, dass die finnischen Sprecher hier schneller sprechen würden als die deutschen, weil die deutschen insgesamt schneller vorangehen. Als tendenziellen Hinweis darauf bietet sich bei den deutschen Beispielen allerdings die Dehnung der letzten Silbe an. Dieses Merkmal kommt bei den finnischen Daten an dieser Position hingegen nicht vor.

Unter der Kategorie Tonhöhenverlauf wurden zwei Parameter betrachtet. Zum einen wurde der Tonhöhenverlauf am Einheitenende bestimmt: steigend, fallend oder gleichbleibend. Zum anderen wurde auch bestimmt, ob der Tonhöhenverlauf zwei Gipfel enthält, wie das beispielsweise bei einem gedehnten *gu:t* möglich ist. In beiden Datensets gibt es viel Variation im Hinblick auf den vorherigen Gesprächsverlauf. Das ist allerdings fast selbstverständlich, denn die vorangehenden Turns können viel länger sein als die den Gesprächsabschluss initiierenden kurzen Turns. Ein Unterschied in den beiden Datensets ist darauf zurückzuführen, dass die deutschen initiierenden Turns höher ansetzen als die finnischen. Auch wenn beide fallende Konturen aufweisen, fällt die Tonhöhenbewegung von oben nach unten in den deutschen Turns größer aus.

Ein Unterschied in den Datensets stellt sich bei bestimmten Lexemen heraus. In den deutschen Daten kommt eine zweigipflige Melodie zweimal vor. Beide Doppelgipfel werden an dem Lexem *gut* realisiert ( $\uparrow gu \uparrow ut$ ). Hier wird die Silbe so lang gedehnt, bis ein zweiter Gipfel geformt werden kann. Andere Lexeme, wie *okay*, werden von den Deutschen hier nicht zweigipflig ausgesprochen. Das ist ein Unterschied zu den finnischen Fällen. Es gibt insgesamt acht finnische *okei*-Turns in dieser Position, und vier davon sind doppelgipflig. Die weiteren vier finnischen *okei*-Turns sind hoch ansetzend und fallend.

Es sieht grob gesehen so aus, dass der Tonhöhenverlauf in den deutschen Daten ausschließlich hoch ansetzend und darauf stark fallend ist. In den finnischen Daten ist der Ansatz nicht ganz so hoch, aber dennoch hoch, danach – wenn überhaupt fallend – eher mäßig fallend oder zweigipflig.

Der Stimmklang weist in beiden Datensets Veränderungen der die Schlussgrußsequenz initiiierenden Turns im Vergleich zu den vorherigen Turns auf. Ich habe diese Veränderungen mit den Adjektiven *lächelnd*, *fröhlich* und *ausgelassen* beschrieben, wobei nicht definiert wurde, welche physischen Veränderungen der Sprechorgane mit diesen Stimmklangveränderungen verbunden sind, da die telefonischen Audio-Daten das nicht zugelassen hätten. Ein genaueres Raster an Stimmklangkriterien wurde von Bose (2001) entwickelt. Ich habe jedoch unabhängig hiervon die erwähnten impressionistischen adjektivischen Begriffe eingesetzt, da für die vorliegende Analyse lediglich die Frage verfolgt wurde, ob überhaupt anhand der akustischen Wahrnehmung Veränderungen des Stimmklangs und damit der Sprechorgane zu bestimmen sind.

In beiden Datensets kommen Veränderungen an neun der zwölf Schlussgrußsequenzen vor. In diesen Fällen wird der Stimmklang *lächelnd*, *fröhlich* oder *ausgelassen*. Der Teilbereich Stimmklang ergibt also ähnliche Resultate für das deutsche und das finnische Datenset.

### 3 Der letzte Turn der Schlussgrußsequenz

Als Nächstes werden die Turns betrachtet, die als letzter Schlussgruß in den Telefonaten vorkommen. Eine Besonderheit hierbei ist, dass die letzten *tshüs*-Turns simultan ausgesprochen werden können. In der Analyse wurde immer nur der Turn berücksichtigt, der als letzter auslautet. Die letzten deutschen Turns bestehen aus den Wörtern oder Wortfolgen *tshüs*, *tshao*, *tshü:*, *tshüssi* oder *bis dann* und die finnischen aus *moi moi*, *moi*, *morjes* oder *okei moi*<sup>2</sup>.

<sup>2</sup> Bei *moi moi*, *moi* und *morjes* handelt es sich um Schlussgrüße, die mit dem deutschen *tshüs* gleichgesetzt werden können. Im Finnischen sind die Doppelkonstruktionen *moi moi* sowie das hier nicht gesehene *hei hei* üblich. Der Unterschied zwischen einem einzelnen *moi* und einem doppelten *moi moi* ist leider bisher nicht ausgearbeitet worden. Die letztgenannte Grußvariante *okei moi* ist eine Turnstruktur, bei der die Gesprächspartikel *okei* mit dem Schlussgruß kombiniert wurde.

	Tonhöhe		Rhythmus		Tonhöhenverlauf		Stimmklang	
Deutsche Daten	höher	6	unverändert	11	steigend	6	lächelnd,	6
	gleichbleibend	4	verändert	1	steigend-fallend	5	modifiziert,	2
	tiefer	2	(davon simultan oder überlappend)	7	fallend	1	neutral	4
Finnische Daten	höher	2	unverändert	11	steigend-fallend	3	lächelnd,	1
	gleichbleibend	3	verändert	1	fallend	9	modifiziert,	7
	tiefer	7	(davon simultan oder überlappend)	3			neutral, nicht zu deuten	2
Insgesamt		24		24		24		24

Tabelle 2. Prosodische Änderungen in dem abschließenden Turn der Schlussgrußsequenz

Die Tonhöhe weist in den deutschen Beendigungen die Tendenz auf, dass sie höher ansetzt als der Vorgängerturn desselben Sprechers. Die zweite Möglichkeit ist, dass die Tonhöhe bereits vorher auf eine höhere Stufe erhöht wurde. In den finnischen Gesprächen kommt eine erhöhte Tonhöhe zweimal vor, doch meist ist die Tonhöhe hier tiefer oder gleichbleibend. Meine Interpretation ist, dass es für den Abschluss dieser Sequenz im finnischen Kontext typischer ist, die Tonhöhe zu senken, auch wenn in den finnischen Daten das Gegenteil ebenfalls vertreten ist. Anhand dieser beiden Datensets lässt sich somit die Frage stellen, ob hier gegensätzliche Tendenzen vorliegen: Werden die Tonhöhen in den Abschlussturns im Deutschen erhöht und im Finnischen gesenkt?

Der Rhythmus verhält sich in beiden Datensets ähnlich. Die Sprecher behalten den Rhythmus des vorangehenden Turns bei. In den finnischen Gesprächen konnte festgestellt werden, dass der Rhythmus bereits vor diesem letzten Turn beschleunigt wurde. Außerdem ist Simultanität eine deutliche Tendenz. Bei den deutschen Daten werden über die Hälfte der Schlussgrußpaare entweder vollkommen simultan oder stark überlappend ausgesprochen. Dies kommt auch in drei finnischen Beendigungen vor. Das simultane Sprechen beginnt in den meisten Fällen bereits vorher. In beiden Datensets scheint somit das rhythmische Koordinieren der Turns wichtig zu sein. Der Rhythmus beweist sich hier als ein Mittel, das die Antizipation der Partneraktivität ermöglicht (vgl. Auer, 1990; Harren / Raitaniemi, 2008).

Der Tonhöhenverlauf ist in beiden Datensets bei dem Schlussgruß vordergründig fallend. In den deutschen Telefonaten kommt jedoch auch die Alternative steigend-fallend einige Male vor. In jenen Fällen wird der ursprünglich einsilbige Ausdruck *tschüs*

oder *tschao* leicht gedehnt, was die steigend-fallende Melodie ermöglicht. Der einzige nur steigende Fall ist ein Schlussgruß, der gleichzeitig in einem fröhlichen Stimmklang ausgesprochen wird. Die finnischen Schlussgrüße sind ebenfalls meist fallend, aber auch hier ist die steigend-fallende Melodie drei Mal belegt. Im finnischen Kontext ist diese Kontur jedoch für einen Spezialfall reserviert: Sie kann dann eingesetzt werden, wenn es sich bei dem Schlussgruß um die Doppelkonstruktion *moi moi* handelt. Es gibt aber auch konstant fallende *moi moi*-Konstruktionen, so dass die melodische Variante hier nicht die alleinige ist.

Der Stimmklang der Schlussgrüße variiert in beiden Datensets. Vertreten sind Abstufungen von neutral bis lächelnd. In den deutschen Beendigungen sind vier Turns neutral, die restlichen acht entweder lächelnd oder sonst modifiziert. Bei der Betrachtung der vorangehenden Turns desselben Sprechers wird deutlich, dass auch diese bereits denselben Stimmklang besitzen. Somit übernimmt der Schlussgruß den vorangegangenen Stimmklang. In dem finnischen Set wurden nur zwei Turns neutral produziert, die anderen tragen einen modifizierten Stimmklang. Hier kann nicht davon ausgegangen werden, dass die letzten Turns den Stimmklang von zuvor übernehmen. An drei Fällen wurde beobachtet, dass das Senken der Tonhöhe auch eine Neutralisierung des lächelnden Stimmklangs bewirkt. Hier gehen also die Tonhöhenbewegungen und die Stimmklangveränderungen Hand in Hand.

## 4 Die Rolle prosodischer Eigenschaften

Es bleibt zu diskutieren, welche Funktion die prosodischen Modifikationen in der Beendigung von Telefonaten haben. In den zwei hier diskutierten Turntypen, beim Initiieren und beim Abschließen der Schlussgrußsequenz, werden durch diese Modifikationen in der Interaktion relevante Bedeutungen vermittelt. Die Tonhöhe des initiiierenden Turns ist offensichtlich nicht unbedeutend, weil die Mehrheit der Gespräche an dieser Stelle eine klare Modifikation aufweist. In den betrachteten Daten zeigte dieser Turn die Tendenz, hoch anzusetzen und in einem lächelnden bis ausgelassenen Stimmklang produziert zu werden. Auch der letzte Schlussgruß ist in der Regel von konstanten Merkmalen geprägt: Er enthält bestimmte Tonhöhenveränderungen oder besondere Tonhöhenverläufe.

Die Interpretation von Konversation basiert auf dem Prinzip von kontextueller Sensitivität. Die Prosodie ist eines der Mittel der lokalen Herstellung von Bedeutungen. Die Bedeutungen schließen hier die Intention der Sprecher ein, das Gespräch zum Ende zu steuern. Mit dem Ausdruck der eigenen Intention hängt die Interpretation der Partnerintentionen zusammen. Deswegen ist besonders der letzte Schlussgruß (zweites *tschüs*) von der prosodischen Form des ersten Schlussgrüßes (erstes *tschüs*) abhängig. Zum Beispiel scheint hier das Einhalten des Rhythmus relevant zu sein.

Als Ergebnis konnten an den betrachteten deutschen und finnischen Gesprächsbeendigungen auch – zumindest ansatzweise – bestimmte kontrastive prosodische Tendenzen

festgehalten werden. Das Material ist zwar begrenzt, so dass keine weiterführenden Rückschlüsse möglich sind, jedoch sind hier erste Hypothesen vorgelegt worden. Dazu gehört, dass es zwischen den deutschen und finnischen Daten Unterschiede vor allem im Bereich der Tonhöhe und der Tonhöhenverläufe gibt, während die weiteren Parameter keine ähnlich auffälligen Unterschiede aufweisen.

Bereits Auer (1990) hat festgestellt, dass dem Rhythmus in der Beendigung von deutschen Telefonaten eine besonders ausgeprägte Rolle zukommt. Der Rhythmus ist laut Auer regelmäßig, er wird von beiden Partnern aufrechterhalten und er wird auch gegen Ende kooperativ beschleunigt. In einer weiteren Untersuchung haben Auer et al. (1999) festgestellt, dass die deutschen Beendigungen in diesen Aspekten deutlich fester geregelt zu sein scheinen als zum Beispiel italienische. Derselbe deutsche Rhythmus kommt auch in meinem Material zum Vorschein, aber es muss hinzugefügt werden, dass auch in den finnischen Beendigungen der Rhythmus wichtig erscheint.

Der vorliegende Beitrag setze sich zum Ziel, die prosodischen Signale am Anfang und am Ende einer spezifischen Gesprächssequenz aufzuspüren. Anhand der Analyse konnte festgestellt werden, dass die untersuchten finnischen und deutschen Datensets bei den prosodischen Teilbereichen der Tonhöhe unterschiedlich ausfallende Tendenzen aufgezeigt haben. Die relativ kleine Stichprobe hat also erste Hinweise für das Bestehen von sprachenbezogenen Unterschieden geliefert. Natürlich sollten die hier betrachteten Tonhöhenverlaufsmuster an einer größeren Datenmenge kontrolliert werden.

Weiterhin hat der Beitrag Einsichten in die Querbezüge der einzelnen prosodischen Teilgebiete geliefert, wie die Feststellung, dass das Abschwächen der Artikulation am Sequenzende gleichzeitig das Sinken der Tonhöhe und die Neutralisierung einer modifizierten Stimmlage zur Folge hatte. Alle genannten prosodischen Modifikationen laufen bei der Steuerung des Gesprächs auf das gemeinsame Ziel hin: auf die Gesprächsbeendigung. Sie können also als Mittel der Kontextualisierung der Sprecherintentionen angesehen werden, aber es bleibt genauer zu untersuchen, welche Mechanismen hier im Spiel sind.

## Literatur

- Aho, Eija (2010): Spontaanin puheen prosodinen jaksottelu. Diss. Univ. Helsinki, <http://urn.fi/URN:ISBN:978-952-10-6405-0> (31.1.2016).
- Auer, Peter (1990): Rhythm in telephone closings. In: *Human Studies* 13 (4). S. 361–392.
- Auer, Peter / Couper-Kuhlen, Elizabeth / Müller, Frank / Panese, Marcello (1999): Rhythm in Telephone Closings. An Analysis of German and Italian Data. In: *Language in Time. The Rhythm and Tempo of Spoken Interaction*. Hrsg. v. Peter Auer, Elizabeth Couper-Kuhlen u. Frank Müller. New York, Oxford: Oxford University Press (= Oxford Studies in Sociolinguistics), S. 116–151.
- Auer, Peter / Selting, Margret (2001): Der Beitrag der Prosodie zur Gesprächsforschung. In: *Text- und Gesprächslinguistik. Linguistics of Text and Conversation*.

- Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. An International Handbook of Contemporary Research. 2. Halbbd. Hrsg. v. Klaus Brinker, Gerd Antos, Wolfgang Heinemann, Sven F. Sager. Berlin: De Gruyter (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, Bd. 16,2), S. 1122–1131.
- Bose, Ines (2001): Methoden der Sprechausdrucksbeschreibung am Beispiel kindlicher Spielkommunikation. In: *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion*, Jg. 2, S. 262–303, <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/fileadmin/dateien/heft2001/ga-bose.pdf> <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/fileadmin/dateien/heft2001/ga-bose.pdf> (31.1.2016).
- Couper-Kuhlen, Elizabeth (2001): Interactional prosody: High onsets in reason-for-the-call turns. In: *Language in Society*, Jg. 30, H. 1, S. 29–53.
- Harren, Inga / Raitaniemi, Mia (2008): The sequential structure of closings in private German phone calls. In: *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion*, Jg. 9, S. 198–223, <http://www.gespraechsforschung-online.de/fileadmin/dateien/heft2008/ga-harren.pdf> (13.5.2016).
- Lenes, Mietta / Anttila, Hanna (2002): Prosodic features associated with the distribution of turns in Finnish informal dialogues. In: *The Phonetics Symposium 2002*. Helsinki University of Technology, Laboratory of Acoustics and Audio Signal Processing, Report 67. Hrsg. v. Petri Korhonen, S. 149–158.
- Ogden, Richard (2001): Turn transition, creak and glottal stop in Finnish talk-in-interaction. In: *Journal of the International Phonetic Association*, Jg. 31, H. 1, S. 139–152.
- Peters, Jörg (2006): *Intonation deutscher Regionalsprachen*. Berlin, New York: De Gruyter.
- Rabanus, Stefan (2001): *Intonatorische Verfahren im Deutschen und Italienischen: Gesprächsanalyse und autosegmentale Phonologie*. Tübingen: Niemeyer.
- Raitaniemi, Mia (2014): *Die Beendigung von finnischen und deutschen Telefongesprächen. Eine interaktionslinguistische, kontrastierende Untersuchung*. Frankfurt a. M.: Peter Lang (= *Finnische Beiträge zur Germanistik*, Bd. 31), <http://urn.fi/URN:ISBN:978-951-29-5711-8> (31.1.2016).
- Selting, Margret / Auer, Peter / Barth-Weingarten, Dagmar / Bergmann, Jörg / Bergmann, Pia / Birkner, Karin / Couper-Kuhlen, Elizabeth / Deppermann, Arnulf / Gilles, Peter / Günthner, Susanne / Hartung, Martin / Kern, Friederike / Mertzlufft, Christine / Meyer, Christian / Morek, Miriam / Oberzaucher, Frank / Peters, Jörg / Quasthoff, Uta / Schütte, Wilfried / Stukenbrock, Anja / Uhmann, Susanne (2009): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2). In: *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion*, Jg. 10, S. 353–402, <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/fileadmin/dateien/heft2009/px-gat2.pdf> (31.1.2016).



---

# Phraseologisches in der Welt der Biker am Beispiel von *MOTORRAD*

Mariann Skog-Södersved (Vaasa)

## **Abstract**

*Der Beitrag beschäftigt sich mit Phrasemen in der Rubrik Test + Technik der Zeitschrift MOTORRAD. Die ausgewählten Berichte werden auf Idiome, Teil-Idiome, Fachwendungen oder „phraseologische Termini“ und Kollokationen hin näher untersucht. Es zeigt sich, dass Idiome und Teil-Idiome vor allem die Ansichten der Tester und ihre Gefühle hervorheben, während sich der Inhalt der Texte in Fachwendungen und fachsprachlichen Kollokationen deutlich widerspiegelt. Diese machen etwa ein Drittel der 379 belegten Phraseme aus. Das Ergebnis spricht dafür, dass fachsprachlichen Phrasemen in Presstexten mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden sollte.*

*This paper deals with phrasemes occurring in texts in the regular section entitled Test + Technik in the magazine MOTORRAD, examining the use of idioms, phraseological technical terms and collocations in selected texts from this magazine. The results indicate that idioms and semi-idiomatic units largely express the testers' opinions and emotions, whereas technical phrases and collocations are more content-related. The latter make up approximately a third of the total of 379 instances of phraseology identified in the texts. The findings reveal the need for more attention to be paid to the use of technical phraseology in the press.*

## **Keywords**

*Phrasem, Fachwendung, Kollokation, Zeitungstexte  
phraseme, phraseological technical term, collocation, press*

## **1 Einführendes**

Ein seit mehr als 30 Jahren intensiv erforschtes Gebiet in der Germanistik ist die Phraseologie. Ging es anfangs vorwiegend um Abgrenzungsfragen und Terminologie, interessiert sich die Forschung heutzutage oft für die Peripherie des Bereichs, mit anderen Worten für Wortverbindungen, die nicht sämtliche Merkmale von Idiomen besitzen,

d. h. Idiomatizität, Stabilität und Lexikalisierung. Dieses Interesse für die Peripherie manifestiert sich u. a. im Herausgeben von Kollokationswörterbüchern, z. B. dem *Wörterbuch der Kollokationen im Deutschen* (Quasthoff, 2011) und dem Titel *Feste Wortbindungen des Deutschen* (Häcki Buhofer et al., 2014). Die Produktion von korrekten Kollokationen kann sowohl für Fremdsprachler als auch für Muttersprachler problematisch sein. Das klassische Beispiel ist *sich die Zähne putzen*, wo in anderen Sprachen die Zähne sowohl *gebürstet* als auch *gewaschen* werden können und diese Verben dann oft von Nicht-Muttersprachlern auch auf das Deutsche übertragen werden. Muttersprachler wieder können beim Wählen des richtigen Kollokators manchmal unsicher sein.

Ein Großteil der Phraseme, d. h. fester Wortverbindungen, ist unmarkiert und in unterschiedlichen Textsorten einsetzbar, während ein Teil wegen stilistischer Markierung nur begrenzt verwendbar ist (vgl. Fleischer, 1997: 222, 264). Entscheidend für die Verwendung der Phraseme ist folglich die Textsorte. Zum Beispiel enthalten wissenschaftliche Aufsätze höchstwahrscheinlich andere und stilistisch unauffälligere Phraseme als private Briefe.

Seit einigen Jahren interessiere ich mich für die Phraseologie von bestimmten Textsorten bzw. Themen. Analysiert wurden bis jetzt u. a. Rezensionen, Leitartikel, Sportberichte und Horoskoptexte (vgl. Skog-Södersved, 2011a, 2011b und 2014; Malmqvist / Skog-Södersved, 2014). Die Analyse der Sportberichte verdeutlichte das Vorkommen von fachsprachlichen Wendungen neben den gemeinsprachlichen Phrasemen in Texten.

Ausgehend von den erwähnten Erfahrungen habe ich mich dafür entschieden, Texte mit eher technischem Inhalt, aber dennoch solche, die sich an ein relativ großes Publikum richten, auf Phraseologisches hin zu untersuchen. Ziel ist es, herauszufinden, wie sich der Inhalt der Texte in ihrer Phraseologie widerspiegelt. Als Untersuchungsmaterial wurde die Zeitschrift *MOTORRAD* gewählt, die ebenso wie die konkreten Texte und die Methode der Untersuchung im Folgenden kurz präsentiert wird, bevor auf die Ergebnisse eingegangen wird.

## 2 Material und Methode

Die Zeitschrift *MOTORRAD* hatte im ersten Quartal 2015 eine verkaufte Auflage von gut 103.000 Exemplaren (IVW 2015) und dürfte die größte Publikumszeitschrift für Motorradfahrer und -enthusiasten in Europa sein. Sie wurde bereits 1903 gegründet, wurde im Jahr 2015 also 112 Jahre alt. Zu den Rubriken der Zeitschrift gehören z. B. *Neuheiten*, *News*, *Test + Technik*, *Gebrauchtmarkt* und *Ratgeber*. Thematisch ist der Inhalt recht einheitlich, da es durchgehend um Motorräder geht. Stilistisch sind die einzelnen Texte vom jeweiligen Autor beeinflusst, was sich u. a. in der Häufigkeit der Phraseme in den Artikeln widerspiegelt. Bei der Lektüre entsteht der Eindruck, dass die Texte durch eine Mischung von umgangssprachlichen und fachsprachlichen Wörtern und Ausdrücken charakterisiert sind: Einerseits kommt eine relativ spezialisierte

Zeitschrift wie *MOTORRAD* ohne Fachwörter und -ausdrücke nicht aus, andererseits können die Journalisten schwer einschätzen, auf welchem Niveau der Wissensstand der Leser liegt (vgl. Burger / Luginbühl, 2014: 365).

Für die Untersuchung wurden die Berichte aus dem Teil *Test + Technik* in fünf Ausgaben der Zeitschrift ausgewählt.<sup>1</sup> Infokästchen mit technischen Angaben und ähnliche eher listenartige Zusammenstellungen von Informationen sowie Bildlegenden wurden jedoch nicht beachtet. Die Berichte wurden zweimal gelesen und darin markiert, was eine feste Wortverbindung zu sein schien, unabhängig davon, ob es sich um Gemeinsprachliches oder Fachsprachliches handelte. Anhand der markierten Belege wurde das Material klassifiziert, und es entstanden folgende Gruppen: Idiome und Teil-Idiome, Fachwendungen, Kollokationen unterschiedlicher Art und Sonstiges. Die letzte Gruppe enthält einige Besonderheiten, die beim Lesen aufgefallen waren und die nur bedingt zur Phraseologie gehören. Bei Fachwendungen und Kollokationen geht es um Gradunterschiede, wie aus den Beispielen hervorgehen wird. Hier sei auch darauf hingewiesen, dass bei den Fachwendungen bzw. -kollokationen der Schwerpunkt auf der Verbindung Attribut + Substantiv liegt.

Die Analyse ist vor allem qualitativ, daher werden nur wenige Zahlenangaben genannt. Sie dienen dem Zweck, eine Vorstellung von dem Verhältnis der unterschiedlichen Gruppen zueinander zu geben. Insgesamt wurden 451 Belege untersucht, von denen jedoch nur 379 eindeutig dem Bereich der Phraseologie zuzuordnen sind.

### 3 Phraseologisches im Material

Bei der Analyse wird davon ausgegangen, dass gemeinsprachliche Idiome nur zum geringen Teil textsortengebunden sind. Mit anderen Worten wird nicht damit gerechnet, dass im Material allgemeine idiomatische feste Wortverbindungen durch das Thema erklärt werden können. Dagegen wird erwartet, dass fachliche Kollokationen und Fachwendungen vom Inhalt der Berichte deutlich abhängig sind. An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass nicht in Anlehnung an Fleischer (1997: 71–73) „terminologisierte Wortgruppen“ aus der Phraseologie ausgeklammert werden, sondern dass in Anlehnung an Burger (2015: 50–52) sogenannte phraseologische Termini zu den Phrasemen gezählt werden. Burger motiviert seine Einteilung u. a. damit, dass viele solche Phraseme heutzutage nicht mehr auf fachsprachliche Texte im engeren Sinn begrenzt sind, sondern dass sie den Lesern z. B. in Tageszeitungen oder in alltäglichen Zusammenhängen oft begegnen (vgl. Burger, 2015: 50, 52). Diese umstrittenen Phraseme werden im vorliegenden Beitrag in Anlehnung an die DIN-Norm 2342 (2011) *Fachwendungen* genannt.

---

<sup>1</sup> Für das Material bedanke ich mich bei Herrn Roger Svanfors, dem Vorsitzenden des Vereins *Bothnia Slowriders*.

### 3.1 Idiome und Teil-Idiome

Die größte Gruppe der Phraseme im Untersuchungsmaterial bilden die Idiome und Teil-Idiome, d. h. Phraseme, die idiomatisch oder teildiomatisch sind. Von den insgesamt 226 Belegen kommen nur einige mehrmals vor. Zu diesen gehören *alter Hase, auf den ersten Blick, auf Dauer* und *im Griff haben*.

Wenn man versucht, die Idiome mit dem Inhalt der untersuchten Berichte zu verbinden, finden sich solche, die bestimmte Funktionen beim Beschreiben der Testergebnisse erfüllen, wie *etw. ist von echtem Schrot und Korn, etw. mit offenen Armen empfangen, erste Sahne sein, das Tüpfelchen auf dem i sein, eine gute Figur machen* oder *in den Schatten stellen*. Diese heben die Ansichten der Tester hervor bzw. bieten ein sprachliches Mittel, die Meinungen der Tester auszudrücken.<sup>2</sup>

- (1) Zumal die Kawasaki ein Langhuber *von echtem Schrot und Korn ist*: (19 / 2013)
- (2) [...] die Harley [...] lässt einen entspannt das Freiheitsgefühl aufsaugen, den Fahrtwind *mit offenen Armen empfangen*, [...] (19 / 2013)
- (3) Vor allem aber Speichenräder statt der modernistischen Gussfelgen *wären doch das Tüpfelchen auf dem i*. (19 / 2014)
- (4) Ein waschechter Streetfighter also, dessen 174 PS sie auf eine Stufe mit der KTM Super Duke heben. Und sowohl [...] als auch [...] *in den Schatten stellen* [...] (22 / 2014)

Auch bei Unzufriedenheit mit dem getesteten Motorrad kommen Idiome zur Anwendung, wie *kam, sah und siechte* (eine Modifikation des Geflügelten Wortes *kam, sah und siegte*) und *in die Hose gehen*. Es kann sich dabei auch um früher getestete bzw. ältere Modelle einer Marke handeln, wie in Beispiel (6).

- (5) Sie *kam, sah und und siechte* [Überschrift] (19 / 2014)
- (6) Es *ging schon oft in die Hose* [...] Selbst bei Honda, man denke nur an das [...] (21 / 2014)

Es muss jedoch nicht um die Meinungen der Tester über die Eigenschaften der Motorräder an sich gehen. In Einzelfällen geht es auch um die Gefühle der Redakteure:

- (7) Sie *machen* sogar alten Hasen *Laune*. Wer Lust auf mehr bekommt [...] (19 / 2013)
- (8) [...] nicht wenigen Redakteuren *wächst* ein bestimmtes Modell *ans Herz*. (21 / 2014)

Oder es geht um die Beschreibung der Entwicklung von neuen Modellen, nicht um die Beurteilung derselben durch die Redakteure. Die Motorräder werden dabei ähnlich wie Lebewesen beschrieben.

<sup>2</sup> Die Hervorhebungen in den Beispielen stammen von mir, M. S.-S.

- (9) Als die Mannen um Erik Buell die EBR 1190 SX *aus der Taufe hoben*, [...] (22 / 2014)
- (10) Für die Verwandlung in das Naked Bike SX *ließ die verschalte RX nicht nur die Hüllen fallen*, [...] (22 / 2014)

Die Tatsache, dass das Bremsen ein wichtiger Teil des Motorradfahrens ist, zeigt sich auch in einem umgangssprachlichen Idiom, nämlich *in die Eisen greifen / steigen*. Es wird „kräftig“ oder „voll in die Eisen“ gegriffen. *Duden Redewendungen* (2013: 184) gibt an, dass der Ausdruck beim Autofahren verwendet wird, aber diese Abgrenzung ist deutlich zu eng.

Abschließend zu den Idiomen und Teil-Idiomen soll erwähnt werden, dass sie eher selten modifiziert sind. Ein Beispiel wurde schon angeführt: *kam, sah und siechte*, ein anderes ist *etw. auf die Räder stellen* statt *auf die Beine stellen*. Ein weiteres, vielleicht weniger auffallendes Beispiel ist *jmdm. auf den Fersen kleben* statt *auf den Fersen sein, bleiben*. Das Beispiel (11) ist ein modifiziertes Geflügeltes Wort:

- (11) Sie ist *von Kopf bis Fuß auf Fahrtwind eingestellt*, jedes Bauteil, von den Blinkern bis hin zur tropfenförmig auslaufenden Schwinge, unterwarf sich dem Stromliniendiktat. (19 / 2014)

Das der Modifikation zugrundeliegende Geflügelte Wort entstammt dem Lied *Ich bin von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt*, das von Marlene Dietrich im Film *Der blaue Engel* 1930 gesungen wurde. Inzwischen ist aus diesem Geflügelten Wort in der Praxis ein Idiom geworden, *auf etw. von Kopf bis Fuß eingestellt sein*. Die Suche bei Google ergibt viele Treffer. Man kann auf *Biedermeier, Diva, Laufen, Sitzen, Dienstleistung, Hafen, Ultraschall, Sieg* usw. eingestellt sein. Es lässt sich ein weiteres modifiziertes Geflügeltes Wort finden, nämlich *Mitte mit Sahne*, wo *Mitte* sich auf Motorräder der Mittelklasse bezieht. Hier dürfte es sich um einen Bezug auf *Aber bitte mit Sahne*, ein Lied des österreichischen Sängers Udo Jürgens aus dem Jahr 1976, handeln. Der Ausdruck ist inzwischen längst ein Geflügeltes Wort, was eine Suche bei Google zeigt, und auch wenn *Aber* im Beleg fehlt, ist es nicht schwer, sich vorzustellen, was als Modell für *Mitte mit Sahne* gedient hat.

### 3.2 Fachwendungen

Berichte über das Testen von Motorrädern lassen sich nicht ohne die Verwendung von Fachwörtern schreiben. An dieser Stelle sollen nicht einzelne Fachwörter behandelt werden. Es sei lediglich festgestellt, dass solche in den Berichten häufig vorkommen. Dagegen wird auf die einleitend erwähnten Fachwendungen, d. h. auf die phraseologischen Termini im Material, näher eingegangen.

Unter einer *Fachwendung* oder *fachsprachlichen Wendung* versteht man der DIN-Norm 2342 (2011) nach Folgendes:

Gruppe von syntaktisch zusammenhängenden Wörtern, die eine nicht aus der Summe der Einzelbedeutungen der Wörter bestehende fachliche Gesamtbedeutung hat oder die als formelhaft oder stereotyp angesehen wird.

In der Phraseologie der Standardsprache würde man hier von Idiomen und Kollokationen sprechen. Im Bereich der Fachsprachen und Terminologie werden jedoch andere Bezeichnungen verwendet, z. B. benutzen Arntz et al. (2014: 34–37) den Terminus *Fachwendungen*, wenn sie von der Phraseologie der Fachsprache schreiben. Beispiele in der genannten DIN-Norm sind u. a. *unlauterer Wettbewerb* und *rote Zahlen schreiben*. Im Untersuchungsmaterial gibt es etliche Beispiele für solche Fachwendungen, insgesamt 41, von denen einige mehrmals vorkommen. Unter den Belegen erscheinen auch bekanntere Wendungen, wie *maximales Drehmoment*, *hoher Schwerpunkt* und *elektrisch verstellbare Scheibe*. Das sind Fachwendungen, die den Weg in die Standardsprache gefunden haben, obwohl vielleicht nicht jeder erklären kann, was z. B. unter *maximalem Drehmoment* zu verstehen ist. Im Untersuchungsmaterial geht es bei den Fachwendungen vorwiegend um die Eigenschaften oder Bauweisen von bestimmten wichtigen Teilen des Motorrads, z. B.<sup>3</sup>

*unterdämpftes / direkt angelenktes Sachs- / luftunterstütztes Federbein,  
obenliegende / unterliegende Nockenwelle,  
geneigte Zylinderbank,  
luftgekühlter Zylinder,  
umgedrehter Zylinderkopf,  
wassergekühlte Köpfe,  
hydraulische Federvorspannung,  
quer eingebauter Boxermotor.*

Solche Fachwendungen sind für den uneingeweihten Leser nicht immer einfach zu verstehen, er braucht Fachkenntnisse. Es gibt auch einige phraseologische Termini, die isoliert betrachtet gemeinsprachlich aussehen, wie *offene Version* und *im mittleren Bereich*. Hier geht es um Motoren, die nicht gedrosselt wurden bzw. um den Drehzahlbereich.

### 3.3 Kollokationen unterschiedlicher Art

Das Material reicht quantitativ nicht aus, um sichere Aussagen über fachsprachliche Kollokationen machen zu können, die keine eigentlichen Fachwendungen, aber trotzdem durch den Inhalt der Berichte geprägt sind. Es wurden immerhin 83 Wortverbindungen dieser Art sowie 29 gemeinsprachliche Kollokationen gefunden. Diese werden im Folgenden behandelt.

<sup>3</sup> Für Erläuterungen zu den Fachwendungen bedanke ich mich bei Professor Tauno Kekäle, Rektor der Fachhochschule Vaasa.

Feste Wortverbindungen, die nicht als Fachwendungen eingestuft wurden, enthalten zwar Wörter, die dem technischen Bereich entstammen, sind jedoch als transparent zu betrachten und verlangen sehr wenige technische Vorkenntnisse, etwa *geringer Verbrauch*, ein Ausdruck, der für Motoren im Allgemeinen relevant ist. Es gibt mehrere Belege, die Drehzahlen und Tempo betreffen. Der letzte ist wohl eher als Fachjargon zu betrachten:

*hohe / niedrige / erhöhte / mittlere / tiefste Drehzahlen,  
geringe Drehzahl,  
niedriges Tempo,  
scharfes Tempo.*

Ein weiterer Bereich, der sich in den Ausdrücken widerspiegelt, ist das Fahrverhalten. Mehrmals kommen z. B. *auf Kurs bleiben* und *ihre Kreise ziehen* vor. Andere Kollokationen in dem Bereich sind:

*ihre Bahn ziehen,  
auf der Bahn liegen,  
auf der Bahn voranschieben,  
keine Linie finden,  
eine Linie hinbekommen,  
ihre Linie halten.*

Es kann festgestellt werden, dass die Kollokationen, wie angenommen, eng mit dem Inhalt der untersuchten Berichte zusammenhängen. Die angeführten Belege sind eindeutig zu Geschehnissen und Situationen beim Testfahren zu zählen.

Was gemeinsprachliche Kollokationen angeht, so können diese nicht in derselben Weise mit dem Inhalt der Berichte verknüpft werden, wie es bei den eher fachsprachlichen Kollokationen der Fall ist. Eine kleine Gruppe kann jedoch als vom Inhalt der Texte beeinflusst betrachtet werden, nämlich solche, die mit dem Markt und dem Verkauf der getesteten Motorräder im Zusammenhang stehen:

*in den Handel / auf den Markt kommen,  
Zuwachs verzeichnen,  
auf dem Markt sein,  
zum Kauf anbieten.*

Weitere Kollokationen, die mit dem Inhalt der Artikel zu verbinden sind, sind beispielsweise *(neue) Maßstäbe setzen*, *im Trend liegen* und *den Anschluss verlieren*. Zu diesen sind auch *Eindruck machen* bzw. *Eindruck hinterlassen* und *einen Traum erfüllen* zu zählen, die die Reaktionen der (Test-)Fahrer beschreiben.

### 3.4 Sonstiges

Zum Schluss werden noch einige Besonderheiten betrachtet, die beim Lesen der Testberichte aufgefallen sind. Zuerst werden satzwertige Phraseme, oder mit Eroms (2015: 79) Satzidiome, und Zitate besprochen. Zu Phrasemen im engeren Sinne gehören keine ganzen Sätze, aber wenn man feste Wortverbindungen etwas weiter definiert, können auch sie dazugezählt werden. Es handelt sich hier um 22 Belege, unter denen sich auch englische Ausdrücke (8) finden, z. B.

- (12) *On the Road again* (19 / 2013)
- (13) *The American Way of Ride* [Überschrift] (19 / 2013)
- (14) *King of the Road* (19 / 2013)
- (15) „size matters“ (20 / 2014)
- (16) *Good Vibrations!* (21 / 2014)

Auch bei den englischen Belegen ist es nicht schwer, eine Verbindung zum Inhalt des Materials herzustellen. In den Beispielen (17)–(20) werden gewisse Erfahrungen oder andere Aspekte verallgemeinernd in (bekannteren) Sätzen formuliert:

- (17) *Irgendwann kommt es, wie es kommen muss: [...] (19 / 2013)*
- (18) *Hubraum ist durch nichts zu ersetzen. (20 / 2014)*
- (19) *Ausnahmen bestätigen die Regel, [...] (20 / 2014)*
- (20) *[...] die Konkurrenz schläft [...] nicht. (21 / 2014)*

Ein in diesem Zusammenhang vielleicht etwas unerwartetes Zitat ist „*Und der Haifisch, der hat Zähne...*“. Dass man ausgerechnet auf diese bekannte erste Zeile der *Moritat von Mackie Messer*<sup>4</sup> beim Beschreiben eines Modells kommt, hängt damit zusammen, dass es sich um die Harley Davidson Road Glide handelt, die eine sogenannte Haifischnase [eine besondere Front] hat.

Weiter gibt es im Material Wortkombinationen, die sich im Grenzbereich zu den Kollokationen befinden und die für die Texte charakteristisch sind. Es handelt sich um beim Beschreiben und Testen der Modelle verwendete Ausdrücke. Hier treffen unmarkierte (Fach-) Wörter und zum Teil umgangssprachliche Ausdrücke aufeinander und tragen zum besonderen Stil der Texte bei. Vor allem werden Leistung, Fahrgefühl und Handhabung beschrieben, aber auch das Aussehen und die Qualität stehen bei den derartigen 50 Ausdrücken im Zentrum:

*mächtiger / bewährter Motor,  
deftige Leistung,*

<sup>4</sup> Die aus der *Dreigroschenoper* stammende *Moritat* wurde von Bertolt Brecht getextet und von Kurt Weill vertont.

*flotter Vortrieb,  
agiles Handling,  
sämige Laufkultur,  
flotte Gangart,  
stattliche Erscheinung,  
imposante Statur,  
eigenwilliges Design,  
wertige Materialien,  
edle Verarbeitung.*

In den oben angeführten Belegen kommt das Adjektiv *flott* zweimal vor. Es scheint, dass bestimmte Adjektive in den Berichten besonders beliebt sind, z. B. *fett* und vor allem *satt*. Einige Beispiele aus dem Untersuchungsmaterial:

*die **fette** Upside-down-Gabel,  
das **fetteste** Drehmoment,  
**fetter**, knallorangener Gitterrohrrahmen,  
**satte** 48 PS,  
wiegt **satte** 289 Kilogramm,  
**satt** auf der Straße liegen,  
**satt** rastet der erste Gang ein,  
steht mit 15,7 PS **satt** im Futter.*

Diese Belege sind keine Phraseme, die Adjektive sind aber trotzdem erwähnenswert, da sie Kandidaten für Komponenten von festen Wortverbindungen im Rahmen der Bikersprache sein könnten.

#### 4 Fazit

In den durchgesehenen fünf Ausgaben der Zeitschrift *MOTORRAD* fanden sich in der Rubrik *Text + Technik* insgesamt 379 Phraseme. Von diesen wurden 59,6 Prozent als Idiome oder Teil-Idiome, 10,8 Prozent als Fachwendungen und 29,6 Prozent als Kollokationen klassifiziert. Außerdem fielen Konstruktionen auf, die nicht bzw. noch nicht zu den Phrasemen zu zählen sind, die aber zum besonderen Stil der Zeitschrift beitragen und auf die in der Analyse abschließend eingegangen wurde.

In den Berichten ist der Anteil an Fachwörtern bzw. Termini nicht unerwartet hoch, auch ohne Berücksichtigung der Infokästchen. Zu diesem Eindruck trugen die im Beitrag behandelten Fachwendungen sowie die fachsprachlichen Kollokationen bei. Unter den belegten Phrasemen gehörte etwa ein Drittel zu dieser Gruppe. Die gemeinsprachlichen Phraseme wiederum erfüllten bestimmte Funktionen beim Beschreiben der Tests, obwohl ihre Komponenten keine Fachwörter sind. Man kann somit feststellen,

dass sich der Inhalt der Berichte in nicht unerheblicher Weise in der Phraseologie der Texte widerspiegelt.

Phraseologische Termini und Kollokationen mit Fachwörtern finden meiner Meinung nach noch zu wenig Beachtung in der Forschung. In vielen anderen Texten, die sich an ein bedeutend größeres Publikum wenden wie z. B. die Sparten Politik und Wirtschaft in Tageszeitungen, verhält es sich vermutlich ähnlich wie in dieser Untersuchung. Auch solche Texte wären weitere Untersuchungen im Hinblick auf ihre fachsprachliche Phraseologie wert.

## Literaturverzeichnis

### Primärliteratur

MOTORRAD. Europas größte Motorradzeitschrift. 19 / 2013, 19–22 / 2014.

### Sekundärliteratur

Arntz, Reiner / Picht, Heribert / Schmitz, Klaus-Dirk (2014): Einführung in die Terminologiearbeit. 7., vollst. überarb. u. aktual. Aufl. Hildesheim u. a.: Georg Olms.

Burger, Harald (2015): Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen. 5., neu bearb. Aufl. Berlin: Erich Schmidt.

Burger, Harald / Luginbühl, Martin (2014): Mediensprache. Eine Einführung in Sprache und Kommunikationsformen der Massenmedien. 4., neu bearb. u. erw. Aufl. Berlin, Boston: Walter de Gruyter.

DIN 2342 (2011). Begriffe der Terminologielehre. Berlin: Beuth.

Duden Redewendungen (2013). Wörterbuch der deutschen Idiomatik. 4., neu bearb. u. aktual. Aufl. Hrsg. von der Dudenredaktion. Berlin u. a.: Dudenverlag (= Duden, Bd. 11).

Eroms, Hans-Werner (2015): *Hugh, ich habe gesprochen*. Formelhafte Redeweise und Valenz. In: Sie leben nicht vom Verb allein. Beiträge zur historischen Textanalyse, Valenz- und Phraseologieforschung. Hrsg. v. Hartmut E. H. Lenk u. Ulrike Richter-Vapaatalo. Berlin: Frank & Timme, S. 63–90.

Fleischer, Wolfgang (1997): Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache. 2., durchges. u. erg. Aufl. Tübingen: Niemeyer.

Häcki Buhofer, Annelies / Dräger, Marcel / Meier, Stefanie / Roth, Tobias (2014): Feste Wortverbindungen des Deutschen. Kollokationen-Wörterbuch für den Alltag. Tübingen: Francke.

IVW (2015) = Informationsgemeinschaft zur Feststellung der Verbreitung von Werbeträgern e. V. IVW-Auflagenliste des 1. Quartals 2015, <http://daten.ivw.eu/index.php> (4.5.2015).

Malmqvist, Anita / Skog-Södersved, Mariann (2014): Idiome als Versprachlichung von Bewegung im Sportbericht. In: Phraseologie und Kultur. *Phraseology and Culture*. Hrsg. v. Vida Jasensek u. Dmitrij Dobrovol'skij. Bielsko-Biala u. a.: Universa v Mariboru (= Zora 96), S. 427–439.

- Quasthoff, Uwe (2011): Wörterbuch der Kollokationen im Deutschen. Berlin, New York: Walter de Gruyter.
- Skog-Södersved, Mariann (2011a): Phraseologismen in den Leitartikeln der schwedischen überregionalen Tageszeitung DAGENS NYHETER. In: *mediam linguam. Mediensprache – Redewendungen – Sprachvermittlung*. Festschrift für Heinz-Helmut Lüger. Hrsg. v. Patrik Schäfer u. Christine Schowalter. Landau: VEP, S. 191–202.
- Skog-Södersved, Mariann (2011b): Phraseologismen in Rezensionen – am Beispiel der Buchbesprechungen in der FAZ. In: *Germanistische Linguistik*, H. 211–212, S. 89–107.
- Skog-Södersved, Mariann (2014): *Die Ärmel hochkrempeln und sein Bestes geben*. Struktur und Wortschatz thematisch abgegrenzter Tageshoroskoptexte. In: *Kommunikative Routinen. Formen, Formeln, Forschungsbereiche*. Festschrift zum 65. Geburtstag von Prof. Dr. Irma Hyvärinen. Hrsg. v. Leena Kolehmainen, Hartmut E. H. Lenk u. Liisa Tiittula. Frankfurt a. M.: Peter Lang, S. 99–113.



---

# Die Stellung des attributiven Genitivs in mittelniederdeutschen Stadtrechten

Daniel Solling (Uppsala)

## **Abstract**

*Im vorliegenden Beitrag wird die Stellung des attributiven Genitivs in zwölf mittelniederdeutschen Stadtrechten analysiert. Der attributive Genitiv konnte in älteren deutschen Sprachperioden sowohl vor als auch nach dem Kern der übergeordneten Phrase stehen; hier wird seine Stellung auf verschiedene Parameter hin untersucht. Der Fokus liegt auf dem semantischen Charakter des Genitivattributs, sowie auf Genitivattributen, die durch Attribute zweiten Grades erweitert sind. Im Beitrag wird deutlich, wie die partitiven Genitive eher nachgestellt, die nichtpartitiven dagegen eher vorangestellt werden. Unter den nichtpartitiven Genitivattributen werden Unterschiede zwischen Personen und Nichtpersonenbezeichnungen deutlich. Auch unter den erweiterten Genitivattributen lassen sich Differenzen feststellen.*

*In this article, the position of the attributive genitive in twelve Middle Low German municipal laws is investigated. In older stages of the German language, the attributive genitive could both precede and follow its head; this variation is analysed in accordance with a number of factors. The focus lies on the semantic characteristics of the attributive genitive and on attributive genitives with modifiers of their own. The tendencies of partitive genitives to follow their heads, and of non-partitive genitives tend to precede their heads, is shown. Within the non-partitive genitives, there is a notable difference between appellatives and non-personal attributive genitives. Clear differences can also be observed within the group of attributive genitives with modifiers.*

## **Keywords**

*Mittelniederdeutsch, Syntax, Genitivattribut, Stadtrecht  
Middle Low German, syntax, attributive genitive, municipal laws*

## 1 Einleitung

Der attributive Genitiv kann im Mittelniederdeutschen dem Kern der übergeordneten Phrase entweder vorangestellt sein, wie in (1), oder nachgestellt, wie in (2).

(1) *enes mannes hus*

(2) *dat hus enes mannes*

Die Distribution der beiden Varianten und mögliche Erklärungen dafür, warum ein Genitivattribut manchmal pränominal und manchmal postnominal erscheint, ist in der sprachhistorisch ausgerichteten germanistischen Forschung mehrmals untersucht worden – jedoch fast ausschließlich in hochdeutschem Material. Für das Mittelniederdeutsche liegt wenig Forschung vor (vgl. Solling, 2015: 135). Im vorliegenden Beitrag werde ich die Stellung des attributiven Genitivs in zwölf mittelniederdeutschen Stadtrechten behandeln.

## 2 Kurzer Abriss des Forschungsstands

Die Untersuchung der Stellung des attributiven Genitivs im Mittelniederdeutschen begann im Wesentlichen mit Lundemos Studie zum Genitiv im Lübecker *Reynke de vos* aus dem Jahre 1498.<sup>1</sup> Lundemo (1990: 227) kann dort konstatieren, dass die nichtpartitiven Genitivattribute in 226 von 402 Belegen (56 %) vorangestellt werden. Eigennamen werden fast ausschließlich präponiert außer in drei Belegen, bei denen die Poststellung jedoch „lateinischem Einfluß zuzuschreiben“ sei (Lundemo, 1990: 227). Die Voranstellung überwiegt auch bei den Personenbezeichnungen mit 62 % der Belege, während *godes* dagegen in 4 von 5 Belegen postnominal auftritt. Die Nachstellung dominiert auch bei den Nichtpersonenbezeichnungen mit 78 % der Belege. Lundemo (1990: 127) kann ferner zeigen, dass Nichtpersonenbezeichnungen, die erweiterte Genitivattribute sind, eher nachstehen. Auch wenn der Kern der übergeordneten Phrase z. B. durch ein Adjektivattribut erweitert ist, treten Nichtpersonenbezeichnungen eher postnominal auf.<sup>2</sup>

Fischer / Peters (2012) untersuchen die Stellung des attributiven Genitivs bei einigen Syntagmen mit den Substantiven *Stadt* und *Gott* als Genitivattributen. Sie stellen fest, dass innermittelniederdeutsche regionale Unterschiede in der Stellung des attributiven Genitivs beim Substantiv *Stadt* vorliegen (Fischer / Peters, 2012: 67f.). In manchen Regionen kann auch eine zeitliche Entwicklung von der Nach- hin zur

<sup>1</sup> Für eine ausführlichere Darstellung des Forschungsstands, auch zum Hochdeutschen, siehe Solling (2015).

<sup>2</sup> Vgl. auch Schröder (1937: 48) zur Nachstellung erweiterter Genitivattribute im Mittelniederdeutschen.

Voranstellung bei dem Syntagma *recht der stad / der stad recht* beobachtet werden (Fischer / Peters, 2012: 68). Des Weiteren zeigen Fischer / Peters (2012: 69f.), dass der Gebrauch der Voran- bzw. Nachstellung des Substantivs *Stadt* als Genitivattribut lexemabhängig ist. Auch für das Substantiv *Gott* zeigen Fischer / Peters (2012: 71f.), dass regionale Differenzen in seiner Stellung als Genitivattribut vorliegen. Weiter stellen sie für das Syntagma *der gnade godes / godes gnade* fest, dass auch hier eine zeitliche Entwicklung von der Post- auf die Prästellung zu belegen ist (Fischer / Peters, 2012: 71). Für das Substantiv *Gott* als Genitivattribut ist ebenfalls eine lexemgebundene Variation in der Stellung festzuhalten, wenn diese auch weniger stark ausgeprägt ist als beim Substantiv *Stadt* als Genitivattribut (Fischer / Peters, 2012: 72).

Zuletzt untersuchte ich in Solling (2015) die Stellung des attributiven Genitivs in den Rüthener Statutarrechten und dem lübischen Stadtrecht.<sup>3</sup> Fischer / Peters (2012) zeigen, wie erwähnt, dass der Kern der übergeordneten Phrase eine Rolle für die Stellung des attributiven Genitivs im Mittelniederdeutschen spielt. In Solling (2015) schließe ich daran an und zeige, dass auch verschiedene Lexeme bzw. Wortformen als Genitivattribut eine feste Position zu haben scheinen. So tritt in den untersuchten Texten *stades* durchgehend vorangestellt auf, während *der stat* und *gherichtes* ausschließlich nachgestellt wird – unabhängig vom Kern der übergeordneten Phrase. Weiter kann ich in Solling (2015) zeigen, dass Genitivattribute, die durch Attribute erweitert sind, die nach ihrem Kern flektieren (v. a. Adjektivattribute), ausnahmslos pränominal auftreten. Dagegen stehen Genitivattribute postnominal, wenn sie durch andere, nicht nach ihrem Kern flektierende Attribute erweitert sind.<sup>4</sup> Die in Solling (2015: 150) geforderte Überprüfung dieses Ergebnisses an einem größer angelegten Material wird im vorliegenden Beitrag durchgeführt.

### 3 Untersuchungsgegenstand

#### 3.1 Das Material

In diesem Beitrag werden zwölf mittelniederdeutsche Stadtrechte untersucht.<sup>5</sup> Einige der Texte werden wegen ihres Umfangs nicht in voller Länge ausgewertet. Sie sind in Tabelle 1 kursiv gesetzt. Der Umfang der Stadtrechte variiert nämlich sehr stark zwischen den kürzesten, wie etwa denjenigen aus Uelzen oder Braunschweig, die lediglich

<sup>3</sup> In Solling (2015) werden lediglich Genitivattribute berücksichtigt, die sowohl als Kern der übergeordneten Phrase als auch als Genitivattribut ein Substantiv haben. In der vorliegenden Studie werden auch andere Arten von Genitivattributen inkludiert, weshalb die beiden Stadtrechte hier nochmals mit aufgenommen werden.

<sup>4</sup> Vgl. unten Abschnitt 4.2.2. für Beispiele.

<sup>5</sup> In Tabelle 1 werden sie mit der aus der Sekundärliteratur gewonnenen Datierung wiedergegeben.

aus zwei bis drei Seiten bestehen, und den umfangreichsten, wie denjenigen aus Lübeck oder Goslar, die aus weit über hundert Paragraphen bestehen.

Text	Datierung	Text	Datierung
Braunschweig	1227	<i>Lüneburg</i>	1401
<i>Bremen</i>	1303–1308	Rüthen	1. Hälfte des 14. Jhs.
Celle	1301	<i>Stade</i>	1279
<i>Goslar</i>	1. Hälfte des 14. Jhs.	Uelzen	um 1315
Lippstadt	1309–1327	Unna	1346
<i>Lübeck</i>	Ende 13. Jhs.	Werl	1324

Tabelle 1: Die untersuchten Stadtrechte

Die Mehrzahl der Stadtrechte steht uns in Überlieferungen des 14. Jahrhunderts zur Verfügung. Einige von ihnen haben lateinische Vorlagen. Auf die Bedeutung der lateinischen Vorlage für die Stellung des attributiven Genitivs kann jedoch im Rahmen dieses Beitrages nicht eingegangen werden.

### 3.2 Der attributive Genitiv als Untersuchungsgegenstand in der vorliegenden Studie

In der vorliegenden Studie werden sämtliche attributiven Genitive in den zwölf Stadtrechten untersucht. Nicht berücksichtigt werden dabei aber die folgenden Arten von genitivischen Konstruktionen (vgl. Solling, 2015: 139f.):

1. Konstruktionen, bei denen das übergeordnete Glied mit Sicherheit oder zumindest mit großer Wahrscheinlichkeit präpositional fungiert. Oftmals handelt es sich hier um Substantive, die mit der Zeit die Funktion als Teil einer Zirkumposition aufgenommen haben (vgl. Ebert, 1988: 34):

(3) *dor lones willen* (Rüthen 66: 22)<sup>6</sup>

2. Angaben von Daten und Feiertagen, da sie in den untersuchten Texten einen festen Gebrauch von pränominaler Genitivstellung aufzeigen (vgl. Ebert, 1988: 34; Schröder, 1937: 37f.).

<sup>6</sup> Die Quellenangaben zu den Beispielen im vorliegenden Beitrag sind folgendermaßen zu verstehen: Bei (Rüthen 66: 22) handelt es sich um eine Textstelle aus dem Rütthener Stadtrecht, Seite 66, Zeile 22.

- (4) *in suonte Clementes daghe* (Unna 9: 31)
3. Konstruktionen, die keine eindeutige Genitivform aufweisen:
- (5) *eyn par spolen* (Rüthen 76: 17)
4. Konstruktionen, die auch getrennt geschriebene Substantivkomposita sein könnten und in den einschlägigen Wörterbüchern als Komposita aufgenommen werden, wie *godeshusen*:
- (6) *to godes husen* (Lübeck 91: 8)
5. Fälle, bei denen der Kern der übergeordneten Phrase in der unmittelbaren Umgebung des Genitivattributs fehlt, wie bei *dhere stat* in:
- (7) *an dhes richtes gewalt vn dhere stat* (Braunschweig 1: 20)

Für die Untersuchung konnten, nachdem diese fünf Arten von Konstruktionen ausgeschlossen worden sind, 362 Belege in den analysierten Stadtrechten herangezogen werden.

### 3.3 Zu untersuchende Parameter

In Anlehnung an die frühere Forschung, u. a. die Ergebnisse in Solling (2015), werden zwei Parameter in diesem Beitrag untersucht. Erstens wird die Bedeutung des semantischen Charakters des attributiven Genitivs für seine Position im Verhältnis zum Kern der übergeordneten Phrase analysiert – d. h. ist das Genitivattribut eine Gottesbezeichnung, eine Personenbezeichnung oder eine Nichtpersonenbezeichnung.<sup>7</sup> Zweitens wird der Frage nachgegangen, inwiefern die Erweiterung des attributiven Genitivs durch Attribute zweiten Grades von Bedeutung für seine Stellung ist.

## 4 Ergebnisse

### 4.1 Die partitiven Genitive

Die partitiven Genitive werden in den Studien zur Stellung des attributiven Genitivs im Hochdeutschen der entsprechenden Zeitperiode meistens überhaupt nicht oder separat

<sup>7</sup> Auf eine Untersuchung der kleinen Gruppen *Deutsche Eigennamen und Titel* und *Genitivattribute mit lateinischen oder hebräischen Genitivformen*, die jeweils bis zu 10 Belege in allen Texten insgesamt aufzeigen, wird hier verzichtet.

behandelt, da sie sich anders verhalten würden als die nichtpartitiven Genitive und fast ausschließlich die postnominale Position einnehmen (vgl. Solling, 2015: 134, 141).

Text	pränom.	postnom.	Summe	Text	pränom.	postnom.	Summe
Braunschweig	0	3	3	Lüneburg	2	6	8
Bremen	0	5	5	Rüthen	3	8	11
Celle	0	1	1	Stade	14	8	22
Goslar	8	6	14	Uelzen	0	4	4
Lippstadt	4	2	6	Unna	0	1	1
Lübeck	6	23	29	Werl	0	2	2
	<b>pränomial</b>			<b>postnominal</b>		<b>Summe</b>	
<b>Gesamtsumme</b>	<b>37</b>			<b>69</b>		<b>106</b>	

Tabelle 2: Verteilung der partitiven Genitive

Wie Tabelle 2 zu entnehmen ist, gilt dies jedoch nicht in allen der untersuchten Stadtrechte. Auch wenn zwei Drittel der partitiven Genitive nachgestellt werden, tritt ein nicht unbeträchtlicher Anteil der Belege vorangestellt auf. Eine deutliche Tendenz unter den vorangestellten Belegen ist, dass sie das Numerales *en* als Kern der übergeordneten Phrase aufzeigen:

(8) *Steruet oc der kindere en* (Lübeck 87: 4)

Dies betrifft insgesamt 19 der 37 vorangestellten partitiven Genitive, so z. B. sämtliche vorangestellten Belege im Stadtrecht aus Lippstadt, 3 der 6 vorangestellten Belege in demjenigen aus Lübeck und 9 von 14 Belegen im Stader Stadtrecht. Unter den nachgestellten Belegen findet sich das Zahlwort *en* lediglich zweimal als Kern der übergeordneten Phrase, je einmal im Goslarer und im Rütthener Text. Unter den Belegen in Nachstellung findet sich vielmehr eine Bandbreite an anderen Arten von partitiven Genitiven, wie (9) und (10) exemplifizieren:

(9) *de stad sal nemen de twene del sines gudes* (Lüneburg 6: 10)

(10) *vnde halden ene vor eynen vangenene man vnd ghiuen eme eyne biker waters*  
(Werl, 1: 19f. [Seitenzählung D.S.]

Auffallend häufig unter den nachgestellten partitiven Genitiven tritt *del* als Kern der übergeordneten Phrase auf, wie in (9); *del* kommt 14-mal in dieser Weise vor und lediglich zweimal als Kern eines vorangestellten attributiven partitiven Genitivattributs.

Eine andere Art partitiven Genitivs ist der manchmal als eigenständige Genitivsorte behandelte Genitiv der Art, wie *waters* in (10) oder das häufige *sulvers*:

(11) *mit hundert marken suluers* (Lübeck 86: 20)

Diese Art Konstruktion, die im lübischen Stadtrecht besonders häufig ist, kommt in den Stadtrechten insgesamt 24-mal vor und zwar stets nachgestellt.

Bezüglich der partitiven Genitive konnte nur kurz auf die verschiedenen Faktoren eingegangen werden, die auf ihre Voran- bzw. Nachstellung einwirken. Sie sind in Zukunft näher zu untersuchen. Festzustellen ist aber, dass die partitiven Genitive sich im Mittelniederdeutschen offensichtlich anders als im Hochdeutschen derselben Zeitperiode verhalten, denn sie treten zu einem nicht unbeträchtlichen Anteil auch vorangestellt auf, was im Hochdeutschen, wie erwähnt, nicht der Fall ist.

## 4.2 Die nichtpartitiven Genitive

In den untersuchten Stadtrechten finden sich 256 Belege nichtpartitiver Genitivattribute. Aus Tabelle 3 geht die Verteilung dieser auf die prä- bzw. postnominale Position hervor:

Text	pränom.	postnom.	Summe	Text	pränom.	postnom.	Summe
Braunschweig	13	0	13	Lüneburg	22	17	39
Bremen	21	1	22	Rüthen	17	16	33
Celle	4	0	4	Stade	30	6	36
Goslar	22	5	27	Uelzen	4	6	10
Lippstadt	7	1	8	Unna	2	8	10
Lübeck	42	9	51	Werl	3	0	3
		<b>pränomial</b>		<b>postnominal</b>		<b>Summe</b>	
<b>Gesamtsumme</b>		<b>187</b>		<b>69</b>		<b>256</b>	

Tabelle 3: Verteilung der nichtpartitiven Genitive

Die Voranstellung des nichtpartitiven Genitivs überwiegt in den untersuchten Stadtrechten mit etwa drei Viertel der Belege deutlich. Offensichtlich ist aber auch, dass der Gebrauch nicht in allen Stadtrechten gleich ist. So zeigen die Stadtrechte aus Lüneburg und Rüthen große Anteile an postnominalen Genitivattributen auf. In Uelzen und Unna sind sie sogar in der Mehrzahl, was teilweise darauf zurückzuführen ist, dass diese Texte verhältnismäßig viele Genitivattribute enthalten, die durch Attribute zweiten

Grades erweitert sind (vgl. dazu 4.2.2). Im Folgenden werden die verschiedenen Parameter, auf die die Genitivstellung hin untersucht worden ist, näher analysiert.

#### 4.2.1 Semantischer Charakter des attributiven Genitivs

Dass dem semantischen Charakter des attributiven Genitivs eine nicht unbeträchtliche Bedeutung für seine Stellung zukommt, zeigen frühere Studien deutlich (vgl. Solling, 2015: 135). In der vorliegenden Untersuchung werden Gottesbezeichnungen sowie Personen bzw. Nichtpersonenbezeichnungen näher analysiert.

Die Stadtrechte beinhalten insgesamt 13 Gottesbezeichnungen, 5 sind vorangestellt und 8 nachgestellt. Bei ihnen lassen sich klare Linien erkennen; sämtliche Belege von *godes*, bis auf einen, sind vorangestellt. Sämtliche vorangestellten Gottesbezeichnungen beinhalten auch *godes*. Der nachgestellte Beleg mit *godes*, (12), stammt aus dem Uelzener Stadtrecht, in dem sämtliche 3 Gottesbezeichnungen nachgestellt sind.

(12) *van der gnaden godes* (Uelzen 122: 2)

Die postnominalen Belege zeigen sonst vor allem zwei feste Wendungen auf:

(13) *In deme namen des vaders vnd des sones vnd des hilgen gestes* (Lüneburg 17: 1f.)

(14) *In deme namen der hilgen dreualdicheit* (Lüneburg 3: 1)

Außerdem liegt im Rütthener Text ein postnominaler Beleg mit *vnses heren* als Genitivattribut vor:

(15) *van der ghebort vnses heren* (Rüthen 59: 21f.)

Im Stader Text kommt dieses Syntagma zusammen mit *godes* einmal pränominal vor:

(16) *van uses heren godes bort* (Stade 70: 7)

Die Personenbezeichnungen verteilen sich in den Stadtrechten folgendermaßen auf die Prä- bzw. Poststellung:

Text	pränom.	postnom.	Summe	Text	pränom.	postnom.	Summe
Braunschweig	10	0	10	Lüneburg	8	3	11
Bremen	14	0	14	Rüthen	12	5	17
Celle	3	0	3	Stade	22	4	26
Goslar	20	2	22	Uelzen	4	3	7

Text	pränom.	postnom.	Summe	Text	pränom.	postnom.	Summe
Lippstadt	4	1	5	Unna	2	3	5
Lübeck	33	4	37	Werl	1	0	1
		<b>pränomial</b>		<b>postnominal</b>		<b>Summe</b>	
<b>Gesamtsumme</b>		<b>133</b>		<b>25</b>		<b>158</b>	

Tabelle 4: Verteilung der nichtpartitiven Personenbezeichnungen

Wie aus Tabelle 4 hervorgeht, wird eine große Mehrheit der Personenbezeichnungen in den Stadtrechten vorangestellt, wie:

(17) *so ghedan recht eghet se als eynes mannes dochter* (Rüthen 81: 20)

(18) *De eldeste sone nimt sines vader herwede* (Goslar 32: 28)

Nachgestellte Belege finden sich aber auch in vielen der Stadtrechte, wie:

(19) *Is dat en ve enes menschen geit vp de strate* (Lübeck 103: 11)

(20) *that he mit orloue sines huseren thar ut uaret* (Stade 71: 34)

In 11 der 25 nachgestellten Belege sind die Genitivattribute durch andere Attribute erweitert. Dies betrifft lediglich 5 der 133 vorangestellten Belege.<sup>8</sup>

Die Verteilung der Nichtpersonenbezeichnungen auf die Voran- bzw. Nachstellung sieht folgendermaßen aus:

Text	pränom.	postnom.	Summe	Text	pränom.	postnom.	Summe
Braunschweig	3	0	3	Lüneburg	8	11	19
Bremen	6	0	6	Rüthen	4	8	12
Celle	1	0	1	Stade	8	1	9
Goslar	2	3	5	Uelzen	0	0	0
Lippstadt	3	0	3	Unna	0	4	4
Lübeck	9	5	14	Werl	2	0	2
		<b>pränomial</b>		<b>postnominal</b>		<b>Summe</b>	
<b>Gesamtsumme</b>		<b>46</b>		<b>32</b>		<b>78</b>	

Tabelle 5: Verteilung der nichtpartitiven Nichtpersonenbezeichnungen

<sup>8</sup> Für Angaben zu erweiterten Genitivattributen, vgl. 4.2.2.

Wie in Tabelle 5 ersichtlich wird, treten diese, wie in (21) und (22), zu drei Fünfteln vorangestellt auf.

- (21) *Diser dad tuch sind: Greue Olric van Regensten, Greue Ludolf van Halremund* [usw.] (Lüneburg 13: 12)  
 (22) *heuet he hus dat steit an dhes richtes gewalt* (Braunschweig 1: 20)

Der Anteil der nachgestellten Belege, wie in (23) und (24), ist hier aber höher als unter den Personenbezeichnungen:

- (23) *Aller erst willen wy des beghinnen van deme rechte des herewedes* (Lüneburg 17: 9)  
 (24) *vnde de pande sal he nemen myt cunscap des gherichtes* (Rüthen 83: 19f.)

Unter den Nichtpersonenbezeichnungen machen die Genitivattribute *stades* und *der stat* eine nicht unbeträchtliche Anzahl der Belege aus. Insgesamt findet sich *stades* 23-mal und steht in allen Belegen außer einem – in dem Stadtrecht aus Unna – vorangestellt.<sup>9</sup> Insgesamt kommt *der stat* 22-mal vor und tritt 12-mal in der Prä- und 10-mal in der Poststellung auf. In den Stadtrechten aus Bremen, Celle, Lüneburg und Stade überwiegt die Voranstellung, in denjenigen aus Goslar, Lübeck und Rüthen die Nachstellung.<sup>10</sup>

Somit ist zusammenfassend für den Parameter *semantischer Charakter* festzuhalten, dass die Prästellung des attributiven Genitivs sowohl unter den Personen als auch unter den Nichtpersonenbezeichnungen überwiegt. Die Neigung zur Voranstellung ist jedoch unter den Personenbezeichnungen eindeutig am Markantesten.

#### 4.2.2 Erweiterung des Genitivattributs

In Solling (2015) wird für die Rühthener Statutarrechte und das lübische Stadtrecht festgestellt, dass die Erweiterung des Genitivattributs durch ein Attribut zweiten Grades eine Bedeutung für seine Stellung hat. In beiden Texten gilt, dass Genitivattribute, die durch Attribute erweitert sind, die nach ihrem Kern flektiert sind (v. a. Adjektivattribute), vor dem Kern der übergeordneten Phrase auftreten, wie in (25). Genitivattribute mit Attributen, die nicht nach ihrem Kern flektiert sind (wie Präpositionalattribute, attributive Relativsätze und Genitivattribute zweiten Grades), stehen dagegen nach dem Kern, wie in (26).

- (25) *So wor ienech man bi enes echten mannes wiue begrepen wert* (Lübeck 95: 5)  
 (26) *de men richten mach vor gherichte vnser heren van colne* (Rüthen 62: 12f.)

<sup>9</sup> Die Stadtrechte aus Braunschweig, Lüneburg, Stade und Uelzen beinhalten keine auswertbaren Belege von *stades*.

<sup>10</sup> Die Stadtrechte aus Braunschweig, Lippstadt, Uelzen, Unna und Werl enthalten keine auswertbaren Belege von *der stat*. Für weitere Angaben zu *stades* und *der stat*, vgl. Solling (2015: 144f.), wo die sehr häufige Voranstellung von *stades* auch festgestellt wird.

Dieser Faktor ist auch für die übrigen Stadtrechte äußerst relevant.

In sämtlichen untersuchten Texten außer denjenigen aus Celle und Lippstadt finden sich Genitivattribute, die durch Attribute zweiten Grades erweitert sind. In 16 von 21 Belegen, wo die Genitivattribute durch ein nach ihnen flektierendes Attribut erweitert sind, werden sie dem Kern der übergeordneten Phrase vorangestellt, wie in (27):

(27) *so scolde de stat [...] sich vnderwinden des misdadegan mannes gut* (Uelzen 123: 24)

Ausnahmen bilden fast ausschließlich die schon besprochenen, fünfmal vorkommenden, stets nachgestellten zwei festen Wendungen in (28) und (29):

(28) *In deme namen des vaders vnd des sones vnd des hilgen gestes* (Lüneburg 17: 1f.)

(29) *In deme namen der hilgen dreualdicheit* (Lüneburg 3: 1)

Neben ihnen liegt nur ein abweichender Beleg vor:

(30) *we [...] tom. sadel. sporen. odher ander goet. ieneghes anderen mannes nimt* (Stade 94: 1f.)

Hier könnte die Nachstellung des Genitivattributes darauf beruhen, dass der Kern der übergeordneten Phrase aus einer Aufzählung von Substantiven besteht.

Die drei Arten der erweiterten Genitivattribute, die in den Stadtrechten aus Lübeck und Rüthen die Poststellung mit sich führen, tun dies auch dort, wo sie in den übrigen Stadtrechten vorkommen. So treten – wie die 6 Belege in den Texten aus Lübeck und Rüthen – die 5 Belege von Genitivattributen, die durch ein Präpositionalattribut erweitert sind, auch in den anderen Stadtrechten nachgestellt auf, wie:

(31) *De rad der stat to Goslere is to rade gheworden* (Goslar 29: 1)

(32) *weren to samede uppe der dorntzen des Rathauses to luneborgh de nabenomeden Borgermestere und Radmanne* (Lüneburg 1: 6f.)

Auch die 7 Genitivattribute, die durch einen attributiven Relativsatz erweitert sind, stehen in den Stadtrechten, in denen sie vorkommen, durchgehend nach dem Kern der übergeordneten Phrase, wie:

(33) *Nimt en en erve sines maghes, de ime vernere besibbe is denne suster oder broder* (Goslar 37: 10f.)

Die 4 Belege, bei denen die Genitivattribute durch Genitivattribute zweiten Grades erweitert sind, folgen auch dem besagten Muster und führen zur Nachstellung, wie:

(34) *wante wy volghen willet der dat der vorsten vnser voruaren* (Lüneburg 4: 2f.)

Hinzuzufügen wäre auch eine weitere Gruppe, nämlich die Genitivattribute, die eine Apposition haben. Sie stehen fast durchgehend – in 6 von 8 Belegen – nachgestellt, wie:

- (35) *Dit is gegeuen to Luneburch vnd gescreven van der hand vnser scriueres Heinrikes* (Lüneburg 16: 6f.)

Zwei vorangestellte Belege finden sich jedoch:

- (36) *[se] uorghingen sik endrechtliken van des Rades und der Stad weghene vmme der Stad luneborgh Stadrecht na meer in tokomenden ewighen tiden* (Lüneburg 2: 4f.)  
 (37) *van uses heren godes bort* (Stade 70: 7)

Bei (36) ist es sehr wahrscheinlich, dass die Voranstellung in Analogie zur direkt davorstehenden Konstruktion *van des Rades und der Stad weghene* steht. Bei (37) handelt es sich um eine formelhafte Konstruktion, oder besser gesagt eine Kontamination zweier verschiedener formelhafter Konstruktionen: *van uses heren bort* bzw. *van godes bort* (vgl. z. B. Mähl, 2008: 93f.).

Es konnte hier somit bestätigt werden, dass in den Stadtrechten die Art der Attribute zweiten Grades – hier werden die Appositionen inkludiert – eine entscheidende Rolle für ihre Stellung spielt.

Werden die soeben besprochenen Belege der durch Attribute erweiterten Genitivattribute entfernt, wird die Voranstellung der restlichen Genitivattribute, d. h. derjenigen ohne zusätzliches Attribut, noch häufiger. Die beiden größten semantischen Gruppen – Personen bzw. Nichtpersonenbezeichnungen – wären von der Veränderung fast gleichermaßen betroffen, da die Prästellung sich in beiden Gruppen auch ohne die Belege der Genitivattribute mit Attributen zweiten Grades etwa gleich häufig fände. Somit besteht auch in diesem Falle ein Unterschied in der Stellung des attributiven Genitivs zwischen diesen beiden semantischen Gruppen. Unter den Personenbezeichnungen werden 118 von 129 der Genitivattribute ohne zusätzliche Attribute vorangestellt, unter den Nichtpersonenbezeichnungen gilt dies für 44 der 64 Belege solcher Genitivattribute.

## 5 Zusammenfassung

Die Stellung des nichtpartitiven attributiven Genitivs sieht in sämtlichen untersuchten mittelniederdeutschen Stadtrechten ziemlich ähnlich aus. Für Belege, in denen die Genitivattribute nicht durch Attribute zweiten Grades erweitert werden, dominiert die Voranstellung deutlich, besonders bei den Personenbezeichnungen. Auch unter den Nichtpersonenbezeichnungen überwiegt die Voranstellung in den allermeisten Stadtrechten, wenn auch nicht ganz so deutlich wie bei den Personenbezeichnungen.

Für Genitivattribute, die Attribute zweiten Grades haben, lässt sich eine klare Aussage für alle Stadtrechte machen, in denen sie vorkommen: Werden die Genitivattribute durch ein Attribut erweitert, das nach ihrem Kern (d. h. dem Genitivattribut) flektiert wird (v. a. Adjektivattribute), stehen sie vorangestellt, d. h. vor dem Kern ihrer übergeordneten Phrase. Werden sie jedoch durch ein Attribut erweitert, das nicht nach ihrem Kern flektiert wird (Präpositionalattribute, attributive Relativsätze und Genitivattribute), werden sie nachgestellt. Dies trifft auch für die Appositionen zu.

Abschließend sei hier zu betonen, dass die große Ähnlichkeit in der Genitivstellung in den untersuchten Texten – die überwiegende Voranstellung – womöglich damit zusammenhängt, dass sie alle derselben Textsorte angehören. Mittelniederdeutsche Stadtrechte verschiedener Städte waren oft voneinander beeinflusst – auch sprachlich gesehen. In weiteren Untersuchungen zur Genitivstellung im Mittelniederdeutschen müssten somit unbedingt auch andere Textsorten untersucht werden.

## Quellen

- Braunschweig = Wilhelm, Friedrich (Hrsg.) (1932): *Corpus der altdeutschen Originalurkunden bis zum Jahr 1300*: Band I: 1200–1282: Nr. 1–564. Lahr (Baden): Moritz Schauenberg K.–G., Verlagsbuchhandlung, S. 1–5.
- Bremen = Eckhardt, Karl August (1931): *Die mittelalterlichen Rechtsquellen der Stadt Bremen*. Bremen: G. Winters Buchhandlung; Fr. Quelle Nachf. (= Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der freien Hansestadt Bremen, Bd. 5), S. 31–56.
- Celle = Brosius, Dieter (Hrsg.) (1996): *Urkundenbuch der Stadt Celle*: (Lüneburger Urkundenbuch, 17. Abteilung). Hannover: Hahn (= Quellen und Untersuchungen zur Geschichte Niedersachsens im Mittelalter, Bd. 20), S. 1–3.
- Goslar = Ebel, Wilhelm (Hrsg.) (1968): *Das Stadtrecht von Goslar*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 29–50.
- Lippstadt = Overmann, Alfred (Hrsg.) (1901): *Lippstadt*. Münster: Aschendorffsche Buchhandlung (= Die Stadtrechte der Grafschaft Mark, Bd. 1), S. 64–67.
- Lübeck = Korlén, Gustav (1951): *Norddeutsche Stadtrechte II: Das mittelniederdeutsche Stadtrecht von Lübeck nach seinen ältesten Formen*. Lund: Gleerup (= Lunder germanistische Forschungen, Bd. 23), S. 83–112.
- Lüneburg = Kraut, Wilhelm Theodor (Hrsg.) (1846): *Das alte Stadtrecht von Lüneburg*. Göttingen: Dieterichsche Buchhandlung, S. 1–21.
- Rüthen = Hyldgaard-Jensen, Anna Lisa (1974): *Drei Handschriften der Rütthener Statutarrechte: Mit computerhergestellten Indizes von Karl Hyldgaard-Jensen*. Kopenhagen: Akademisk Forlag (= Kopenhagener Beiträge zur germanistischen Linguistik, Bd. 3), S. 59–86.
- Stade = Korlén, Gustav (1951): *Norddeutsche Stadtrechte I: Das Stader Stadtrecht vom Jahre 1279*. Lund: Gleerup (= Lunder germanistische Forschungen, Bd. 22), S. 70–96.
- Uelzen = Korlén, Gustav / Woehlken, Erich (1955): *Die niederdeutsche Fassung des*

Uelzener Stadtrechts. In: Festschrift Guido Kisch: Rechtshistorische Forschungen: Anlässlich des 60. Geburtstags dargebracht von Freunden, Kollegen und Schülern. Stuttgart: W. Kohlhammer, S. 119–124.

Unna = Lüdicke, Reinhard (Hrsg.) (1930): Unna. Münster: Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung (= Die Stadtrechte der Grafschaft Mark, Bd. 3), S. 8–12.

Werl = Älteste Statuten der Stadt Werl (1324): Textedition: 2. Fassung II, <http://www.whomes.uni-bielefeld.de/niw/20007D.pdf> (2.10.2015).

## Bibliographie

Ebert, Robert Peter (1988): Variation in the Position of the Attributive Genitive in Sixteenth Century German. In: Monatshefte für deutschen Unterricht, deutsche Sprache und Literatur, Jg. 80, H. 1, S. 32–49.

Fischer, Christian / Peters, Robert (2012): Syntaktische Untersuchungen mit dem ‚Atlas spätmittelalterlicher Schreibsprachen des niederdeutschen Altlandes und angrenzender Gebiete‘ (ASna). In: Niederdeutsches Wort: Beiträge zur niederdeutschen Philologie, Jg. 52, S. 65–77.

Lundemo, Frode (1990): Der Genitiv im ‚Reynke de vos‘. In: Niederdeutsches Wort: Beiträge zur niederdeutschen Philologie, Jg. 29, S. 113–155.

Mähl, Stefan (2008): *geven vnde screven tho deme holme*: Variablenlinguistische Untersuchungen zur mittelniederdeutschen Schreibsprache in Stockholm. Uppsala: Kungl. Gustav Adolfs Akademien för svensk folkkultur (= Acta Academiae Regiae Gustavi Adolphi, Bd. 99).

Schröder, Johannes (1937): Der syntaktische Gebrauch des Genitivs im Mittelniederdeutschen. Würzburg: Druckerei u. Verlag wissenschaftlicher Werke Konrad Triltsch.

Solling, Daniel (2015): Die Stellung des attributiven Genitivs im Lübisches Stadtrecht und in den Rühener Statutarrechten. In: Regiolekt, Funktiolekt, Idiolekt: Die Stadt und ihre Sprachen. Hrsg. v. Anna Karin, Silvia Ulivi u. Claudia Wich-Reif. Göttingen: V & R unipress (= Sprache in kulturellen Kontexten, Bd. 1), S. 133–153.

# Explizite Substantivderivation im Deutschen und im Litauischen

Ernesta Račienė (Vilnius)

## **Abstract**

*Der Beitrag behandelt einige Aspekte der kontrastiven Analyse deutscher und litauischer substantivischer Suffixableitung. In der Einleitung werden das Ziel und die methodologische Vorgehensweise präsentiert. Im zweiten Teil werden die Struktur und die Semantik dieser Derivate in den Kontrastsprachen gegenübergestellt. Der Vergleich erfolgt nach folgenden Parametern: Grad der Komplexität, Verwendung bzw. Nichtverwendung bestimmter Konstituenten, Rechts-oder Linksköpfigkeit, Nutzung semantischer Modelle. Im dritten Teil wird ein Exkurs über deutsche und litauische Diminutiva gegeben, der die Divergenzen der beiden Sprachen in der Vitalität und der Produktivität dieses Wortbildungsmusters zeigt.*

*This article discusses aspects of contrastive analysis of noun derivatives with suffixes in German and Lithuanian. The introduction outlines the aims and methodological approach, while the structure and semantics of the derivatives are juxtaposed in the second section. The comparison is carried out according to the following parameters: degrees of complexity, using or disuse of certain constituents, Righthand Head Rule (RHR) and the use of semantic models. In the third section, a digression on German and Lithuanian diminutives illustrates divergences in the vitality and productivity of this word formation pattern in both languages.*

## **Keywords**

*Kontrastive Analyse, substantivische Suffixableitung, Struktur, Semantik, Diminutiva  
contrastive analysis, noun derivatives with suffixes, structure, semantics, diminutives*

## **1 Einleitendes**

Im vorliegenden Beitrag werden einige Ergebnisse einer kontrastiven Analyse von substantivischen Suffixableitungen im Deutschen und im Litauischen vorgestellt. Das Ziel der Untersuchung war es, Divergenzen und Konvergenzen in diesem Bereich der

Wortbildung von zwei nicht nah verwandten Sprachen zu analysieren und zu beschreiben.<sup>1</sup> Im Beitrag wird keine Vollständigkeit angestrebt – der Versuch soll vielmehr dazu dienen, Parallelen und Unterschiede sowie Tendenzen zwischen den verglichenen Sprachen aufzuzeigen und theoretische Ausführungen an konkretem Material zu illustrieren. Der Vergleich erfolgte anhand der einschlägigen theoretischen Beschreibungen der deutschen und der litauischen Wortbildungssysteme. Belege für die kontrastive Analyse und die Illustration theoretischer Ausführungen sind den analysierten theoretischen Werken sowie Wörterbüchern entnommen. Folgende Wörterbücher wurden verwendet: *Duden. Deutsches Universalwörterbuch* (2015) und *Dabartinės lietuvių kalbos žodynas (Wörterbuch der litauischen Gegenwartssprache)*, 2006). Litauische Beispiele für neuartige Suffixableitungen entstammen dem *Neologismen-Korpus (Lietuvių kalbos naujažodžių duomenynas)*. Ich versuche diese Ergebnisse im Vergleich mit einigen anderen europäischen Sprachen zu präsentieren. Dabei stütze ich mich auf die Untersuchungen von Elke Donalies, die Deutsch mit Englisch, Französisch, Polnisch und Ungarisch verglichen hat, aber auch Daten einiger anderer Sprachen herangezogen hat (vgl. Donalies, 2005). Laut Donalies (2005: 14) hat die explizite Derivation im Gegensatz zur Komposition kein besonderes Interesse in typologisch und kontrastiv orientierten Untersuchungen erzeugt, weshalb nur Vages über die explizite Derivation in den Sprachen der Welt ausgesagt werden kann.

In vielen europäischen Sprachen gibt es vor allem zwei zentrale Verfahren der Wortbildung: Komposition und explizite Derivation. Diese zwei Wortbildungsarten sind bekanntlich auch im Deutschen und im Litauischen vertreten. Ihre Rolle in der Bildung neuer Wörter ist aber in beiden Sprachen unterschiedlich: Der Produktivität nach lässt sich für die Wortbildungsarten beim Substantiv im Deutschen und im Litauischen die folgenden Rangfolge aufstellen: Deutsch – Komposition, Suffixderivation, Präfixderivation; Litauisch – Suffixderivation, Komposition, Präfixderivation.

## 2 Die suffixale Derivation der Substantive im Deutschen und im Litauischen: Struktur und Semantik

Explizite Substantivderivate werden im Gegensatz zu Simplicia aus mindestens zwei semantischen Konstituenten kombiniert und enthalten Wortbildungsaffixe, z. B. -ung *Hoffnung*, -ykla *mokykla (Schule)*. Suffixe definiert man ganz allgemein als gebundene Wortbildungskonstituenten, die hinter einer Basis positioniert werden (vgl. Fleischer / Barz, 1995: 25–26; Eichinger, 2000: 16; Donalies, 2002: 31; Paulauskienė, 1994: 34). Mit einem Suffix können verschiedene semantische Modelle realisiert werden, andererseits kann ein Modell durch verschiedene Suffixe realisiert werden. So dient z. B. das Suffix

<sup>1</sup> Zum Standort und zur Zielsetzungen der Kontrastiven Linguistik siehe u. a. König, 2012; zu den Fragen der Konvergenz und der Divergenz in der kontrastiven Wortbildungsforschung: Hüning / Schlücker, 2010 und Hüning, 2012.

-er zur Bildung von Personenbezeichnungen, die aber ebenfalls mit den Suffixen -er, -ler, -ling, -bold, -ian, -eur – *Leser, Künstler, Lehrling, Feigling, Witzbold, Grobian, Fri-seur* – gebildet werden können. Die Verwendung von Suffixen bei der substantivischen Wortbildung im Deutschen wird als hoch vital bezeichnet. Das gilt auch für andere europäische Sprachen wie Englisch, Französisch, Polnisch oder Ungarisch (vgl. Donalies, 2005: 67).

Die Suffixderivation ist im Bereich des Nomens auch im Litauischen ganz besonders verbreitet. Die Zahl der Suffixe für die Ableitung der Substantive ist im Deutschen viel geringer als im Litauischen: Im Deutschen gibt es 25 heimische Suffixe und etwa 33 Fremdsuffixe (vgl. Fleischer / Barz, 1995: 146–198), im Litauischen gibt es laut der akademischen Grammatik der litauischen Sprache 615 substantivische Suffixe (einschließlich Fremdsuffixen, deren Zahl mit 11 allerdings nicht groß ist, vgl. Ulvydas, 1965: 722–728). Wenn im Deutschen die Komposition als typologisches Merkmal bezeichnet werden kann, so kann Litauisch als eine Suffix-Sprache charakterisiert werden. In der reichen Wortbildung äußert sich der Charakter des synthetischen Sprachbaus des Deutschen und des Litauischen. Deutsch wird in morphologischer Hinsicht als erstaunlich konservativ betrachtet, denn „es hat mehr von den synthetischen Zügen des Urgermanischen bewahrt und sogar noch ausgebaut als die alten germanischen Sprachen“ (vgl. Ronneberger-Siebold, 2004: 1268). Das Litauische ist auch eine recht konservative Sprache – es hat im Vergleich zum Deutschen noch mehr synthetische Züge und ein besonders stark ausgebautes Wortbildungsmittelsystem.

Bei der vorliegenden Untersuchung wurden das Deutsche und das Litauische nach den von Donalies vorgeschlagenen folgenden Parametern verglichen: 1. Grad der Komplexität; 2. Rechts-oder Linksköpfigkeit; 3. Verwendung bzw. Nichtverwendung bestimmter Typen von Konstituenten; 4. Nutzung semantischer Modelle (vgl. Donalies, 2005: 13–41).

## 2.1 Grad der Komplexität

Explizite Substantivderivate als komplexe Wörter werden aus mindestens zwei Konstituenten gebildet, sind binär strukturiert und enthalten mindestens ein Wortbildungsaffix. Die Konstituenten können simplizisch, aber auch komplex sein, d. h. sie können Komposita oder wiederum explizite Derivate sein, z. B.: *Fisch* – *Fischer*, *Fußball* – *Fußball-er*, *ver-anstalten* – *Veranstalt-ung*, *stiklas (Glas)* – *stikl-inė (Glasbecher)*, *pa-lydėti (begleiten)* – *palyd-ovas (Begleiter)*. Sowohl das Deutsche als auch das Litauische können als Sprachen mit eher niedriggradiger Komplexität von suffixalen Substantivderivaten charakterisiert werden. Im Deutschen wird nur selten aus komplexeren Konstituenten kombiniert. Übliche substantivische Suffixableitungen haben simplizische Basen oder zweikonstituentige Basen, z. B. *frisch* – *Frisch-e*, *verkaufen* – *Verkäufer*, *Schwergewicht* – *Schwergewicht-ler*. Im Litauischen bestehen die meisten Suffixderivate ebenfalls aus zwei Konstituenten, mehr als drei Konstituenten sind ungewöhnlich, z. B.: *avis (Schaf)* – *avi-dė (Schafstall)*, *stalas (Tisch)* – *stal-ius (Tischler)*,

*netekti* (verlieren) – *netek-tis* (Verlust). Auch solche europäischen Sprachen wie Englisch, Französisch, Polnisch und Ungarisch zeichnen sich durch eine eher niedriggradige Komplexität aus (vgl. Donalies, 2005: 15).

## 2.2 Die Verwendung oder Nichtverwendung bestimmter Konstituenten

Substantivische Suffixableitungen können verschiedene Wortarten derivieren. Sprachen können diese Möglichkeiten unterschiedlich nutzen. Im Folgenden wird die Nutzung von Substantiven, Adjektiven, Verben und anderen Wortarten zur Bildung von suffixalen Substantiven in beiden Kontrastsprachen verglichen.

Die Nutzung von Substantiven ist im Deutschen vital, allerdings werden deutsche Substantive häufiger komponiert als deriviert. Im Litauischen sind die Möglichkeiten, Substantive aus Substantiven zu derivieren, vielfältiger als im Deutschen, es gibt mehr spezifische Derivationsmodelle mit Substantiven, wie im Folgenden gezeigt wird. In dieser Hinsicht ist Litauisch mit Sprachen wie Englisch, Französisch, Polnisch, Russisch, Spanisch und Italienisch vergleichbar, in denen ebenfalls mehr aus Substantiven deriviert wird (vgl. Donalies, 2005: 58–60).

Sowohl im Deutschen als auch im Litauischen werden Adjektive für die Bildung von Nomina qualitatis (Eigenschaftsbezeichnungen) relativ unbeschränkt verwendet, z. B.: *gut* – *Güte*, *klug* – *Klugheit*, *geras* (*gut*) – *gerumas* (*Güte*), *bjaurus* (*widerlich*) – *bjaurybė* (*Widerlichkeit*). Dieses Modell ist vital, es wird auch in anderen europäischen Sprachen extensiv eingesetzt.

Im Deutschen wird häufiger aus Verben als aus Substantiven abgeleitet. Dieses Modell der Ableitung aus Verben wird als hoch vital bezeichnet (vgl. Donalies, 2005: 60). Im Litauischen ist es ebenfalls vital, allerdings wird im Vergleich zum Deutschen mehr aus Substantiven abgeleitet. Bei der Ableitung aus Verben entstehen in beiden Sprachen vor allem Nomina actionis und acti, z. B. dt. *Bildung*, *Hoffnung*, lt. *švietimas* (*Bildung*, < *šviesti* – *bilden*), *būtis* (*Sein*, < *būti* – *sein*), aber auch Nomina agentis, z. B. *Lehrer* – *mokytojas* (< *lehren* – *mokyti*).

Derivation aus **Wörtern** anderer Wortarten kommt im Deutschen nur sporadisch vor (vgl. Donalies, 2005: 63f.), z. B. aus Adverbien (*Bälde*, *Genüge*), Numeralien (*Vierer*, *Zehner*, *Hunderter*), Pronomen (*Nichtsling*) oder Präpositionen (*Vorling*, Präfix, *Inling*, Infix). Auch im Litauischen ist die substantivische suffixale Derivation aus anderen Wortarten eher wenig vital. So kommen als Basen vor: Numeralien – *trejybė* (*Dreieinigkeit*, < *trys* – *drei*), *šimtinė* (*Hunderter*, < *šimtas* – *hundert*), Adverbien – *daugybė* (*Vielheit*, < *daug* – *viel*), *nuolatybė* (*Beständigkeit*, < *nuolat* – *ständig*), *anapusybė* (*Jenseits*, < *anapus* – *jenseits*), Partizipien – *matomumas* (*Sichtbarkeit*, < *matomas* – *sichtbar*), *paveldimumas* (*Vererbung*, < *paveldimas* – *erblich*).

### 2.3 Rechts-oder Linksköpfigkeit

Unter einem Kopf wird eine Konstituente, die vor allem die syntaktischen Merkmale eines Wortbildungsprodukts festlegt, verstanden (vgl. Eisenberg, 1998: 215; Donalies, 2005: 24). Im Deutschen und im Litauischen ist der syntaktosemantische Kopf expliziter Substantivderivate grundsätzlich rechts, also immer das Suffix, es bestimmt die syntaktosemantischen Merkmale des Derivats, d. h. Genus, Flexionstyp und Wortart, z. B. *Lehrling* – *mokinys*.

### 2.4 Semantische Modelle

Ein semantisches Modell (andere Termini: *Wortbildungsgruppe*, *Wortbildungskategorie*) besteht aus formativ-strukturell unterschiedlichen Derivationstypen mit einer semantischen Invariante. Die Nutzung ‚klassischer‘ Modelle im Deutschen und im Litauischen ist ähnlich. In beiden Sprachen gibt es folgende Modelle (vgl. Fleischer, 1976; Motsch, 2004; Lohde, 2006; Donalies, 2005; Ambrazas, 1997; Paulauskienė, 1994):

Personenbezeichnungen (Nomina agentis; Deutsch: 12 Suffixe, Litauisch: 58 Suffixe): *Forscher*, *Feigling*, *gydytojas* (Arzt), *nusikaltėlis* (Verbrecher), *apgavikas* (Betrüger).

Bezeichnungen von Handlungen, Prozessen (Nomina actionis) und Bezeichnungen von Zuständen als Folge oder Ergebnis einer Handlung (Nomina acti, Deutsch: 14 Suffixe, Litauisch: 36 Suffixe für Nomina actionis und 41 Suffixe für Nomina acti): *Pflege*, *Erlebnis*, lt. *buvimas* (Sein), *tapyba* (Malerei), *medžioklė* (Jagd), *pirkinys* (Einkauf), *tirpalas* (Lösung), *raštas* (Schrift).

Eigenschaftsbezeichnungen (Nomina qualitatis, Deutsch: 9 Suffixe, Litauisch: 20 Suffixe): dt. *Güte*, *Klugheit*, lt. *gerumas* (Güte), *vertybė* (Wert).

Gerätebezeichnungen (Nomina instrumenti, Deutsch: 4 Suffixe, Litauisch: etwa 50 Suffixe): dt. *Schalter*, *Hebel*, lt. *lėktuvas* (Flugzeug), *jungiklis* (Schalter).

Bezeichnungen von Ort und Räumlichkeiten (Nomina loci, Deutsch: 8 Suffixe, Litauisch: etwa 26 Suffixe): dt. *Schmiede*, *Bäckerei*, lt. *ąžuolynas* (Eichenwald), *vaistinė* (Apotheke), *čiuožykla* (Eisbahn).

Kollektiva (Sammelbezeichnungen für eine Gruppe gleichartiger Erscheinungen als Einheit, Deutsch: 12 Suffixe, Litauisch: 15 Suffixe): dt. *Regierung*, lt. *jaunuomenė* (Jugend), *žmonija* (Menschheit).

Diminutiva (Deutsch: 5 Suffixe, Litauisch: etwa 80 Suffixe): dt. *Mädchen*, *Tischlein*, lt. *stalelis*, *staliukas* (Tischlein).

Die Modelle *Nomina qualitatis*, *actionis* und *acti* sind im Deutschen hoch vital, sehr vital sind sie auch im Litauischen und in anderen europäischen Sprachen wie Englisch, Französisch, Polnisch, Russisch und Ungarisch. Das Modell *Nomina agentis* ist im Deutschen und im Litauischen ebenfalls hoch vital. Es ist ein universeller Wortbildungsprozess, der auch in anderen europäischen Sprachen vertreten ist. Gegenmodell zur Bildung von *Nomina agentis* ist das Modell zur Bildung von *Nomina patientis*. Im

Deutschen werden deutlich weniger *Nomina patientis* als *Nomina agentis* gebildet (vgl. Donalies, 2005: 74). Im Litauischen werden durch Suffigierung fast keine *Nomina patientis* gebildet.

Im Litauischen kann man weitere spezifische semantische Modelle / Wortbildungskategorien unterscheiden, wie z. B.:

Bezeichnungen von Pflanzentrieben mit -ojas, -ieniojas, -ojys, z. B. *bulvienojas* (< *bulvė* – Kartoffel), *žirnojas* (< *žirnis* – Erbse), *rugieniojas* (< *rugys* – Roggen).

Bezeichnungen von Fleisch mit -iena, z. B. *aviena* (< *avis* – Schaf), *kiauliena* (< *kiaulė* – Schwein).

Bezeichnungen von Festen und Zeremonien mit -tuvės, -ynos, -inės, -ynė, -tai, z. B. *pabaigtuvės* (Abschlussfest, < *pabaigti* – abschließen), *krikštynos* (Taufe, < *krikštyti* – taufen), *sekminės* (Pfingsten, < *sekmas* – der Siebente), *vėlinės* (Allerseelentag, < *vėlė* – Seele).

Bezeichnungen von Ausdrücken anderer Sprachen oder Dialekte mit -ybė, z. B. *slavybė* (Slawismus), *lenkybė* (Polonismus).

Bezeichnungen von Kindern nach ihren Eltern mit -aitis, -ė, -ėnas : *brolaitis* (der Sohn des Bruders, < *brolis* – Bruder), *vaikaitis* (Enkelkind, < *vaikas* – Kind), *seserėnas* (der Sohn der Schwester, < *sesuo* – Schwester).

Bezeichnungen von Eigenschaftsträgern (*Nomina attributiva*, insgesamt 66 Suffixe). Im Litauischen besteht die Möglichkeit, aus Adjektiven Substantive abzuleiten, bei denen ein Eigenschaftsträger fokussiert wird, z. B. *naivus* (*naiv*) – *naivuolis* (*Naivling*), *darbštus* (*tüchtig*) – *darbštuolis* (*der Tüchtige*), *naujas* (*neu*) – *naujokas* (*der Neue*). Auch im Deutschen werden solche Substantive gebildet: *schön* – *Schönling*, *blond* – *Blondchen*, *dumm* – *Dummchen*, *Dummrian*, aber solche Bildungen kommen nur vereinzelt vor und werden nicht als selbständige Wortbildungskategorie betrachtet (vgl. Fleischer / Barz, 1995: 193).

### 3 Exkurs: Zur Diminuiierung im Deutschen und im Litauischen

Eine kleine Fallstudie soll die Vitalitäts- und Produktivitätsdivergenzen dieses Wortbildungsverfahrens in den Kontrastsprachen verdeutlichen. Die Diminuiierung ist eine Art Bedeutungsmodifikation, wobei das Suffix den semantischen Umfang der Basis eingrenzt, z. B. *das Häuschen* ist 'ein kleines Haus'. Semantisch geht es bei der Diminution um Verkleinerung und Affektivität. Damit kann eine positive oder negative Wertung verbunden werden, z. B. dt. *Mütterchen*, *Fritzchen*, *Hündchen*, lt. *mamytė* (*Mutti*), *Petriukas* (*Peterchen*), *šuniukas* (*Hündchen*): als Koseform, Sympathie, Ungefährlichkeit, Vertrautheit konnotiert; dt. *Lehrerlein*, lt. *namiūkštis* (*Häuschen*): Konnotation pejorativ, spöttisches Herabsetzen.

Laut Donalies (2005: 78) ist Diminution im Deutschen vital. Im Litauischen kann Diminution als hoch vital eingeordnet werden. Das Litauische zeichnet sich durch eine besondere Vielfalt der Diminutiva aus, es kann als typologisches Merkmal des

Litauischen bezeichnet werden. Im Litauischen sind die Bildung und der Gebrauch von Diminutiva praktisch unbeschränkt, Basen können Konkreta und Abstrakta sein, es können sich eigentlich alle Substantive mit Diminutivsuffixen verbinden. Beispiele sind *pinigas* (Geld) – *pinigėlis*; *duona* (Brot) – *duonytė*, *duonelė*; *pienas* (Milch) – *pienėlis*; *saulė* (Sonne) – *saulelė*, *saulutė*, *saulužė*, *saulužėlė*; *žiema* (Winter) – *žiemužė*, *žiemėlė*; *vasara* (Sommer) – *vasarėlė*; *klevas* (Ahorn) – *klevelis*; *mėnulis* (Mond) – *mėnučiukas*; *metai* (Jahr) – *metelis*, *meteliai*; *rytas* (Morgen) – *rytelis*; *diena* (Tag) – *dienelė*; *vakaras* (Abend) – *vakarėlis*; *naktis* (Nacht) – *naktelė*, *naktužėlė*; *žiurkė* (Ratte) – *žiurkytė*; *gyvatė* (Schlange) – *gyvačiukė*; *musė* (Fliege) – *musytė*; *uodas* (Mücke) – *uodelis*; *tarakonas* (Küchenschabe) – *tarakonėlis* usw. Entsprechende deutsche Diminutiva wären höchstens okkasionell und damit spezifisch markiert. Eine bereits diminuierte Basis kann im Litauischen weiter diminuiert werden, weitere Suffixe können angehängt werden, z.B. *boba* (Weib) – *bob-ut-ėlė*, *bob-ul-ytė*; *paukštis* (Vogel) – *paukš-už-ėlis*; *sūnus* (Sohn) – *sūn-ait-ėlis* usw. Am Beispiel des Wortes *Mutter* kann man die Vielfalt und die Möglichkeiten der litauischen Diminutiva veranschaulichen: *Motina* – *motinėle*, *motinytė*, *motulė*, *motulaitėlė*; *mama* – *mamytė*, *mamaitė*, *mamutė*, *mamulytė*, *mamučiukė*. Bei der Bildung und dem Gebrauch von Diminutiva weist das Litauische Ähnlichkeiten mit anderen baltischen Sprachen wie Lettisch und Lettgallisch, mit Sprachen wie dem Polnischen, Russischen, anderen slawischen Sprachen oder dem Niederländischen auf, in denen Diminution hoch vital ist.

In der ganzen Welt kommt der Gebrauch von Diminutiva vor allem beim Sprechen mit Kindern und Haustieren vor (vgl. Donalies, 2005: 48). Im Litauischen aber werden Diminutiva häufig auch in vielen anderen Kontexten, im alltäglichen Diskurs, in Radio- und Fernsehsendungen (Gesprächs-, Kochsendungen) und auch im Internet (in der jugendsprachlichen Variante in den Chats junger Leute und auch in Mütter-Foren) verwendet. Diminutivsuffixe werden im Litauischen sehr aktiv bei Neubildungen verwendet, was in solchen Sprachen wie dem Französischen und dem Englischen kaum der Fall ist (vgl. Würstle, 1992: 67, 135). In der Datenbank der litauischen Neologismen (<http://naujazodziai.lki.lt/>) finden sich mehrere Personenbezeichnungen, die nicht nur von Substantiven, sondern auch von Verben, Adjektiven oder Adverbien abgeleitet wurden, z. B. *ankstukas* (der Frühgeborene, < *anksti* – früh), *neštukė* (die Schwangere, < *neščia* – schwanger), *plonulė* (die Dünne, < *plona* – dünn), *žiniukas* (Nachrichtensprecher, < *žinia* – Nachricht). Natürlich ist mit vielen solcher Bezeichnungen auch eine emotionale Bewertung verbunden. Die Diminutivsuffixe -(i)ukas, -ė und -utė sind bei der Bildung von Sachbezeichnungen produktiv (46 Neubildungen in der Datenbank der litauischen Neologismen, vgl. ebd.). Als Basis können wiederum Substantive, Verben und Adjektive dienen, z. B. *aptemtukės* (eng anliegendes Kleidungsstück, < *aptemti* – eng anliegen), *pabarstukai* (Streusel, < *pabarstyti* – streuen), *guminukas* (Gummibonbon, < *guminis* – gummiartig), *skrajutė* (Flugblatt, < *skrajoti* – fliegen). Auch im Bereich der Computer und der elektronischen Kommunikation sind Neubildungen mit Diminutivsuffixen anzutreffen, z. B.: *delninukas* (Palmtop, < *delninis* – handflächenartig), *elektrukas* (elektronische Grußkarte, < *elektra* – Elektrizität), *grupinukė* (wefie, < *grupinė* –

*gruppenartig*). Solche Bildungen haben keine affektive Konnotation, sie wurden geschaffen, um bestimmte neue Denotate in der Sprache zu benennen. Wir können hier eine Funktionsänderung der Diminutivsuffixe feststellen – es geht nicht mehr um eine Bedeutungsmodifikation, sondern um Begriffsbildung und um Transposition aus einer Kategorie in die andere (im Falle anderer Wortarten als Basis).

## 4 Fazit

Obwohl das Deutsche und das Litauische keine nah verwandten Sprachen sind, sind sie im Bereich der substantivischen Suffixderivation durch viele Konvergenzen und Parallelen in der Struktur und in der Semantik gekennzeichnet.

In beiden Kontrastsprachen ist dieses Wortbildungsverfahren hoch vital. Darin äußert sich der Charakter des synthetischen Sprachbaus der verglichenen Sprachen. Das Litauische hat jedoch bedeutend mehr substantivische Suffixe und kann als eine Suffix-Sprache charakterisiert werden. Die substantivischen Suffixderivate beider Sprachen zeichnen sich durch eine niedriggradige Komplexität aus und bestehen meistens aus zwei Konstituenten, mehr als drei Glieder sind ungewöhnlich. Im Deutschen und im Litauischen werden neue Substantive mit Hilfe von Suffixen vor allem aus Substantiven, Adjektiven und Verben abgeleitet. Derivation aus Wörtern anderer Wortarten ist wenig vital. Im Deutschen wird mehr aus Verben abgeleitet, im Litauischen mehr aus Substantiven. In beiden Sprachen werden die Suffixableitungen nach dem Prinzip der Rechtsköpfigkeit gebildet – das Suffix ist der Kopf und bestimmt die syntaktischen und semantischen Merkmale des Derivats. Die onomasiologische Kategorisierung substantivischer Suffixderivate ist ähnlich, aber die verglichenen Sprachen divergieren in der Vielfalt der semantischen Modelle – im Litauischen kann man mehr differenzierte semantische Modelle unterscheiden.

Der Vergleich der deutschen und der litauischen Diminutiva illustriert, dass die Sprachen die gleichen Wortbildungsverfahren unterschiedlich nutzen. Das in beiden Kontrastsprachen als vital bezeichnete Modell der Diminution wird im Litauischen sehr aktiv verwendet und ist produktiv nicht nur bei der Bedeutungsmodifikation der Substantive, sondern auch bei der Bildung von neuen Begriffen.

## Literaturverzeichnis

- Ambrazas, Vytautas (Hrsg.) (1997): *Dabartinės lietuvių kalbos gramatika*. Vilnius: Mokslo ir enciklopedijų leidykla.
- Dabartinės lietuvių kalbos žodynas (2006). Vilnius: Mokslo ir enciklopedijų leidykla.
- Donalies, Elke (2002): *Die Wortbildung des Deutschen. Ein Überblick*. Tübingen: Gunter Narr.

- Donalies, Elke (2005): Grammatik des Deutschen im europäischen Vergleich. Kombinatorische Begriffsbildung. Teil II: Explizite Substantivderivation. Mannheim: IDS amades.
- Duden. Deutsches Universalwörterbuch (2015). 8., überar. u. erw. Aufl. Berlin: Dudenverlag.
- Eichinger, Ludwig M. (2000): Deutsche Wortbildung. Eine Einführung. Tübingen: Gunter Narr.
- Eisenberg, Peter (1998): Grundriss der deutschen Grammatik. Bd. 1: Das Wort. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Fleischer, Wolfgang / Barz, Irmhild (1995): Wortbildung der deutschen Gegenwortsprache. Tübingen: Niemeyer.
- Fleischer, Wolfgang (1976): Wortbildung der deutschen Gegenwortsprache. Leipzig: VEB bibliographisches Institut.
- Hüning, Matthias / Schlücker, Barbara (2010): Konvergenzen und Divergenzen in der Wortbildung – Komposition im Niederländischen und im Deutschen. In: Kontrastive germanistische Linguistik. Teilbd. 2. Hrsg. v. Antje Dammel, Sebastian Kürschner u. Damaris Nübling. Hildesheim u. a.: Georg Olms, S. 784–825.
- Hüning, Matthias (2012): Wortbildung im niederländisch-deutschen Vergleich. In: Deutsch im Sprachvergleich. Grammatische Kontraste und Konvergenzen. Hrsg. v. Lutz Gunkel u. Gisela Zifonun. Berlin: de Gruyter, S. 161–186.
- König, Ekkehard (2012): Zur Standortbestimmung der Kontrastiven Linguistik innerhalb der vergleichenden Sprachwissenschaft. In: Deutsch im Sprachvergleich. Grammatische Kontraste und Konvergenzen. Hrsg. v. Lutz Gunkel u. Gisela Zifonun. Berlin: de Gruyter, S. 13–40.
- Lohde, Michael (2006): Wortbildung des modernen Deutschen – ein Lehr- und Übungsbuch. Tübingen: Narr Francke Attempto.
- Motsch, Wolfgang (2004): Deutsche Wortbildung in Grundzügen. 2., überarbeitete Auflage. Berlin: de Gruyter.
- Paulauskienė, Aldona (1994): Lietuvių kalbos morfologija. Paskaitos lituanistams. Vilnius: Mokslo ir enciklopedijų leidykla.
- Ronneberger-Siebold, Elke (2004): Deutsch (Indogermanisch: Germanisch). In: Morphologie. Ein internationales Handbuch zur Flexion und Wortbildung. 2. Halbband. Hrsg. v. Geert E. Booij, Christian Lehmann, Joachim Mugdan u. Stavros Skopeteas. Berlin, New York: de Gruyter, S. 1267–1285.
- Ulvydas, Kazys (Hrsg.) (1965–1976): Lietuvių kalbos gramatika. Bd. 1–3. Vilnius: Mokslo ir enciklopedijų leidykla.
- Würstle, Regina (1992): *Überangebot und Defizit in der Wortbildung*. Eine kontrastive Studie zur Diminutivbildung im Deutschen, Französischen und Englischen. Frankfurt a. M.: Lang.

#### Internetquelle

Lietuvių kalbos naujažodžių duomenynas, <http://naujazodziai.lki.lt/> (1.6.2015)



---

# *Beckenbauereien und Merkeleien.* Deonymische -ei-Ableitungen im Gegenwartsdeutschen

Kjetil Berg Henjum (Bergen)

## **Abstract**

*Der Beitrag beschäftigt sich mit einer Teilmenge von -ei-Ableitungen im Deutschen, und zwar solchen, die aus Namen abgeleitet sind (deonymische Ableitungen). Das Untersuchungsmaterial ist das DeReKo des IDS in Mannheim. Der Beitrag zeigt, dass sich die deonymischen Ableitungen auf drei semantische Haupttypen (Vorgangs-, Ergebnis- und Lokalbezeichnungen) verteilen und dass die Vorgangsbezeichnungen deutlich in der Mehrzahl sind. Die Frage der Ableitungsbasis ist kaum eindeutig zu klären: Ist Seldwylerei aus Seldwyla oder Seldwyler abgeleitet? Ist Schröderei aus Schröder oder schrödern abgeleitet?*

*The article deals with the subset of -ei derivations in German that are derived from names (deonymic derivations). The subject of investigation is the DeReKo of the IDS in Mannheim. The article demonstrates that there are three main semantic types of deonymic derivations (words referring to processes, products and places); words referring to processes are by far the most common. It is hardly possible to determine the derivational basis with certainty: Is Seldwylerei derived from Seldwyllda or Seldwyler? Is Schröderei derived from Schröder or schrödern?*

## **Keywords**

*Wortbildung, Eigenname, deonymische Ableitung, Vorgangsbezeichnungen, Ableitungsbasis*

*word formation, proper name, deonymic derivation, words for processes, derivational basis*

## **1 Einleitung**

Die hier zu behandelnde Variante der -ei-Ableitung ist eher selten und die im Folgenden vorgestellten Beispiele machen einen marginalen Teil der Gesamtheit der -ei-Ableitungen aus, die in meinem Projekt über -ei-Ableitungen im Deutschen behandelt werden sollen. Sie erweisen sich aber als in ganz besonderem Maße geeignet, wenn es darum geht zu zeigen, wie flexibel dieses Muster im heutigen Deutsch ist.

Man kann allgemein drei Haupttypen von *-ei*-Ableitungen unterscheiden: Wörter, die dazu dienen, einen Vorgang / Prozess (1), eine Lokalität / einen Ort<sup>1</sup> (2) oder ein Produkt / Ergebnis (3) zu beschreiben. Für jeden dieser Haupttypen ist die Ableitungsbasis entweder (a) ein Nomen oder (b) ein Verb:

1 Vorgangsbezeichnungen (Nomina actionis)

1a: *Schlägerei* < *Schläger*

1b: *Blödelei* < *blödeln*

2 Lokalbezeichnungen (Nomina loci)

2a: *Bäckerei* < *Bäcker*

2b: *Braterei* < *braten*

3 Ergebnisbezeichnungen (Nomina acti)

3a: *Zuckerei* < *Zucker*

3b: *Schmiererei* < *schmieren*

Auf diese Haupttypen können auch die deonymischen *-ei*-Ableitungen bezogen werden, also die Ableitungen, die auf einem Namen basieren: Sie sind vor allem Vorgangsbezeichnungen, die Typen 2 und 3 sind jedoch ebenfalls belegt.

Die Textfunktionen des Ableitungstyps können folgendermaßen sehr vereinfacht festgehalten werden: die Typen 1 und 3b sind (meist) pejorativ, die Typen 2 und 3a sind (meist) neutral.

Das Erkenntnisinteresse des Beitrags besteht vor allem darin, diesen marginalen Sondertyp zu dokumentieren und zu beschreiben.

## 2 Korpus und Methode

Das untersuchte Korpus ist das Deutsche Referenzkorpus (DeReKo) des *Instituts für Deutsche Sprache* in Mannheim, eine riesige Datenbank, die Jahr für Jahr größer wird und beispielsweise von 2013 bis 2014 von 5 auf 25 Milliarden Wörtern anwuchs.

Nach einer Aussortierung irrelevanter Treffer konnten Tausende von Belegen kategorisiert und beschrieben werden, von denen die deonymischen *-ei*-Ableitungen, wie schon festgestellt, einen winzigen Teil ausmachen.

Außerdem wird für den Vergleich mit der Sprachwirklichkeit außerhalb des Korpus auch das Internet mit Hilfe von Google herangezogen.

---

<sup>1</sup> Häufig auch das Handwerk, das an einem Ort ausgeübt wird.

### 3 Ableitungstypen

Für die Untersuchung wurden vier Typen von Ableitungen bestimmt, die nach der jeweiligen Ableitungsbasis eingeteilt wurden. Dieses sind Ableitungen aus Personennamen (3.1), aus geographischen Namen (3.2), aus Bewohnerbezeichnungen (3.3) sowie Ableitungen aus anderen Namen (3.4).

#### 3.1 Personennamen (anthroponymische Ableitung)

Die Vorgangsbezeichnung *Hitlerei* (< *Hitler, Adolf*) ist hier die häufigste Ableitung (bei Wellmann 1975: 393 als nichtusuell gekennzeichnet). Bei der Lokalbezeichnung *Fuggerei* (< *Fugger* = Augsburger Kaufmannsgeschlecht im 15. und 16. Jahrhundert) handelt es sich um einen Stadtteil in Augsburg, den der Kaufmann Jakob Fugger für Bedürftige bauen ließ (2). *Beckmesserei* ist ebenfalls häufig. Die allermeisten Belege für *Maierei* haben wie in (3) einen expliziten Bezug auf den Namen *Maier*, und zwar stets auf den Namen eines bekannten Skifahrers, auf Hermann Maier. Bei *Rosenstingelei/en* / *Rosenstinglerei* geht es um die sogenannte ‚Affäre Rosenstingl‘, die dem Politiker Peter Rosenstingl ihren Namen verdankt.<sup>2</sup> Relativ häufig ist auch die Pluralform *Dodereien*, die auf den Schriftsteller Heimito von Doderer zurückgeht.

- (1) Die ganze Hitlerei hat mich zutiefst angewidert. (L98/OKT.14445 Berliner Morgenpost, 24.10.1998)
- (2) Übrigens spürt Jakob Fugger, „der Reiche“, auch Verantwortungsgefühl: Unweit seines prächtigen Handelshauses lässt er einen eigenen Stadtteil für Bedürftige bauen – die „Fuggerei“, die es heute noch gibt. (A09/MAR.05121 St. Galler Tagbl., 17.3.2009)
- (3) Was bleibt für die Gegner, sind derzeit die kleinen Lichtblicke und Hoffnungsschimmer, der Maierei irgendwann ein Ende zu bereiten. (P98/JAN.01694 Die Presse, 14.1.1998)

Auch der Name des verstorbenen österreichischen Politikers Jörg Haider hat zu Ableitungen geführt wie in (4) (manchmal sogar mit dem eine ablehnende Haltung ausdrückenden Konfix *Anti-* kombiniert: *Anti-Haiderei/en*). Der deutsche Fußballer Franz Beckenbauer kommt ebenfalls ins Spiel, wenn auch nur vereinzelt. Beim Pluralbeleg in (5) liegt eindeutig die Bedeutung ‚Beckenbauers Art zu reden‘ vor.<sup>3</sup> Sonstige (seltene) Beispiele gehen aus (6) hervor.<sup>4</sup>

<sup>2</sup> Ein Google-Beleg lautet „Korruption und Rosenstingelei“.

<sup>3</sup> Bei den meisten Belegen, die über Google zugänglich sind, handelt es sich um den Text *In einer alten Beckenbauerei* des deutschen Komikers Wiglaf Droste.

<sup>4</sup> Es ist selbstverständlich, dass diesen Ableitungen nicht derselbe Status zukommt. Einige sind bereits lexikalisiert, andere sind schon aus der ‚aktiven‘ Sprache verschwunden. Li-

- (4) Mit Ausnahme eines harten Kerns unerschütterlicher Verehrer im politischen Auslaufmodell BZÖ will niemand mit dem Freibeuterschiff, das im Strudel der Skandale versinkt, untergehen. Das Spiel ist aus, die Haiderei entlarvt. (Z12/AUG.00256 Zeit, 23.8.2012)
- (5) Auch am Sonnabend störten Beckenbauereien wie „Torwart ist eine wichtige Position“ eher. (HMP05/JUN.02025 MOPO, 20.6.2005)
- (6) *Barschelei/en* (< *Barschel, Uwe*), *Burgstallereien* (< *Burgstaller, Paul*), *Hegelei/en* (< *Hegel, Georg Friedrich Wilhelm*), *Höchtelei/en* (< *Höchtl, Josef*), *Jandelei* (< *Jandl, Ernst*, darunter auch die Präfixoidbildung *Riesen-Jandelei*), *KraftMaiererei* (< *Kraft-Maier* = Künstlername, anspielend auf *Kraftmeier*), *Löwingerei* (< *Löwinger*), *Lutherei* (< *Luther, Martin*), *Marthalereien* (< *Marthaler, Christoph*), *Oblomowerei/en* (< *Oblomow* = ein Roman von Iwan Gontscharow), *Struwwelpeterei* (< *Struwwel-peter*, alle drei Belege in Frankfurter Rundschau), *Pilcherei* (< *Pilcher, Rosamunde*), *Schrammelei/en* (< *Schrammel* < *die Schrammeln*, darunter *Nebenerwerbs-Schrammelei* und *Gitarrenschrammeleien*),<sup>5</sup> *Bocusererei* (< *Bocuse d'Or*<sup>6</sup> < *Bocuse, Paul*), *Bornhauserei* (< *Bornhauser, Thomas*), *Anti-Foreggerei* (< *Foregger, Egmont*), *Eiselei* (< *Eisel, Bernhard*), *Gaismaiererei* (< *Gaismair, Michael*), *Hansmeyererei* (< *Meyer, Hans*), „*Fringserei*“ (< *Frings, Torsten*),<sup>7</sup> *Honeckerei* (< *Honecker, Erich*), *Kohlhaaserei* (< *Kohlhaas, Michael*), *Kriegenburgerei* (< *Kriegenburg, Andreas*), *Lagerlöfflerei* (< *Lagerlöf, Selma*, siehe Bsp. 17), *Merkeleien* (< *Merkel, Angela*), *Metternicherei* (< *Metternich, Klemens Wenzel Lothar von*), *Meyerei* (< *Meyer*), *Meyerholderei* (< *Meyerhold, Wsewolod Emiljewitsch*), *Möllerei* (< *Möller, Andy*), *Pirchnereien* (< *Pirchner, Werner*), *Pukelsheimerei* (< *Pukelsheim, Friedrich*), *Riegereien* (< *Rieger, Wolfgang*), *Scapinerereien* (< *Scapine* = Figur bei Goethe), *Schopenhauerei* (< *Schopenhauer, Arthur*, siehe Bsp. 18 und 19), *Schnitzlerei* (< *Schnitzler, Arthur*), *Stoibereien* (< *Stoiber, Edmund*), *Weyerei* (< *Weyer, Hans-Hermann*)

### 3.2 Geographische Namen (toponymische Ableitung)

Bei geographischen Namen findet sich ein definitorisches Dilemma, das dazu führt, dass diese Gruppe in meiner Untersuchung sehr klein ausfällt: Es ist in den meisten Fällen unmöglich genau zu wissen, ob der geographische Name oder die aus dem geographischen Namen abgeleitete Bewohnerbezeichnung (der ethnische Name) als Ableitungsbasis dient. Um dem Problem mit den umgelauteten Formen (z. B. in *Darmstädterei*)

terarische Beispiele haben wahrscheinlich größere Überlebenschancen als andere.

- <sup>5</sup> Ursprünglich der Name („D'Schrameln“) des von den Brüdern Johann und Josef Schrammel 1877 in Wien gegründeten ersten Quartetts dieser Art. – DUW zu *Schrammeln*: „aus zwei Violinen, Gitarre und Akkordeon bestehendes Quartett, das volkstümliche Wiener Musik spielt“.
- <sup>6</sup> Streng genommen ein Spitzname für die Koch-Weltmeisterschaft.
- <sup>7</sup> In einem der Google-Treffer auch *Völlerei* mit Bezug auf Rudi Völlner.

beizukommen, verfare ich – auch wenn es möglicherweise kontraintuitiv ist – konsequent so, dass dort, wo es möglich ist, die Bewohnerbezeichnung (z. B. *Darmstädter* und nicht *Darmstadt*) als Ableitungsbasis angenommen wird.<sup>8</sup> Dies führt dazu, dass dieser Abschnitt aus nur einem Wort besteht, und zwar *Krähwinkelei* (< *Krähwinkel*). *Krähwinkelei* wie auch die fiktive Kleinstadt *Krähwinkel* sind lexikalisiert mit den Bedeutungen ‘spießiges Verhalten’ (duden.de) bzw. ‘spießbürgerliche Kleinstadt’ (DUW). Nach Wellmann (1975: 67, Fußnote b) ist *Krähwinkelei* „die Tatsache, daß jmd. so handelt, als ob er in Krähwinkel wohne“.

- (7) was später von den Aposteln des preußisch-deutschen Einheitsstaates und den Anbetern der Staatsvernunft als Kirchturmpolitik und Krähwinkelei verspottet wurde, war immerhin Bestandteil einer rechtsstaatlichen, libertären Friedensordnung. (H85/KZ2.30704 Zeit, 6.12.1985)

### 3.3 Bewohnerbezeichnungen (demonymische Ableitung)

Hier geht es um Bewohnerbezeichnungen, die aus den im vorigen Abschnitt angesprochenen geographischen Namen abgeleitet sind.

Um auf Städte zurückgehende Bewohnerbezeichnungen handelt es sich bei *Seldwylerei* (< *Seldwyl* < *Seldwyla*)<sup>9</sup> und *Wienererei* (< *Wiener* < *Wien*, darunter auch *Dauerwienererei*), wobei *Wienererei* in Beispiel (9) eine Ergebnisbezeichnung ist.<sup>10</sup> Vereinzelt belegt (1–3 Belege) sind die Wörter in (10), deren Ableitungsbasen auf Gebiete, Gemeinden, Städte, Dörfer und Schlösser / Burgen zurückgehen.

- (8) Entgegen dem Verkehrskonzept wurde der zusätzliche Parkplatz für Auswärtige nicht erstellt. [...] Hauptverantwortlich für diese Seldwylerei ist – nebst dem Gemeindeammann – der ressortverantwortliche Lokalpolitiker Walter Knöpfli. (A10/MAL.05617 St. Galler Tagbl., 19.5.2010)
- (9) Nun bringt der Brandstätter-Verlag zu Hellers 65. Geburtstag den Band „Wienererei“: vermischte Kurzprosa, Reden, Skizzen, Gedichte aus gemeinsamer Produktion mit Helmut Qualtinger. (NEW12/MAR.00317 NEWS, 22.3.2012)

<sup>8</sup> Hierfür spricht auch, dass nicht alle Bewohnerbezeichnungen auf einen Ländernamen zurückgehen (z. B. *Etrusker*), bzw. dass nicht alle auf einen als Ableitungsbasis brauchbaren Namen zurückgehen (z. B. *Tschechische Republik*).

<sup>9</sup> = eine kleine Stadt in der fiktiven Welt von Gottfried Keller (*Die Leute von Seldwyla*, 1856).

<sup>10</sup> *Kalauerei/en* fällt hier aus dem Rahmen: Die Ableitungsbasis ist *Kalauer* ( nicht sehr geistreicher, meist auf einem Wortspiel beruhender Witz’), das nach DUW „nach dem Namen der Stadt Calau bei Cottbus“ gebildet ist. Ein *Kalauer* ist mit anderen Worten nicht vornehmlich eine Person aus Calau. – Manchmal sieht man auch die Schreibweise *Kalau*, siehe etwa Helbig (2004 sub voce *Kalauer*).

- (10) *Vorarbergerei* (< *Vorarberger* < *Vorarberg*),<sup>11</sup> *Garzweilerei* (< *Garzweiler*), *Meiningerei* (< *Meiningen* < *Meiningen*), *Tirolerei* (< *Tiroler* < *Tirol*), *Amriswilereien* (< *Amriswiler* < *Amriswil*), *Babenbergerei* (< *Babenberger* < *Babenberg*), *Bensheimerei* (< *Bensheimer* < *Bensheim*), *Berlinerei* (< *Berliner* < *Berlin*, zur möglichen deverbalen Ableitung aus *berlinern* siehe 4.3), *Darmstädterei* (< *Darmstädter* < *Darmstadt*),<sup>12</sup> *Habsburgerei* (< *Habsburger* < *Habsburg*), *Husumererei* (< *Husumer* < *Husum*), *Lübeckereien* (< *Lübecker* < *Lübeck*), *Nassauerei* (< *Nassauer* < *Nassau*, siehe Bsp. 20),<sup>13</sup> *Oberkärnterei* (< *Oberkärnter* < *Oberkärnten*), *Saarländerei* (< *Saarländer* < *Saarland*),<sup>14</sup> *Worpswederei* (< *Worpsweder* < *Worpswede*)<sup>15</sup>

Als nichtusuelle Formen führt Wellmann (1975: 67, Fußnote b) auch die bei mir nicht belegten „*Schwabingerei* (die Tatsache, daß (jmd.) in Schwabing herumzieht)“ und „*Nagolderei* (die Tatsache, daß (jmd.) so handelt, wie es in Nagold geschehen ist)“ an. *Schwabingerei* spricht gegen die Art und Weise meiner Analyse, denn *Schwabinger* scheint nicht als Bewohnerbezeichnung verwendet zu werden, sondern lediglich als undekliniertes Adjektiv (z. B. *Schwabinger Bürger*).

Bei den restlichen in diesen Abschnitt gehörenden Wörtern geht es um solche, deren Ableitungsbasen auf Ländernamen zurückgehen. Diese sind ebenfalls selten, und am häufigsten ist die Lokalbezeichnung *Holländerei* (duden.de: 'landwirtschaftlicher Betrieb, vorwiegend mit Milchwirtschaft; Molkerei' < *Holländer* 'Leiter einer Milchwirtschaft' < *Holland*),<sup>16</sup> wobei es in drei der Belege um den Namen *Torgelow-Holländerei* geht.<sup>17</sup> Die meisten Belege stammen aus Wikipedia oder aus der Zeitung *Nordkurier*, aber Beispiel (11) aus dem *Zürcher Tagesanzeiger* hat (in Anführungszeichen) eine

<sup>11</sup> Vgl. *Drückebergerei*, abgeleitet aus *Drückeberger*, nach DUW der „scherzh[afte] Nachbildung eines Einwohnernamens“, in Anlehnung daran auch *Schlauberger* > *Schlaubergererei*.

<sup>12</sup> Ähnlich wie *Darmstädterei* auch *Kleinstädterei* < *Kleinstädter* < *Kleinstadt*.

<sup>13</sup> Hier liegt potentiell ein Wortspiel auf *Nassau* und *Sauerei* vor (Wortkreuzung: *NasSAUerei*).

<sup>14</sup> Vgl. damit das vor allem im Plural vorkommende *Ländereien*.

<sup>15</sup> *Schwabingerei* ist über Google reichlich belegbar, *Nagolderei* dagegen erscheint in der Google-Recherche nur als Beispiel in Wellmanns Buch.

<sup>16</sup> Siehe hierzu etwa Meyers (sub voce *Holländerei*), DWB (sub voce *HOLLÄNDEREI*) und auch wikipedia.de sub voce *Holländerei*. – Für eine alternative (merkwürdig anmutende) Wortinterpretation siehe auch Meyers (sub voce *Holländereien* oder *Hauländer Wirtschaften*): „(Hauländereien, fälschlich Holländereien), Güter in der Provinz Posen, die früher, als das Land noch wenig bevölkert war, gegen einen jährlichen geringen Zins ohne Kaufgeld zu Eigentum verliehen wurden.“ – Eine scherzhafte Bedeutung / Verwendung mit der Schreibweise *Hollännerie* ist in Wander (sub voce *Holländerei*) belegt: 'eine volle Brust'

<sup>17</sup> Siehe hierzu wikipedia.de sub voce *Torgelow-Holländerei*.

etwas andere Bedeutung, und zwar etwa 'die Tatsache, dass man ein Haus mit Flachdach hat'.

- (11) Das flache Dach ist keine Erfindung des 20. Jahrhunderts – es ist auch keine „Holländerei“, wie man in den Zwanzigerjahren zu hören bekam, und keine subversive Idee der „Kulturbolschewisten“, wie es in den Dreissigerjahren hieß. (E99/JAN.00931 Zürcher Tagesanzeiger, 16.1.1999)

Ähnlich ist *Schweizerei* (< *Schweizer* < *Schweiz*; drei von vier Belegen in Anführungszeichen) dem süddeutschen Raum vorbehalten, und zwar mit ähnlicher Bedeutung ('Sennerei, Käseerei'), in DUW 'kleine private Molkerei auf dem Land' (*Holländerei* und *Schweizerei* werden auch von Henzen, 1965: 185 angesprochen). Wie bei *Holländerei* sind auch hier andere Verwendungsweisen möglich, wie das folgende Beispiel zeigt:

- (12) Man muss nicht irgendwo-hin reisen, um zu flanieren; auch in der Schweiz lässt sich von Apercu zu Apercu (sic, KBH), von Plauderei zu Plauderei schlendern. Die „Schweizerei“ weiss zum Beispiel, dass Bern nicht so schnell wie Zürich ist, dass sowohl Blocher als auch seine intellektuellen Kontrahenten unzufrieden sind [...]. (A97/AUG.18510 St. Galler Tagblatt, 14.8.1997)

*Engländerei* (< *Engländer* < *England*) bezieht sich entweder auf die Anfänge des Fußballs in Deutschland wie in (13) oder auf die Verwendung englischer Wörter im Deutschen.<sup>18</sup>

- (13) Die sich in den Städten ausbreitende Begeisterung für den Ballsport stieß häufig auf Ablehnung bei den Turnvereinen, insbesondere aus nationalistischen Gründen. Fußball wurde als ‚Engländerei‘ oder ‚Fußballlümmelei‘ beschimpft [...]. (NUZ06/APR.01747 NZ, 19.4.2006)

Vereinzelt vorkommende Wörter (1–2 Belege) sind *Ägypterei* (< *Ägypter* < *Ägypten*), *Chinesereien* (< *Chinese* < *China*), *Etruskerei* (< *Etrusker* < ?), und *Tschecherei* (< *Tscheche* < *Tschechische Republik*).<sup>19</sup>

<sup>18</sup> Man vergleiche dazu den Titel des sprachwissenschaftlichen Beitrags *Wider die Engländerei in der deutschen Sprache* von Hermann Dunger (1899: 241–252) sowie Eduard Engels Verwendung von *Welscherei* in *Sprich Deutsch!* (1917). Ob *Welscherei* – von Engel als Vorgangs- wie auch als Ergebnisbezeichnung verwendet – für oder gegen die Annahme der Personenbezeichnung (< *Welscher*) als Ableitungsbasis spricht, sei dahingestellt. – Das Goethe-Wörterbuch verzeichnet *Franzoserei* 'pl für Verhältnisse in Frkr', in Anlehnung an *francioserie* (sic).

<sup>19</sup> Morphologisch gesehen fallen *Chinesereien* und *Tschecherei* aus dem Rahmen: Als Ableitungssuffixvariante kommt dort *-rei* in Frage. Es handelt sich hier wahrscheinlich um eine Art Analogiebildung: Personenbezeichnungen auf *-e* brauchen einfach das extra *-e* nicht.

### 3.4 Ableitungen aus anderen Namen

Ableitungen aus Namen von Autos sind auch sehr selten. Es handelt sich dabei um *Opel* (> *Opelei*) und die öfter beschimpfte Marke *Hummer* (> *Hummerei*). Bei *Opelei* in (14) stellt sich die Frage, ob es sich um ein Kollektivum handelt. Besonders interessant ist *Premieren-Hummerei* in (15), weil – in einer vielleicht weit hergeholten Interpretation – sprachspielerisch auf den Zehnfußkrebs *Hummer* Bezug genommen wird.

- (14) Zwei Stunden später ist die Bad Breisiger Fähre letzte Station der Rekord- und Kapitän-Flotte vor der Rückkehr nach Koblenz über Bad Hönningen und Neuwied. [...] Mit dabei und vielbestaunt auch der '51er ‚Gangster‘-Kapitän von Klaus und Ulrike Schäfer aus Fachbach bei Bad Ems. „Wir kennen den Organisator durch die Opelei schon länger. [...]“, erzählt Ulrike Schäfer. (RHZ99/AUG.17857 Rhein-Zeitung, 26.8.1999)
- (15) Das Wiener Hundertwasser-Haus ist um eine Attraktion reicher, die sich der Schwechater Parkplatz-König und Rent-a-Car-Kaiser Walter „Chr-Chr“ Mazur zusammen mit dem Friedensreich-Platzhirsch Werner „Ché“ Barl haben einfallen lassen: Einen „Hundertwasser-Hummer-Shuttle“ vom Flughafen direkt zum neuen „Galerie-Café“ Barls. Das „Schalentier“-Duo: „Transitgäste [...] werden in Luxuskarossen zum Hundertwasser-Haus chauffiert, wo sie nach dem kulturellen Genuß in den des Leibes kommen. Mit täglich frisch aus Irland eingeflogenen Hummern. [...]“ Die opulente „Premieren-Hummerei“ ließen sich unter anderen nicht entgehen: Szene-Wirt „Number one“ Stefan Sares [...] und der Schauspieler Bruno Thost. (O96/JUL.72413 Neue Kronen-Zeitung, 14.7.1996)

In einer (noch uneinheitlicheren) Restgruppe finden wir *Biedermeierei/en* (< *Biedermeier*) und *Neobiedermeierei* (< *Neobiedermeier*) sowie das wortspielerische *Anbietermeiereien* (siehe 21) und schließlich *Steinerei/en* (darunter auch *Sommer-Steinereien*),<sup>20</sup> *Halloweeneieren* (< *Halloween*), *Youtuberei* (< *youtube*) und *Bühlerei* (< *Bühler* = Firmenname).

Nur eine Band dient als Ableitungsbasis, und wer sonst als *The Beatles* könnte dazu angeregt haben? *Beatelei* ist nur einmal belegt, hat aber eindeutig mit *The Beatles* zu tun:

- (16) [...] überhaupt müsse einmal ‚Schluss sein‘ mit der ganzen Beatelei. (N99/AUG.34867 Salzburger Nachrichten, 21.8.1999)

## 4 Besonderheiten

In diesem Teil werden einige Besonderheiten des Ableitungstyps angesprochen: Wortspiele und ‚kombinierte Ableitungen‘ in 4.1, ‚gesperrte‘ Wörter in 4.2, die mögliche

<sup>20</sup> = Name eines Brickfilm-Festivals, vgl. NN, 2006.

deverbale Ableitung in 4.3 sowie der Aspekt der Lexikalisierung und der Anwendung von Anführungszeichen in 4.4.

#### 4.1 Wortspiele und ‚kombinierte Ableitungen‘

Als wortspielerische Bildung ist die Ergebnisbezeichnung *Lagerlöfflerei* (< *Selma Lagerlöf*) zu charakterisieren, die für den Zweck des Wortspiels den üblichen deutschen Nachnamen *Löffler* heranzieht.

- (17) So [...] wurden die Legenden von Selma Lagerlöf als „Lagerlöfflerei“ und Nestroys Possen mit Gesang als „Bauernklamauk“ abgetan. (A97/AUG.20147 St. Galler Tagblatt, 25.8.1997)

*Schopenhauerei* kann als ‚das Besondere an Schopenhauer‘ wie in (18) oder als ‚Streit über Schopenhauer‘ (dieses Beispiel dürfte das von Wellmann, 1975: 304 mit einem ° versehene sein; vielleicht ist das Wort immer noch nichtusuell, auch wenn viele Belege über Google zu finden sind) wie in (19) ausgelegt werden, wobei im letzteren Fall eine Wortkreuzung (*SchopenHAUERei* aus *Schopenhauer* + *Hauerei* ‚Streit‘) vorliegt.

- (18) was er in seine Werke hineingeheimnißte an Mythischem, Philosophischem, die Schopenhauerei, das ist vergänglich und wird auch kaum noch begriffen, am wenigsten hier in England, dem diese Seite Wagners – oder sagen wir besser diese Facetten seines vielgestaltigen Wesens – immer fremd blieben. (BZK/W64.01153 Die Welt, 26.9.1964)
- (19) Wenn man diesen eisernen Horizont vor sich sieht, ihn zu überschreiten aber noch nicht fertigbringt, bliebe man mit seiner Analyse in bloßer Schopenhauerei stecken. (U02/MAR.01803 Süddeutsche Zeitung, 8.3.2002)

Bei *Nassauerei*, das in Fußnote 14 als Wortspiel gekennzeichnet wurde, wäre es schön, von einer Wortkreuzung aus *Nassau* und *Sauerei* (*NasSAUerei*) ausgehen zu können, d. h. eine *Sauerei*, die mit *Nassau* zusammenhängt: *Nassau*, die Hauptstadt der Bahamas, ist als eine Steueroase insbesondere der Kreuzschiffahrt bekannt. Eine solche Interpretation ist wahrscheinlich sehr abhängig davon, ob man aus einer Schiffahrtsnation kommt, und plausibler ist es, *Nassauer* ‚Schmarotzer, Schnorrer‘ (auch das Verb *nassauern*) als Ableitungsbasis anzunehmen.<sup>21</sup> Oben angesprochen wurde auch das wortspielerische *Anbiedermeierei* (siehe Beispiel 21), das als eine Kreuzung zwischen dem Verb *anbiedern* und *Biedermeier(ei)* analysiert werden kann (oder einfach aus der im Titel enthaltenen *Anbiedermeier* abgeleitet wurde).

<sup>21</sup> Zur Entstehungsgeschichte des Wortes siehe Kluge (1995) sub voce *Nassauer* und auch wikipedia.de sub voce *Nassauer*.

- (20) Für Grünen-Sprecher Andreas Pötz ist die B 8-Umgehung „ein Stück falsch verstandener Nassauerei“. Steuergelder würden verbraucht, dabei würde sich mit der von den Grünen bereits 2002 vorgeschlagenen Lösung einer Autobahnauffahrt bei Brechen bessere Erfolge einer Verkehrsentlastung erzielen lassen. (RHZ04/OKT.15752 Rhein-Zeitung, 15.10.2004)
- (21) Hier erreichte die Anbietermeierei bedenkliche Ausmaße. (N95/JUN.23274 Salzburger Nachrichten, 23.6.1995)

Abschließend erwähnt seien die eindrucklichen ‚kombinierten Ableitungen‘ *Mün-teferingmerkelei* (< *Franz Müntefering* und *Angela Merkel*) und *Stoibermüntemerkelei* (< *Edmund Stoiber*, *Franz Müntefering* und *Angela Merkel*).

## 4.2 ‚Gesperre‘ Wörter

In einigen Fällen ‚kollidiert‘ ein Nomen *agentis* (als Berufsbezeichnung) mit einem Nachnamen, was bedeutet, dass die *-ei*-Ableitung, insbesondere wenn sie auch lexikalisiert ist, besetzt ist, d. h. mit Bezug auf eine besondere Person nicht so einfach verwendet werden kann. Bei keinem der Belege für *Fassbinderei* / *Faßbinderei*, *Köhlerei* oder *Mahlerei* liegt ein Bezug auf den Filmemacher Rainer Werner Fassbinder, den ehemaligen Bundespräsidenten Horst Köhler (auch nicht auf andere Personen mit dem Namen Köhler oder gar den Fisch) oder Gustav Mahler vor.

Besonders interessant in diesem Zusammenhang ist *Wagnerei/en*: Von 215 singularischen bzw. 12 pluralischen Belegen beziehen sich 13 bzw. 5 (3 davon identisch) auf den Familiennamen *Wagner*, und zwar auf Richard Wagner wie in (22), in den restlichen geht es um das Handwerk.

- (22) Bei so viel Wagnerei ging fast unter, dass 2001 eigentlich ein Verdi-Jahr war. (NUN01/DEZ.02035 NN, 20.12.2001)

## 4.3 Deverbale Ableitungen?

Bisher bin ich davon ausgegangen, dass die hier in Frage stehenden Wörter denominal sind. Es ist ein allgemeines Problem in Sachen Derivation, dass es häufig schwer zu sagen ist, was genau die Ableitungsbasis ist. Das Problem ist bei anderen („normalen“) Ableitungen dieser Art größer, aber auch bei den hier behandelten deonymischen Ableitungen kann man in vielen Fällen die Frage stellen, ob nicht eher ein Verb als Ableitungsbasis anzusetzen ist: Namen deutscher Politiker werden häufig verbalisiert, um eine besondere Aktivität zu bezeichnen, die mit dem Politiker verbunden wird. So sind z. B. die Verben *schrodern* (‘autoritäres Auftreten zeigen’ < *Schröder*, *Gerhard*), *merkeln* (‘zögerliches Taktieren anwenden’ < *Merkel*, *Angela*), *guttenbergen* (‘abschreiben’ < *Guttenberg*, *Karl Theodor zu*), *wulffen* (‘Aufgeregtheiten auf den Anrufbeantwortern

anderer Leute hinterlassen' < Wulff, Christian),<sup>22</sup> *kinkeln* (bei Ludwig, 2001: 400 keine Bedeutungsangabe < *Kinkel, Klaus*), *waigeln* (< *Waigel, Theo*),<sup>23</sup> *genschern* ('Fähnchen nach dem Wind drehen' < *Genscher, Hans Dietrich*) und *gaucken* ('auf Stasimitarbeit überprüfen', so Ludwig, 2001: 399, der auch vermutete (ebd.: 401), dass das Verb „doch noch in die Wörterbücher eingehen wird“, < *Gauck, Joachim*) aufgetaucht. Belegt bzw. belegbar sind die Ableitungen *Schröderei*, *Merkelei*, *Guttenbergerei*, *Wulfferei*, *Kinkelei*, *Waigelei*, *Genscherei* und *Gauckerei* (sogar *Rum-Gauckerei*).<sup>24</sup> Sandig (2006: 222, nach Katajewa, 1996) erwähnt *Genscherei* und auch *Geißlerei*, „bezogen auf Aktivitäten der Politiker Hans-Dietrich Genscher (als deutscher Außenminister) und Heiner Geißler (damaliger Minister und Generalsekretär der CDU)“ in kommunistischen Zeitungen als Signal einer spöttischen bis gehässigen Haltung.

Ähnlich liegt die Sache bei den oben erläuterten Namen von Städten. Sowohl *berlinern* ('Berliner Mundart sprechen', siehe etwa Fleischer, 1992: 65) wie auch *wienern* ('Wiener Dialekt sprechen', so schon DWB, siehe Bsp. 9) haben sich etabliert.<sup>25</sup>

#### 4.4 Lexikalisierung vs. Nicht-Lexikalisierung (und die Verwendung von Anführungszeichen)

Einige der in diesem Beitrag angesprochenen Wörter sind in Wörterbüchern verzeichnet, die meisten allerdings nicht, und die Tatsache, dass der Erfinder / der Verwender häufig Anführungszeichen verwendet, zeigt, dass er sich dessen bewusst war, dass er die Grenze des ‚Erlaubten‘ überschritten haben mag.

Andere sind bereits lexikalisiert worden und nicht mehr mit dem Namen verbunden, der ursprünglich als Ableitungsbasis gedient hat, beispielsweise *Beckmesserei* (siehe wikipedia.de sub voce *Beckmesserei* sowie Helbig, 2004 sub voce *Beckmesser*: „seit Anfang des 20. Jhs. üblich“) und *Krähwinkelei*, nach DUW „nach dem Ort Krähwinkel in dem Lustspiel ‚Die deutschen Kleinstädter‘ des dt. Dramatikers A. v. Kotzebue (1761–1819)“.<sup>26</sup>

<sup>22</sup> Zu *wulffen*, *merkeln* und *guttenbergen* vgl. Spinnen (2012).

<sup>23</sup> Zu *waigeln* vgl. Engen (1995).

<sup>24</sup> (Noch) nicht belegt werden konnte *Momperei* (*mompfern* < *Momper, Walter*). – *Fischerei* (*fischern* < *Fischer, Joschka*) ist bestimmt belegbar, aber mit viel *Sortiererei* und *Analyseerei* verbunden.

<sup>25</sup> Ebenfalls als Verb liegt das allerdings aus diesem Rahmen fallende *kalauern* vor.

<sup>26</sup> Wikipedia: In der Schreibung *Krehwinkel* wurde das Wort in diesem Sinn bereits von Jean Paul in dessen Satire *Das heimliche Klagelied der jetzigen Männer* (1801) gebraucht, weite Verbreitung erlangte es dann in der Schreibung *Krähwinkel* durch August von Kotzebues Lustspiel *Die deutschen Kleinstädter* (1802), dessen Schreibweise sich in der Folgezeit auch Jean Paul in weiteren Werken anschloss.

Bei anderen können Anführungszeichen verwendet werden, um eine alternative Bedeutung zu markieren, so bei *Holländerei* vs. „*Holländerei*“ in (11) und *Schweizerei* vs. „*Schweizerei*“ in (12).

Die nicht lexikalisierten Wörter werden, wie es bei Wörtern jeder Art überhaupt der Fall sein dürfte, unterschiedlich lange leben. Während *Hitlerei* vermutlich noch eine Weile überleben wird, ist *Haiderei* wahrscheinlich mit der Person gestorben. Das trifft auch auf *Maierei* mit Bezug auf den nicht mehr aktiven Skifahrer Hermann Maier zu (der allerdings noch am Leben ist).

Anzumerken ist auch hier, dass eine Google-Recherche sehr deutlich zeigen kann, wie sich die Verwendung eines Wortes entwickelt hat. Während *Lagerlöfflerei* sowie die auf nicht nur eine Person zurückgehenden *Münzferingmerkelei* und *Stoibermünzmerkelei* über Google nicht belegbar und als Eintagsfliegen zu bezeichnen sind, wimmelt es von *Merkeleien* (auch im Singular). Auf die Aufnahme ins DUW können wir nur warten („Klartext statt Merkeleien“, reichlich belegbar, etwa bei Steg (2013)).

## 5 Ausblick

Die Wortbildungsmöglichkeit der *-ei*-Ableitung scheint kaum formale Grenzen zu kennen. In der Pressesprache wird sie sehr häufig eingesetzt, so auch in Diskussionsforen im Internet. Interessant ist die Verwendung von Anführungszeichen und, damit verbunden, die Frage, welche Wörter überleben, weil man sie über längere Zeiträume benötigt. Viele andere Aspekte hätten untersucht werden können, aber das wird an anderer Stelle erfolgen müssen. Wie erwähnt, gibt es nicht viele formale Beschränkungen, aber immerhin werden viele potentielle *-ei*-Ableitungen nicht gebildet. In meinem großen Forschungsprojekt zur *-ei*-Ableitung werde ich nicht zuletzt auch der Frage nachgehen, welche Wörter nicht als Ableitungsbasen dienen.

## Literaturverzeichnis

- Bibliographisches Institut GmbH: Duden Online Wörterbuch, [www.duden.de](http://www.duden.de).  
 Dunger, Hermann (1899): Wider die Engländerei in der deutschen Sprache. In: Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, 14, S. 241–252.  
 DUW = Duden Universalwörterbuch (2011), 7. Aufl., Mannheim (= CD-ROM).  
 DWB = Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig: Hirzel, 1854–1961, <http://woerterbuchnetz.de>.  
 Engel, Eduard (1917): Sprich Deutsch! Leipzig: Hesse und Becker Verlag.  
 Engen, Rudolf (1995): Waigeln. In: Die Zeit, Nr. 50, 8.12.1995, <http://www.zeit.de/1995/50/Waigeln> (30.11.2015).  
 Fleischer, Wolfgang (1992): Deonymische Derivation. In: Name und Text. Ausgewählte Studien zur Onomastik und Stilistik. Wolfgang Fleischer. Wolfgang Fleischer. Zum 70.

- Geburtstag herausgegeben v. Irmhild Barz, Ulla Fix u. Marianne Schröder. Tübingen: Niemeyer, S. 58–66.
- Goethe-Wörterbuch. Hrsg. v. d. Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, der Akademie der Wissenschaften in Göttingen und der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Stuttgart: Kohlhammer, 1978ff., <http://woerterbuchnetz.de>.
- Helbig, Gerhard (2004): Zur Bedeutung der Wörter. Ein illustriertes Lexikon. Mit Zeichnungen von Hans-Eberhard Ernst. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Henzen, Walter (1965): Deutsche Wortbildung. 3., durchgesehene und ergänzte Aufl. Tübingen: Niemeyer.
- Katajewa, Stalissa (1996): Diminutiva, Derivation, Paronomasie und Periphrase als agitatorisch verwendete Mittel der Politiker-Abwertung. Einige Beispiele aus der deutschsprachigen kommunistischen Presse der 80-er Jahre. In: Wörter in der Politik. Analysen zur Lexemverwendung in der politischen Kommunikation. Hrsg. v. Hajo Diekmannshenke u. Josef Klein. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 179–183.
- Kluge, Friedrich (1995) Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 23., erweiterte Aufl. Berlin, New York: de Gruyter.
- Ludwig, Klaus-Dieter (2001): Was (noch) nicht im Wörterbuch steht. Oder: Was ist Bimbos? In: Sprache im Alltag. Beiträge zu neuen Perspektiven in der Linguistik. Hrsg. v. Andrea Lehr, Matthias Kammerer, Klaus-Peter Konerding, Angelika Storrer, Caja Thomm u. Werner Wolski. Berlin, New York: de Gruyter, S. 389–408.
- Meyers = Meyers Großes Konversationslexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. 6., gänzlich Neubearb. u. verm. Auflage. Leipzig u. Wien 1905–1909, <http://woerterbuchnetz.de>.
- NN (2006): Steinerei 2006 in Hannover, <http://janoschases.de/wp-steinerei/wp-content/uploads/2011/01/Steinerei06.pdf> (30.11.2015).
- Sandig, Barbara (2006): Textstilistik des Deutschen. 2., völlig neu bearbeitete Aufl. Berlin, New York: de Gruyter.
- Spinnen, Burkhard (2012): Wulffen, Merkeln, Guttenbergen. In: DW Deutsche Welle Online, 5.3.2012, <http://dw.com/p/14D11> (30.11.2015).
- Steg, Joris (2013): Klartext statt Merkeleien. In: Marion Warden für Düsseldorf im Landtag NRW, 4.8.2013, <http://www.marion-warden.de/meldungen/30926/139605/Klartext-statt-Merkeleien.html> (1.2.2016).
- Wander = Deutsches Sprichwörter-Lexicon von Karl Friedrich Wilhelm Wander (<http://woerterbuchnetz.de>).
- Wellmann, Hans (1975): Deutsche Wortbildung. Typen und Tendenzen in der Gegenwartssprache. Eine Bestandsaufnahme des Instituts für deutsche Sprache, Forschungsstelle Innsbruck. Zweiter Hauptteil. Das Substantiv. Düsseldorf: Schwann (= Sprache der Gegenwart 32).



---

# DEUTSCH- UND GERMANISTIKUNTERRICHT

---

## Zur Entwicklung der curricularen Basiskompetenzen im Fremdsprachenunterricht

Merle Jung (Tallinn)

### **Abstract**

*Seit 2011 gelten in den allgemeinbildenden Schulen Estlands neue staatliche Curricula, in deren allgemeinem Teil unter anderem acht Basiskompetenzen festgelegt worden sind, die fachunabhängig von allen Lehrenden entwickelt werden sollen. Im vorliegenden Beitrag werden die estnischen staatlichen Curricula vorgestellt, die curricularen Basiskompetenzen beschrieben und es wird an einem Beispiel versucht zu veranschaulichen, wie sie im Fremdsprachenunterricht entwickelt werden könnten. Abschließend wird kurz der Frage nachgegangen, ob und inwieweit die Basiskompetenzen der Lernenden zu messen bzw. zu bewerten sind.*

*Since 2011, new national curricula are in effect in Estonian primary and upper secondary schools. Eight general competences related to students' personal development into humans and citizens – to be promoted by teachers of all subjects – are described in the general sections of the new curricula. The aim of this paper is to describe these general competences and present an example of how they can be developed in foreign language lessons. Finally, the question of assessment and evaluation of the general competences of learners is discussed.*

### **Keywords**

*Basiskompetenzen, Fremdsprachenunterricht, Curriculum, Bewertung  
general competences, foreign language teaching, curriculum, assessment*

## **1 Vorbemerkungen**

Das Hauptziel des gegenwärtigen Fremdsprachenunterrichts ist die Fähigkeit, die neue Sprache in verschiedenen authentischen Kommunikationssituationen zu verwenden. In der heutigen multikulturellen Welt stellt die Sprache unter anderem ein Mittel zum Kennenlernen fremder Kulturen dar. Die Schüler sollen auf die Möglichkeit vorbereitet werden, in der Fremdsprache und eventuell in einem anderen Land zu studieren oder

zu arbeiten, internationale Kontakte zu knüpfen u. Ä. Um dieses Ziel zu erreichen, muss ein Fremdsprachenlehrer sich häufig die Frage stellen, für was und wozu die Schüler die Fremdsprache brauchen (werden) und wie sie zu ihrer aktiven Benutzung ermutigt werden können. Dieses Ziel ist eng verbunden mit den Basiskompetenzen, die in den estnischen staatlichen Curricula für allgemeinbildende Schulen festgelegt worden sind und die den Schülern helfen sollen, auch nach dem Schulabschluss im Leben zurechtzukommen (vgl. dazu Kap. 2).

Im Jahr 2009 wurde in Estland mit der Entwicklung der neuen staatlichen Curricula für allgemeinbildende Schulen angefangen. Die gültigen Curricula aus dem Jahr 2002 wurden von verschiedenen Expertengruppen angesichts der veränderten gesellschaftlichen und pädagogischen Rahmenbedingungen sowie der neuen Lehr- und Lernziele in der Allgemeinbildung komplett überarbeitet. Im September 2011 wurden die überarbeiteten Curricula in allen 1., 4., 7. und 10. Klassen implementiert, und nach einer dreijährigen Erprobungsphase konnten 2014 erste Zusammenfassungen erstellt, Schlussfolgerungen gezogen und Korrekturen vorgenommen werden.

Seit 2011 basiert die staatliche Bildungstätigkeit in Estland auf drei Hauptcurricula:

- dem Curriculum für vorschulische Bildungseinrichtungen (2008),
- dem Curriculum für die Schule mit 9 Jahrgangsstufen (2011),
- dem Curriculum für die gymnasiale Oberstufe (2011).

Die obligatorische Bildung bzw. die Schulpflicht umfasst die Schule mit 9 Jahrgangsstufen. Der Kindergarten hat in Estland zwar den Status einer vollwertigen Bildungsinstitution, der vom staatlichen Curriculum für vorschulische Bildungseinrichtungen geregelt wird und in dem sich Lehrkräfte mit entsprechender Hochschul- oder Universitätsausbildung mit den Kindern beschäftigen, ist aber nicht obligatorisch. Trotzdem besuchten im Jahr 2014 nach Angaben der statistischen Datenbank Estlands (vgl. Statistika andmebaas) durchschnittlich 88% aller drei- bis sechsjährigen Kinder in Estland den Kindergarten. Nach dem Abschluss der 9. Klasse haben die Jugendlichen verschiedene Möglichkeiten zur Fortsetzung ihres Bildungsweges, sie können aber auch gleich ins Berufsleben einsteigen. Der Besuch der gymnasialen Oberstufe ist eine häufige Wahl. Im Schuljahr 2014 / 2015 besuchten 47% aller 16- bis 19-jährigen Jugendlichen in Estland die gymnasiale Oberstufe (vgl. ebd.).

Das Ziel aller Curricula ist, das in verschiedenen Fachbereichen vermittelte Wissen möglichst zu integrieren, darüber hinaus aber auch soziale Probleme zu behandeln, die sich auf die Lernenden und die Gesellschaft im Allgemeinen beziehen. Die Curricula schaffen durch die Festlegung der Lehr- und Erziehungsziele, allgemeiner Kompetenzen und Themen, die den Erwerb der Fertigkeiten für die allgemeine Entwicklung der Persönlichkeit unterstützen, eine Grundlage für die geistige, soziale und körperliche Entwicklung der Schüler (Kukk et al., 2014: 51).

Die staatlichen Curricula bestehen aus einem allgemeinen Teil und aus mehreren fachspezifischen Anlagen. Der allgemeine Teil enthält Beschreibungen der allgemeinen

Lernziele, Lernkonzeptionen, Basiskompetenzen, Grundlagen der Bewertung u. Ä. Die einzelnen Fachcurricula sind gebündelt in verschiedene Fachbereiche (z. B. Fremdsprachen, naturwissenschaftliche Fächer, Kunstfächer usw.) und enthalten dementsprechend verschiedene fachspezifische Inhalte.

## 2 Curriculare Basiskompetenzen

Zu den wichtigsten Zielen der neuen staatlichen Curricula gehört die Entwicklung der Basiskompetenzen, die in allen Fachbereichen von allen Lehrenden im Auge behalten und entwickelt werden sollen. Es werden insgesamt acht Basiskompetenzen im allgemeinen Teil der Curricula festgelegt und beschrieben. Diese acht Kompetenzen sind (vgl. Põhikooli riiklik õppekava, 2011; Gümnaasiumi riiklik õppekava, 2011):

- Kultur- und Wertekompetenz – Fähigkeit zur Wahrnehmung und Wertschätzung der Mitmenschen, Gesellschaft, Natur, der eigenen und fremden Kultur;
- soziale und Bürgerkompetenz – Fähigkeit zur Selbstverwirklichung, zum Verhalten als aktiver, bewusster, hilfsbereiter und verantwortungsvoller Bürger, zur Akzeptanz von Verschiedenheiten und Besonderheiten in der Gesellschaft;
- Selbstbestimmungskompetenz – Fähigkeit zur Analyse der eigenen Stärken und Schwächen sowie des eigenen Verhaltens in verschiedenen Situationen;
- Lernkompetenz – Fähigkeit zur Organisation der individuellen Lernumwelt, zur Planung und Durchführung des eigenen Lernprozesses, zur Analyse und Anwendung der erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten;
- kommunikative Kompetenz – Fähigkeit, sich sowohl in der Muttersprache als auch in Fremdsprachen mündlich und schriftlich klar und angemessen auszudrücken;
- mathematische, naturwissenschaftliche und technologische Kompetenz – Fähigkeit zur Benutzung von Symbolen, mathematischen Methoden, naturwissenschaftlichen Modellen und neuen Technologien in der Schule und im alltäglichen Leben;
- unternehmerische Kompetenz – Fähigkeit zum Generieren und zur Verwirklichung von Ideen, zur Problemlösung, Risikobereitschaft, Verantwortung für die Ergebnisse;
- digitale Kompetenz – Fähigkeit zur Benutzung der neueren digitalen Technologien im Lernprozess, in der Gesellschaft und in der Kommunikation in verschiedenen Gemeinschaften.

Nachdem die Implementierung der neuen staatlichen Curricula in den Schulen begonnen hat, haben die Lehrenden immer wieder auf die Aspekte hingewiesen, die ihnen in diesem Prozess am meisten Schwierigkeiten bereitet haben. Einer dieser Bereiche ist die sogenannte obligatorische Entwicklung der Basiskompetenzen im

Fachunterricht. Die Fachlehrer sind jedoch häufig ratlos, wie diese Anforderung zu erfüllen ist. Die folgende Übersicht vermittelt einen Überblick über die Möglichkeiten der Entwicklung der Basiskompetenzen im Fremdsprachenunterricht.

Basiskompetenzen	Fachinhalte und Methoden
<p><i>Kommunikative Kompetenz:</i> Entwicklung der Fähigkeit, Informationen zu bekommen, zu verstehen und zu vermitteln. Dabei sollen die Zeit, der Ort, die entsprechenden Personen und andere Faktoren, die die konkrete Kommunikationssituation beeinflussen, angemessen berücksichtigt werden.</p>	<p>Aufgaben zur Entwicklung der mündlichen und schriftlichen Rezeption und Produktion anhand möglichst authentischer Lernmaterialien. Gruppenarbeit, kreative und projektbasierte Aufgaben, Rollenspiele.</p>
<p><i>Kultur- und Wertekompetenz:</i> Bewusstmachung der Moralnormen in verschiedenen Kulturen und die Beurteilung der eigenen Tätigkeit entsprechend den kulturellen Werten; Toleranz und Akzeptanz sowohl gegenüber der eigenen als auch anderen Kulturen.</p>	<p>Vermittlung landeskundlicher Kenntnisse und Vergleich interkultureller Eigenarten und Besonderheiten anhand aktueller authentischer Materialien.</p>
<p><i>Soziale und Bürgerkompetenz:</i> Entwicklung der Fähigkeit zum Verhalten als verantwortungsbewusster Bürger, zur Anpassung an die in verschiedenen Kulturen gültigen Normen und Traditionen sowie zur funktionierenden Kommunikation mit Vertretern dieser Kulturen.</p>	<p>Anwendung des erworbenen kulturellen Wissens mit Hilfe der Beteiligung an Rollenspielen, Diskussionen und Projektarbeit.</p>
<p><i>Lernkompetenz:</i> Entwicklung der selbstständigen Denk- und Analysefähigkeit durch Lösen von Problemaufgaben, kritische Bewertung und Verallgemeinerung der Ergebnisse und bewusste Anwendung der Lernstrategien.</p>	<p>Üben und Erproben von verschiedenen Arbeitsverfahren zum Erwerb der Lernstrategien.</p>
<p><i>Mathematische, naturwissenschaftliche und technologische Kompetenz:</i> Gebrauch der mathematischen und naturwissenschaftlichen Sprache, Entwicklung der Fähigkeit zur Erklärung von Begriffen, zur logischen Erörterung, zum Begründen und Beweisen.</p>	<p>Verschiedene Tätigkeiten und Aufgaben zum Lesen, Verstehen, Verfassen und Anwenden einer Infografik. Logisches Argumentieren in mündlichen und schriftlichen Stellungnahmen.</p>
<p><i>Selbstbestimmungskompetenz:</i> Entwicklung der Fähigkeit, sich selbst, seine Stärken und Schwächen und sein Potenzial zu verstehen, zu beurteilen und anzuerkennen.</p>	<p>Aufgaben zur Selbstreflexion. Diskussionen und Erfahrungsaustausch zwischen Mitlernenden und Lehrenden.</p>
<p><i>Unternehmerische Kompetenz:</i> Entwicklung der Fähigkeit, Probleme zu erkennen und zu formulieren, im Team zu arbeiten, vernünftige Risiken einzugehen und Vorschläge zu machen.</p>	<p>Gruppenarbeit, kreative, projektbasierte und Problemlösungsaufgaben, Planspiele.</p>

Basiskompetenzen	Fachinhalte und Methoden
<i>Digitale Kompetenz:</i> Entwicklung der Fähigkeit zur Benutzung der vorhandenen neueren digitalen Technologien, um Probleme zu lösen, miteinander zu kommunizieren, Informationen zu vermitteln.	Aufgaben zur Anwendung der digitalen Technologien, zur Informationsproduktion und -suche, ebenso zur Vermittlung, Analyse und Auswahl der Informationen.

(vgl. Mänd et al., 2014: 40–41)

An dieser Stelle ist es wichtig zu beachten, dass die Basiskompetenzen in einem guten Unterricht eigentlich immer entwickelt werden, wenn auch manchmal unbewusst. Die Lehrer, die ihre Aufgabe darin sehen, nicht nur das Fachwissen zu vermitteln, sondern ihre Lernenden auch zu tüchtigen Gesellschaftsmitgliedern zu erziehen, haben schon immer großen Wert auf diese Kompetenzen gelegt.

### 3 Praxisbeispiel zur Entwicklung der Basiskompetenzen im Fremdsprachenunterricht

Im Folgenden wird ein Unterrichtsbeispiel vorgestellt, mit dem Ziel zu veranschaulichen, wie die curricularen Basiskompetenzen in einer Deutschstunde mit Hilfe eines Rollenspiels entwickelt werden können.

Thema: Beziehungen in der Familie, Probleme zwischen verschiedenen Generationen
Zielgruppe: Jugendliche im Alter von 15–19 (9.–12. Klasse)
Sprachniveau: A2+ / B1
Sprachliche Ziele: Sprechfertigkeit, sprachliches Handeln in einer fiktiven Situation. Schüler können im Rahmen des gelernten Wortschatzes ihre Ansichten vorstellen und begründen, Fragen stellen, den anderen zustimmen und widersprechen. Sie können die Ergebnisse der anderen analysieren und einander Feedback geben. Fächerübergreifende Ziele: Schüler finden in Gruppenarbeit eine Lösung für das vorgegebene Problem, indem sie fiktive Rollen übernehmen.
Zeit: Einstieg 5–10 Min., Vorbereitung der Rollenspiele in Kleingruppen 20–30 Min., Präsentation der Rollenspiele je nach Gruppengröße 15–20 Min. Im Fall einer Doppelstunde folgt unmittelbar die Phase der Auswertung, die von den Schülern ausführlich vorbereitet werden sollte. Andernfalls wird Feedback zu Hause vorbereitet und die Diskussion in der nächsten Stunde durchgeführt.
Materialien: Kärtchen mit Rollenbeschreibungen (s. Anlage). Die Rollenbeschreibungen können nach Wunsch und Bedarf variiert, ergänzt, vereinfacht o. Ä. werden.

<p>Sozialform: Gruppenarbeit möglichst in Vierergruppen</p>
<p>Entwicklung der Basiskompetenzen:</p> <ul style="list-style-type: none"> <li>• <b>Kultur- und Wertekompetenz</b> – Berücksichtigung der Familienmitglieder und ihrer Meinungen, Beachtung der gültigen gesellschaftlichen Normen;</li> <li>• <b>soziale und Bürgerkompetenz</b> – Zusammenarbeit in der Gruppe, aktives Handeln, Akzeptanz der Regeln;</li> <li>• <b>Selbstbestimmungskompetenz</b> – Analyse der Entscheidungen aus der Perspektive der konkreten Rolle, Empathie;</li> <li>• <b>Lernkompetenz</b> – Planung und Durchführung der Aufgabe in der Gruppe, Verwendung der erworbenen Kenntnisse (lexikalische und grammatische Mittel);</li> <li>• <b>kommunikative Kompetenz</b> – angemessene mündliche Kommunikation in der Fremdsprache ausgehend von der konkreten Rolle, Begründen, Widersprechen usw.;</li> <li>• <b>mathematische, naturwissenschaftliche und technologische Kompetenz</b> – logisches Argumentieren, Diskussion über die Uhrzeiten;</li> <li>• <b>unternehmerische Kompetenz</b> – kreative Ideen für die Problemlösung, Mut und Selbstsicherheit im Auftreten;</li> <li>• <b>digitale Kompetenz</b> – Benutzung von Online-Wörterbüchern, Informationssuche in digitalen Medien, Aufnahme der Rollenspiele.</li> </ul>
<p>Beschreibung der Durchführung</p>
<p>Einstimmung</p> <p>Es wird ein kurzer inhaltlicher Einstieg ins Thema gemacht. Es wird darüber diskutiert, wie die Verhältnisse zwischen den Familienmitgliedern heutzutage sind, ob es Probleme zwischen unterschiedlichen Generationen gibt, wie Lösungen gefunden werden. Die Schüler führen Beispiele aus der eigenen Erfahrung an.</p>
<p>Vorbereitung der Rollenspiele</p> <p>Die Schüler bilden nach Möglichkeit Vierergruppen (mit Joker-Karten lässt sich die Gruppengröße variieren) und lesen ihre Rollenbeschreibungen. Die Rollen können in der Gruppe entweder gelost oder frei gewählt werden.</p> <p>Die Aufgabe besteht darin, die Situation in der Gruppe aus der Perspektive der vorgegebenen Rollen zu diskutieren und ein Rollenspiel vorzubereiten. Es ist wichtig zu einer konkreten Lösung zu kommen.</p> <p>Je nach Sprachniveau kann die Lehrperson den Schülern sprachliche Unterstützung in Form von Wortschatz- oder Redemittel Listen (seine Meinung äußern, Fragen stellen, jemandem zustimmen, widersprechen u. Ä.) anbieten. Natürlich können die Schüler auch Online-Wörterbücher benutzen.</p>
<p>Präsentation der Rollenspiele</p> <p>Die Rollenspiele werden in der Stunde aufgeführt, dabei ist es wichtig, dass die Schüler ihre Repliken nicht ablesen, sondern frei sprechen. Ausgewählte Schüler aus anderen Gruppen haben die Aufgabe, die Szenen mit einer Kamera aufzunehmen. Die Aufnahmen können später unterschiedlichen Zwecken dienen: Analyse des sprachlichen Ausdrucks, der Aussprache, der Körpersprache usw. Auch sprachliche Fehler können mit Hilfe der Aufnahmen behandelt werden.</p>

#### Diskussion und Feedback

Jede Gruppe bespricht die Lösungen der anderen Gruppen und vergleicht sie mit der eigenen Lösung. Anschließend wird gemeinsam darüber diskutiert, ob es in dieser Situation überhaupt eine beste Lösung geben kann und es werden Vorschläge formuliert, wie solche Konflikte zwischen den Familienmitgliedern vermieden werden könnten.

Schließlich wertet jede Gruppe den eigenen Lernprozess aus, indem sie den Fragen nachgeht, wie die Zusammenarbeit in der Gruppe funktioniert hat, was gut gelungen ist, was schwierig war, was noch geübt werden sollte.

Die Lehrperson gibt den Schülern ebenfalls aufgrund ihrer Beobachtungen Feedback und erteilt Empfehlungen für die künftige Arbeit.

## 4 Bewertung der Basiskompetenzen

Neben der Entwicklung der Basiskompetenzen ist auch der Aspekt ihrer Bewertung in den letzten Jahren vielfach diskutiert worden. In den Jahren 2011–2014 wurde am Institut für Psychologie der Universität Tallinn das Projekt *Basiskompetenzen und ihre Bewertung* durchgeführt, dessen Ziel einerseits die Analyse von Fragen der Bewertung der Basiskompetenzen und andererseits die Ausarbeitung verschiedener Messinstrumente für die Bewertung in den Schulen war. Der empirische Teil der Untersuchung wurde in den 7., 8. und 9. Klassen der estnischen allgemeinbildenden Schulen durchgeführt. Für die Bewertung wurden vor allem verschiedene psychologische Untersuchungsmethoden benutzt, wie Tests, Befragungen, Beobachtungen u. Ä. (vgl. Kikas / Toomela, 2013: 3). Doch die Frage, inwieweit es möglich ist, die Fortschritte der Schüler im Bereich der Basiskompetenzen zu testen oder zu messen, hat auch im Rahmen dieses Projekts keine endgültige Antwort gefunden (vgl. Toomela, 2015).

Toomela (2015) weist darauf hin, dass die Bewertung der Basiskompetenzen kompliziert ist, weil die Voraussetzung dafür eine individuelle Untersuchung jedes einzelnen Schülers bzw. jeder einzelnen Schülerin in einer konkreten Lebenssituation ist. Er bezeichnet die psychologischen Forschungsmethoden zwar als informativ, aber nicht als fehlerlos, weil die Befragten häufig auch erwartete Antworten zu wählen versuchen. Toomela (ebd.) betont auch, dass solche Bewertungsinstrumente für Basiskompetenzen nie ganz fertig sein werden, sondern immer im Zusammenhang mit der Entwicklung der Bewertungstheorien und unserer gesellschaftlichen Verhältnisse weiterentwickelt werden müssen.

Da das Vorhandensein der Basiskompetenzen sich nicht durch Noten ausdrücken lässt, soll in diesem Zusammenhang auf einige Bewertungsmethoden hingewiesen werden, die die Lehrenden ausgehend von ihren Zielgruppen selbst ausprobieren können.

- Eine *formative Bewertung* bedeutet in erster Linie die Analyse der Leistungen der Schüler angesichts ihres eigenen Lernprozesses. Das verbale mündliche oder schriftliche Feedback enthält den Vergleich mit früheren Ergebnissen des jeweiligen Lernenden und Hinweise für die weitere Tätigkeit. Die Lehrperson

- hilft dem Schüler, sich neue Ziele zu setzen und konkrete Schritte zur Erreichung dieser Ziele zu planen.
- Die *gegenseitige Bewertung* der Schüler kann mit Hilfe von verschiedenen Bewertungsrastern, die vorher festgelegte Kriterien für die Bewertung der Basiskompetenzen enthalten, durchgeführt werden. Die Schüler geben einander zu einer oder mehreren Basiskompetenzen Feedback und können dabei auch über ihre eigenen Erfahrungen, Erfolge und Schwierigkeiten berichten. Die gegenseitige Bewertung muss häufig genug geübt werden, damit sie ehrlich und konstruktiv ist und von sozialen Beziehungen in der Klasse nicht beeinflusst wird.
  - Das *Portfolio* oder *Lerntagebuch* wird für die fachunabhängige Analyse der Basiskompetenzen von den Lernenden selbst geführt. Es empfiehlt sich, für jede Basiskompetenz eine Einheit im Portfolio zu bilden, die bei Bedarf ergänzt werden kann. Auch hier sollten verschiedene Fragen, Raster, Beschreibungen oder Stichpunkte den Schülern bei der Bewertung behilflich sein. Das Portfolio kann individuell zu Hause oder auch gemeinsam in der Stunde, z. B. nach der Erfüllung einer bestimmten Aufgabe, ergänzt werden.

Im Idealfall sollten alle drei Möglichkeiten der Bewertung benutzt werden, sodass der Lernende sowohl von den Lehrenden als auch von den Mitschülern Feedback bekommt und darüber hinaus auch eine Selbstreflexion durchführt.

## 5 Schlussbemerkungen

Die Entwicklung der Basiskompetenzen ist und bleibt ein Thema in der gegenwärtigen Bildungsdiskussion in Estland. Toomela (2015) kritisiert z. B., dass die Definitionen der Basiskompetenzen in staatlichen Curricula zu ungenau und allgemein seien, und dass die Methoden für die Entwicklung der Kompetenzen sowie die Messinstrumente für ihre Bewertung nach wie vor unbefriedigend seien. Unter Lehrenden gibt es ebenfalls sowohl leidenschaftliche Vertreter als auch kritische Skeptiker.

Meines Erachtens ist es wichtig, dass die Lehrenden in diesem Bereich nicht allein gelassen werden. Unterstützende Materialien und praktische Hilfen tragen zu einem bewussten unterrichtlichen Umgang mit Basiskompetenzen bei, was Voraussetzungen dafür schafft, dass die Schüler aktive, mutige und engagierte Menschen werden.

Viele Fremdsprachendidaktiker, vor allem die Vertreter des integrierten Sach- und Sprachlernens, betonen, dass die soziokulturellen und wirtschaftlichen Ziele im Sprachunterricht genauso wichtig sind wie die sprachlichen Ziele, damit die Absolventen nach dem Schulabschluss auf dem Arbeitsmarkt konkurrenzfähig sind (vgl. Mehisto et al., 2008). Dazu trägt die bewusste Entwicklung der Basiskompetenzen ohne Zweifel bei.

## Literaturverzeichnis

- Gümnaasiumi riiklik õppekava (2011). In: Riigi Teataja I, 14.01.2011, Nr. 2, <https://www.riigiteataja.ee/akt/129082014021> (10.10.2015).
- Kikas, Eve / Toomela, Aaro (Hrsg.) (2013): *Õppimine ja õpetamine kolmandas kooliastmes. Üldpädevused ja nende arendamine.* [Lernen und Lehren in der dritten Schulstufe. Basiskompetenzen und ihre Entwicklung.] Tallinn, [https://www.hm.ee/sites/default/files/oppimine\\_ja\\_opetamine\\_iii\\_kooliastmes.pdf](https://www.hm.ee/sites/default/files/oppimine_ja_opetamine_iii_kooliastmes.pdf) (30.4.2016).
- Kukk, Airi / Jung, Merle / Kebbinau, Maire (2014): Frühe Immersion in Estland. Untersuchung zum Erreichen der curricularen Lernziele russischsprachiger Kinder nach dem Einsatz der Sprachbad-Methodik. In: Beiträge zur Fremdsprachenvermittlung, H. 54, S. 49–61.
- Mänd, Kateryn / Jung, Merle / Skopinskaja, Liljana (2014): *Üldpädevuste kujundamisest võrkeleõppes.* [Zur Entwicklung der Basiskompetenzen im Fremdsprachenunterricht.] In: *Üldpädevuste kujundamisest aineõpetuses.* Hrsg. v. Merilin Aruvee. S. 40–47, <http://edidaktikum.ee/et/content/%C3%BCldp%C3%A4devuste-kujundamisest-aine%C3%B5petuses> (10.10.2015).
- Mehisto, Peeter / Marsh, David / Frigols, Maria Jesus (2008): *Uncovering CLIL: Content and Language Integrated Learning in Bilingual and Multilingual Education.* Oxford: Macmillan.
- Põhikooli riiklik õppekava (2011). In: Riigi Teataja I, 14.01.2011, Nr. 1, <https://www.riigiteataja.ee/akt/129082014020> (10.10.2015).
- Statistika andmebaas [Statistische Datenbank], <http://pub.stat.ee/px-web.2001/Database/Sotsiaalelu/databasetree.asp> (10.10.2015).
- Toomela, Aaro (2015): *Üldpädevuste hindamine.* [Die Bewertung der Basiskompetenzen.] In: *Õpetajate Leht* 18.09.2015, <http://opleht.ee/25075-uldpaevuste-hindamine/> (30.4.2016).

## Anlage: Rollenbeschreibungen für das Rollenspiel

Du bist 15 Jahre alt und fühlst dich von deiner Umgebung missverstanden. Deine Eltern nerven dich mit belanglosen Dingen, wie Zimmer aufräumen, Hausaufgaben machen und im Haushalt Arbeiten übernehmen. Du fühlst dich von deinen Eltern immer noch als Kind behandelt.

Heute findet die Geburtstagsparty deines besten Freundes / deiner besten Freundin statt, auf die du dich schon seit Wochen freust. Deine Eltern meinen, dass du spätestens um 22 Uhr zu Hause sein musst. Du würdest aber am liebsten dort übernachten.

Wie schaffst du es, eine für dich akzeptable Lösung des Problems zu finden?

Du bist der Vater eines / einer 15-Jährigen. Er / sie bringt dich mit seiner / ihrer Unordnung und seinem / ihrem unhöflichen Verhalten an den Rand des Wahnsinns. Du bist der Überzeugung, dass dem Verhalten deines Kindes nur mit Strenge und Härte und mit festen Regeln entgegenzukommen sei.

Die Geburtstagsparty seines / r / ihres / r besten Freundes / Freundin würdest du ihm / ihr am liebsten verbieten, aber da besonders deine Frau unter den Streitereien leidet, bist du auch bereit, auf einen Kompromiss einzugehen. Daher legst du fest, dass dein Sohn / deine Tochter spätestens um 22 Uhr zu Hause sein muss.

Wie gehst du mit den Forderungen deines Sohnes / deiner Tochter um? Nimmst du Rücksicht auf die Meinung deiner Frau?

Du bist die Mutter eines / einer 15-Jährigen. Du empfindest das unordentliche und unhöfliche Verhalten deines Kindes als Respektlosigkeit den Eltern gegenüber, außerdem stehst du ständig zwischen den Fronten zwischen deinem Mann und eurem Kind.

Du würdest deinem Sohn / deiner Tochter zugestehen, bis Mitternacht auf der Geburtstagsparty seines / r / ihres / r besten Freundes / Freundin zu bleiben. (Dein Mann erlaubt ihr / ihm den Ausgang bis höchstens 22 Uhr.) Dein Mann würde dieses Zugeständnis als „Schwäche“ werten, darum weißt du nicht, wessen Seite du wählen sollst.

Wie findest du für dich und für die anderen eine akzeptable Lösung des Problems?

Joker!

Du kannst einen beliebigen vierten Charakter erfinden!

---

# Die kollaborative Lernplattform Wikispaces im finnischen Germanistikunterricht – Ergebnisse und Aussichten

Laura Pihkala-Posti und Olli Salminen (Tampere)

## **Abstract**

*Das Ziel dieses Beitrags besteht darin, Erkenntnisse aus zwei Reihen von Unterrichtsinterventionen vorzustellen. Im Studiengang Deutsche Sprache, Kultur und Translation sind unter anderem Wikispaces-Wikis und darin eingebettete Etherpad-Dokumente als Plattform für kollaboratives Schreiben und gemeinsame Lerndiskussionen im Unterricht der Übersetzung und Phraseologie ausprobiert worden, um die Unterrichtspraktiken in Hinsicht auf den Medieneinsatz zu aktualisieren. Als vorläufiges Ergebnis lässt sich erstens feststellen, dass die Mehrheit der Studierenden die kollaborative Online-Arbeit für nützlich hielt und meinte, dass ihre Lernprozesse durch diese Arbeitsweise vertieft wurden. Zweitens hat auch der Kursleiter während des Prozesses die Vorteile gesehen und sich für die weitere Entwicklung des Konzeptes eingesetzt.*

*This article sets out to describe the processes and outcomes of teaching interventions in two courses of German philology. The first was a course on translation and vocabulary, the second on phraseology and idioms. The aim of these interventions was to update the teaching practices to meet the demands of recent developments in the media culture. For example, Wikispaces wikis and embedded Etherpad documents were employed and tested as a platform for collaborative writing and learning discussions within the courses. Preliminary results indicate that the majority of students found working online useful, stating that this working method deepened their learning processes. Additionally, the teacher of the courses learned during the process to appreciate the advantages of this working method, and was ready to commit himself to developing the concept further.*

## **Keywords**

*Hochschuldidaktik, kollaborative Internetwerkzeuge, Germanistikunterricht, Übersetzung, Struktur- und Wortschatzarbeit, Phraseologie, Idiomatik, university pedagogy, collaborative web tools, teaching German philology, translation, grammar and vocabulary training, phraseology, idiomatics*

## 1 Einleitung

Dieser Beitrag gehört zum Bereich der germanistischen Hochschuldidaktik. Es werden Unterrichtsinterventionen (vgl. Definition unten) in zwei Kursen des Studiengangs *Deutsche Sprache, Kultur und Translation*<sup>1</sup> der Universität Tampere in den Studienjahren 2012–2013, 2013–2014 und 2014–2015 beschrieben. Es handelt sich um einen Kurs zur Übersetzung und zum Wortschatz für Studierende des ersten Studienjahres (SAKP3) und um einen Kurs zur Phraseologie und Idiomatik des Deutschen für Studierende des zweiten Studienjahres (SAKA5).

Das Hauptziel der Unterrichtsinterventionen war die Entwicklung vielfältigerer Arbeitsweisen und die Intensivierung des Lernprozesses unter anderem durch die Förderung studentischer Dialoge. Die grundlegende Idee bestand also darin, durch Diskussion, gemeinsames Erörtern, Verhandeln und Problemlösen die Lernprozesse zu vertiefen und bewusster zu machen. Weiterhin wird hier der Wert des Peer Support hervorgehoben: Dazu gehört unter anderem die Diskussion problematischer Fälle, z. B. bei zu übersetzenden Texten zusammen mit anderen Studierenden. Als Vorteil dieser Vorgehensweise wird angenommen, dass die Mitstudenten leichter ansprechbar sind als die Lehrkraft. Da dies darüber hinaus außerhalb des Kontaktunterrichts geschieht, wird erheblich mehr Zeit für diese aus pädagogischer Sicht sehr wichtigen Diskussionen zur Verfügung gestellt. Ein weiteres Ziel der Interventionen besteht in der Anpassung des Unterrichts an die neuen digimedialen und sozial-interaktiven Umgebungen. Kollektive Wissensbildung und Vernetzung der Experten sind im Zeitalter der sozialen Medien von zentraler Bedeutung. Neue Arbeitsweisen auch im Studium einzuführen ist besonders sinnvoll, um die Fertigkeiten der Studierenden zu stärken, verschiedene Internetapplikationen in Gebrauch zu nehmen. Kooperations- und Kollaborationsfertigkeiten<sup>2</sup> werden schließlich im zukünftigen Arbeitsleben sowohl online als auch face-to-face immer mehr vorausgesetzt (sog. ‚neue Medienkompetenz‘). Es soll auch die Entwicklung der Lernerautonomie und -kollaboration unterstützt werden (vgl. dazu z. B. Jiménez Raya / Lamb, 2008; Jiménez Raya / Lamb / Viera, 2007; Kohonen, 2010; van Lier, 1996, 2000 und 2010; Pihkala-Posti, 2016).

Die Veränderungen der Medienwelt verursachen Druck in der heutigen Gesellschaft und im Unterricht im Speziellen, neue Technologien einzuführen. Der fehlende Technologieeinsatz im Unterricht wird oft als Problem angesehen, wodurch die Notwendigkeit entsteht, nach pädagogisch sinnvollen Lösungen zu suchen (vgl. z. B. Prensky,

---

<sup>1</sup> Früher getrennte Studiengänge Germanistik und Translatologie (Deutsch).

<sup>2</sup> Bei kollaborativen Lernaufgaben wird eine enge Zusammenarbeit vorausgesetzt, um die Aufgabe meistern zu können. Im Unterschied zum kooperativen Lernen tritt die Gemeinschaftsarbeit stärker in den Vordergrund, d. h. es ist nicht die Absicht, die Aufgabe aufzuteilen, sondern das Endprodukt wirklich gemeinschaftlich zustande zu bringen. Vgl. z. B. Achorner, 2011.

2001; Gee, 2004, 2005; Jenkins, 2006; Luukka et al., 2008 und Fidler, 1997). Das Ziel des Dissertationsprojekts von Pihkala-Posti besteht darin,

in der aktuellen Problemsituation in die existierenden Praktiken einzugreifen, um die gegenwärtige Situation in eine veränderte Richtung zu lenken. Dies betrifft nicht nur die Unterrichtspraktiken der Lehrerin-Forscherin selbst, sondern auch den finnischen Deutschunterricht insgesamt. [...] in dieser Studie [wird] von den durchzuführenden Maßnahmen als Gesamtheit die Benennung *Intervention* verwendet. Dabei handelt es sich also um die jeweiligen Eingriffe in den bisher üblichen Unterricht, mit denen das Erreichen der gezielten Veränderungen angestrebt wird (Pihkala-Posti, 2012: 115; Pihkala-Posti, 2014: 198).

Die Idee der hier beschriebenen Unterrichtsinterventionen entstand im Laufe der Betreuungsdiskussionen für die besagte Dissertation, als nach Möglichkeiten für konkrete Entwicklungsprojekte auf der Universitätsebene gesucht wurde. Die Entwicklungsarbeit basiert auf Prinzipien der Design- und Aktionsforschung. In diesen nutzerorientierten Forschungsansätzen wird danach gestrebt, in kontinuierlichen Zyklen aus Analyse der Ausgangssituation, Planung, Umsetzung, erneuter Analyse und Umpassung konkrete, praxisorientierte Probleme zu lösen. Von den beiden Ansätzen ist die Designforschung eher theoretisch orientiert. Im vorliegenden Fall wird durch schrittweises Ausprobieren („trial and error“) das Konzept ständig weiterentwickelt (vgl. Krüger / Parchmann / Shecke, 2013; Heikkinen / Rovio / Syrjälä, 2006; Kuula, 1999; Collins / Joseph / Bielaczyc, 2004; Pihkala-Posti, 2013). Dies geschieht durch systematisches Einsammeln von studentischem Feedback, durch dessen Analyse sowie gemeinsame Beobachtungen und Reflexionen des Kursleiters und der Forscherin. Hierdurch wird nach einem funktionierenden Konzept gestrebt, in dem auch Ideen der Studierenden Berücksichtigung finden.

Das Ziel dieses Beitrags besteht darin, den konkreten Inhalt der durchgeführten Unterrichtsinterventionen zu beschreiben und aufgrund des gesammelten Forschungsmaterials vorläufig auszuwerten. Es werden zuerst die eingesetzten digitalen Werkzeuge *Wikispaces* und *Etherpad* vorgestellt. Danach wird die konkrete Durchführung der Unterrichtsinterventionen beschrieben. Anschließend werden Hauptlinien des Studentenfeedbacks sowie die zentralen auf den Lehrer- und Forscherreflexionen und -beobachtungen basierenden Erkenntnisse dargestellt. Zusammen ergeben diese ein Gesamtbild, mit dessen Hilfe das Unterrichtskonzept zwischen den Interventionszyklen weiterentwickelt wurde und wird.

## 2 Kurze Darstellung der eingesetzten Werkzeuge

Die Idee der Wiki-Plattform besteht darin, durch einen gemeinsamen Meinungsaustausch Wissen schnell zu sammeln und zugänglich zu machen. Benutzer können auf

Wikispaces die ihnen zugewiesenen Seiten lesen und online ändern, wobei Text, Bilder, Video und auch andere Web-Tools eingefügt werden können. Eine Gruppenarbeit kann auf dieser Plattform entweder quasi-synchron oder asynchron stattfinden. Alle Änderungen werden festgehalten und können jederzeit rückgängig gemacht werden. Die Inhalte werden gegenseitig ergänzt und korrigiert. Erfahrungen und Wissen mehrerer Autoren werden daher auf einer gemeinsamen Plattform präsentiert. Mit diesen Wikis kann auf unterschiedlichen Ebenen gearbeitet werden. Erstens gibt es allen Wikimitgliedern zugängliche Hauptwikiseiten (siehe Abbildung 1), auf denen allgemeine Anweisungen zur Wikiarbeit gegeben werden. Zweitens ermöglichen es private Projektseiten einzelnen Studierenden und / oder Arbeitsgruppen (Teams), die Lernprozeduren sowie die teaminterne Zusammenarbeit und Kommunikation zu unterstützen und zu regeln.

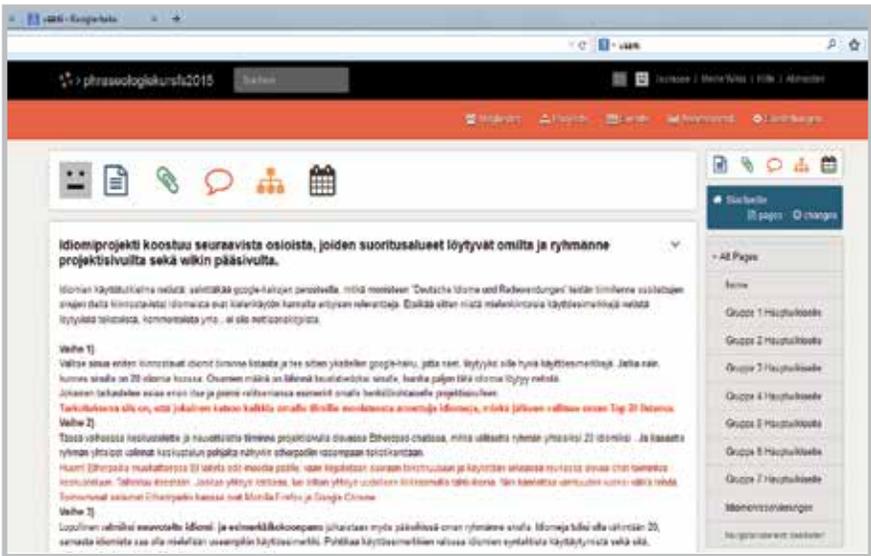


Abb. 1: Eine allen Kursteilnehmern zugängliche Wiki-Startseite

Durch eine Einbettung steht in unserem Projekt auch der Texteditor *Etherpad* zur Verfügung; *Etherpad Lite* ist ein webbasierter OpenSource Editor (der in seiner Funktionsweise eine starke Ähnlichkeit mit *Google Docs* aufweist, vgl. Abb. 3, mit dem mehrere Personen gemeinsam in Echtzeit (synchron) an einem Text arbeiten können, asynchrones Arbeiten ist aber auch möglich. Dabei werden die Änderungen aller Nutzer mit verschiedenen Farben gekennzeichnet und sind über eine Zeitleiste nachvollziehbar. Der integrierte Chat ermöglicht zudem die direkte Kommunikation aller und erleichtert so die Bearbeitung des Textes.

### 3 Die konkrete Durchführung der Unterrichtsinterventionen

#### 3.1 Aufbau der Aufgabenstellung in der Wikispaces-Umgebung

Für jede Lernergruppe wurde ein eigenes *Wikispaces*-Wiki erstellt mit der folgenden Struktur: Erstens wurde für alle Studierenden eine persönliche Projektseite erstellt, die für die erste Fernarbeitsphase, die individuelle Vorbereitung, vorgesehen war. Für die zweite Phase der Fernarbeit wurden die Studierenden in Kleingruppen von 3–4 Studierenden eingeteilt. Zweitens wurde für *jede Gruppe* (im Folgenden werden diese ‚Teams‘ genannt, im Gegensatz zu der ganzen Präsenzunterrichtsgruppe) eine eigene teaminterne Wiki-Projektseite geschaffen. Auf dieser Seite wurden die Aufgaben der Fernphase II durchgeführt. Auf dieser Seite befindet sich eine eingebettete *Etherpad*-Applikation mit einem synchronen Texteditor und einem Chat-Fenster für teaminterne Kommunikation während der Texteditierung.

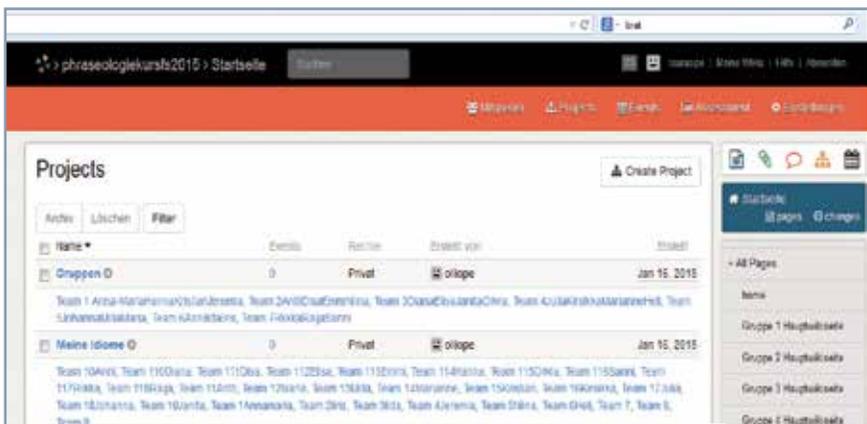


Abb. 2: Ein Screenshot von der Seite, die den Lehrkräften Zugang zu den Teams und den persönlichen Vorbereitungsseiten einzelner Studierender bietet

Drittens gibt es die allen Kursteilnehmern zugänglichen Hauptwikiseiten (vgl. Abbildung 1), auf denen die Teams ihre fertigen Texte bzw. Idiomlisten veröffentlichen. Auf der jeweiligen Hauptwikiseite des betreffenden Teams geschieht im Anschluss an die beiden Vorbereitungsphasen die Diskussion mit der ganzen Unterrichtsgruppe und der Lehrkraft, und dort werden die Texte auch *überprüft*, kommentiert und korrigiert (Präsenzunterrichtsphase). Im Folgenden werden die konkreten Vorgehensweisen in den beiden Kursen dargestellt.

### 3.1.1 SAKP3 Struktur- und Wortschatzübungen

In dem Übersetzungs- und Wortschatzkurs wurden neben den bisher eingesetzten individuellen schriftlichen Hausübersetzungsaufgaben und den Vorbereitungsaufgaben für mündliches Übersetzen in der Stunde als neue Arbeitsweise Übersetzungsaufgaben auf der Plattform *Wikispaces* als Fernarbeit eingeführt. Dies geschah in zwei Phasen, auf der individuellen und auf der Teamebene: Zuerst haben alle Mitglieder des jeweils zuständigen Teams auf ihrer persönlichen *Wikispaces*-Seite eine individuelle Übersetzung des (gleichen) Textes verfasst. Von den anderen Studierenden des Kurses wird erwartet, dass sich auch sie mit dem Text bekannt machen und ihn vor dem Präsenzunterricht wenigstens oberflächlich übersetzen. Alle Teilnehmer sollten aufgrund des deutschen Ausgangstextes auf ihrer persönlichen Seite auch eine Liste von Wörtern, Ausdrücken und Strukturen zusammenstellen, die sie für besonders wichtig halten.

In der zweiten Phase der Fernarbeit schafft das jeweils zuständige Team eine gemeinsame Version aufgrund der persönlichen Entwürfe durch Meinungsaustausch und Diskussion der alternativen Übersetzungslösungen und problematischen Fälle. Der fertige Text wird über die Hauptwikiseite allen Kursteilnehmern zugänglich gemacht. Das Team macht auch einen gemeinsamen Vorschlag für eine Liste von wichtigen Ausdrücken, die am Ende der Übersetzung veröffentlicht wird. Abbildung 3 zeigt, wie der Text jedes Teammitglieds mit einer eigenen Farbe gekennzeichnet wird. Es ist zudem ersichtlich, dass alle an der Gestaltung der gemeinsamen Übersetzung beteiligt waren und dass ein echter Meinungsaustausch zustande kam.

Im Präsenzunterricht geschieht danach die gemeinsame Besprechung und Korrektur des Textes. Die vom zuständigen Team vorgeschlagene Liste von wichtigen Ausdrücken wird gemeinschaftlich aufgrund von Vorschlägen anderer Kursteilnehmer ergänzt; vgl. hierzu Abbildung 4. Die Beherrschung dieser gemeinsam ausgewählten Wörter und Ausdrücke wird in der Abschlussklausur geprüft.

### 3.1.2 SAKA5 Phraseologie

Neben den in dem Phraseologiekurs bisher eingesetzten Übungen, z. B. Gruppierungsübungen, in denen synonyme und antonyme Idiome gefunden werden sollen, Übungen zu einer Zuweisung von Bedeutungserklärungen zu entsprechenden Idiomen, einem Einsetzen von Idiomen aus einer Liste in vorgegebene Kontexte sowie Lückenübungen, in denen beispielsweise Tiernamen aus einer Liste den richtigen Idiomen zugeordnet werden sollen, kamen nun folgende Aufgaben hinzu (vgl. Miebs / Salminen, 2012 und Salminen, im Druck 2016).

Alle in den bisherigen Kursübungen vorkommenden Idiome sind in einer Handreichung mit einer Liste von 800 Idiomen zusammengetragen. Diese Idiome wurden unter den Teams gleichmäßig verteilt (durchschnittlich ca. 130 pro Team). In der ersten Phase der Fernarbeit sollte jedes Teammitglied aus diesen Idiomen eine persönliche Top-20-Liste von nützlichen und interessant erscheinenden Idiomen für seine persönliche

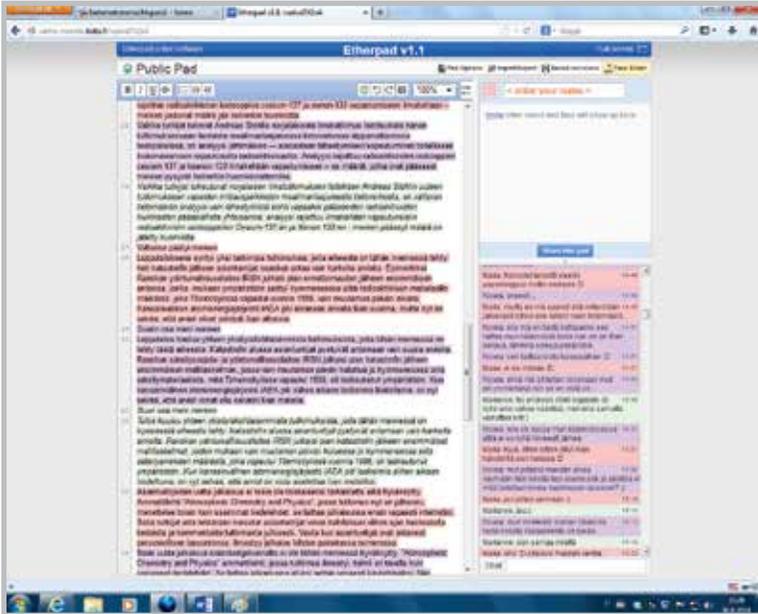


Abb. 3: Bearbeitung eines Übersetzungstextes in Etherpad

P3WSHERBST2014Gr2 > Startseite

Text 1 Besonders gute und nützliche Wörter, Ausdrücke u.ä.

Sana, sanonta tms. auf Deutsch/Käännös suomeksi	Muita kommentteja ja huomioita
Angst vor etw. haben	pelätä jotain
aus dem Traum schrecken	säpsähtää herälle
jemandem/etw. auf der Spur sein	olla jonkun/jonkin jäljellä
nicht selten	usein, "harva se päivä"
eine große Rolle spielen	olla tärkeää/merkittävää
um/gehen	kaetellä, kokea
laut jemandem	jonkun mukaan
etw. ins Auge schauen	kohdata, silmästä silmään
zu kurz kommen	jaada liian vähälle (esim. huomiolle)
sich etw. stellen	asettua?

Abb. 4: Liste von wichtigen Wörtern, Wendungen und Strukturen am Ende einer Übersetzung

Wiki-Projektseite auswählen. Dabei sollte durch Internetrecherchen sichergestellt werden, dass es sich um geläufige Idiome handelte, für die repräsentative Verwendungsbeispiele gefunden werden konnten. Neben den ausgewählten Idiomen sollten authentische Netz-Beispiele für ihre Verwendung sowie nach Möglichkeit auch die finnischen Entsprechungen (der Idiome) gegeben werden. Anschließend vereinbarte das Team eine gemeinsame Liste von 20 Idiomen und finnischen Entsprechungen mit Verwendungsbeispielen auf der Teamseite mithilfe des dort eingebetteten Texteditors *Etherpad*. Diese Liste wurde dann über die Hauptwikiseite allen Kursteilnehmern zugänglich gemacht. Im Präsenzünterricht präsentierten die Teams der übrigen Gruppe ihre Idiome mit den im Internet gefundenen Verwendungsbeispielen. In diesem Zusammenhang wurden auch die für die Idiome vorgeschlagenen finnischen Entsprechungen diskutiert und bei Bedarf ergänzt oder korrigiert. Dies geschah ab dem dritten Durchgang (2014–2015) allerdings erst im Zusammenhang mit der Besprechung der in der Phase zwei verfassten Idiomtexte.

Die zweite Phase der Fernarbeit bestand in einer kreativen, vertiefenden produktiven Übung. Die Teams hatten die Aufgabe, einen zusammenhängenden Text zu verfassen, in dem alle ausgewählten 20 Idiome in einen Kontext eingebettet waren. Die Textorte durften sie frei wählen. Die Vorbereitung geschah auf den Projektseiten des Teams und war daher auch später nachvollziehbar. Danach wurde der Text im Hauptwiki für alle veröffentlicht. Im Anschluss fand eine gemeinsame Diskussion statt und eventuelle syntaktische, stilistische und kontextuelle Fehler wurden korrigiert.

In der dritten Phase der Fernarbeit verfassten die Teams kollaborativ einen Idiomartikel, der später in der Zeitschrift *Silta – Brücke* der Finnisch-deutschen Gesellschaft erscheinen sollte. Für den Artikel sollten die Teams drei bis vier Idiome auswählen und diese auf eine populärwissenschaftliche Weise den (vorwiegend finnischen Lesern) der Zeitschrift erläutern. Dabei kamen etymologische Aspekte viel mehr zum Vorschein als es im Rahmen des übrigen Unterrichts möglich war. Die Rohversionen der Artikel wurden auch im Hauptwiki veröffentlicht, damit sie allen Kursteilnehmern zugänglich waren und im Unterricht gemeinsam diskutiert werden konnten. Bei Bedarf wurden die Artikel vor dem Abschicken an die Redaktion von der Lehrkraft editiert.

Das folgende Beispiel ist ein noch nicht editierter Auszug aus einem Artikelentwurf eines Teams für die Zeitschrift *Silta – Brücke*. Diese Aufgabe bringt die Studierenden dazu, den ausgewählten Idiomen auf den Grund zu gehen, z. B. ihre Etymologie zu erörtern und sie mit eventuellen finnischen Entsprechungen zu kontrastieren.

Für viele Studierende bedeutet der Frühling nicht nur blühende Blumen und schönen Sonnenschein, sondern auch brennende Deadlines an der Universität. Die Wärme und die sonnige Terrasse locken viele Studierende, noch eine Weile nach der Inspiration zu suchen. Die unangenehmen Arbeiten werden *auf die lange Bank geschoben*, das heißt für später aufgeschoben. Zu möglichen Übersetzungen ins Finnische zählen „lykätä tuonemaksi“ und „viivyttää“. Anscheinend ist das Verzögern kein modernes Phänomen, denn das Idiom hat seine Wurzeln im späten Mittelalter. Früher wurden die Akten bei

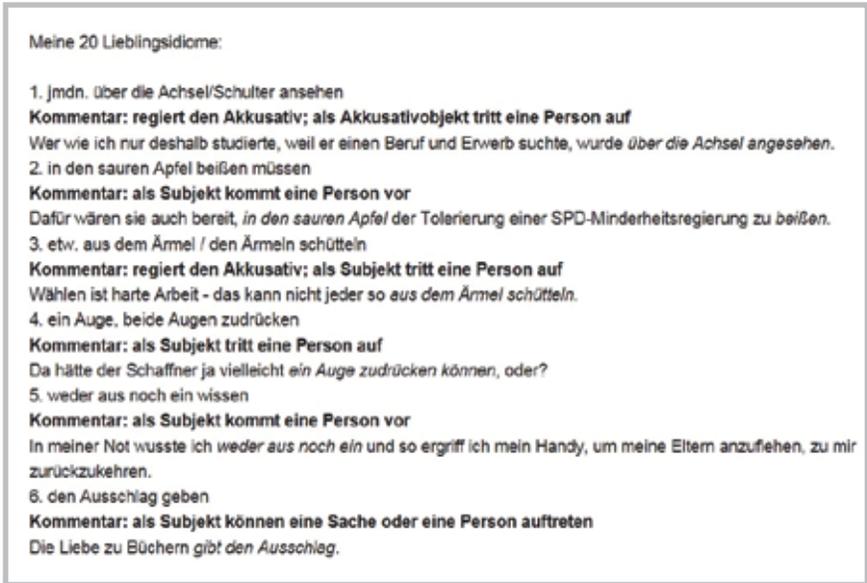


Abb. 5: Anfang der von einem Studierenden zusammengestellten Liste von 20 Idiomen mit Verwendungsbeispielen

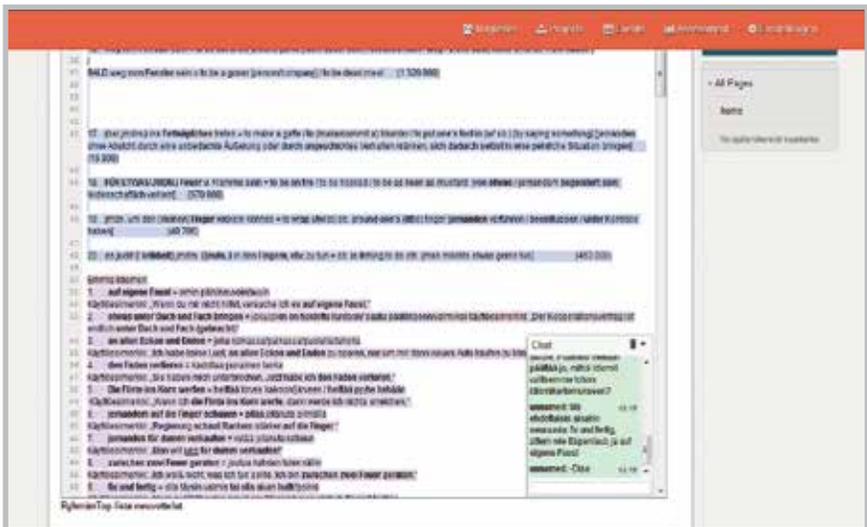


Abb. 6: Eine Etherpad-Seite, auf der über die gemeinsamen 20 Idiome verhandelt wird

Lisa ist mit **ihrem Latein am Ende**. Sie hat nämlich ihre --> **die Nase voll von** ihrem Studium. Es ist unsicher, ob sie nach dem Abschluss eine Arbeitsstelle ihrer Träume findet. Sie weiß aber nicht, ob sie **nur nach dem Mond greift**. Ihre Zukunft **hängt also in der Luft** und sie hat Angst davor, dass sie **von der Hand in den Mund leben muss**.

Zurzeit hat sie ein kleineres Problem: Sie und ihre Mitstudenten müssen an einem Kurs einen Vortrag vorbereiten. Ihre Gruppe entschied sich für ein perfektes Thema, aber eine andere Gruppe **spitzte die Ohren** und wählte das gleiche Thema, bevor sie **zu Wort kamen**. **Ist das denn die Möglichkeit!** Jetzt hatten Lisa und ihre Freunden ein Gefühl, als ob sie **hinters Licht geführt** worden waren. So **gingen sie leer aus**, was **ihnen auf die Nerven ging**. Lisa hatte **eine lange Leitung**, aber schließlich **ging ihr ein Licht auf** und ihr fiel noch eine bessere Idee ein. Auch der Lehrer **gab ihr grünes Licht** und dann konnten sie der **anderen Gruppe eine lange Nase zeigen**. So brachte die Idee von Lisa die andere Gruppe **auf die Palme**. Der Lehrer dachte, dass alle **aus einer Mücke einen Elefanten machten**, und **las ihnen die Leviten**.

Lisa entscheidet sich, die andere Gruppe **links liegen zu lassen** und sich auf Positives zu konzentrieren. Der Sommer ist bald da und sie will **sich einen Lenz machen**, denn sie ist Faulenzerin mit **Leib und Seele**.

Abb. 7: Eine schon im Unterricht überprüfte Idiomgeschichte.

den Gerichten nämlich nicht in Schränken, sondern in langen, bankähnlichen Truhen aufbewahrt. Im 15. Jahrhundert kannte man schon die Redewendung „etwas auf die lange Truhe legen“: die Akten, die auf dem Tisch des Richters lagen, wurden zuerst bearbeitet, während die Akten in der Truhe, im „Aktenfriedhof“, länger unerledigt blieben. 1499 befürchtete Bischof Johann III. im Gericht, dass seine Sache „ganz auf die lange Bahn gesetzt wird“. Damit meinte er, dass seine Sache vielleicht einen langen Weg durch die Instanzen gehen muss. Im späteren Sprachgebrauch wurde neben „Bahn“ das Wort „Bank“ verwendet, wahrscheinlich weil man sich die Richterbänke besser bildlich vorstellen konnte. Die heutige Form hat sich im 17. Jahrhundert durchgesetzt.

### 3.2 Die Rolle der Wikiarbeit in der Kursbewertung

Die Bewertung spielt für viele Teilnehmer eine zentrale Rolle im Unterricht. Nach der Erfahrung der Autoren und zahlreicher Kollegen orientieren sich viele Studierende in ihrer Arbeit in erster Linie daran, was später bei der Benotung von Gewicht ist (‚verstecktes Curriculum‘ bzw. ‚heimlicher Lehrplan‘), was auch in einem Teil des studentischen Feedbacks zum Ausdruck kam. Bei dem ersten Interventionszyklus wurden die Wiki-Inhalte noch nicht in der Klausur abgefragt, was im studentischen Feedback teilweise kritisiert wurde. Die Wiki-Arbeit wurde nicht für wichtig genug gehalten,

sondern wurde eher als extra Belastung empfunden, da diesen Studierenden der Zusammenhang mit dem eigentlichen Kurs samt Bewertung nicht deutlich war. Dies erfuhr ab dem zweiten Zyklus folgende Veränderungen: Inzwischen gibt es in der jeweiligen Klausur einen Teil, in dem die aktive Beherrschung der im Wiki bearbeiteten Inhalte überprüft wird. Im Phraseologiekurs geht es um die von den Teams ausgewählten und bearbeiteten Idiome. In der Klausur zum Kurs *Struktur- und Wortschatzübungen* werden die im Unterricht gemeinsam ausgewählten Wortschatzeinheiten und Strukturen geprüft. Als Beispiel wird in der Abbildung 8 ein Ausschnitt aus einer studentischen Antwort in der Abschlussklausur des Phraseologiekurses gezeigt. Den Studenten wurde vor der Klausur gesagt, dass dort eine Frage gestellt wird, die eine aktive Beherrschung der eigenen 20 Idiome bzw. der 20 Idiome des Teams voraussetzt. Antwort 7 veranschaulicht gut den Mehrwert der Wikiarbeit für den Lernprozess. Dieser Student hatte das Idiom *jmdm. schöne Augen machen* in seiner eigenen Liste von 20 Idiomen nicht; er hat also selbst keine Beispiele für seine Verwendung suchen müssen. Das Idiom wurde aber für die gemeinsame Liste des Teams ausgewählt, es steht dort jedoch mit anderen Verwendungsbeispielen als in dieser Antwort. Im Lichte dieser Prüfungsantwort kann von einer aktiven Beherrschung der Idiombedeutung gesprochen werden, es geht nicht nur um das Auswendiglernen von Idiomen. Es sei daran erinnert, dass die bisherigen Prüfungsaufgaben nur die passive Beherrschung von Idiomen getestet hatten.

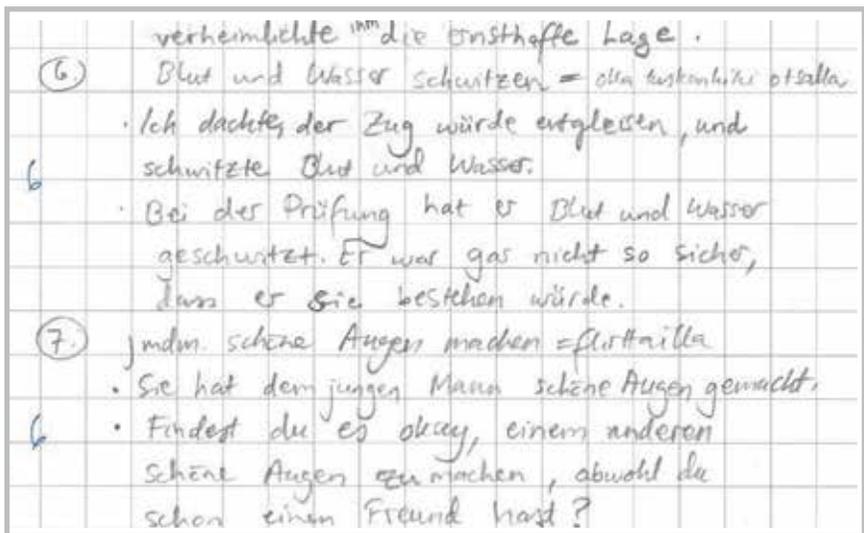


Abb. 8: Auszug einer studentischen Antwort in einer Phraseologieklausur

## 4 Forschungsmaterial und Analyse

Die vorläufige Analyse der Vorzüge und Nachteile der eingesetzten neuen Arbeitsmethoden basiert erstens auf den von Studierenden produzierten Texten und Idiomlisten, zweitens auf dem Feedback der Studierenden (schriftliche Umfragen und Aufnahmen der mündlichen Feedbackgespräche) und drittens auf Beobachtungen der Arbeitsweisen der Studierenden auf der Plattform *Wikispaces* und im Präsenzunterricht. Da alle Vorgänge von *Wikispaces* und der darin eingebetteten synchronen Schreibapplikation *Etherpad* gespeichert werden, ist dies auch nachträglich möglich. Das studentische Feedback wurde qualitativ inhaltsbezogen analysiert und darauf basierend vorläufig kategorisiert. In dieser ersten Phase ging es darum, das Feedback bezüglich der folgenden Punkte in positives und negatives einzuteilen: Rolle der eingesetzten Technologie, Zweckmäßigkeit der Arbeitsschritte, Arbeitsweisen, Aufgabenstellungen und Anweisungen während der Online-Phase, Bedeutung der kollaborativen Arbeit und Gruppendynamik. Im Anschluss wurden alle Teilbereiche durch Reflexionen der beiden beteiligten Lehrkräfte evaluiert und zusammengefasst.

## 5 Ergebnisse der Unterrichtsinterventionen

### 5.1 Studentenfeedback

In diesem Abschnitt wird das Feedback zu beiden Kursen präsentiert. Das bei jedem Interventionszyklus gesammelte Studentenfeedback hat gezeigt, dass sie von der Mehrheit als positiv empfunden wurde und dass sich die neue Arbeitsweise damit im Ganzen als sinnvoll erwiesen hat. Es gab jedes Mal auch negatives Feedback gegeben, sein Anteil verminderte sich aber im Laufe der Entwicklung des Konzeptes. Dies ist vermutlich u. a. darauf zurückzuführen, dass das Konzept auf der Basis des vorherigen Feedbacks ständig weiterentwickelt und verbessert wurde. Beispielsweise hat es sich herausgestellt, dass bei Internetaufgaben präzise Formulierungen der Anweisungen äußerst zentral sind. Auch wenn wir uns von Anfang an dieser Tatsache bewusst waren, hat es dort bisher immer etwas gegeben, was noch eindeutiger und klarer ausgedrückt werden konnte.

Von den Studenten wurde u. a. folgendes positives Feedback zur Arbeitsweise in *Wikispaces* gegeben: Es wurde wiederholt darauf hingewiesen, dass dadurch fruchtbare Diskussionen entstünden, man sei auch gezwungen, die eigenen Lösungen zu begründen sowie verschiedene vorgelegte Gesichtspunkte und Ansichten zu erwägen. Die Zusammenarbeit wurde somit schon als ein Wert für sich angesehen. Von vielen Studierenden wurde hervorgehoben, dass die gemeinsame Verantwortung für die Leistung des Teams die Teilnehmer dazu gezwungen hätte, sich mehr einzusetzen als bei individuellen Aufgaben. Ein Studierender kommentierte z. B.: „Es gäbe eigentlich kei-

ne Zeit, aber wegen des Teams muss man. Wenn es nur um die persönliche Leistung geht, ist es freier.“<sup>3</sup>

Da die Plattform sowohl synchrones als auch asynchrones Arbeiten ermöglicht, ist es nicht unbedingt nötig, gemeinsame Termine zu vereinbaren, sondern es kann nach eigenen Zeitplänen gearbeitet werden, auch wenn es sich um eine Gruppenarbeit handelt, was von vielen als positiv empfunden wurde. Manche bevorzugten eine synchrone Fernarbeitsweise mit der Gruppe. Nachdem man das Prinzip verstanden habe, sei die Verwendung relativ leicht gewesen. Es sei einfach gewesen, den Text zu modifizieren und die Gedanken anderer zu kommentieren. Dies sei gewissermaßen eine viel leichtere und schnellere Weise zu agieren gewesen, als Moodle und Diskussionsforen es ermöglichten. In der Bearbeitungsphase habe man schnell Resultate erzielt, jemand anderes hatte eventuell schon funktionierende Lösungen für problematische Fälle gefunden. Die letzte Phase, d. h. die Diskussion im Präsenzünterricht, habe vielleicht etwas zu viel Zeit in Anspruch genommen, aber es sei andererseits für das jeweils zuständige Team schön gewesen, Feedback zu bekommen.

Im Folgenden werden einige direkte Zitate aus dem Studentenfeedback wiedergegeben, die typische Antworten widerspiegeln:

„Man lernt Informationsquellen benutzen“

„Die Verwendung von Wikispaces unterschied sich von meinen früheren Erfahrungen (mit Lernplattformen und -tools) darin, dass es dort möglich war, Aufgaben (z. B. Essays) gleichzeitig an verschiedenen Computern zu schreiben. Ich weiß nicht, ob es diese Möglichkeit in Moodle gibt, aber ich kann mich nicht daran erinnern, dass eine solche Arbeitsweise in jenen Aufgaben [in den Kursen] benutzt worden wäre, die ich früher in Moodle gemacht habe.“

„In unserem Team hat das prima funktioniert; es war wirklich toll, den Text gleichzeitig zu bearbeiten.“

„Ich sehe den Vorzug dieser Arbeitsweise darin, dass man dadurch besser lernt, dass man die Übersetzungslösungen von anderen sieht.“

„Vielleicht hat man durch Gruppenarbeit schwieriges Vokabular besser gelernt. Es hat den Übersetzungsprozess auch beschleunigt, wenn jemand ein Wort kannte, das mir unbekannt war.“

„Im Team hat man einfach mehr über die Idiome und ihre Verwendung nachgedacht; Lösungen für knifflige Fälle wurden leichter gefunden.“

„Aus dem Gesichtspunkt des Einprägens der Idiome bot die Arbeitsweise viele Vorzüge. Mit Hilfe der Idiomgeschichte habe ich die Idiome besser gelernt, weil sie im Laufe des Schreibprozesses wiederholt vorkamen.“

---

<sup>3</sup> Alle deutschen Übersetzungen der Beispiele für das studentische Feedback stammen von den Verfassern.

Die geübte Kritik bezog sich auf diverse Aspekte. Was erstens die Gruppendynamik betrifft, war ein typischer Kritikpunkt, dass sich einige Teammitglieder weniger einsetzen als andere, bzw. in einigen Fällen so gut wie gar nicht.<sup>4</sup> Hierzu ein extremes Beispiel: „Es ging nicht gerade nach der Zielsetzung. Weil einige Teammitglieder nicht aktiv waren, war die Arbeitsaufteilung (einer Teilaufgabe) ungleichmäßig und so wurde die Idiomgeschichte von einem Mitglied allein verfasst.“

Im Rahmen der soziokulturellen Theorie der Lernentwicklung wygotkscher Prägung wird unter anderem davon ausgegangen, dass Lerngewohnheiten von relativ klein an geprägt werden, und eine spätere Veränderung nur teilweise oder nur verhältnismäßig langsam gelingt (siehe z. B. Lantolf / Thorne, 2006). Entsprechend haben Studierende unterschiedliche kognitive Lernstile, einige ziehen das individuelle Arbeiten dem kollaborativen vor. Deswegen überrascht es prinzipiell nicht, dass die bisher eingeübten Lernweisen einem Teil der Studierenden vertrauter vorkommen:

„Ich finde, dass die traditionellen Vervielfältigungen am nützlichsten sind.“

„Mit Hilfe der Vervielfältigungen lernt man am besten, weil man mit der Hand schreiben muss.“

Einige Studenten mochten es nicht, dass man alle Diskussionen über Wikispaces führen sollte, sondern meinten, dass es effektiver gewesen wäre, unter anderem die Idiom Erzählungen und die Artikel für *Silta – Brücke* face-to-face zu verfassen. Alle sahen aber die Vorzüge von *Wikispaces* als Plattform für Informationsverteilung.

Darüber hinaus ist ein Teil der Studierenden in unserem Fachbereich von seiner Grundeinstellung her technologieskeptisch. Daher haben sich in den Technologiekenntnissen wesentliche Unterschiede gezeigt. Die eingesetzten Werkzeuge funktionieren derzeit noch nicht immer hundertprozentig, und es gibt außerdem Kompatibilitätsprobleme mit verschiedenen Betriebssystemen (Windows, MacOS und Linux) und Browsern bzw. ihren verschiedenen Versionen. Die Sicherheitseinstellungen und Firewalls einzelner Computer können ebenfalls Schwierigkeiten bereiten. Den

---

<sup>4</sup> Diese Meinung existiert entsprechend den Lehrerreflexionen und -beobachtungen, vgl. 5.2. Die Arbeitsweise der Gruppe schien sich auch in der Qualität ihres Outputs wiederzuspiegeln. In den Fällen, in denen eine echte Gruppendiskussion zustande kam, war das Endresultat meistens ausgewogener und besser durchdacht als in solchen, in denen die Produkte eher auf Einzelleistungen basierten. Letzteres war z. B. der Fall, wenn die Studierenden – gegen die Anweisungen – den zu übersetzenden Text unter sich aufgeteilt hatten und sich nur um die Übersetzung ihres eigenen Abschnitts kümmerten. Andererseits hat die Gruppenleistung darunter gelitten, wenn (meistens) ein Mitglied der Gruppe die Aufgabe vernachlässigt hat, so dass der Zeitplan der Gruppe nicht eingehalten werden konnte. Dies hat die anderen Mitglieder frustriert und ihre Motivation gesenkt. Dies hat sich dann auch in ihrem Wiki-Output und oft auch in negativerem Feedback zu der Arbeitsweise gezeigt.

Aussagen der Studierenden ist zu entnehmen, dass sie diesen Zusammenhang nicht unbedingt immer einsehen, sondern wegen der technischen Probleme die kollaborative Arbeitsweise pauschal ablehnen. Solche technischen Fragen mögen ihre Meinungen zu der Online-Gruppenarbeitsweise an sich beeinflusst haben, obwohl es sich um getrennte Fragen handelt. Folgende Beispiele belegen oben Gesagtes:

„Es ist nicht zweckmäßig, wenn die ganze Zeit mit dem Fummeln mit dem Werkzeug verschwendet wird statt mit Übersetzen.“

„Traditionelle Gruppenarbeit funktioniert am besten. Wegen des instabilen Chatprogramms wäre aus der Arbeit ohne Treffen face-to-face nichts geworden. Wenigstens für die Idiomgeschichte und den Artikel war es unentbehrlich.“

Dieses Team hatte mit der Technik offensichtlich so große Probleme, dass es den größten Teil der Arbeit face-to-face machte. Einige Gruppen haben sich wiederum auf eigene Faust für andere technische Lösungen entschieden, um die Aufgaben online zu erledigen. Unter anderem haben einige Gruppen erwähnt, dass sie, auch wenn sie über keine technischen Probleme mit *Etherpad* berichtet haben, anstatt dessen über *Facebook* gechattet haben. Als Beweggrund wurde die Vertrautheit mit *Facebook* wegen der alltäglichen Nutzung in der Freizeit angegeben; eventuelle Risiken der Datensicherheit nahmen die Studierenden dabei nicht wahr. Einige Teams haben auch *Etherpad* ignoriert und auf der eigentlichen *Wikispaces*-Seite im Kommentarbereich die Diskussionen durchgeführt. Dies ist jedoch als Zeichen für Eigeninitiative zur Bewältigung der Aufgabe zu werten, im Gegensatz zu denen, die im Team nicht mitgemacht haben, eventuell aus Gründen technischer Schwierigkeiten.

## 5.2 Die Perspektive der Lehrkräfte

In diesem Abschnitt werden Erfahrungen mit den Unterrichtsinterventionen in den beiden Kursen in erster Linie aus der Perspektive des Kursleiters betrachtet.

### 5.2.1 SAKP3 Übersetzung

Im Folgenden werden einige Vor- und Nachteile der Arbeit auf der *Wikispaces*-Plattform in dem Übersetzungs- und Wortschatzkurs (SAKP3) erörtert.

Erstens hat *Wikispaces* die Arbeit effektiver gemacht, indem mit ihrer Hilfe eine erheblich größere Textmenge bearbeitet wurde, als es in diesem Kurs früher möglich war. Dass die Studierenden in größerem Umfang der deutschen Sprache im wittgensteinischen Sinne ‚ausgesetzt‘ werden konnten als früher, hat durchaus einen lernfördernden Einfluss.

Jeder Teilnehmer verfasste zuerst eine eigene Version der Übersetzung, wonach das Team eine gemeinsame Version vereinbarte; dadurch wurde der Text viel umfassender und tiefergehender bearbeitet als in der traditionellen individuellen Arbeitsweise. Dieser

Aspekt wurde im studentischen Feedback wiederholt zur Sprache gebracht; dort wurde auch die Wichtigkeit einer gemeinsamen Besprechung der Teamübersetzungen im Unterricht hervorgehoben.

Vielleicht das schwierigste Problem besteht im Folgenden: Innerhalb eines Teams funktioniert die Arbeitsweise oft sehr gut, aber wie könnte man die Studenten dazu bringen, sich noch aktiver mit den Übersetzungen anderer Teams zu beschäftigen? In diesem Sinne wurde im Laufe des Kurses die Aufgabe hinzugefügt, dass alle Teilnehmer eine Liste von ihres Erachtens wichtigen im jeweiligen Text vorkommenden Wörtern, Ausdrücken und Strukturen (v. a. Rektionen) zusammenstellen sollten. Dies setzt voraus, dass die Studierenden sich mit dem Text wenigstens oberflächlich befassen mussten. Wie aktiv sich alle an der Besprechung, Überprüfung und eventuellen Korrektur des jeweiligen Textes in der Stunde beteiligten, hängt entscheidend von der Gruppendynamik ab. In einigen Gruppen läuft das wunderbar und es kommt zu sehr fruchtbaren und nützlichen Diskussionen. Im schlimmsten Fall entsteht aber der Eindruck, dass sich einige Unbeteiligte im Unterricht langweilen, während der Text in erster Linie mit dem jeweils zuständigen Team diskutiert wird. Es gab einige kritische Stimmen zu technischen Problemen mit *Wikispaces*, aber es hat sich bei näherer Diskussion gezeigt, dass es sich in den meisten Fällen um Probleme mit dem eingebetteten Texteditor *Etherpad* handelte.

### 5.2.2 SAKA5 Phraseologie

Als Vor- und Nachteile der Arbeit auf der *Wikispaces*-Plattform in dem Phraseologiekurs (SAKA5) können folgende angeführt werden. Die oben beschriebene Arbeitsweise mit *Wikispaces* bot die Möglichkeit, Idiome durch ihre aktive Verwendung zu üben und zu lernen, wobei das Ziel des Kurses bisher in erster Linie darin bestand, die Bedeutungen einer repräsentativen Menge von deutschen Idiomen passiv kennen zu lernen. Sowohl von den Studierenden als auch vom Kursleiter wurden die Idiomgeschichten bzw. zusammenhängende Idiomtexte als besonders nützlich empfunden (vgl. oben). Eine gemeinsame Besprechung dieser Erzählungen erwies sich als sehr ergiebig; anhand der in ihnen enthaltenen Fehler konnten semantische, syntaktische und stilistische Eigenschaften der Idiome veranschaulicht und diskutiert werden. Als sehr nützlich hat sich die Plattform auch für die Bearbeitung der Artikel als Teamarbeit für die Zeitschrift *Silta – Brücke* erwiesen.

Insgesamt kann man feststellen, dass der Einsatz von *Wikispaces* neben den traditionell eingesetzten Übungsformen eine umfassendere, vielseitigere und tiefer gehende Arbeit an Idiomen ermöglicht hat, was den Unterricht auch für den Kursleiter interessanter gemacht hat. Aus diesem Grund hat er seine anfangs noch eher skeptische Einstellung im Laufe der Interventionen revidieren müssen.

## 6 Diskussion und Ausblick

In diesem Kapitel werden einige zentrale Beobachtungen und Reflexionen in erster Linie aus Forschungsperspektive zusammengefasst. Aus didaktischer Perspektive bieten die eingesetzten Werkzeuge *Wikispaces* und *Etherpad* unter anderem folgende Vorteile: Eine wichtige Stärke der Plattform besteht darin, dass der Arbeitsprozess dort gespeichert wird und so nachvollziehbar ist. Im Vergleich zum traditionellen Vorlesungsunterricht und zu solchen Kursen, die nur aufgrund von Abschlussleistungen evaluiert werden, könnten prinzipiell auch andere, z. B. kommunikative Aspekte hier mit bewertet werden. Es ist für die Lehrkraft bedeutend leichter, einen Einblick in die studentischen Denkweisen und Gesichtspunkte zu bekommen; sie sieht z. B. die Diskussionen über problematische Stellen in den Aufgaben und hat dadurch die einzigartige Möglichkeit, während des Kurses spontan auf solche problematischen Punkte einzugehen. Auch der durch diese Arbeitsweise hergestellte Peer Support stellt einen wertvollen Faktor dar. Im optimalen Fall kann ein auf diese Weise aufgebautes Konzept dazu führen, dass die Beteiligung und die Aktivität der Studierenden steigen. Einheiten, die sowohl individuelle als auch gemeinschaftliche sowie synchrone als auch asynchrone Komponenten enthalten, fördern schließlich die Lernprozesse verschiedener Typen von Studierenden. Um sich zu entwickeln, ist es manchmal notwendig, seine Komfortzone zu verlassen, aber es ist auch wichtig, dass Studierende solche Arbeitsweisen benutzen, die für sie am passendsten sind. Durch den Einsatz von unterschiedlichen Online-Werkzeugen werden auch ‚prototypische Geisteswissenschaftler‘ dazu gezwungen, sich mit neuen Technologien zu befassen, was in Hinsicht auf die Zukunft unentbehrlich ist.

Als eine zentrale Herausforderung hat es sich erwiesen, einen angemessenen Gesamtarbeitsaufwand für den Kurs festzulegen. Die Fernarbeit muss deswegen eng in den Kurs integriert werden und bei der Benotung mitberücksichtigt werden. In der derzeitigen Fassung der Abschlussprüfung gibt es neben den herkömmlichen Prüfungsaufgaben eigene getrennte Fragen zu den im Wiki behandelten Themen (vgl. 3.1.1 und 3.1.2), aber eine noch tiefere Integration wäre durchaus möglich. Eine weitere Herausforderung besteht darin, alle Teams und alle ihre Mitglieder gleichmäßig zu aktivieren. Eine Möglichkeit wäre, dass man die Aktivität einzelner Studierender auf der Plattform bei der Kursbenotung mitberücksichtigt. Die Unterschiede in der Aktivität wurden auch im studentischen Feedback wiederholt kommentiert, beispielsweise:

„Ich habe von mehreren Teams gehört, dass sich nicht alle an der Gruppenarbeit beteiligt haben ... Wir hatten jedoch ein gutes Team, mit dem es sich gut arbeiten ließ.“

Insgesamt kann man feststellen, dass die Arbeit auf *Wikispaces* zwar zeitraubend ist, aber, weil das Lernen dadurch vertieft werden kann, sich letzten Endes die Mühe lohnt – vorausgesetzt, dass die Teams den Anweisungen folgen und jedes Mitglied seinen Beitrag zu den gemeinsamen Aufgaben beisteuert.

Das in diesem Beitrag vorgestellte Konzept hat im momentanen Kontext Relevanz, da an finnischen Universitäten besonders in unserem Fachbereich ein erheblicher Druck besteht, den Anteil des Präsenzunterrichts zu reduzieren. Die hier vorgestellte Lösung und andere ähnliche Wege wären eine Möglichkeit, den geringer werdenden Kontaktunterricht effektiver zu gestalten, indem man bestimmte Teile des Unterrichts ins Internet verlegt. Dies soll aber nicht willkürlich geschehen, sondern es ist von zentraler Bedeutung, mit Hilfe z. B. der didaktischen Designforschung (vgl. z. B. Krüger / Parchmann / Shecke, 2013; Collins / Joseph / Bielaczyc, 2004; Pihkala-Posti, 2013) herauszufinden, was für Lerninhalte und Einheiten sich für unterschiedliche Werkzeuge und Arbeitsweisen am besten eignen und zu einer didaktisch sinnvollen Vielseitigkeit des Unterrichts beitragen. Die hier vorgestellten Interventionen deuten darauf hin, dass es prinzipiell möglich wäre, mit Hilfe von ähnlichen Konzepten Unterrichtsgruppen zu vergrößern, wenn ein Teil des Unterrichts dadurch individualisiert bleibt, dass in den Online-Umgebungen intensiv auch individuell und in Kleingruppen gearbeitet wird und diese Arbeit von Seiten des Lehrers auch befolgt und unterstützt wird. Der Arbeitsaufwand der Lehrkräfte verringert sich nicht dadurch, aber zumindest ist es dadurch möglich, an Kosten wie Unterrichtsräumen usw. zu sparen, und die zeitliche Organisation des Unterrichts ist flexibler.

Im Sinne der Designforschung hat in diesem Forschungsprojekt die Forscherin mit dem Kursleiter eng zusammengearbeitet. Ideen für Einzelheiten sind von beiden Seiten entworfen, aber danach zusammen verbessert worden. Bei Bedarf sind während des Einsatzes nach gemeinsamen Überlegungen ständig Veränderungen vorgenommen worden. Dabei wurde das Studentenfeedback auch gründlich analysiert und ernst genommen, d. h. aufgrund dessen wurden Modifikationen vorgenommen. Von begeisterten Studierenden kamen auch Vorschläge dazu, in welchen weiteren Kursen und in was für anderen Übungen *Wikispaces* eingesetzt werden könnte. Auch andere Applikationen wurden für die künftige Onlinearbeit vorgeschlagen. Man könnte unter anderem Skype oder andere Sprachapplikationen mit der Fernarbeit verbinden oder anstelle von *Etherpad* z. B. *Windows 365*-Dokumente gemeinsam bearbeiten. Ein *Facebook*-Chat wurde von mehreren Gruppen eigenständig eingesetzt. Das Konzept wird auch im laufenden Studienjahr 2015–2016 eingesetzt und weiterentwickelt.

Das Forschungsmaterial, d. h. die gespeicherten Diskussionen und die Interaktion auf der Plattform, wird in Zukunft genauer analysiert. Es bestehen auch Pläne, u. a. interaktions- und gesprächsanalytische Methoden einzusetzen, um beispielsweise aufzuzeigen, wie sich die Interaktion solcher Gruppen, die auf der Plattform erfolgreich zusammengearbeitet haben und beim Feedback die Methode als wertvoll eingeschätzt haben, von der Interaktion solcher Gruppen unterscheidet, die Probleme in der Zusammenarbeit hatten. Da das detaillierte Feedback der Online-Arbeit im Präsenzunterricht in erster Linie die jeweils zuständige Gruppe betrifft, wäre es vielleicht eine Alternative, das Feedback nur schriftlich über die Plattform zu geben und im Präsenzunterricht völlig andere Themen zu behandeln, die die ganze Gruppe besser mit einbeziehen.

## Literatur

- Achorner, Michael (2011): Definitionen und Begriffsbestimmungen. In: Ders.: Interventionen beim Kooperativen Lernen, <http://css-kti.tugraz.at/research/cssarchive/courses/wissenspsychologie/SS09/Homepage/Kooperativ/site1.html#Kollaboratives%20Lernen> (11.11.2015).
- Collins, Alan / Joseph, Diana / Bielaczyck, Katerine (2004): Design research: Theoretical and methodological issues. In: *The journal of the learning sciences*, Bd. 13, Nr. 1, S. 15–42.
- Fidler, Roger (1997): *Mediamorphosis: Understanding New Media*. Thousand Oaks: Pine Forge Press.
- Gee, James Paul (2004): *Situated Language and Learning: A Critique of Traditional Schooling*. New York: Routledge.
- Gee, James Paul (2005): *Semiotic Social Spaces and Affinity Spaces: From The Age of Mythology to Today's Schools*. In: *Beyond Communities of Practice: Language, Power and Social Context*. Hrsg. v. David Barton u. Karis Tusting. Cambridge: Cambridge University Press, S. 214–232.
- Heikkinen, Hannu L. T. / Rovio, Esa / Syrjälä, Leena (Hrsg.) (2006): *Toiminnasta tietoon. Toimintatutkimuksen menetelmät ja lähestymistavat*. [Von der Handlung zum Wissen. Die Methoden und Herangehensweisen der Aktionsforschung]. Vantaa: Kansanvalistusseura.
- Jenkins, Henry (2006) *Convergence Culture: Where Old and New Media Collide*. New York: New York University Press.
- Jiménez Raya, Manuel / Lamb, Terry (2008): *Pedagogy for Autonomy in Modern Languages Education. Theory, Practice and Teacher Education*. Dublin: Authentik.
- Jiménez Raya, Manuel / Lamb, Terry / Viera, Flávia (2007): *Pedagogy for Autonomy in Language Education in Europe – A Framework for Learner and Teacher Development*. Dublin: Authentik.
- Kohonen, Viljo (2010): *Autonomy, agency and community in FL education: Developing site-based understanding through a university and school partnership*. In: *Language Learner Autonomy. Policy, Curriculum, Classroom*. A Festschrift in Honour of David Little. Hrsg. v. Breffni O'Rourke u. Lorna Carson. Oxford u. a.: Peter Lang, S. 3–28.
- Kuula, Arja (1999): *Toimintatutkimus. Kenttätöytä ja muutospyrkimyksiä*. (Aktionsforschung. Feldarbeit und Interventionsversuche). Tampere: Vastapaino.
- Lantolf, James P. / Thorne, Steven. L. (2006): *Sociocultural Theory and the Genesis of Second Language Development*. Oxford: Oxford University Press.
- Lier, Leo van (1996): *Interaction in the language Curriculum. Awareness, Autonomy and Authenticity*. London: Longman.
- Lier, Leo van (2000): *From input to affordance: Social-interactive learning from an ecological perspective*. In: *Sociocultural Theory and Second Language Learning*. Hrsg. v. James P. Lantolf. Oxford: Oxford University Press, S. 245–259.

- Lier, Leo van (2010): Agency, self and identity in Language learning. In: *Language Learner Autonomy. Policy, Curriculum, Classroom. A Festschrift in Honour of David Little*. Hrsg. v. Breffni O'Rourke u. Lorna Carson. Oxford u. a.: Peter Lang, S. ix–xvii.
- Luukka, Minna-Riitta / Pöyhönen, Sari / Huhta, Ari / Taalas, Peppi / Tarnanen, Mirja / Keränen, Anna (2008): *Maailma muuttuu – mitä tekee koulu? Äidinkielen ja vieraiden kielten tekstikäytänteet koulussa ja vapaa-ajalla*. Jyväskylä: Jyväskylän yliopiston Soveltavan kielentutkimuksen keskus.
- Krüger, Dirk / Parchmann, Ilka / Schecke, Horst (2013): *Methoden in der naturwissenschaftsdidaktischen Forschung*. Berlin: Springer.
- Miebs, Udo / Salminen, Olli (2012): Dobrovol'skij's Idiom-Semantik als Basis für Phrasendidaktik. Ein Unterrichtsversuch. In: *Umbrüche in der Germanistik*. Hrsg. v. Withold Bonner u. Ewald Reuter. Frankfurt a. M.: Peter Lang, S. 301–320.
- O'Rourke, Breffni / Carson, Lorna (Hrsg.) (2010): *Language Learner Autonomy. Policy, Curriculum, Classroom. A Festschrift in Honour of David Little*. Oxford, Bern, Berlin, Bruxelles, Frankfurt a. M, New York, Wien: Peter Lang.
- Pihkala-Posti, Laura (2012): Mit Internet und sozialen Medien Deutsch lernen. Motivationssteigerung durch „diginative“ Lernwege. In: *GFL, H. 2–3 (Themenschwerpunkt: Innovative Wege des Deutschlernens)*, S. 114–137, <http://www.gfl-journal.de/2-2012/Pihkala-Posti.pdf> (10.6.2016).
- Pihkala-Posti, Laura (2013): Design-tutkimuksella kohti toimivia aktiivisia kielenoppimistiloja [(Mit Designforschung in die Richtung von aktiven Sprachlernumgebungen)]. In: *Tuovi 11: Interaktiivinen tekniikka koulutuksessa 2013 – konferenssin tutkijatapaamisen artikkelit*. Hrsg. v. Jarmo Viteli u. Anneli Östman. Tampere: Tampub, S. 82–91, <http://urn.fi/URN:ISBN:978-951-44-9202-0> (10.6.2016).
- Pihkala-Posti, Laura (2014): Die Entwicklung multimodaler interaktiver E-Learning-Konzepte für den Unterricht Deutsch als Fremdsprache. In: *Fremdsprachenunterricht im Spannungsfeld zwischen Sprachwissen und Sprachkönnen*. Hrsg. v. Thomas Tinnefeld unter Mitarbeit v. Christoph Bürgel, Ines-Andrea Busch-Lauer, Frank Kostrzewa, Michael Langner, Heinz-Helmut Lüger u. Dirk Siepmann. Saarbrücken: htw saar 2014 (= Saarbrücker Schriften zu Linguistik und Fremdsprachendidaktik, B, Sammelbände, Bd. 2), S. 195–212.
- Pihkala-Posti, Laura (2016): Lernerautonomie und Authentizität durch die Computerrapplikation Berlin Kompass. In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache 2014*, Bd. 40, S. 295–305.
- Premsky, Marc (2001): Digital Natives, Digital Immigrants. In: *On the Horizon*, Bd. 9, Nr. 5, S. 1–6.
- Salminen, Olli (im Druck 2016): Zur metaphorisch-phraseologischen Kompetenz. In: *Neuphilologische Mitteilungen*, 2/2016.

---

# Emotionalisierung versus Normierung von Berufssprache. Beispiele aus dem Tourismus-Unterricht sowie der E-Mail-Kommunikation an DAAD-Lektoraten in der Slowakei

Christian Ahlrep (Bratislava) und Thomas Edeling (Banská Bystrica)

## **Abstract**

*Im Bereich Wirtschaftsdeutsch ist die Anwendung von sprachlichen Normen unausweichlich. Kommunikation im Beruf bezieht sich nicht nur auf den individuellen Ausdruck, sondern auch auf die auf Normen basierende Rolle im Berufsleben sowie auf den Kontext der Äußerung. In diesem Sinne ist der Normbegriff zielführend, da eine Norm einen begrenzten, für Orientierung sorgenden Spielraum zwischen den im Beruf eingenommenen Rollen bieten kann. An zwei Beispielen, dem Einsatz einer Übung im Fach Tourismus und dem Umgang in der E-Mail-Kommunikation, wird dies verdeutlicht. Hierbei wird jedoch auch hinterfragt, welche konkreten Anlässe die Vermittlung von Normen betrifft. Es zeigt sich, dass Emotionen eine wichtige Rolle spielen, eine adäquate Ausdrucksweise aber dennoch dabei hilft, Missverständnisse zu vermeiden.*

*The field of business German requires the use of linguistic norms. Communication at work refers not only to individual expression, but also to the general context of the specific utterance and its norm-based role in professional life. In this sense, using the term “norm” is useful, as a norm can provide better orientation within the realm between assumed professional roles. Based on two examples, an exercise in tourism studies and the handling of email communication, this paper demonstrates the important role of emotions, without denying the fact that appropriate written expression helps to avoid misunderstandings.*

## **Key Words**

*Berufssprache, Fachsprache, Landeskunde, E-Mail-Kommunikation  
professional language, specialized language, area studies, email communication*

## 1 Einleitung

Kommunikative Unterrichtsmodelle haben meistens das Ziel, authentische Situationen als Grundlage für den Lernprozess zu nutzen, die in der Realität auch anwendbar sind. Insbesondere in der Wirtschaftssprache werden solche Situationen genutzt, um die Lerner bereits sehr früh mit möglichen Alltagssituationen, z. B. im Hotel oder in der Pflege vertraut zu machen. Hinzu kommt, dass nicht selten die Lerner in diesen Branchen bereits tätig sind. So ist es nicht verwunderlich, dass in den letzten Jahren viele Lehrbücher im Bereich Wirtschaftsdeutsch erschienen sind, die bereits ab dem Sprachniveau A1 beginnen. In diesem Zusammenhang haben jüngere Untersuchungen deutlich herausgestellt, dass die darin vermittelte *Berufssprache* eigenen Regeln folgt und man durchaus auch von einer eigenen Sprachvarietät sprechen kann. Christian Efing (2014), der diese These deutlich bestärkt, stellt folgerichtig heraus, dass diese Varietät sich wie jede andere an gewissen Normen<sup>1</sup> innerhalb des Sprachsystems orientieren muss.<sup>2</sup>

Im folgenden Beitrag soll an zwei Beispielen verdeutlicht werden, welche Bedeutung genau Normen in der Vermittlung von Berufssprache zukommt. Anhand dieser Beispiele, die im Kontext des Veranstaltungsmarketings sowie der E-Mail-Kommunikation zwischen Lektor und Studierenden verankert sind, soll dargestellt werden, welche Möglichkeit der Normenbegriff im Fach Wirtschaftsdeutsch bietet und welche klaren Grenzen ihm gesetzt werden.

## 2 Gegen die Norm: Berufssprache auf dem Gebiet des Fachs *Tourismus*

An der Matej-Bel-Universität in Banská Bystrica (Slowakei) ist traditionell der Studiengang *Tourismus (cestovný ruch)* prominent vertreten. Die wirtschaftswissenschaftliche Fakultät hat einige Austauschvereinbarungen geschlossen, die für Tourismus-Studierende besonders interessant sind. Der Fremdsprachenunterricht wird am Lehrstuhl für Fachsprachenkommunikation (*Katedra odbornej jazykovej komunikácie*) ausgerichtet und bietet ab dem 5. Semester auch spezielle Kurse für Tourismus-Studierende an.

In Anlehnung an Efing (2014) wollen wir anhand verschiedener Beobachtungen im Unterricht drei Thesen aufstellen, die den Terminus der Fachsprache und damit auch der normierbaren Sprache kritisch hinterfragen sollen:

---

<sup>1</sup> Unter dem Normbegriff sollen teils individuell, teils kulturell erwartete Standards verstanden werden, die eine Regelmäßigkeit annehmen sollen. Sie können explizit oder auch implizit eingefordert werden.

<sup>2</sup> Efing (2014) arbeitet in seinem hier mehrfach zitierten Artikel heraus, warum man Berufssprache als eigenständiges Register bezeichnen kann, ohne eine konkrete Definition zu geben, was aufgrund der Hybridität des Konzeptes auch unmöglich erscheint. Nach Efings Ansicht bestehe in der Forschung Einigkeit jedenfalls darin, dass „große Teile beruflicher Kommunikation nicht mithilfe des Registers der Fachsprachen bestritten werden“ (419).

- These 1: In unseren Lektoraten hat man es im DaF-Kontext nicht mit fachsprachlichen Äußerungen zu tun (vgl. Efing, 2014: 424).
- These 2: Oft wird Berufssprache vermittelt, die zwischen fachunspezifischem, umgangssprachlichem und berufsfeldübergreifendem Vokabular oszilliert (vgl. Efing, 2014: 427f.).
- These 3: Berufssprache kann man laut Efing (2014: 421) als „Konglomerat“ von mehreren Registern, die „sachlich-funktional“ sind, bezeichnen. Dazu gehören hauptsächlich die Allgemeinsprache, die Bildungssprache und die Fachsprache.

Allgemein geht es in allen Beobachtungen im Kontext des Fremdsprachenunterrichts mit Schwerpunkt Tourismus um die Schnittstelle zwischen dem sachlich-funktionalen Aspekt und subjektiven Eindrücken in der Berufssprache. Hierzu lässt sich fragen: Welches Vokabular / welche Wendungen sind angebracht und welche nicht? Gerade wenn es darum geht, Touristen bzw. Interessenten zu überzeugen, muss der emotionale Aspekt (Pathos) mit bedacht werden.

Kann man hier in diesem berufssprachlichen Bereich überhaupt von Normen und / oder Registern sprechen? Wie geht man mit subjektiven Bewertungen um, die sich immer mehr in der Berufssprache einnisten? Wie kann man sprachlich ein Bild eines wichtigen Veranstaltungsformats in einer Region vermitteln? Wie kann man etwas, das nur schwer normierbar ist, überhaupt in normierter Sprache beschreiben und kommentieren? Diese Fragen kommen in einer Abteilung für Fachsprachenkommunikation bei der Beschäftigung mit Tourismussprache unweigerlich auf.

## 2.1 Der Imagefilm als genuines Genre im Tourismus-Sektor

Die Suche nach einem genuinen Genre im Bereich Tourismus brachte uns auf die im Internet immer häufiger anzutreffenden Imagefilme. Werbefilme dieser Art werden durch die relativ leichte Verbreitungsmöglichkeit im Internet immer beliebter und sind häufig mit touristischen Events bzw. Angeboten verbunden. In unserem Fall wollten wir das bedeutende Rheingau Musik Festival im Seminar präsentieren.<sup>3</sup>

Der Imagefilm des Festivals (Rheingau Musik Festival, 2011) zeigt das Geschehen vor und hinter den Kulissen und zeichnet sich dadurch aus, dass neben dem Off-Sprecher ungewöhnlich viele Statements von ausgewählten Personen hineingeschnitten

<sup>3</sup> Imagefilme unterscheiden sich von der herkömmlichen Produktwerbung in Funk und Fernsehen auch dadurch, dass Werbesprache nicht exklusiv angewendet wird. Vielmehr gibt es auch Erklärungen, Beschreibungen, die für das Verständnis des Veranstaltungsformats wichtig sind. Eine eigenständige Tourismus-Sprache ist hier jedoch nicht zu erkennen, da es weniger um die positive Darstellung von Sehenswürdigkeiten geht als um die positive Veranstaltung einer Großveranstaltung, wo touristische Aspekte nur eine Nebenrolle darstellen.

worden sind. Es geht nur am Rande um Fakten, vielmehr stehen Einschätzungen und Kommentare von Seiten der Veranstalter, der Förderer und der Künstler im Mittelpunkt. Diese Äußerungen wirken aber nicht plakativ, sondern sind bedacht ausgewählt und zusammengeschnitten worden, damit sich für den potentiellen Besucher ein möglichst kohärentes Bild ergibt. Im Grunde wird mit Hilfe einer stimmigen Bild-Text-Relation ein abstraktes Veranstaltungsformat nähergebracht; abstrakt deswegen, weil es nicht in das klassische Format einer Kulturveranstaltung passt, die lediglich eine Kunstform darbietet.

Wir transkribierten für den B1 / B2-Unterricht nahezu alle Statements aus dem Imagefilm und markierten fett besondere sprachliche Hervorhebungen. Das knapp dreiseitige Skript zeigte den Studierenden relativ gut, dass hier nicht kommerzielle Interessen zwischen Kunde und Anbieter im Vordergrund stehen, sondern die zwischenmenschlichen Beziehungen, die ein solches Festival prägen und überhaupt erst möglich machen. Ohne diese Beziehungen wäre es schwierig, eine Festival-Marke zu kreieren. Der gute Ruf und die professionelle Ausrichtung können nicht nur durch den Faktor der künstlerischen Qualität erreicht bzw. gewährleistet werden. Diese Beobachtungen haben wir zwar nicht mit in den Unterricht hineingenommen, doch sie spielten bei den Überlegungen zur Berufssprache eine wichtige Rolle. Wie sollen Studierende ein für sie unbekanntes Festival erschließen, wenn sie keine subjektiven Bewertungen sprachlich berücksichtigen können?

Die Kernfragen bei der Vorbereitung der Unterrichtseinheit für uns lauteten: Wie lassen sich allzu subjektive Meinungs- und Stimmungsäußerungen relativieren? Wie sollte man auf so einen Imagefilm in angemessener Sprache reagieren? Hintergrund ist, dass es unter den von uns unterrichteten Studierenden kaum Normvorstellungen gibt. Es werden teilweise werbesprachliche Elemente skrupellos in Aufgabentexte mit hineingenommen, so dass man als Lehrer das Gefühl hat, dass kein Student, sondern ein Tourismusmanager unkritisch diese Aufgabe geschrieben hätte. Die Frage ist also, ob es überhaupt Normen berufssprachlicher Art im Tourismusbereich gibt? Was ist überhaupt tragfähig, wenn man bedenkt, dass Emotionen grundsätzlich zum Tourismus gehören und ein konsequent trockener, neutraler Ton ein zu starker Gegensatz zum gewünschten Ergebnis wäre? Bisher gibt es im Lehrbuchbereich zu diesen Fragen keine Informationen und Anweisungen für Studierende. Unseres Erachtens ist der Aspekt der Seriosität hier entscheidend, wenngleich auch keine klare Norm zu Grunde liegt.

Die wichtigste Aufgabe für die Studierenden war, auf Deutsch und Slowakisch einen kurzen Text zu schreiben, der zentrale Elemente im Film zusammenfasst. Mit der Zweisprachigkeit sollte sichergestellt werden, dass die in beiden Sprachen gewählten Formulierungen besser durchdacht sind. Die weiteren Fragen zur Wirkung des Films gingen über das Gezeigte hinaus und sollten eine kritische Distanz zum Imagefilm schaffen. Auch das Medium Imagefilm mit vielen Statements sollte (mit seinen Vorteilen und Nachteilen) reflektiert werden.

In der Aufgabenstellung haben wir keinen Leitfaden gegeben, wie man eine Zusammenfassung schreibt, doch war vorauszusetzen, dass die Studierenden diese Textsorte

kennen. Wir wollten stattdessen wissen, ob die Studierenden selbst mit Hilfe ihrer Muttersprache die wesentlichen Eckpunkte zum für sie unbekanntem Festival aus dem ca. 15-minütigen Imagefilm herausfiltern. Man kann annehmen, dass die jeweilige Verfasserin versucht, das Festival gemäß dem Imagefilm positiv darzustellen, ohne allzu ausgesuchte Floskeln zu verwenden bzw. schlicht Wendungen aus dem Imagefilm zu kopieren.

## 2.2 Auswertung der Imagefilm-Rezeption

Folgende Zitatsammlung von vier unterschiedlichen Studierenden soll als nicht-repräsentatives Auswertungsmaterial dienen<sup>4</sup>:

Studentin 1:

„wunderschöne **Kirchen**“, „weltbekannte **Künstler**“, „**alle sind glücklich und zufrieden** und deswegen fühlt man sich wunderbar“, „das Organisationsteam versucht sich gut um die Gäste zu kümmern“, „neue **Freundschaften und Verbindungen**“

Studentin 2:

„**es bietet einem alles**“, „**hochmotiviertes Team**“, „**hochprofessionelle Mitarbeiter**“, „verbindet mehrere Kunstarten“ „angenehme Atmosphäre“, „**gute Kontakte pflegen**“, „es motiviert die Besucher wiederzukommen“

Studentin 3:

„angenehme Atmosphäre kreierte Gefühlswellen des Publikums“, „ein Konzert in der Mitte eines Weinberges ist ein fantastisches Erlebnis“, „**eines der großen Highlights in der Region**“, „erlesene **Veranstaltung**“, „**es zieht viele Menschen jedes Jahr an**“

Studentin 4:

„**Weinkultur**, Baugeschichte und **wunderbare Musik**“, „Vielzahl von musikalischen Stilrichtungen“, „Live-Musik in der Mitte eines Weinberges“, „hohe Besucherzahlen: 120000 Menschen pro Jahr“

Die Analyse zeigt, dass die verwendeten Ausdrücke teilweise eigenständig gefunden und einige auch übernommen wurden. Fast alle Ausdrücke passen in den berufssprachlichen Kontext, in dem der Imagefilm zu verorten ist. Da es sich um keine wissenschaftliche Aufgabenstellung handelt, sind auch kreative Ausdrücke möglich. In jedem Falle ist eine sprachliche und inhaltliche Auseinandersetzung mit dem Thema erreicht worden. Zur Ergänzung sei noch gesagt, dass die beiden weiteren Aufgaben eine kritische Distanz zum Film herstellen sollten: Die Studierenden sollten sich kritische Fragen an die Veranstalter überlegen und sich über Vor- und Nachteile einer vorhandenen Vielzahl von Statements im Gegensatz zu einem Off-Sprecher Gedanken

<sup>4</sup> Fett sind die Wörter hervorgehoben, die als transkribierte Statements aus dem Handout übernommen wurden. Die Auswahl der Zitate erfolgte aus den zu verfassenden ganzen Sätzen. In der Gesamtschau ist für uns hier nicht die Syntax von Bedeutung, sondern die deskriptive, für die Charakterisierung des Festivals relevante Lexik.

machen. So wollten wir berücksichtigen, dass inhaltlich und medial auch ein kritisches Reflektieren notwendig ist.

Diese Beobachtungen sollen dazu dienen, sich mit einer grundsätzlichen Problematik auseinanderzusetzen. Wie so oft reicht es nicht aus, einfach nur sachkundig zu sein. Das Aneinanderreihen von Fakten ist bei einer Stadtführung genauso unzureichend wie bei einer Beschreibung von Phänomenen und Erlebnissen. Es besteht die Gefahr, dass man sich hinter Begriffen verschanzt und statt Zugänglichkeit auf sprachliche Korrektheit achtet.

Alle vier Studentinnen haben sich die Mühe gemacht, trotz der Übernahme einiger Ausdrücke aus dem Image-Film eigenständig einen kurzen Text zu schreiben. Das Hör- und das Textverstehen wurde durch die zu den Statements passenden visuellen Eindrücke unterstützt. Es gibt wenig Redundantes und wenig Nebensächliches. Ohne subjektive Äußerungen wäre jedoch das Thema nicht zu vermitteln, dass Imagefilme per se auf Statements angewiesen sind, die oft nicht leicht verifiziert werden können. Statt des Fokus auf sprachliche Genauigkeit im Sinne des Fachspezifischen ist das Ziel des Unterrichtes hier, eine Veranstaltung gedanklich und auch emotional zu erleben statt sie zu erkennen. Somit ergibt sich eine Gelegenheit, das fachunspezifische mit fachspezifischem Vokabular zu kombinieren, um sich nicht auf ein bestimmtes Register zu beschränken. Statt von einer spezifischen Norm der Tourismussprache zu sprechen, sollte man eher von je nach Situation unterschiedlichen Kombinationen aus Fakten und Hintergrundinformationen zu Schauplätzen sowie aus Schilderungen von Erlebnissen ausgehen. Je nach Besucherzielgruppe kann der Imagefilm ein genaueres Bild über die Veranstaltung vermitteln, indem darin diese kombinierten sprachlichen Elemente geschickt verflochten werden.

### 3 Für die Norm: Beispiel E-Mail-Kommunikation

#### 3.1 Ausgangslage

Als Lektoren an slowakischen Universitäten pflegen wir den Kontakt zu unseren Studierenden in vielen Fällen per E-Mail. Selbst wenn es unsere Sprachkenntnisse erlauben würden, auch auf Slowakisch oder Englisch mit den Studierenden zu kommunizieren, sind wir darum bemüht, dass die Studierenden bereits vom Erstkontakt an die Kommunikation auf Deutsch betreiben. Dies basiert nicht selten auf der aus ‚pädagogischen Gründen‘ verbreiteten Lüge: Der Lektor aus Deutschland spricht nur Deutsch.

Im Folgenden soll an Hand von zwei authentischen Beispielen dargestellt werden, wie wichtig die Vermittlung von Normen im Bezug auf die berufliche E-Mail-Kommunikation für die Lernenden ist. Anschließend sollen auf Grund dieser Beispiele Ableitungen für den Unterricht gemacht werden. Insbesondere stellen wir dabei fest, dass der bisherige Umgang in Lehrwerken mit der Textsorte E-Mail zumeist dahingehend unbefriedigend ist, als dass die Normen aus der Schriftsprache einfach übernommen

werden. Kurz gesagt: Wo früher für den Schreibprozess Briefe als Beispiele genutzt wurden, stehen heute E-Mails, da diese das Lehrwerk aktueller erscheinen lassen. Hierbei wird jedoch vergessen, dass die E-Mail-Kommunikation eigenen Regeln folgt. Dies zu thematisieren erscheint uns für den beruflichen Alltag der Lerner als sehr wichtig.

Im Folgenden konzentrieren wir uns auf die adäquaten Anreden und Ansprachen in E-Mails. Während auf die Frage des angemessenen Umgangs von Anredeformen im mündlichen Gebrauch in einigen DaF-Lehrwerken eingegangen wird,<sup>5</sup> gibt es zum Umgang mit dem schriftlichen Gebrauch noch wenige Beiträge.

### 3.2 Beispiele für E-Mails zwischen Studierenden und Lektoren

Bei den beiden folgenden E-Mails handelt es sich um Erstkontakte, die sich auf die TestDaF-Prüfung beziehen, die u. a. an der Wirtschaftsuniversität Bratislava mehrmals jährlich angeboten wird. Beide Beispiele zeigen exemplarisch, welche Probleme in der E-Mail-Kommunikation für Lerner auftreten können; diese lassen sich auf viele andere E-Mail-Kontakte aus unserer Erfahrung verallgemeinern.

1) „Guten Tag!

Ich bin X [Vorname] aus Belarus.

Dieser July werde ich in Bratislava sein and ich mochte TestDaF da ablegen. Können Sie mit bitten sagen, wie ich kann anmelden und wie viel es kostet? Vielleicht kann ich Ihnen anrufen?

Vielen Dank,

X [Vorname]“

2) „Guten Tag Herr Christian Ahlrep,

ich möchte mich bei Ihnen informieren, ob der Prüfungstermin am 9. Juni 2015 der letzte Termin in diesem akademischen Jahr ist und ob eventuell noch ein im kommenden Sommer stattfinden wird.

Mit freundlichen Grüßen

XX [Vorname Nachname]“

Bei beiden E-Mails handelt es sich zum einen um eine Anfrage an einen Lehrenden an einer Universität, andererseits handelt es sich beim TestDaF, ähnlich wie beim US-amerikanischen Toefl-Test, um eine Prüfung, die gegen Entgelt angeboten wird, d. h. es handelt sich um Anfragen, wie sie auch an einen anderen Dienstleister oder ein Unternehmen gestellt werden könnten. Deutlich wird an diesen Beispielen, dass in

<sup>5</sup> Zum Beispiel wird im Lehrwerk *Daf-Kompakt A1-B1* (2011) im Kapitel 25 in Übungen auf das Problem des Duzens und Siezens in angemessener Form im Deutschen explizit eingegangen. Darüber hinaus finden sich mittlerweile in vielen Lehrwerken ausführliche Übungen zum Thema *Small Talk im Deutschen*.

vielen Fällen bei der Kommunikation zwischen Lehrenden und Lernenden bereits Situationen vorkommen, die auch ähnlich im Berufsleben stattfinden können. Efing (2014: 419) verortet die Berufssprache zwischen der Fachsprache und der Allgemeinsprache. Diese Interdependenz wird auch in den gezeigten E-Mails deutlich. Es zeigt sich dabei, dass die Lerner Schwierigkeiten haben, die textspezifischen Normen des Genres E-Mail-Kommunikation im geschäftlichen Umgang zu realisieren, was insbesondere bei der angemessenen Umsetzung von Anrede- und Schlussformeln deutlich wird.

Beide E-Mails werden – wie nach unserer Erfahrung üblich – mit recht informellen Anreden begonnen. Es wäre bei einem Erstkontakt gegenüber einem unbekanntem Adressaten bei deutschsprachigen Kommunizierenden sicher eher ein *Sehr geehrte Damen und Herren* zu erwarten. Die Anreden „Guten Tag“ und die Anrede mit vollem Namen erscheinen deutlich inadäquater. Die zweite Abschlussformel „Mit freundlichen Grüßen“ entspricht hingegen der angenommenen Norm. Dies passt letztlich auch zu dem gehobenen sprachlichen Niveau des Schreibers. Dagegen ist bei dem sprachlichen Niveau der ersten E-Mail in Frage zu stellen, ob die Verfasserin überhaupt über Normkenntnisse der deutschen Schriftsprache verfügt.

Aus unserer Erfahrung und unseren Fremdsprachenkenntnissen wissen wir, dass der Grund für die Realisierung der Ansprache in dieser gezeigten Form darin besteht, dass die Normen der Muttersprache von den Lernern in gleicher Weise auf die Fremdsprache übertragen werden. In der slowakischen E-Mail-Kommunikation ist es mittlerweile gängig, die E-Mail mit *Dobrý Deň* ('Guten Tag') einzuleiten. Die Nennung des vollen Namens interpretieren wir aus unserer Erfahrung als eine Art des Respektes.

Ähnlich dem Deutschen verfügt auch das Slowakische über mehrere Stufen der Ansprache in der schriftlichen Kommunikation: *Vážený Pán/i'* ('Sehr geehrte(r) Herr/Frau'), *Milá/ý* ('Liebe/r'), *Dobrý Deň* ('Guten Tag'), *Ahoj* ('Hallo'). Es lässt sich jedoch beobachten, dass die erst genannte Möglichkeit insbesondere unter jüngeren E-Mail-Schreibern als zu formell gilt. Die Benutzung von *Milá/ý* wird hingegen als zu informell betrachtet und ist eher für den Familienkreis tauglich. *Ahoj* ist wiederum eher im Bekanntenkreis bzw. freundschaftlichen Rahmen anzutreffen. Die slowakische Form des *Guten Tags* scheint letztlich ein guter ‚Kompromiss‘ zwischen ‚zu förmlich‘ und noch ‚förmlich genug‘.

Aus den weitreichenden Forschungen zur interkulturellen Kommunikation ist bekannt, dass die Fehlinterpretation von vermeintlichen Unhöflichkeiten zu tiefgreifenden Problemen zwischen Teilnehmern unterschiedlicher kultureller Kontexte führen kann. Dies betrifft neben Symbolen insbesondere die Sprache. Hierzu gehören auch falsch angeführte Anredeformen (vgl. Lüsebrink, 2008: 45). Aus unserer eigenen Erfahrung wissen wir, dass E-Mails wie oben dargestellt durchaus sehr befremdlich wirken können. Es ist daher wichtig, den Lerner auf diese unterschiedlichen Wahrnehmungen hinzuweisen. Es ist aus unserer Sicht immer richtig zu vermitteln, dass in der Kommunikation mit Deutschsprachigen ein *Sehr geehrte Damen und Herren* erst einmal einen ‚sicheren Hafen‘ darstellt. Letztlich ist es auch wichtig generell auf die Gefahr eines Fauxpas mit deutschsprachigen Kommunikationspartnern im Allgemeinen hinzuweisen.

### 3.3 Zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit

Peter Koch und Wulf Österreicher gehörten zu den Ersten, die darauf hingewiesen haben, dass die Textsorte E-Mail zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit changiert. Sie verorten die Kommunikation in der E-Mail zwischen „konzeptionell mündlich“ und „konzeptionell schriftlich“ (vgl. Mader, 2006: 39). Christa Dürscheid unterstützt diese Einschätzung ebenfalls. Auch wenn die E-Mail eindeutig viele Elemente von der Textsorte Brief übernommen hat, „besteht die Tendenz, solche E-Mail-Schreiben etwas näher am Mündlichkeitspol einzuordnen als herkömmliche Briefe“ (Dürscheid, 2006: 105).

Dieser Aspekt erscheint uns deshalb wichtig, da wir als Lehrende sehr oft dazu neigen, zu sehr die Normen aus der Schriftlichkeit als Grundlage für Bewertungen anzusetzen. In der täglichen Arbeit, wo das angemessene Schreiben beispielsweise beim Verfassen von Geschäftsbriefen eine wichtige Rolle einnimmt, werden diese klaren Normen sehr schnell auf die Textsorte E-Mail übertragen. Die Einsicht, dass insbesondere jüngere Lerner die E-Mail-Kommunikation sehr viel stärker in Richtung mündlicher Kommunikation verorten, ist für den Lehrenden wichtig anzuerkennen und zu akzeptieren. Wir können annehmen, dass sich diese Verortung daher auch langfristig als verbindliche Norm bei den Kommunikationsteilnehmern durchsetzen wird. Bei dieser Einsicht gilt es aber im Lernprozess darauf hinzuweisen, dass es durchaus Empfänger gibt, die auf die E-Mail deutlich stärker aus der schriftlichen Kommunikation bekannte Normen anlegen und es hierbei zu Missverständnissen und Konflikten kommen kann.

Jana Kiesendahl zeigt in ihrer breit angelegten Studie *Status und Kommunikation* über das Verhalten von Sprachhandlungen im universitären Kontext, dass deutsche Studierende in der Erstsprache auch die Form *Sehr geehrte/r* deutlich präferieren (vgl. Kiesendahl, 2011: 93). Dies bestätigt uns in der Annahme, bei der Sprachvermittlung diese Form als Norm zu vermitteln.

Wichtig erscheint uns ebenfalls bereits früh zu thematisieren, dass die E-Mail-Kommunikation keine Einbahnstraße ist. Nach einem Austausch von *Sehr geehrte/r* wird unter deutschsprachigen E-Mail-Schreibern nicht selten bald zu *Liebe/r* gewechselt. Es ist wichtig, die Lerner auf diese möglichen Stilwechsel hinzuweisen. Dies erscheint uns auch daher bedeutend, da die Lerner aus unserer Erfahrung oft nach klaren Vorbildern suchen. Dies liegt nicht selten daran, dass in Mitteleuropa noch an vielen Schulen die Grammatik-Übersetzungsmethode praktiziert wird. Der Vorteil liegt hierbei in Bezug auf verschiedene Textsorten darin, dass die Lerner sehr früh daran gewöhnt sind, klare Strukturen zu übernehmen und zu kopieren. In der Vermittlung der Textsorte Brief erweist sich dies als nützlich. Ratgeber wie *Duden. Briefe gut und richtig schreiben* (Duden, 1997) geben klare Vorlagen für unterschiedliche Briefgenres und Anlässe. So wird in dem Kapitel *Die richtige Anrede – kein Problem* auch detailliert auf die Anredenormen an verschiedene Adressaten eingegangen. Das bereits oben angesprochene Problem liegt jedoch darin, dass es in der schriftlichen Kommunikation deutlich klarere Normen gibt als in der E-Mail-Kommunikation. Dass Normen immer auch von der Situation und dem Beziehungsgefüge der Akteure abhängig sind, muss daher ebenfalls thematisiert werden.

## 4 Zusammenfassung

Es wurde in unserem Beitrag aufgezeigt, dass die Sachlichkeit und analytische Präzision als Prämissen der Fachsprache im berufssprachlichen Kontext gleichermaßen für Lehrer und Lerner nur bedingt anwendbar sind. Während eine Norm in der E-Mail-Kommunikation eine klare Orientierungsfunktion hat, bringt sie in einem auf emotionale Wirkungen bedachten Kontext, zum Beispiel in der Tourismussprache, Schwierigkeiten mit sich: Die über Bilder und Sprache wirkende Überzeugungskraft fügt sich oftmals keiner Normbestimmung.

Bei der Beobachtung von sprachlich normierten Ausdrucksweisen wurde hingegen herausgestellt, dass die in der Muttersprache üblichen Normen oft direkt auf die deutsche Sprache übertragen werden. Ein berufssprachlicher Unterricht muss daher das Ziel haben, zum einen auf den Kontext einzugehen und gleichzeitig gängige und evaluierbare Normen unter Deutschlernern so darstellen zu können, wie sie unter Muttersprachlern in der Praxis angewendet werden. Dies ist umso wichtiger, als dass es bei einer Vernachlässigung dieser Normen durchaus zu interkulturellen Missverständnissen kommen kann, wofür der Lerner unbedingt sensibilisiert werden muss.

### Literaturverzeichnis

- DaF-Kompakt A1-B1. (2011) Lehrbuch. Stuttgart: Klett.
- Duden (1997): Briefe gut und richtig schreiben! Ratgeber für richtiges und modernes Schreiben. 2. Aufl. Mannheim: Dudenverlag.
- Dürscheid, Christa (2006): Merkmale der E-Mail-Kommunikation. In: Von \*hdl\* bis \*cul8r\*. Sprache und Kommunikation in den Neuen Medien. Hrsg. v. Peter Schlobinski. Mannheim: Dudenverlag, S. 104–116.
- Efing, Christian (2014): Berufssprache & Co.: Berufsrelevante Register in der Fremdsprache. Ein varietätenlinguistischer Zugang zum berufsbezogenen DaF-Unterricht. In: InfoDaF, Jg. 41, H. 4, S. 415–441.
- Kiesendahl, Jana (2011): Status und Kommunikation. Ein Vergleich von Sprechhandlungen in universitären E-Mails und Sprechstundengesprächen. Berlin: Erich Schmidt.
- Koch, Peter / Österreicher, Wulf (1996): Schriftlichkeit und Sprache. In: Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. Hrsg. v. Hartmut Günther u. Otto Ludwig. Berlin / New York: de Gruyter, S. 587–604.
- Lüsebrink, Hans-Jürgen (2008): Interkulturelle Kommunikation. Interaktion, Fremdwahrnehmung, Kulturtransfer. Stuttgart: Metzler.
- Mader, Kathrin (2006): E-Mail-Kommunikation. Zwischen Individualität und Konzeption. Münster: VDM.
- Rheingau Musik Festival (2011): Festival Imagefilm, <http://www.rheingau-musik-festival.de/festival/festival-geschichte/> (30.1.2016).

---

# Forensische Linguistik im studentischen Schreibexperiment Schreibexperimente mit polnischen Germanistikstudenten

Katrin Ankenbrand (Wrocław)

## **Abstract**

*Der Artikel stellt eine für den Bereich der Sprachpraxis zunächst ungewöhnliche Herangehensweise in der Auslandsgermanistik vor, die forensische Linguistik. Die Beschäftigung mit ihr führt zu einer hochgradigen Sprachsensibilisierung der Seminarteilnehmer. Das Seminar, dessen Ablauf hier skizziert wird, eignet sich für Germanistikstudenten mit einer slawischen Muttersprache, die über sehr gute Deutschkenntnisse verfügen. Das Augenmerk richtet sich auf das Einüben von Stilebenen sowie den Gebrauch des Artikels im Deutschen, der slawischen Muttersprachlern oft auch dann noch Schwierigkeiten bereitet, wenn sie über eine nahezu muttersprachliche Kompetenz verfügen. Im Umgang mit der Sprache in einem ‚spielerischen‘ aber authentischen und somit ernststen Kontext erweitern die Teilnehmer ihre sprachlichen Fertigkeiten.*

*This paper discusses forensic linguistics as an outstanding method by which students of German as a foreign language can improve their language skills and sensitivity to the nuances of style. In German, articles are especially difficult for native speakers of Slavic languages, as most of these languages lack articles. In writing experiments during a seminar, students wrote incriminated texts. Based on the written texts, different language skills could be trained.*

## **Keywords**

*forensische Linguistik, studentisches Schreibexperiment, Erpresserbriefe im onDaF-Kontext, Spiel mit der Sprache, Artikelgebrauch im Deutschen, Stilübungen  
forensic linguistics, writing experiment, incriminated texts in German as a foreign language, articles in German, style exercises*

## 1 Einleitung

Dieser Aufsatz umreißt den Inhalt eines Seminars zur forensischen Linguistik, das ich im Sommersemester 2014 und im anschließenden Wintersemester 2014 / 15 an der Universität Breslau (pl. Wrocław) in Polen insgesamt sechsmal mit Germanistikstudenten des vierten und fünften Studienjahres durchgeführt habe.<sup>1</sup> Gegenstand des Seminars war die Autorenerkennung. Das Seminar orientierte sich dabei an den Arbeiten von Christa Dorn, Linguistin am Kriminaltechnischen Institut des Bundeskriminalamtes in Wiesbaden und vereidigte Sachverständige für linguistische Textanalyse. Dorn (2003) ging in ihrer Studie Alltagsvorstellungen von der Beschaffenheit inkriminierter Schreiben nach. Zudem ließ sie Seminar Teilnehmer an den Universitäten Mainz und Saarbrücken sprachlich verstellte Erpresserbriefe erstellen. Die Ausführungen Dorns zu Alltagsvorstellungen von Erpresserbriefen habe ich in meinen Seminaren zu einem studentischen Schreibexperiment ausgebaut. Den Aufbau des Schreibexperiments zur sprachlichen Verstellung habe ich übernommen. So entstand zum einen eine Vergleichsstudie, zum anderen war der Rahmen geschaffen für eine kreative, spielerische Auseinandersetzung mit der Sprache unter ungewöhnlichen Umständen. Den Inhalt des Seminars diskutiere ich im Folgenden als Möglichkeit der Verfeinerung sprachlicher Fertigkeiten bei Sprechern des Deutschen mit slawischer Ausgangssprache.<sup>2</sup>

Eine der Ausgangsüberlegungen für mein Seminar war, dass die reine Beschäftigung mit der Sprache Gefahr läuft, zur trockenen, konstruierten und praxisfernen Theorie zu werden. Solch ein ‚Trockenschwimmen‘ ohne praktischen Alltagsbezug außerhalb der Seminarräume lässt Lerninhalte, da sie oftmals beliebig scheinen, weniger einprägsam sein. Durch den direkten Praxisbezug und die Behandlung eines nicht alltäglichen und daher für die Seminar Teilnehmer spannenden und packenden Themas hingegen festigen sich die Lerninhalte. Die kontinuierliche, rege Beteiligung im Seminar und die sehr positive Resonanz der Seminar Teilnehmer bestätigten, dass die Wahl dieses Themas in diesem Sinne erfolgreich war.

Im ersten Teil des Artikels werde ich die Ergebnisse der Studie von Dorn mit den Ergebnissen meiner Studien vergleichen. Im zweiten Teil werde ich die sprachlichen Fertigkeiten besprechen, die die Teilnehmer im Laufe meines Seminars erwerben.

## 2 Schreibexperimente mit polnischen Germanistikstudenten

Unser Seminar setzte mit studentischen Schreibexperimenten in Gruppenarbeit ein, in denen das Verfassen von Erpresserbriefen nachgestellt wurde. Der Theorieteil war dabei

---

<sup>1</sup> Alle Seminar Teilnehmer verfügten ausnahmslos über ausgezeichnete Deutschkenntnisse. Nach dem Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmen kann demnach die Stufe C1 und höher angesetzt werden.

<sup>2</sup> Im Seminar trat die sprachpraktische Seite vor dem Inhalt zurück.

der Praxis stets nachgestellt. Erst nach einer eingehenden Besprechung der selbstverfassten Schreiben wurden den Seminarteilnehmern authentische Schreiben vorgelegt.

Die Schreibexperimente orientieren sich an den Vorgaben Derns. Die Aufgabenstellung lautete: „Verfassen Sie ein Erpresserschreiben, von dem Sie glauben, dass es Wirkung zeigen könnte“ (Dern, 2009: 83). Um eine gewisse Einheitlichkeit zu gewährleisten, wurden den Studenten zwei Vorgaben gemacht. Adressat der Erpressung sollte ein großes Unternehmen sein und es sollte eine Lösegeldforderung in Höhe von einer Million Euro gestellt werden. Die Seminarteilnehmer wurden in Dreiergruppen aufgeteilt. Für die Erstellung des Textes hatten die Gruppen maximal zwanzig Minuten Zeit.

## 2.1 Alltagsvorstellungen von Erpresserbrieffen

Dern (2003) stellt in ihren Arbeiten die Frage nach den Alltagsvorstellungen von Erpresserbrieffen und den Gründen für diese Vorstellungen. In einem weiteren Schritt stellt sie diesen Alltagsvorstellungen tatsächliche Erpresserbriefe gegenüber und diskutiert mögliche Gründe für Gemeinsamkeiten und auffällige Unterschiede. Die Vorstellung, die man sich im Alltag gemeinhin von Erpresserbrieffen macht, geht, so Dern (2003: 127), von Schreiben voll sprachlicher Gewalt aus. Direkte, aggressive Drohungen, die mit der Demütigung des Adressaten durch Beleidigungen, Schmähungen und distanzloses Duzen einhergehen, ein Anschreien durch Großbuchstaben und kurze, knappe Befehlsformen, solche und ähnliche Formulierungen kommen der Mehrheit der Befragten spontan in den Sinn (Dern, 2003: 130–137). Ich habe meine Studenten in der ersten Seminarsitzung dazu befragt und ihnen die Aufgabe gestellt, in ihrem Freundes- und Bekanntenkreis eine kleine Umfrage vorzunehmen. Die Ergebnisse dieser Erhebungen bestätigten Dern in allen wesentlichen Punkten. Daneben steht die immer wieder genannte Assoziation eines Schreibens, das sich aus bunten, unordentlich aus verschiedenen Zeitungen ausgeschnittenen Buchstaben unterschiedlichster Größe zusammensetzt.<sup>3</sup> Auf die Frage, woher sie ihr Wissen bezögen, verwiesen die Seminarteilnehmer stets auf Filme und Kriminalromane.

---

<sup>3</sup> Persifliert wurde diese Alltagsvorstellung im sogenannten Krümelmonster-Fall, der im Frühjahr 2013 nicht nur in der deutschen Öffentlichkeit einige Monate lang für Erheiterung sorgte. Unbekannte hatten in mehreren Metern Höhe unbemerkt das Firmenzeichen des Keksherstellers Bahlsen, einen schweren vergoldeten Messingkeks, abmontiert. Einige Tage nachdem der Verlust bemerkt worden war, geht bei Bahlsen sowie der *Hannoverschen Allgemeinen Zeitung* ein humoristischer ‚Bilderbucherpresserbrieff‘ ein, der die Alltagsrerwartungen an die gestalterische Seite eines Erpresserbrieffes, seine Zusammensetzung aus Buchstaben unterschiedlicher Form, Farbe und Größe, aufgreift und ironisiert. Die Chronologie des Falles kann auf der Seite des NDR (2013) nachgelesen werden.

## 2.2 Authentische Erpresserbriefe

Konfrontiert man diese Alltagsvorstellungen nun mit authentischen Tatschreiben, so lassen sich einige Übereinstimmungen, aber auch erhebliche stilistische Abweichungen feststellen. Die Mehrzahl aller Erpresserbriefe, so Dern (2003: 127), ist keine „in Buchstaben gegossene Gewalt“, vielmehr zeichnet sie sich durch einen **höflich-distanzierten** Geschäftsbriefstil aus. Die Schreiber siezen ihre Adressaten, verwenden Konjunktivformen und Modalverben wie „heute möchten wir Sie darüber informieren, dass [...]“ (zit. nach Dern, 2003: 131). Sie bitten um Verständnis („[h]aben Sie aber bitte Verständnis dafür, daß [...]“; zit. nach Dern, 2003: 130), entschuldigen („bitte entschuldigen Sie“, zit. nach Dern, 2003: 133) oder bedanken sich („Wir bedanken uns fuer Ihre Kooperationsbereitschaft“, zit. nach Dern, 2003: 133) und drücken ihr Bedauern aus („Bedauerlicherweise haben wir die erbetene Anzeige in der Frankfurter Rundschau nicht gefunden“, zit. nach Dern, 2003: 128). Auf rein formal-stilistischer Ebene wahrt der Schreiber somit gewissermaßen das Gesicht seines Adressaten. Dass viele Formulierungen einer gewissen Ironie nicht entbehren, zeigt eindrücklich die Fortsetzung der Äußerung: „Dies mag entweder daran liegen, das [sic!] Sie unserer Bitte gar nicht nachgekommen sind, oder wir dieselbe schlicht uebersehen haben“ (zit. nach Dern, 2003: 128).

In der Höflichkeitsforschung bis heute zentral ist das Konzept des *positive* und des *negative face* von Levinson / Brown aus den späten 1970er Jahren, das eine Erweiterung des Goffmanschen *Face*-Begriffs darstellt. Levinson / Brown setzen voraus, dass jedes Individuum ein positives und ein negatives Gesicht besitzt, wobei das positive Gesicht das Bedürfnis des Einzelnen nach Wertschätzung und Anerkennung, sein negatives Gesicht das Bedürfnis nach Wahrung seiner Handlungsfreiheit ist. Zur Wahrung dieser beiden Bedürfnisse verwendet das Gegenüber positive respektive negative *politeness*. Höflichkeit ist im Modell Levinson / Browns reine Kommunikationsstrategie, der Einzelne ist demnach höflich, weil er möglichst viele seiner Ziele in der Interaktion mit anderen erreichen will. Das Konzept liegt auch dieser Abhandlung zugrunde. Setzt man mit Levinson / Brown (2008) den Gebrauch von Höflichkeit als reine Kommunikationsstrategie zur optimalen Durchsetzung eigener Ziele an, so stellt sich dennoch die Frage nach dem Grund ihrer Verwendung in Textsorten wie Erpresserbriefen. Denn die Beziehungskonstellation zwischen Täter und Opfer muss, um das Gelingen einer Erpressung zu gewährleisten, ein deutliches Machtgefälle aufweisen. Der Adressat des Schreibens soll unter Druck gesetzt, geängstigt und eingeschüchtert werden. Entstehen bei ihm Zweifel an der Ernsthaftigkeit der Erpressung, hält er das Ganze gar für einen Scherz, ist die Perlokution des Schreibers gescheitert. Daher muss der Schreiber Uneindeutigkeit um jeden Preis vermeiden. Die Indirektheit von Höflichkeit steht der Absicht des Schreibers also erst einmal entgegen. Dass eine Mehrheit an Erpresserbriefen trotzdem höflich gehalten ist, sieht Dern (2003) in einer Reihe von Faktoren begründet. Für die Textsorte ‚Erpresserbrief‘ existieren keine Schreibvorlagen. Der Verfasser sitzt gewissermaßen vor einem leeren Blatt. Die Bezeichnung ‚Erpresserbrief‘ legt ihm möglicherweise aber die Orientierung am klassischen Briefmuster nahe. Der

Schreiber greift auf Bekanntes zurück und muss so nicht selbst kreativ werden. Da Höflichkeit im Brief eine zentrale Stellung einnimmt und der Verfasser zudem ein mit Höflichkeit sozialisiertes Individuum ist, kann der Gebrauch von Höflichkeit in Erpresserbriefen zudem als reine Floskel gewertet werden. Der Schreiber kann gar nicht anders als höflich zu sein. Zudem werden oftmals große Unternehmen zu Opfern von Erpressungen. Um ernstgenommen zu werden, greift der Verfasser auf den Geschäftsbriefstil zurück. Sprachliche Kompetenz und ein gewählter Ausdruck werden so zum Signal für den Adressaten, dass der Täter auch auf inhaltlich-planerischer Ebene überlegt und kompetent vorgeht. Nicht zuletzt fällt im Kontext des Geschäftskorrespondenzstils auch die Verwendung von Euphemismen auf, die die Erpressung als ‚Geschäft‘, ‚Geschäftsbeziehung‘, ‚Arrangement‘ oder ‚Angebot‘ und das Verhältnis zwischen Täter und Opfer als ‚kooperative Zusammenarbeit‘ umschreiben (Dern, 2003: 130–137). Mit Levinson / Brown lässt sich der Einsatz von Höflichkeit auch als ein letzter verzweifelter Versuch des Verfassers verstehen, wenigstens vor sich selbst einen Rest seines positiven Gesichtes zu wahren, da er sich mit dem Absenden des Briefes ja selbst außerhalb des Gesetzes und der Gesellschaft gestellt hat.

Schließlich ist Höflichkeit im Kontext inkriminierter Schreiben häufig auch als Ironie und Sadismus aufzufassen. Dort, wo es bereits durch die Umstände gegeben ist – die Androhung einer Straftat oder die bereits begangene Straftat geben das Verhältnis zwischen den Interaktanten vor – muss der Verfasser sprachlich kein Machtgefälle mehr aufbauen. Durch Höflichkeit kann er seine Macht vielmehr auskosten und sein Opfer quälen, indem er mit ihm spielt und ihm durch den Gebrauch negativer Höflichkeit vermeintliche Entscheidungs- und Handlungsfreiheit gewährt (Dern, 2003).

### 2.3 Beispiele der im Seminar erstellten Erpresserbriefe

Die Schreiben der polnischen Germanistikstudenten relativieren die Absolutheit der Aussage Derns (2003: 127) von der Alltagsvorstellung von Erpresserbriefen etwas. Es konnte nämlich ein signifikanter Unterschied zwischen den mündlich geäußerten Vorstellungen zur Textsorte Erpresserbrief und den anschließend tatsächlich verfassten Texten festgestellt werden. Da die Aufgabe, Erpresserbriefe abzufassen, der Diskussion um Alltagsvorstellungen vorangestellt war, kann eine theoretische Vorbeeinflussung ausgeschlossen werden.

Bei der Befragung im Kurs und im Freundes- und Bekanntenkreis der Studenten wurden mehrheitlich die oben ausgeführten Kriterien genannt. Die im Schreibexperiment im Kurs abgefassten Texte wurden jedoch mehrheitlich von einer feinen Ironie und Süffisanz getragen, die sich eben im Gebrauch ausgesuchter Höflichkeit manifestiert oder in ironischen Anspielungen steckt, z. B.: „Ich weiß, dass du eine Affäre mit deiner Sekraeterin hast. Ihr seht so gut auf dem Foto aus...“ (SoSe 2014, V. Jahrgang). Ebenso war die Verwendung von Euphemismen keine Seltenheit: „Wenn Sie unsere Wünsche nicht erfüllen“; „Ich kenne aber die Lösung – ich kann ihnen ein Geschäft vorschlagen“ (SoSe 2014, V. Jahrgang); „Wenn man bedenkt, wie viel Umsatz Ihre

Firma Dank des Getränks macht, ist 1 Million Euro, die wir für unseres Schweigen fordern, nicht viel“ (WS 2014 / 15; IV. Jahrgang). Der folgende, unveränderte Brief einer Gruppe des Abschlussjahrgangs des Sommersemesters 2014 ist in einem Ton deutlicher Süffisanz gehalten.

„Sehr geehrter Herr Müller,

Du kennst mich nicht, aber ich dich sehr, sehr gut.

Ich weiß über dich alles, alle deine Geheimnisse.

Ich weiß, warum du fast jeden Tag länger in der Arbeit bleibst. Deine Frau wird nicht zufrieden sein, dass du so nah mit deiner Sekretärin bist.

Du möchtest auch nicht, dass deine Frau die Filme, wo ihr die Hauptrolle spielen, sieht. Kinder werden auch nicht glücklich, dass ihr Papa nicht so gut ist, wie sie gedacht haben.

Also bring am nächsten Montag um 20 Uhr unter die Stephansbrücke 1 Million Euro. Andererseits wird deine ganze Familie, Freunde und Mitarbeiter über deine Affäre mit der Sekretärin wissen.

Ich vermute, du möchtest das vermeiden.

Ruf die Polizei nicht- es wäre für dich die schlimmste Lösung, glaub mir.

Dein Erpresser“ (SoSe 2014 / V. Jahrgang)

Ebenso ist der Einstieg des folgenden Briefes gestaltet:

„Sehr geehrter Herr Blaukraut, ich habe für Sie eine traurige Nachricht, deshalb habe ich mich entschieden, Ihnen diesen Brief zu schreiben. Sie haben nur 72 Stunden, weil mir sehr eilig ist, um uns eine bescheidene Summe von 1. Mio Euro zu schenken. Natürlich ist es selbstverständlich, dass dieser Preis nicht zu verhandeln ist.“ (WS 2014 / 15; V. Jahrgang)

Ähnlich ironisch gehaltene Unterschriften wie „Dein / Ihr Freund“ (SoSe 2014, V. Jahrgang) und Anreden wie „Hör mal zu, Herr Direktor!“ oder „Sehr geehrter Herr Blaukraut“ (WS 2014 / 15, V. Jahrgang) legen den Verdacht nahe, dass hier studentischer Übermut mitgeschrieben hat.<sup>4</sup>

Feine kulturelle Unterschiede, die womöglich nicht zuletzt in der Darstellung von Erpresserbrieffen in Filmen und Kriminalromanen zum Ausdruck kommen könnten,

<sup>4</sup> Die Bedingungen, unter denen Experimente stattfinden, nehmen bekanntlich einen nicht unerheblichen Einfluss auf ihren Ausgang. So kannten die Studenten des Abschlussjahrgangs im Wintersemester 2014 / 15 und ich uns zu Kursbeginn bereits seit zwei Jahren aus gemeinsamen Seminaren und unser Verhältnis kann als äußerst herzlich beschrieben werden. Aus diesem Umstand leite ich die Annahme ab, dass es sich bei den oben beschriebenen ironischen Einschüben im Seminarkontext nicht ausschließlich um verbalisierte Grausamkeit handelt.

könnten ebenfalls eine der Ursachen dieser signifikanten Abweichungen zwischen den im studentischen Schreibexperiment erstellten Erpresserbriefen und den im Anschluss daran diskutierten Alltagsvorstellungen sein und stellen einen möglichen Ausgangspunkt zu weiterführenden interkulturellen, deutsch-polnischen Vergleichen dar.

## 2.4 Verstellungsstrategien in Erpresserbriefen

Dern (2008) stellte in Seminaren an den Universitäten Mainz und Saarbrücken Germanistikstudenten des Grundstudiums<sup>5</sup> vor die Aufgabe, Erpresserbriefe zu verfassen und diese sprachlich zu verstellen.<sup>6</sup> Alle Studenten waren Muttersprachler des Deutschen.

In der forensischen Linguistik unterscheidet man zwischen fünf Verstellungsstrategien, auf die Schreiber zurückgreifen, um ihre wahre Identität zu verschleiern: die diffuse Verstellung der Sprache; die Verwendung eines gehobeneren Stils, als man ihn für gewöhnlich gebraucht; die Verwendung einer niedrigeren Stilebene; das Imitieren einer fremden Autorenschaft, bei der man den Verdacht gezielt auf eine ganz bestimmte Person zu lenken versucht; sowie die Verstellung als ‚Ausländer‘ bzw. Nichtmuttersprachler. Eine Strategie ist jedoch nur dann erfolgreich, wenn sie nicht als solche erkannt wird. Durch Inkonsequenzen und Uneinheitlichkeiten, die sich bei längeren Schreiben oft gerade gegen Ende häufen, wird ein sprachlicher Verstellungsversuch als solcher erkannt. In Hinsicht auf die Konsequenz bei der Einhaltung der Strategie unterschieden sich die in Derns wie auch in meinem studentischen Schreibexperiment erstellten Schreiben nicht erheblich von authentischen inkriminierten Schreiben (Dern, 2008: 250–261).

In meinen Seminaren bestand unter den Teilnehmern der allgemeine Konsens, dass die Verstellung als ‚Ausländer‘ möglicherweise stärker im Bewusstsein der polnischen Sprachgemeinschaft verankert sei, da das Polnische, so die Meinung von Teilnehmern mehrerer Seminare, für Nichtmuttersprachler eine ungleich größere Herausforderung darstelle als das Deutsche. Sprachliche Schwierigkeiten könnten für einen polnischen Muttersprachler so durch ihre Evidenz leichter abrufbar sein und im geschilderten Versuchskontext entsprechend als sprachliche Verstellungsstrategie eingesetzt werden.

Augenfällig ist in diesem Zusammenhang jedoch der Umstand, dass die polnischen Germanistikstudenten in ihren Schreibexperimenten stets um eine größtmögliche sprachliche Korrektheit bemüht waren. So kamen von den einzelnen Gruppen in der Phase des Abfassens immer wieder kleine sprachliche Nachfragen im Sinne einer Einhaltung der standardsprachlichen Normen. Daran änderte sich auch nichts, als die

<sup>5</sup> Als Grundstudium wurden gemäß der Regelstudienzeit in den Magister- bzw. Staatsexamensstudiengängen die ersten vier Semester bezeichnet. Heute würde man vom Bachelorstudium sprechen.

<sup>6</sup> „Verfassen Sie Ihr Erpressers Schreiben nochmals, aber versuchen Sie diesmal, Ihre Sprache so zu verändern, dass Sie nicht erkannt werden können.“ (Dern, 2008: 251).

Briefe zur Tarnung der eigenen (fiktiven) Identität zur Schaffung einer neuen (ebenfalls fiktiven) Identität verstellt werden sollten. Keine der Gruppen kam auf die Idee, sich als ‚Ausländer‘ zu verstellen. Neben dem Schreiben sollte jede Gruppe ein (fiktives oder reales) Ausgangsprofil erstellen und eine angenommene Identität skizzieren, die sich in ihrem sprachlichen Verstellungsversuch widerspiegeln sollte. Häufig gewählt wurde die Verstellung zum Gegenteil – eine junge, ehrgeizige Firmenchefin, die ihr Opfer, die Konkurrenz, sehr gut kennt, versucht im Stil eines alten Mannes zu schreiben, der sein Opfer nicht kennt. „Ein junger, skrupelloser Täter“, so ein weiteres erdachtes Ausgangsprofil, mimt einen „alte[n] Mann mit hohen moralischen Maßstäben“ (SS 2014, V. Jahrgang). Zwei Gruppen täuschten einen psychisch kranken Verfasser vor. Mehrmals wurden die Verstellungsstrategien „sich dümmer stellen“ und „sich klüger stellen“ gewählt. Viele der gewählten Strategien weisen logische Brüche auf oder werden nicht stringent verfolgt und sind daher oft unschwer als Strategien bzw. Verstellungsversuche erkennbar. Viele Verstellungsversuche beziehen sich nicht auf das Gesamtprofil und den Gesamttext, sondern auf Einzelaspekte des Schreibens wie das ‚Wir‘ des Einzeltäters. In nachfolgendem Beispiel wählt eine Gruppe als Ausgangsprofil eine „Frau, 29, Ausländerin mit Hochschulabschluss“, aber das ‚Ausländersein‘ wird im Schreiben nicht sichtbar. Auch auf Nachfragen setzt die Gruppe das darin steckende Verstellungspotential nicht um. Dies bestätigt wiederum die von Dern (2008) konstatierte Unbedarftheit und kriminelle Unerfahrenheit der Probanden.

„Profil: 29, Frau, Ausländerin, [m]it Hochschulabschluss“ (WS 2014 / 15, V. Jahrgang)

„Sehr geehrter Herr Schmidt,

letzten Dienstag haben Sie einige Urkunden ihrer Firma in einem grünen Aktenhefter in Starbucks liegen lassen und auf diese Weise haben sie den Besitzer gewechselt. Die Aufschrift „geheim“ lässt vermuten, dass Sie diesen Verlust nicht verschmerzen können. Daher bekommen Sie ein freundliches Angebot, um diese Urkunden wiederzuhaben: die Urkunden gegen 1 Mio. €. Mehr Informationen erhalten Sie bald in einem neuen Brief. Benutzen Sie diese Zeit, um die fehlenden Geldmittel zu besorgen.

Mit freundlichen Grüßen,

Starbucks-Fan“ (WS 2014 / 15, V. Jahrgang).

Dafür, dass die Verstellung als Ausländer von den polnischen Germanistikstudenten nicht ein einziges Mal gewählt wurde, kann es mehrere Gründe geben. Zum einen kann diese Strategie aufgrund der Rahmenbedingungen im Kontext eines Germanistikstudiums besonders abwegig gewesen sein, denn die Studenten bemühten sich um ein möglichst gutes Deutsch. Andererseits schien es plausibel, dass den Studenten im Spannungsfeld Muttersprache – Fremdsprache Aspekte wie Nationalität und Sprache unmittelbar präsent sein würden. Doch so wenig die Verstellung als Ausländer beim Verfassen auf Deutsch in Betracht gezogen wurde, so wenig wurde sie beim Schreiben auf Polnisch im Rahmen der studentischen Umfragen und Schreibexperimente im Freundes- und Bekanntenkreis herangezogen. Zusammenfassend lässt sich für das

Schreibexperiment mit polnischen Germanistikstudenten der Universität Breslau festhalten, dass die Verstellung als Ausländer im Bewusstsein der polnischen Probanden genauso wenig präsent ist wie bei den deutschen Probanden. Man ist sich seiner Sprache offenbar recht wenig bewusst. Zugleich bestätigen die Schreiben der polnischen Germanistikstudenten noch einmal sehr deutlich einen Aspekt, den Dern (2008: 261–263) anspricht: Die Schreiben nichtmuttersprachlicher Sprecher von nahezu muttersprachlicher Kompetenz können nicht ohne weiteres von den Versuchen muttersprachlicher Verfasser, sich als ‚Ausländer‘ zu verstellen, unterschieden werden. Zwar lassen sich in den Schreiben typische Interferenzfehler feststellen, viele Formulierungen weisen aber auch keine oder so minimale Abweichungen auf, dass sie jedenfalls eine härtere Nuss darstellen als viele inkonsequente Verstellungsversuche.

### **3 Forensische Linguistik unter dem Aspekt der Sprachpraxis**

#### **3.1 Das Spiel mit der Sprache – eine hochgradige Sprachsensibilisierung**

Unter sprachpraktischen Gesichtspunkten bietet sich das Verfassen von Erpresserbriefen im studentischen Schreibexperiment unter dem Aspekt des Spiels mit der Sprache vor ernstem und daher packendem Hintergrund an. Wie die Schreibbeispiele zeigen, wurde eine enorme Perfidität freigesetzt. Die Schreiben weisen ein hohes Maß an Kreativität und Freude am Experimentieren auf. Ein Schreiben ist in Gedichtform gefasst, Indirektheit durch Anspielungen und Ironie ist eines der am häufigsten verwendeten Stilmittel: „Mit vielen warmen, schönen Grüßen, Dein Silvio (oder Patrick? Vielleicht Klaus? Wer weiß...)“ (V. Jahrgang, SS 2014). Bei der sprachlichen Verstellung müssen unterschiedliche Varietäten und Stilebenen des Deutschen wie Umgangssprache, die gesprochene oder die geschriebene Sprache, gehobene und vulgäre Ausdrucksformen authentisch nachgeahmt werden. So entwickelt sich bei den Teilnehmern ein Gefühl für Stilnuancen und es kommt zu einer sprachlichen Sensibilisierung.

#### **3.2 Erpresserbriefe als Lückentexte zum Artikelgebrauch**

Die von slawischen Germanistikstudenten gefertigten Erpresserbriefe wiederum eignen sich gut zum Üben des Artikelgebrauchs im Deutschen. Da die meisten slawischen Sprachen artikellose Sprachen sind, haben slawische Muttersprachler oftmals Schwierigkeiten bei der korrekten Anwendung des Unterschieds zwischen Nullartikel, unbestimmtem und bestimmtem Artikel im Deutschen. Daher kam es auch bei den Erpresserbriefen teilweise zu missverständlichem Artikelgebrauch. Aufgrund ihrer situativen Einbettung eigneten sich diese als einprägsame Beispiele für die Unterscheidung von bestimmtem und unbestimmtem Artikel.

Auf der Grundlage einiger studentischer Schreiben stellte ich kurze Lückentexte zum Einüben des Artikelgebrauchs im Deutschen zusammen. Zur Wahrung seiner

Anonymität und da er damit rechnen muss, dass die Polizei hinzugezogen wird, muss der Täter den Kontakt zu seinem Opfer möglichst gering halten. Je präziser er sich ausdrückt, desto weniger Ergänzungen sind erforderlich. Bei der Koordination der Geldübergabe sind die Eindeutigkeit und Unmissverständlichkeit der Angaben wie Übergabeort und -zeit von elementarer Wichtigkeit. Auf dem folgenden Arbeitsblatt sollten die Studenten ihre Entscheidung jeweils unter den Lückentexten begründen.

### **Arbeitsblatt - Der heikle Gebrauch des Artikels in Erpresserbriefen**

Bei der Koordination der Geldübergabe – die allein schon eine enorme planerische Leistung erfordert – muss sich der Erpresser klar und unmissverständlich ausdrücken. Entscheiden und begründen Sie – Nullartikel / bestimmter Artikel / unbestimmter Artikel.

#### **ERPRESSERBRIEF 1**

Ihr habt drei Tage, um eine Million Euro in \_\_\_\_\_ alten Haus in der Vorstadt zu deponieren, sonst wird euer großes Unternehmen in Flammen stehen. Keine Polizei. Keine Zeugen. Kreditkarten werden nicht akzeptiert. Nur Bargeld. Dann vergessen wir eure Geldwäsche. Wir warten auf euch am Donnerstag um 22.00 Uhr.

#### **ERPRESSERBRIEF 2**

Sehr geehrter Herr Cichowski,  
ich weiß von deinem finanziellen Schwindel. Du hast Herrn Jacek Gruszka Schmiergeld gegeben. Ich habe Beweise dafür, dass du sehr korrupt bist. Viele Personen können das bezeugen. Du hast viele Feinde, die sich über deinen Misserfolg freuen werden. Ich gebe dir eine Chance – wenn du bis morgen 1 Million Euro bezahlst, werde ich dich in Ruhe lassen. Bring \_\_\_\_\_ Geld in einer grünen Tasche in die Elisabethkirche! Leg sie unter die zweite Bank von hinten in der linken Reihe!  
Vergiss nicht, dass ich deine nette süße Tochter kenne! Sie besucht Grundschule Nr. 2. Ihr Unterricht endet um 14 Uhr.  
Bis morgen!  
Dein Freund

#### **ERPRESSERBRIEF 3**

Wir haben deine Tochter! Als Beweis der blutbeschierte Ring. Wenn sie für dich 1.Mio Euro wert ist, lass einen Koffer mit \_\_\_\_\_ Geld in der Dominikanski-Kirche. Am Montag bekommst du eine Nachricht mit der genauer Uhrzeit und dem Ort. Wenn du mit der Polizei Kontakt aufnimmst, wirst du deine Tochter nie wiedersehen! Wenn du \_\_\_\_\_ Geld mitbringst/ \_\_\_\_\_ Geld nicht mitbringst (entscheiden Sie sich für eine der beiden Formulierungen), finden wir deine zweite Tochter!

Im Folgenden sei aus Platzgründen nur der erste Teil des Arbeitsblattes genauer besprochen: Der unbestimmte Artikel „in EINEM alten Haus in der Vorstadt“ lässt das

Opfer im Unklaren über den genauen Übergabeort, was nicht im Interesse des Täters liegen kann. Der Unsicherheit des Geldkuriers folgt die Suche des Täters nach dem Geld, bei der er möglichst unauffällig alle alten Häuser der Vorstadt absuchen muss. Die Erklärung für die Studenten lässt sich entsprechend pointiert-witzig gestalten.<sup>7</sup>

Der einzig sinnvolle, weil präzise und damit eindeutige Gebrauch des bestimmten Artikels „in DEM alten Haus in der Vorstadt“ eröffnet nun zwei Lesarten. Einerseits könnte er einiges über das gemeinsam geteilte Wissen von Täter und Opfer aussagen. Andererseits könnte er etwas über das Aussehen der Vorstadt verraten. Der Gebrauch des bestimmten Artikels ohne erläuternden Zusatz, der das Haus für jeden eindeutig identifizierbar machen würde, setzt beim Adressaten genaue Ortskenntnisse voraus. Ohne dass es für Außenstehende verständlich wäre, weiß der Adressat, um welches Haus es sich handelt. Dieses Wissen teilen Schreiber und Adressat, was wiederum nur möglich ist, wenn sie sich bereits kennen. Diese Erkenntnis zieht weitergehende Schlussfolgerungen nach sich.

Der Gebrauch des bestimmten Artikels ohne erläuternden Zusatz, der das Haus für jeden eindeutig identifizierbar machen würde, setzt aber nicht in jedem Falle ein Insiderwissen des Adressaten voraus. Vielmehr könnte er auch auf allgemein zugängliches Wissen referieren. In diesem Fall enthält er auch für Außenstehende nachvollziehbare Informationen zur Vorstadt. Es gäbe dort nur ein einziges altes Haus, die Ortsangabe wäre eindeutig, der Adressat müsste lediglich über das Wissen verfügen, über das jeder Einwohner der dann vermutlich nicht sehr großen Stadt verfügt. Jeder Bewohner der Stadt kennt dieses alte Haus. Womöglich stellt es einen Schandfleck in der sonst tadellos sanierten Vorstadt dar.

In meinen Seminaren habe ich die möglichen Assoziationen und Situationskonstellationen mit obiger Ausführlichkeit dargelegt, was von den Seminarteilnehmern als äußerst hilfreich für das Verständnis des Artikelgebrauchs im Deutschen empfunden wurde.

## 4 Zusammenfassung

Die Vergleichsstudie in den Seminaren zur forensischen Linguistik machte bei allen Gemeinsamkeiten, die gleichwohl überwiegen, doch einen auffälligen Unterschied zwischen den Schreiben der deutschen und der polnischen Probandengruppe deutlich, die eklatant häufigere Verwendung von Ironie in den Schreiben der polnischen Studenten. Den Gründen für diese Abweichung wäre noch weiter nachzugehen.

Beide Schreibexperimente stellen zugleich gute Stilübungen für Germanistikstudenten dar, denn an ihnen lassen sich verschiedene Stilebenen und Varietäten des Deutschen einüben. Wendungen der Umgangssprache können in diesem Rollenspiel

---

<sup>7</sup> Im Original aus dem studentischen Schreibexperiment stand der unbestimmte Artikel (V. Jahrgang, WS 2014 / 15).

mit ernstem und daher spannendem Hintergrund ebenso eingeübt werden wie Merkmale der Schriftsprache, des Geschäftskorrespondenzstils, eines zynisch-ironischen oder vulgären Stils. Zum anderen garantiert ihre Durchführung die Freude am Spiel mit der Sprache. Durch den Praxisbezug und den authentischen Hintergrund beteiligten sich alle Seminarteilnehmer mit großem Engagement am Seminar, was nicht zuletzt das hohe Maß an Kreativität zeigt, das beim Abfassen der Texte freigesetzt wurde. Schließlich lässt sich der Artikelgebrauch im Deutschen an diesem ‚außergewöhnlichen‘ Material sehr gut einüben. Durch die Ungewöhnlichkeit des Lehrmaterials und die signifikanten Beispiele prägen sich die Unterschiede im Artikelgebrauch besser und nachhaltiger ein.

### Literatur

- Dern, Christa (2003): „Unhöflichkeit ist es nicht.“ Sprachliche Höflichkeit in Erpresserbriefen. In: Deutsche Sprache, Jg. 31, H. 2, S. 127–141.
- Dern, Christa (2008): „Wenn zahle nix dann geht dir schlecht“. Ein Experiment zu sprachlichen Verstellungsstrategien in Erpresserbriefen. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik, Jg. 36, H. 2, S. 240–265.
- Dern, Christa (2009): Autorenerkennung. Theorie und Praxis der linguistischen Tatschreibenanalyse. Stuttgart: Boorberg.
- Levinson, Stephen C. / Brown, Penelope (2008): Politeness. Some universals in language usage, 17. Aufl. Cambridge: University Press.
- NDR (2013): Chronologie: „Krümelmonsters“ Keks-Klau. In: NDR.de, [http://www.ndr.de/nachrichten/niedersachsen/hannover\\_weser-leinegebiet/Chronologie-Keks-Klau-bei-Bahlsen-in-Hannover,keks185.html](http://www.ndr.de/nachrichten/niedersachsen/hannover_weser-leinegebiet/Chronologie-Keks-Klau-bei-Bahlsen-in-Hannover,keks185.html) ( 29.9.2015).

---

# MEHRSPRACHIGKEIT UND DEUTSCH ALS FREMDSPRACHE

---

## Einführung in den Workshop Mehrsprachigkeit und Deutsch als Fremdsprache

Sabine Grasz (Oulu) / Anta Kursiša (Helsinki) /  
Joachim Schlabach (Turku)

Mehrsprachigkeitsforschung ist ein Bereich, der das Lernen und Verwenden mehrerer Sprachen in Theorie und Praxis betrachtet. Für Deutsch als Fremdsprache (DaF) werden mehrsprachige Ansätze immer wichtiger, da Deutsch für die meisten DaF-Lernenden – auch in den baltischen und nordischen Ländern – die zweite oder eine weitere Fremdsprache ist.

Die Ausgangsüberlegung des Workshops *Mehrsprachigkeit und DaF* waren die folgenden fünf Thesen:

1. Fremdsprachenlernende lernen die zweite und weitere Fremdsprachen quantitativ und qualitativ anders als ihre erste Fremdsprache. Aufgrund ihrer früheren Sprachlernerfahrungen verfügen sie über sprachliche und prozedurale Ressourcen, die im Lernprozess genutzt werden können (Faktorenmodell, vgl. Hufeisen, 2010).
2. Die meisten Lernenden von Deutsch als Fremdsprache lernen Deutsch als zweite (oder weitere) Fremdsprache nach der ersten Fremdsprache Englisch. Die DaF-Didaktik sollte deshalb mehrsprachig ausgerichtet sein (bekannteste Ansätze Mehrsprachigkeitsdidaktik und DaFnE / Deutsch als Fremdsprache nach Englisch, Hufeisen / Neuner, 2005).
3. In der Mehrsprachigkeitsdidaktik geht es einerseits darum, den vorhandenen ‚Sprachenbesitz‘ der Lerner im Lernprozess zu berücksichtigen (z. B. Transferbrücken zu bauen und Ähnlichkeiten bzw. Unterschiede zu diskutieren), und andererseits um die Aktivierung und Differenzierung des Sprachen(lern)bewusstseins. Untersuchungen haben gezeigt, dass mehrsprachige Menschen ein größeres Bewusstsein für Sprachenverwendung und Sprachenlernen haben (Metalinguistic awareness sowie M-factor, Jessner, 2008).
4. Mehrsprachige Kompetenz meint nicht nur die Kenntnis mehrerer Sprachen, sondern die Fähigkeit, diese linguistischen Ressourcen beim Lernen und

Verwenden einer Fremdsprache einzusetzen (Hélot, 2012). Solche sprachenübergreifenden Aktivitäten sind z. B. Sprachenwechsel und Codeswitching, Sprachmittlung sowie Transfer (Mehrsprachenverarbeitungsmodell, vgl. Meißner, 2004; Rollen-Funktions-Modell von Williams / Hammarberg, vgl. Hammarberg 2001).

5. Ohne eine positive Einstellung gegenüber Mehrsprachigkeit lassen sich mehrsprachige Ansätze im Bildungswesen nicht umsetzen.

Innerhalb des Workshops wurden verschiedene Projekte präsentiert; die drei folgenden Projekte sind in diesem Band als Beiträge publiziert: Joachim Schlabach (Universität Turku) präsentierte eine Bedarfsanalyse mit 214 Alumni, die die mehrsprachigen Anforderungen von Mitarbeitern in der internationalen Geschäftskommunikation beschreibt. Abgeleitet wird darin das Lernziel plurilinguale Kompetenz, das Teilkompetenzen wie Codeswitching, Sprachmittlung und Transfer miteinschließt. Zu diesem Ansatz gibt es bereits plurilinguale Kurse. Anta Kursiša (Universität Helsinki) präsentierte konzeptionelle Überlegungen und erste Ergebnisse einer Pilotstudie zu einem Projekt, das die Einflussfaktoren auf den interlingualen Transfer beim Leseverstehen untersucht. Im Fokus stehen u. a. die individuell wahrgenommene Nähe von Sprachen, das Lernverhalten und die Sprachlernmotivation. Sabine Grasz (Universität Oulu) zeigte in ihrem Beitrag, welche mehrsprachigen Strategien Lernende bei Gesprächen in einem Tandemprojekt einsetzen und dabei mit Rückgriff auf ihr mehrsprachiges Repertoire lexikalische Probleme lösen und metasprachlich über Sprachen und Sprachenlernen reflektieren.

In der Workshop-Diskussion waren sich die Beteiligten einig, dass Mehrsprachigkeit ein relevantes Forschungs- und Anwendungsgebiet darstellt. Für die Bedarfsanalyse wurde beispielsweise ihre Relevanz für die Sprachenpolitik hervorgehoben, da damit der Bedarf für Deutsch neben einer *Lingua franca* betont wird. Von besonderem Interesse waren die zahlreichen Beispiele aus den empirischen Daten, die die verschiedenen Facetten von Mehrsprachigkeit beim Anwenden und Lernen von Deutsch beschreiben. Durch sie wird sichtbar, wie mehrsprachige Fertigkeiten und Strategien von den Lernenden genutzt werden, was wiederum im DaF-Unterricht berücksichtigt und verstärkt werden sollte. Diskutiert und nachgefragt waren dabei auch die subjektiven Einstellungen etwa zu den anderen Sprachen und die Frage, inwieweit diese Einstellungen Einfluss auf Codeswitching, Sprachmittlung und Transfer nehmen können.

## Literatur

Hammarberg, Björn (2001): Roles of L1 and L2 in L3 production and acquisition. In: *Cross-linguistic Influence in Third Language Acquisition: Psycholinguistic Perspectives*. Hrsg. v. Jasone Cenoz, Britta Hufeisen u. Ulrike Jessner. Clevedon u. a.: Multilingual Matters, S. 21–41.

- Hélot, Christine (2012): Linguistic diversity and education. In: *The Routledge Handbook of Multilingualism*. Hrsg. v. Marilyn Martin-Jones, Adrian Blackledge u. Angela Cresse. London, New York: Routledge, S. 214–231.
- Hufeisen, Britta (2010): Theoretische Fundierung multiplen Sprachenlernens – Faktorenmodell 2.0. In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache*, Nr. 36, S. 200–207.
- Hufeisen, Britta / Neuner, Gerhard (Hrsg.) (2005): *Mehrsprachigkeitskonzept – Tertiärsprachenlernen – Deutsch nach Englisch*. 2. korrigierte Aufl. Straßburg: Europarat.
- Jessner, Ulrike (2008): A DST Model of Multilingualism and the Role of Metalinguistic Awareness. In: *The Modern Language Journal*, Jg. 92 H. 2, S. 270–283.
- Meißner, Franz-Joseph (2004): Transfer und Transferieren. Anleitungen zum Interkomprehensionsunterricht. In: *Neuere Forschungen zur Europäischen Interkomprehension*. Hrsg. v. Horst G. Klein u. Dorothea Rutke. Aachen: Shaker, S. 39–66.



---

# Plurilinguale Kompetenz für die internationale Geschäftskommunikation

## Von der Bedarfsermittlung über die Ableitung von Lernzielen bis zur Implementierung

Joachim Schlabach (Turku)

### **Abstract**

*In der internationalen Geschäftskommunikation sind mehrsprachige Situationen das Normale. MitarbeiterInnen in internationalen Unternehmen nutzen gleichzeitig mehrere Sprachen, wechseln zwischen ihnen und mitteln zwischen Sprachen und Kulturen. Über eine Bedarfsanalyse sollen mit Bezug auf Studien aus der internationalen Geschäftskommunikation und aus der Mehrsprachigkeitsforschung die notwendigen Fähigkeiten für die mehrsprachige Kommunikation zunächst beschrieben werden, um sie anschließend als Lernziele für die Entwicklung neuer plurilingualer Sprachkurse und für die Entwicklung eines plurilingualen Curriculums zu verwenden. Dieser Ansatz ist für das Fach Deutsch als Fremdsprache relevant, da Deutsch als zweite oder weitere Fremdsprache von Mehrsprachigkeitsansätzen profitiert und weil Deutsch in der internationalen Geschäftskommunikation wahrscheinlich vor allem in mehrsprachigen Situationen verwendet wird.*

*Multilingual situations are common in international business communication. The employees in internationalizing firms use several languages at the same time, switching between languages and mediating between languages and cultures. Referring to recent studies in international business communication and multilingualism, the required competencies for multilingual communication are examined through an analysis of educational needs. The results will be used as learning objectives to develop new plurilingual language courses and a new plurilingual curriculum. The approach has relevance for the German language, since German as a second or further foreign language benefits from multilingual approaches and is presumably used mostly in multilingual contexts in international business communication.*

### **Keywords**

*Mehrsprachigkeit, plurilinguale Kompetenz, Bedarfsanalyse  
multilingualism, plurilingual proficiency, needs analysis*

## 1 Einleitung

Dieser Beitrag gibt einen Einblick in das Forschungsprojekt Pluriling<sup>1</sup>, das seit 2011 an der Wirtschaftsfakultät der Universität Turku als fach- und sprachenübergreifendes Projekt läuft. Das Pluriling-Projekt ist eine didaktisch ausgerichtete Bedarfsanalyse, die mit Bezug auf die neuesten Entwicklungen der Mehrsprachigkeitsforschung die Sprachennutzung in der internationalen Geschäftskommunikation untersucht. Das Projekt zielt darauf, die notwendigen Kompetenzen für eine gelingende Kommunikation in mehrsprachigen Situationen zu beschreiben und aus diesen anschließend Lernziele für die Entwicklung neuer plurilingualer Sprachkurse und für die Weiterentwicklung des Sprachcurriculums abzuleiten. Dieser Ansatz ist für das Fach Deutsch als Fremdsprache relevant, da Deutsch als zweite oder weitere Fremdsprache von Mehrsprachigkeitsansätzen profitiert und weil Deutsch in der internationalen Geschäftskommunikation wahrscheinlich vor allem in mehrsprachigen Situationen verwendet wird.

Zu Beginn des Beitrags werden die Rahmenbedingungen für das Sprachenlernen im Wirtschaftsstudium beschrieben, danach folgen kurze Ausführungen zur Entwicklung der Fragestellung. Im Hauptteil werden erste Analysen der Fragebogenstudie vorgestellt; davon wird als vorläufiges Ergebnis das Lernziel plurilinguale Kompetenz abgeleitet. Den Abschluss bilden Beispiele für die Umsetzung in mehrsprachigen Kursen sowie ein Ausblick auf weitere Studien.

### 1.1 Mehrere Sprachen im finnischen Wirtschaftsstudium

Sprachen spielen im Wirtschaftsstudium in Finnland aus verschiedenen Gründen eine wichtige Rolle. Zum einen ist Finnland als kleines Land wirtschaftlich vom Außenhandel abhängig – und internationale Wirtschaftsverbindungen werden immer wichtiger – und zum anderen, weil Finnland als zumindest offiziell zweisprachiges Land mit den Landessprachen Finnisch und Schwedisch der Sprachenausbildung eine große Bedeutung beimisst. So sind die zweite Landessprache und eine Fremdsprache von der Schule bis in die Hochschulen hinein obligatorisch. Im Wirtschaftsstudium sind an den meisten Universitäten neben Schwedisch zwei Fremdsprachen verbindlich vorgesehen; z. B. absolvieren an der Universität Turku die Wirtschaftsstudierenden Sprachkurse im Umfang von mindestens 34 ECTS (von 300 ECTS insgesamt im BA- und MA-Studium). Zahlreiche Untersuchungen aus der Wirtschaft und der Politik

---

<sup>1</sup> Das Projekt wurde an der Wirtschaftsfakultät der Universität Turku in Zusammenarbeit mit dem Fach *International Business* entwickelt; die Projektmitarbeiter sind Eeva Boström und Joachim Schlabach. Das Projekt wird von der finnischen Stiftung für Wirtschaftsausbildung *Liikesivistysrahasto* gefördert. Aktuelle Informationen und Verweise zu weiteren Berichten unter [utu.fi/en\\_search](http://utu.fi/en_search) „Pluriling“.

betonen immer wieder die Bedeutung und den ökonomischen Wert von Kompetenzen in mehreren Sprachen.<sup>2</sup>

Finnische Wirtschaftsstudierende sind – zumindest bislang<sup>3</sup> – erfahrene Sprachlerner. Bereits zu Studienbeginn verfügen sie über Kompetenzen in mindestens zwei, häufig auch drei Sprachen (in Schwedisch und in der Regel Englisch plus einer weiteren Sprache wie Deutsch, Französisch, Spanisch oder Russisch). Die meisten haben eine stabile Motivation zum Sprachenlernen, die vor allem instrumentell (in Hinsicht auf die Nützlichkeit) und pragmatisch (in Bezug auf die Erreichbarkeit von Lernzielen) ausgerichtet ist (vgl. Grasz / Schlabach, 2011). Das sind gute Ausgangsbedingungen für die Entwicklung von sprachenübergreifenden Sprachkursen.

## 1.2 Zur Entwicklung der Fragestellung

Für die Untersuchung der mehrsprachigen Situationen folgt das Pluriling-Projekt einem fachübergreifenden Ansatz und bezieht sich auf Forschung in den zwei Bereichen internationale Geschäftskommunikation und Mehrsprachigkeit. Studien zur internationalen Geschäftskommunikation (zumeist englischsprachig *International Business Communication*) haben selten – und wenn, dann erst in den letzten Jahren – Sprachen im Fokus. Es geht meist um die Bedingungen der Kommunikation, um Informations-transfer oder um interkulturelle Kommunikation z. B. zwischen verschiedenen Teilen eines globalen Konzerns wie zwischen Mutter- und Tochtergesellschaft, zwischen MitarbeiterInnen im In- und Ausland oder in virtuellen Teams. Offen bleibt in diesen Studien, welche Sprachen genutzt werden und ob und für wen es sich in diesen Situationen um Fremdsprachen handelt. Die Studien, die Sprache thematisieren, fokussieren zumeist auf die Konzernsprache (*common corporate language*) und hier vor allem auf die zurzeit am meisten verbreitete Lingua franca Englisch. Unter dem Begriff *BELF, Business English as Lingua Franca*, beschreiben z. B. Louhiala-Salminen et al. (2005) die

<sup>2</sup> Auf europäischer Ebene weist beispielsweise die im Auftrag der EU durchgeführte ELAN-Studie nach, dass zahlreichen Unternehmen aufgrund von fehlenden Sprachkenntnissen Geschäftschancen entgehen (ELAN, 2006) (ELAN: *Effects on the European Economy of Shortages of Foreign Language Skills in Enterprise*); Grin et al. (2009: 43) weisen in der LEAP-Studie nach, dass 10 % des Schweizer Bruttoinlandsprodukts auf Mehrsprachigkeit zurückzuführen sind (LEAP: *Langues étrangères dans l'activité professionnelle*); und der Dachverband der finnischen Wirtschaft *Elinkeinoelämän keskusliitto (EK)* titelte 2010 in seiner Pressemitteilung zur Sprachbedarfsanalyse: „Im Arbeitsleben reicht Englisch allein nicht, der Sprachunterricht muss umkehren!“ (EK, 2010); ähnlich auch die letzte Sprachbedarfsstudie von EK (2014).

<sup>3</sup> In Finnland sinkt die Bereitschaft, in der Schule neben Englisch eine oder mehrere weitere Sprachen zu erlernen. Das bedeutet für die Hochschulen, dass sie immer mehr Ressourcen für Sprachkurse auf niedrigerem Niveau bereitstellen müssen. Das betrifft bislang neben Schwedisch vor allem auch Deutsch.

sprachlichen Besonderheiten, die durch die globale Verwendung von Englisch im Geschäftsleben etwa bei der Kommunikation mit Nicht-Englisch-Muttersprachlern oder mit Sprechern mit geringer Englischkompetenz entstehen. Im Bereich von *International Business* gibt es erst in letzter Zeit Untersuchungen, die die Verwendung von mehreren Sprachen im Geschäftsleben betrachten. Am bekanntesten sind die Studien von Rebecca Piekkari; sie weist nach, dass innerhalb der sich internationalisierenden Unternehmen mehrsprachige Situationen alltäglich sind. Piekkari untersucht verschiedene Aspekte im Zusammenhang mit der Wahl einer gemeinsamen Konzernsprache bei internationalen Unternehmenszusammenschlüssen wie etwa bei der Internationalisierung des finnischen Aufzugherstellers *Kone* oder bei der Fusion des nordischen Finanzhauses *Nordea*. Beide Unternehmen wählten Englisch als Konzernsprache, woraus allerdings nicht zu schließen ist, dass diese Unternehmen nun einsprachig wären oder dass diese Art von Sprachstandardisierung ein Allheilmittel für die Lösung von Kommunikationsproblemen wäre (Piekkari et al., 2014: 62).

Im Bereich der zumeist soziolinguistisch ausgerichteten Mehrsprachigkeitsforschung gibt es Studien, die die Bedingungen für Sprachennutzung in Unternehmen betrachten. Lüdi et al. (2010) untersuchen die Verwendung von Sprachen in einem globalen Unternehmen, das sich Englisch als Konzernsprache gegeben hat. Sie beschreiben dabei einen Gegensatz zwischen der von oben vorgegebenen Sprachstandardisierung und der wirklichen Sprachenverwendung: Einerseits zielt das Unternehmen darauf, die interne Kommunikation so effizient wie möglich zu halten, was es durch Standardisierung und Druck in Richtung Englisch durchsetzen möchte. Andererseits gibt es auf der MitarbeiterEbene eine Vielfalt von unterschiedlichen Sprachen und sprachlichen Präferenzen, und gerade die Verwendung von mehreren Sprachen sorgt dafür, dass die Kommunikation besonders effizient wird (Lüdi et al., 2010: 220–225 sowie 231).

Das Pluriling-Projekt legt im Unterschied zu den meisten Studien in den genannten Bereichen den Fokus auf das Individuum. Im Mittelpunkt dieser didaktisch ausgerichteten Bedarfsanalyse stehen die mehrsprachigen MitarbeiterInnen und ihre Kompetenzen. Konkret werden in der Pluriling-Studie, als der ersten Phase des gesamten Projekts, über eine Online-Befragung die MitarbeiterInnen und ihre Sprachenverwendung in mehrsprachigen Situationen untersucht. In diesem Beitrag sollen folgende Aspekte geklärt werden: Wie plurilingual sind die MitarbeiterInnen in der internationalen Geschäftskommunikation? Ist nicht die eine Lingua franca ausreichend? Welche plurilingualen Fertigkeiten benötigen die MitarbeiterInnen in der internationalen Geschäftskommunikation? Im Hauptteil geht es zunächst um Ansatz und Methode, anschließend folgen die ersten Ergebnisse.

## 2 Die Pluriling-Studie

Im Fokus der Pluriling-Studie stehen Alumni der Wirtschaftsfakultät der Universität Turku. An der Befragung<sup>4</sup> nahmen 214 Alumni (Rücklaufquote 57,9 %) teil. Die Antworten wurden quantitativ und qualitativ ausgewertet.

### 2.1 Mehrsprachigkeitsquote

Über eine Selbstevaluation (nach der Globalskala des Gemeinsamen europäischen Referenzrahmens, 2001) lassen sich die Sprachenkompetenzen ablesen: Alle RespondentInnen geben an, dass sie mehrere Sprachen können<sup>5</sup>. Die Mehrsprachigkeitsquote, also wie viele Sprachen jeweils gekonnt werden, ist beeindruckend: 17 % geben an, vier Sprachen (einschließlich der Muttersprache) zu können, 38 % können fünf Sprachen, und 44 % geben an, sechs und mehr Sprachen zu können. Die wichtigsten Sprachen sind dabei Englisch, Schwedisch und Deutsch; ferner auch Französisch, Spanisch und Russisch. Damit ist die Voraussetzung gegeben, mehrsprachig kommunizieren zu können.

### 2.2 Ist nicht die eine Lingua franca ausreichend?

Die Frage nach der Ausschließlichkeit der Lingua franca Englisch ist sprachenpolitisch brisant, da sich damit Aussagen über die Bedeutung von anderen Sprachen ableiten lassen. Über die Analyse von mehreren Einzelfragen der Online-Befragung sind folgende Aussagen möglich:

Mehrsprachige Situationen (mit zwei und mehr Sprachen) sind heutzutage das Normale. Die Mehrheit der RespondentInnen gibt an, täglich mehrsprachige Situationen zu erleben (siehe Tabelle 1).

Wie häufig erleben Sie mehrsprachige Situationen am Arbeitsplatz?	n: 212
immer oder täglich	52,8 %
oft oder wöchentlich	36,3 %
selten	10,9 %
nie	0,0 %

Tab. 1: Mehrsprachige Situationen am Arbeitsplatz

<sup>4</sup> Der Online-Fragebogen war auf Finnisch und umfasste 20 offene und geschlossene Fragen. Die hier angeführten Zitate aus dem Fragebogen wurden vom Verfasser übersetzt.

<sup>5</sup> Wie gut sie die verschiedenen Sprachen können, die Verteilung der Niveaustufen in den jeweiligen Sprachen insgesamt und die Zuverlässigkeit dieser Art von Selbstevaluation wird im Abschlussbericht behandelt werden (siehe Projekt-Webseite [utu.fi/en\\_search](http://utu.fi/en_search) „Pluriling“).

Die mehrsprachigen Situationen lassen sich wie folgt charakterisieren: Am häufigsten erleben die RespondentInnen mehrsprachige Situationen in der Kommunikation mit KollegInnen und in Besprechungen; wichtige Kommunikationskanäle sind dabei E-Mail, persönliche Gespräche sowie Telefongespräche. Die mehrsprachigen Situationen können zumeist als Verhandlungen, Gespräche zur Entscheidungsfindung, aber auch als Gespräche der Beziehungskommunikation wie Small-Talk charakterisiert werden.

Die Einstellung zu Mehrsprachigkeit<sup>6</sup> ist ganz allgemein sehr positiv. Über verschiedene Aussagen wurde ein Spektrum von Einstellungen (positiv-negativ, integrativ und instrumental) zu Sprachen und Mehrsprachigkeit ermittelt (siehe Tabelle 2):

	Wie stehen Sie zu folgenden Aussagen? n: 212-214	lehne ich komplett ab	lehne ich teilweise ab	stimme ich teilweise zu	stimme ich völlig zu
1	Ich kommuniziere gern in mehrsprachigen Situationen.	0,0 %	6,1 %	23,1 %	70,8 %
2	Junge Leute sollen mehrere Sprachen lernen.	0,0 %	5,1 %	27,6 %	67,3 %
3	Mehrsprachigkeit fördert effiziente internationale Geschäftskommunikation.	0,9 %	9,8 %	25,7 %	63,6 %
4	Breite Sprachkenntnisse ermöglichen ein höheres Einkommen.	3,3 %	17,4 %	39,4 %	39,9 %
5	Es ist mühsam, das Niveau von mehreren Sprachen aufrecht-zuhalten.	13,2 %	30,5 %	44,1 %	12,2 %
6	Es ist schwer, Sprachen auseinanderzuhalten.	21,2 %	39,6 %	34,9 %	4,3 %
7	Es würde genügen, wenn alle Englisch könnten.	35,1 %	40,2 %	18,7 %	6,1 %

Tab. 2: Einstellung zu Mehrsprachigkeit

Über 90 % der RespondentInnen agieren gern in mehrsprachigen Situationen (Aussage #1) und meinen, dass junge Leute mehrere Sprachen lernen sollen (#2). Die instrumentelle Einstellung zum effizienten Kommunizieren (#3) findet auch noch

<sup>6</sup> Einstellungen sind entscheidende Faktoren für die Akzeptanz und Nutzung von Sprachen: „Attitudes are known as powerful variables that co-determine the development of multilingual language use (e. g. negative attitudes can hamper language acquisition, power relations can influence individual opinions, and so on)“ (Franceschini, 2011: 346).

eine breite Zustimmung. Etwas schwächer, aber immer noch überwiegend positiv ist die persönlich-instrumentelle Einstellung mit Hinblick auf das Einkommen (#4). Die verhaltensbezogenen Einstellungen zur Aufrechterhaltung der Kompetenz (Sprachenerhalt) sowie zur Verwendung von mehreren Sprachen sind negativ formuliert: 56,5 % finden den Sprachenerhalt mühsam (#5) und 60,8 % finden es schwer, Sprachen auseinanderzuhalten (#6). Die letzte Aussage zur dominierenden Rolle der Lingua franca Englisch (#7) findet bei 24,8 % der RespondentInnen Zustimmung, während 75,3 % die Aussage ablehnen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass eine breite Mehrheit der Befragten eine positive Einstellung zum Erlernen und Verwenden von mehreren Sprachen hat und dass der Gebrauch nur einer Sprache als Lingua franca als nicht ausreichend angesehen wird.

### 2.3 Plurilinguale Aktivitäten

Es ist allgemein anerkannt, dass effizientes Kommunizieren in der internationalen Geschäftskommunikation zentral ist (vgl. Louhiala-Salminen / Kankaanranta, 2011: 256). Es ist jedoch nicht eindeutig klar, welche sprachlichen Fertigkeiten und Strategien dafür sorgen, dass die Kommunikation auch in mehrsprachigen Situationen erfolgreich verläuft. Hierzu beantworteten die RespondentInnen offene Fragen. Im Folgenden werden anhand von Auszügen aus den Antworten einige der für das erfolgreiche Kommunizieren in mehrsprachigen Situationen zentralen Aktivitäten (Fertigkeiten und Strategien) beschrieben.

- *Sprachenwechsel*, also der Übergang von einer Sprache zu einer anderen, ist ein typisches Merkmal von mehrsprachiger Kommunikation. Die Herausforderung besteht darin, dass eine andere Sprache bzw. ein anderes Sprachsystem aktiviert werden muss. „Früher war der Sprachenwechsel schwierig, heute habe ich mich daran gewöhnt und es geht ganz automatisch.“ [#13-66 (Frage 13 - Antwort 66)] „Bei meiner früheren Arbeit in Deutschland musste ich 20–30 Mal pro Tag zwischen Deutsch, Englisch und Finnisch wechseln.“ [#13-19]
- *Codeswitching* wird verstanden als der Wechsel von einer zu einer anderen Sprache innerhalb einer Konversation, d. h. man geht nur für einen kleinen Teil der Äußerung in eine andere Sprache über. Hierfür müssen zwei Sprachen bzw. Sprachsysteme gleichzeitig aktiv sein. Codeswitching war früher beim Sprachenlernen schlecht angesehen, wird nun aber mit Blick auf gelingende Kommunikation positiv bewertet:  
„Codeswitching ist einfacher und effizienter als das Gespräch abzubremsen, um das richtige Wort in der Hauptsprache zu suchen, wenn beide Gesprächspartner mit der Terminologie in der anderen Sprache zurechtkommen.“ [#11-21]
- *Sprachmittlung / Mediation* kann als eine Art vereinfachtes Übersetzen beschrieben werden, also die (nicht professionelle) Übertragung von Inhalten, so

dass der / die GesprächspartnerIn die Bedeutung, teilweise mithilfe ergänzender Erklärungen, versteht.

„Plurilinguale Diskussionen sollte man üben: Aus dem Stand anderen Studenten zu übersetzen, was gesagt wurde.“ [#15-57]

- *Transfer* ist der wechselseitige Einfluss von zwei Sprachen. Bei verwandten Sprachen bietet die sprachliche Nähe einen großen Vorteil:  
„Man kann mehrere Sprachen verstehen, wenn man zum Beispiel Spanisch, aber kein Italienisch kann, so kann ich doch eine E-Mail auf Italienisch verstehen.“ [#14-36a]

Anhand der Angaben zur Häufigkeit von mehrsprachigen Situationen und anhand dieser Beispiele konnte gezeigt werden, dass für die RespondentInnen mehrsprachige Situationen das Normale sind, dass die RespondentInnen mehrere Sprachen können, dass sie gegenüber Mehrsprachigkeit positiv eingestellt sind und dass sie verschiedene plurilinguale Aktivitäten für die Bewältigung von mehrsprachigen Situationen kennen und einsetzen.

## 2.4 Plurilinguale Kompetenz

Was zeichnet einen plurilingualen Mitarbeiter / eine plurilinguale Mitarbeiterin aus? Welche Kompetenzen sorgen also dafür, dass die mehrsprachigen Situationen der internationalen Geschäftskommunikation erfolgreich gemeistert werden können? Didaktisch ausgerichtet und auf die Bedingungen in der Wirtschaftsausbildung an der Universität Turku bezogen soll im Folgenden als vorläufiges Lernziel der Begriff *plurilinguale Kompetenz* eingeführt werden. Mit Bezug auf den *Gemeinsamen europäischen Referenzrahmen* verstehen wir darunter die Fähigkeit, in drei oder mehr Sprachen zu kommunizieren (GER, 2001: 163, vgl. Coste et al., 2009, Franceschini, 2011). Die Kompetenzen sind dabei innerhalb und zwischen den Sprachen verschieden stark ausgeprägt: Man beherrscht innerhalb einer bestimmten Sprache beispielsweise besser das Lesen als das Sprechen und man verfügt in einer Sprache über ein höheres Niveau als in einer anderen. Zum Kern dieses Begriffs gehören die oben erläuterten plurilingualen Fertigkeiten und Strategien wie z. B. Codeswitching, Sprachenmittlung und Transfer. Sie bilden die Brücke zwischen den genutzten Sprachen. Diese Aktivitäten können als Fertigkeiten gelehrt und gelernt und in mehrsprachigen Situationen als kommunikative Strategien genutzt werden. Darüber hinaus sollen mit Bezug auf die Mehrsprachigkeitsforschung und für die Verwendung in didaktischen Kontexten folgende Aspekte mit einbezogen werden: Sprachenbewusstheit und Strategien sind für das Erlernen und die Verwendung mehrerer Sprachen hilfreich; Mehrsprachige haben typischerweise ein ausgeprägtes metalinguistisches Bewusstsein (vgl. Jessner, 2006). Die Kompetenzen sind etwas Dynamisches: Sie können durch lebenslanges Lernen trainiert und aktiv gehalten werden (vgl. Berthele, 2010), sie können aber auch in Vergessenheit geraten (vgl. Sprachverlust bei Jessner, 2003).

### 3 Implementierung und Ausblick

Bisher wurden an der Wirtschaftsfakultät der Universität Turku drei plurilinguale Lernangebote eingeführt.

1. Der *MehrSprachenAbend* (original finnisch: *MonikieliSilta*) ist eine Veranstaltung am 26.9., dem *Europäischen Tag der Sprachen*. Ziel der Veranstaltung ist die Steigerung der Motivation zum Erlernen mehrerer Sprachen und die Förderung des Sprachenlernbewusstseins. Konkrete Inhalte sind Präsentationen und Übungen zu Sprachenfamilien, Transfer sowie Lern- und Verwendungsstrategien. In der Veranstaltung werden sechs Sprachen genutzt, die Präsentationen und Interaktionen sind konsequent plurilingual mit verschiedenen Sprachenkombinationen wie Deutsch-Finnisch, Schwedisch-Französisch etc.
2. Der Kurs *Affärskommunikation på Tyska OCH Svenska* ist ein durchgehend zweisprachiger Kurs, in dem Transfer und Sprachenmittlung zwischen Schwedisch und Deutsch sowie Sprachenbewusstheit trainiert werden (Konzept und Übungsbeispiele in Schlabach, 2014).
3. Die plurilinguale Studienreise *Voyage d'études plurilingue* kombiniert als Kurs das Lernen im Seminarraum mit Lernen in authentischen Situationen vor Ort, der Kurs ist ebenfalls durchgehend mehrsprachig mit Deutsch und Französisch. Im Vordergrund stehen das Erlernen und Trainieren von plurilingualen Strategien, metasprachlichem Bewusstsein und plurilingualen Fertigkeiten (zum Konzept siehe Schlabach / Boström, 2011). In Vorbereitung sind weitere plurilinguale Kurse mit anderen Sprachen.

Parallel zur Einführung plurilingualer Kurse sollen diese neuen Kursformate und die mehrsprachigen Konzepte in ein plurilinguales Curriculum integriert werden. Solch ein Curriculum soll alle Sprachen mit einbeziehen und dabei zunächst von den Lernenden ausgehen. Denn sie müssen die Leistung vollbringen, mehrere Sprachen zu erlernen, um später in mehrsprachigen Situationen erfolgreich plurilingual kommunizieren zu können. Es erscheint dabei nicht sinnvoll, in jeder Sprache beispielsweise mündliche Präsentationsfertigkeiten getrennt zu unterrichten. Ebenso könnte der Transfer als eine wichtige Hilfe beim Erlernen verwandter Sprachen (wie beispielsweise Deutsch nach Englisch und Schwedisch) systematisch genutzt werden. Auch administrativ kann die Mehrsprachigkeit gefördert werden, indem plurilinguale Kurse als solche und nicht als einzelsprachliche Kurse verbucht werden.

Als eine große Herausforderung für diese Entwicklung von mehrsprachigen Konzepten erweist sich die Einstellung zu Mehrsprachigkeit: Im Gegensatz zu den in der Befragung herausgefundenen positiven Einstellungen ist die Realität beim mehrsprachigen Handeln, auch bei Lehrenden und Lernenden an der Universität, bislang noch nicht ganz so positiv. Eine Offenheit für Mehrsprachigkeit kann wahrscheinlich vor allem durch internationale (und mehrsprachige) Erfahrungen und eine Auseinandersetzung mit diesen erreicht werden.

Mit den hier vorgelegten ersten Ergebnissen der Pluriling-Studie können die für die mehrsprachige Kommunikation erforderlichen Kompetenzen überblicksartig beschrieben werden. Notwendig sind nun vertiefende Untersuchungen, die über empirische Feldstudien konkrete Beispiele (Videoaufnahmen, Materialsammlungen) aus dem mehrsprachigen beruflichen Alltag erfassen und diese nach verschiedenen Ansätzen (Geschäftskommunikation und Mehrsprachigkeit) und Methoden (Linguistik und Didaktik) analysieren.

## Literatur

- Berthele, Raphael (2010): Mehrsprachigkeitskompetenz als dynamisches Repertoire. Vorüberlegungen zu einer integrierten Sprachdidaktik. In: Sprachen lernen – durch Sprache lernen. Hrsg. v. Franziska Bitter Bättig u. Albert Tanner. Zürich: Seismo, S. 225–239.
- Coste, Daniel / Moore, Danièle / Zarate, Geneviève (2009): Plurilingual and Pluricultural Competence. Straßburg: Europarat, [www.coe.int/t/dg4/linguistic/Source/SourcePublications/CompetencePlurilingue09web\\_en.pdf](http://www.coe.int/t/dg4/linguistic/Source/SourcePublications/CompetencePlurilingue09web_en.pdf) (23.5.2012).
- EK (2010): Pressemitteilung: „Englanti ei yksin riitä työelämässä - Kielikoulutukseen tarvitaan remontti!“ [Im Arbeitsleben genügt Englisch allein nicht – Der Sprachunterricht muss umkehren!]. Hrsg. v. Elinkeinoelämänekeskusliitto / Hauptverband der Finnischen Wirtschaft, [http://www.ek.fi/ek/fi/ajankohtaista/englanti\\_ei\\_yksin\\_riita\\_tyuelamassa\\_kielikoulutukseen\\_tarvitaan\\_remontti-2919](http://www.ek.fi/ek/fi/ajankohtaista/englanti_ei_yksin_riita_tyuelamassa_kielikoulutukseen_tarvitaan_remontti-2919) (2.6.2010).
- EK (2014): Kielitaito on kilpailuetu. EK:n henkilöstö- ja koulutustiedustelu [Sprachkompetenz ist ein Wettbewerbsvorteil. Personal- und Ausbildungsbefragung]. Hrsg. v. Elinkeinoelämänekeskusliitto / Hauptverband der Finnischen Wirtschaft, <http://ek.fi/wp-content/uploads/Henko-2014.pdf> (9.5.2014).
- ELAN (2006): ELAN: Auswirkungen mangelnder Fremdsprachenkenntnisse in den Unternehmen auf die europäische Wirtschaft. Hrsg. v. CILT, [http://ec.europa.eu/languages/documents/elan\\_de.pdf](http://ec.europa.eu/languages/documents/elan_de.pdf) (27.5.2013).
- Franceschini, Rita (2011): Multilingualism and Multicompetence: A Conceptual View. In: *The Modern Language Journal*, Jg. 95, H. 3, S. 344–355.
- GER (2001): Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen für Sprachen. Hrsg. v. Europarat – Rat für kulturelle Zusammenarbeit. Berlin: Langenscheidt.
- Grasz, Sabine / Schlabach, Joachim (2011): Business students' choice of foreign languages. Series KR-1:2011. Turku: Turku School of Economics.
- Grin, François / Sfredo, Claudio / Vaillancourt, François (2009): Langues étrangères dans l'activité professionnelle (« LEAP »). Genève : Université de Genève, <https://www.unige.ch/traduction-interpretation/recherches/groupes/elf/files/7414/5865/9202/LEAP-RF-7logos.pdf> (13.12.2010).
- Jessner, Ulrike (2003): A dynamic approach to language attrition in multilinguals. In: *Effects of the second language on the first*. Hrsg. v. Vivian Cook. Clevedon: Multilingual Matters, S. 234–247.

- Jessner, Ulrike (2006): *Linguistic Awareness in Multilinguals. English as a Third Language*. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Louhiala-Salminen, Leena / Charles, Mirjaliisa / Kankaanranta, Anne (2005): English as a lingua franca in Nordic corporate mergers: Two case companies. In: *English for Specific Purposes*, Jg. 24, S. 401–421.
- Louhiala-Salminen, Leena / Kankaanranta, Anne (2011): Professional Communication in a Global Business Context: The Notion of Global Communicative Competence. In: *IEEE transactions on professional communication*, Jg. 54, H. 3, S. 244–262.
- Lüdi, Georges / Höchle, Katharina / Yanaprasart, Patchareerat (2010): Plurilingual practices at multilingual workplaces. In: *Multilingualism at Work. From Policies to Practices in Public, Medical and Business Settings*. Hrsg. v. Bernd Meyer u. Birgit Apfelbaum. Amsterdam: John Benjamins, S. 211–234.
- Piekkari, Rebecca / Welch, Denice. E. / Welch, Lawrence S. (2014): *Language in International Business. The Multilingual Reality of Global Business Expansion*. Cheltenham, Northampton: Edward Elgar.
- Schlabach, Joachim (2014): Auf dem Weg zur plurilingualen Kompetenz. In: *Fremdsprache Deutsch*, H. 50, S. 42–47.
- Schlabach, Joachim / Boström, Eeva (2011): Mehrsprachigkeitsmodell Finnland: Plurilingualismus als Herausforderung: Über einen deutsch-französischen Pilotkurs an der Wirtschaftsuniversität Turku / Finnland – Le plurilinguisme comme défi : Rapport d'un cours pilote allemand-français. In: „Vieles ist sehr ähnlich“. Individuelle und gesellschaftliche Mehrsprachigkeit als bildungspolitische Aufgabe. Hrsg. v. Rupprecht S. Baur u. Britta Hufeisen. Baltmannsweiler: Schneider Hohengeheren, S. 177–202.



---

# Untersuchung der Einflüsse auf die Aktivierung des sprachlichen Vorwissens beim Leseverstehen in einer neu zu erlernenden Fremdsprache. Pilotierung der Forschungsinstrumente

Anta Kursiša (Helsinki)

## **Abstract**

*Das wichtigste Prinzip der Mehrsprachigkeitsdidaktik ist die Nutzung des Vorwissens beim Erlernen weiterer Sprachen. Dies kann besonders ergiebig sein, wenn es sich um Sprachen derselben Sprachfamilie handelt. Die bisherige Forschung hat z. B. danach gefragt, wie sich ein Kognat bestimmen lässt, was die Charakteristika guter interlingualer Inferierer sind oder wie wichtig die Psychotypologie ist. Der vorliegende Beitrag diskutiert und evaluiert im Rahmen einer Pilotierung kritisch die Forschungsinstrumente, mit denen die Einflussfaktoren auf die Aktivierung des sprachlichen Vorwissens beim Leseverstehen in einer neuen Fremdsprache erforscht werden sollen.*

*A crucial principle of tertiary language acquisition is the use of prior language knowledge when learning a new foreign language. This should be even more efficient if the involved languages belong to the same language family. Recent research has investigated how cognates can be measured, the characteristics of 'good interlingual inferers' and the importance of psychotypology. This article focuses on factors which influence the activation of prior linguistic knowledge in the reading comprehension process of a new foreign language, and discusses the suitability of the piloted research methodology.*

## **Keywords**

*Mehrsprachigkeit, Leseverstehen, interlingualer Transfer, Forschungsmethodologie  
multilingualism, reading comprehension, interlingual transfer, research methodology*

## 1 Einführung und theoretische Bemerkungen zur Ideengenerierung

Der vorliegende Beitrag hat zum Ziel, einen Einblick in ein noch junges Forschungsvorhaben mit einem besonderen Fokus auf die Pilotierung der Forschungsinstrumente zu geben. Um die Diskussion der pilotierten Datenerhebung besser nachvollziehen zu können, werden zunächst die theoretischen Überlegungen, die den Prozess der Ideengenerierung sowie der Entwicklung der Fragestellung begleitet haben, dargelegt. Darauf folgen die Erläuterungen zu der Auswahl der Forschungsteilnehmenden und zu den forschungsmethodologischen Entscheidungen. Die anschließende kritische Evaluation der erfolgten Pilotierung wird mit Beispielen aus den Antworten der Forschungsteilnehmenden illustriert.

Das Leseprozessmodell von Berthele (2014) veranschaulicht den Leseverstehensprozess in der Fremdsprache als einen Prozess der Bedeutungskonstruktion, dessen Produkt das mentale Modell ist. Dieses entsteht als ein Provisorium zu Beginn des Leseprozesses, wird laufend revidiert und auf die Plausibilität des Verstandenen überprüft (vgl. Berthele, 2014: 272–274). Vor allem im Anfangsunterricht, wenn das grammatische Wissen noch große Lücken aufweist und damit weniger syntaktisches und morphologisches Wissen in der Zielsprache zur Verfügung steht, wird der Prozess der Bedeutungskonstruktion durch Wissensbestände grundlegend beeinflusst. Berthele unterscheidet dabei zwischen sprachlichen und nichtsprachlichen Wissensbeständen: Einerseits bilden das mentale Lexikon sowie das Wissen über die Formschemata, z. B. die Satz- bzw. Textstruktur, und die sprachbezogenen Verstehensstrategien die Grundlage beim Verstehen. Andererseits prägen die nichtsprachlichen Wissensbestände, zu denen Berthele (vgl. 2014: 273) das Weltwissen, den Kontext und den Kotext zählt, die Bedeutungskonstruktion erheblich.

Die im mentalen Lexikon einer mehrsprachigen Lernenden abgespeicherten Einträge enthalten zum einen die semantischen Informationen, zum anderen die sowohl graphemisch-phonologischen als auch syntaktischen Informationen in allen bis dahin erlernten Sprachen. Zahlreiche bisherige Forschungsarbeiten haben nachgewiesen, dass Lernende beim Lesen in einer neuen, noch unbekanntem Zielsprache nach Ähnlichkeiten in ihrem mentalen Lexikon, d. h. nach Transferpotential in bereits bekannten Sprachen suchen (vgl. Ringbom, 2007: 10). Den Transferprozess beschreibt Ringbom (2007: 24; vgl. auch Hammarberg, 2009: 131) wie folgt:

In comprehension the learner establishes relationships between incoming data and existing knowledge structures in the mind. Comprehension takes place when input and knowledge match each other. The form of a word is already given and it is mapped on to relevant existing knowledge [...].

Das relevante existente Wissen ist individuell. Hammarberg (2009: 129f.) sagt hierzu: „[...] it is similarity as perceived by the learner that is relevant as a cause of

crosslinguistic influence. [...] Perceived similarity is not necessarily the same as the objective similarity between languages that linguists can identify and describe.“ Die Wahrnehmung von Ähnlichkeit / Nicht-Ähnlichkeit zwischen bereits erlernten Sprachen und einer neu zu erlernenden Sprache ist also subjektiv geprägt.

Hammarberg hat in longitudinalen Studien die Einflussfaktoren auf die Aktivierung der sprachlichen Vorkenntnisse bei der Produktion in einer neu zu erlernenden Sprache einer mehrsprachigen Lernenden untersucht (vgl. 2001, auch Williams / Hammarberg, 1998). Er kommt zu folgendem Ergebnis: Auf der Ebene der Sprachverwandtschaft sind der L2-Status einer Sprache sowie die Ähnlichkeit zur L3 entscheidend, auf der Ebene der Erfahrung sind es das Kann-Niveau (proficiency), die aktuelle Nutzung der Sprachen (recency of use), der natürliche Erwerbsmodus (im Gegensatz zum formalen Lernkontext) und die aktive Nutzung einer Sprache; ebenso benennt er als entscheidende Faktoren das Alter und die emotionale Einstellung zur L2 (vgl. 2009: 127f.). Hammarberg betont auch, dass vor allem die Ähnlichkeit zwischen L3 und L2 die Sprachrezeption anders beeinflusst als die Sprachproduktion:

The input may contain items which are new to the learner, but recognisable and comprehensible on the basis of crosslinguistic similarities, extra-linguistic knowledge and cues in the context. The basis for comprehension is thus wider than the learner's current interlanguage. (Hammarberg, 2009: 129)

Diese breitere Basis für das Verstehen in einer neuen Fremdsprache macht sich die Tertiärsprachendidaktik zunutze: Für den Unterricht des Deutschen als zweiter Fremdsprache nach Englisch wird empfohlen, bereits sehr früh im Anfangsunterricht Texte zum Zweck des Leseverstehens einzusetzen, die viele Internationalismen und den sogenannten gemeinsamen deutsch-englischen Wortschatz enthalten (vgl. Neuner et al., 2009: 101). Auch die Interkomprehension nutzt die gemeinsame sprachliche Basis aufgrund der typologischen Nähe für den Aufbau der rezeptiven Mehrsprachigkeit in einer Sprachenfamilie und verspricht, mit Hilfe von Strategien für optimiertes Erschließen die rezeptiven Fähigkeiten gleichzeitig in mehreren Fremdsprachen entwickeln zu können (vgl. z. B. Hufeisen / Marx, 2014).

## **2 Einige Anmerkungen auf dem Weg zur Fragestellung**

### **2.1 Typologische Nähe oder Psychotopologie als Ausgangspunkt?**

Zurecht fragt Berthele (vgl. 2011: 200f.), wie es sich genau feststellen lässt, welche Äquivalente zwischen den Sprachen als Kognaten bezeichnet werden können. Wie groß können die Differenzen zwischen den Kognaten sein, um sie immer noch als solche zu bezeichnen? Berthele (vgl. 2011: 201) schlägt für das Leseverstehen die Feststellung der graphemischen Ähnlichkeit mithilfe des Levenshtein-Algorithmus vor. Dies stelle eine

objektive Vorgabe dafür dar, was als Kognat zu gelten hat, wenn Charakteristika ‚guter interlingualer Inferierer‘ gesucht werden. Andere Studien betonen dagegen die Bedeutung von Psychotypologie wie im Folgenden: „It is the learner’s processing of linguistic information that counts, not whether a particular structure described by linguists is attested in the language or not. For this reason, psychotypology needs to be taken into account“ (Rast, 2010: 162). Unter Berücksichtigung der Psychotypologie stellt sich die Frage, inwieweit von objektiven Messungen, mit denen sich die Kognaten berechnen lassen, ausgegangen werden kann. Und wie sollen die Kognaten berechnet werden, wenn mehr als zwei Sprachen beteiligt sind?

## 2.2 Forschungsteilnehmende im sprachpolitischen Kontext

Die Fragestellung der vorliegenden Pilotuntersuchung ist in einem bestimmten sprachpolitischen Kontext entstanden, der hier kurz dargelegt werden soll.

Die Spezifik der Sprachlernersituation in Finnland kann wie folgt beschrieben werden: Englisch ist die wichtigste Fremdsprache und wird in den meisten Fällen als erste Fremdsprache im Rahmen des schulischen Fremdsprachenunterrichts angeboten. Finnland verfügt über zwei Landessprachen: Finnisch und Schwedisch. Auch die zweite Landessprache muss zumeist im Rahmen der schulischen Ausbildung erlernt werden. In Bezug auf Deutsch als Fremdsprache ist zu beobachten, dass diese Sprache oft erst im Rahmen der Hochschulausbildung erlernt wird.

Damit kann davon ausgegangen werden, dass die Lernenden, die während ihres Studiums mit dem Deutschlernen beginnen, bereits über Englisch- und Schwedischkenntnisse verfügen. Da darüber hinaus in der Schullaufbahn noch weitere Fremdsprachen angeboten werden, ist zu erwarten, dass die Lernenden beim Lesen in der neuen Fremdsprache Deutsch auf mehrere Sprachen in ihrem mentalen Lexikon zurückgreifen können.

Besonders interessant ist dabei die Konstellation der germanischen Sprachen Englisch, Schwedisch und Deutsch. Das EuroComGerm-Werk gibt einen Einblick in die Ähnlichkeiten und Unterschiede der germanischen Sprachen auf Wort- und Satzebene (vgl. Hufeisen / Marx, 2014). Englisch und Deutsch gehören dem Zweig der westgermanischen Sprachen an, während Schwedisch eine nordgermanische Sprache ist. Gleichzeitig wird hervorgehoben: „Das muss aber nicht bedeuten, dass die nord- und westgermanischen Sprachen sich völlig auseinander entwickelt haben, denn in vieler Hinsicht ähneln sie sich deutlich mehr, als auf dem ersten Blick zu erkennen ist“ (Hufeisen / Marx, 2014: 5f.). Die Hilfen beim Inferieren im Deutschen können sowohl im Englischen gesucht werden (z. B.: dt. alt – eng. old – schw. gammal), als auch im Schwedischen (z. B. dt. möglich – eng. possible – schw. möjlig), oder aber in beiden Sprachen (z. B. dt. Land – eng. land – schw. land). Wenn die Deutschlernenden beim Leseverstehen ihr sprachliches Vorwissen einsetzen, stellt sich die Frage, ob Tendenzen erkennbar werden, warum auf die eine oder die andere Sprache zurückgegriffen wird.

### 3 Zu der Fragestellung und forschungsmethodischen Entscheidungen

Ausgehend von der theoretischen Diskussion, wonach die Lernenden erstens beim Leseverstehen in einer neuen Fremdsprache ihr sprachliches Vorwissen einsetzen und mit ihren Wissensbeständen verbinden und zweitens dabei die subjektiv wahrgenommene Ähnlichkeit statt der typologischen Nähe zwischen den Sprachen für den interlingualen Transfer entscheidend ist, wurden folgende Forschungsfragen entwickelt:

- 1) Inwieweit kann der interlinguale Transfer aus einer Sprache im mentalen Lexikon beim Leseverstehen in der neu zu erlernenden Fremdsprache Deutsch nachvollzogen werden?
- 2) Inwieweit kann der interlinguale Transfer beim Leseverstehen mit Faktoren wie Sprachlernmotivation, *proficiency*, *recency* und Einstellung zur Sprache in Verbindung gebracht werden? Lässt sich womöglich der Einfluss dieser Faktoren auf die Aktivierung einer der Sprachen beim Leseverstehen bestimmen?

Zur Beantwortung der Forschungsfragen werden Studierende – ausschließlich finnische Muttersprachler – als Forschungsteilnehmende bzw. Probanden eingeladen, die gerade damit begonnen haben, Deutsch zu lernen. Zum Untersuchungszeitpunkt haben sie ca. 24–30 Kontakt-Unterrichtsstunden in Deutsch als Fremdsprache absolviert. Es gibt im Unterricht keine expliziten Aufforderungen zum interlingualen Transfer.

Für die Beantwortung der ersten Frage soll einerseits die Leseverstehensleistung durch Lösen von Aufgaben unterschiedlicher Art erhoben werden. Andererseits soll die Reflexion der Probanden über den gerade erfolgten Arbeitsprozess direkt im Anschluss an jede Aufgabeneinheit Daten liefern, die Aufschluss über den Umgang der Probanden mit ihren Wissensbeständen geben. Für die Beantwortung der zweiten Forschungsfrage sollen in einer Befragung Informationen zu Sprachlernbiographie, Einstellungen und zum Leseverstehen in einer Fremdsprache gesammelt werden. Beide Teile der Untersuchung werden online durchgeführt.

Da in der Untersuchung die Lernendensicht zu erheben ist, müssen sich die Probanden ohne sprachliche Barrieren ausdrücken können. Außerdem ist der Rückgriff auf die Sprachen im mentalen Lexikon einer der Untersuchungsgegenstände. Es sollte somit keine der gelernten Fremdsprachen als Kommunikationssprache im Rahmen der Untersuchung hervorgehoben werden, da dies auch Einfluss auf den sprachlichen Transfer bei der Lösung der Leseverstehensaufgaben nach sich ziehen könnte. Deshalb sollen die Probanden ihre Antworten auf Finnisch geben; diese werden für die Auswertung ins Deutsche übersetzt (vgl. Kursiša, 2012: 191–197 zu einer detaillierten Auseinandersetzung mit der Datenaufbereitung, wenn sich die Erhebungs- von der Auswertungssprache unterscheidet).

Mit der Pilotierung wurde die Gegenstandsangemessenheit der Erhebungsinstrumente kritisch überprüft.

## 4 Zur Gegenstandsangemessenheit der Forschungsinstrumente

### 4.1 Die Befragung

Eine Befragung von Probanden mit dem Zweck, Informationen zum sprachlichen Hintergrund sowie zu Fremdsprachenlernerfahrungen zu bekommen, wird in der Forschung öfter eingesetzt: Die Probanden geben Informationen zu den bisher gelernten Sprachen bzw. zu ihren Mutter- und Fremdsprachen; darüber hinaus können sie gebeten werden, anhand der Kann-Beschreibungen des Gemeinsamen europäischen Referenzrahmens (GER) eine Selbsteinschätzung des Sprachniveaus in allen angegebenen Sprachen vorzunehmen (vgl. z. B. Rast, 2010: 166, Berthele, 2011: 196; vgl. ebenso Marx, 2012: 472, die zwar keine Datenerhebungsmethode bzgl. der Hintergrundinformationen erwähnt, jedoch die Sprachlernbiographien der Teilnehmenden kurz zusammenfasst, was ohne explizite Angaben nicht möglich wäre). Bezooijen / Gooskens (vgl. 2007: 253f.) haben mit Hilfe der Befragungsergebnisse den Einfluss der Einstellung zu den Sprachen auf die Verstehensleistung in diesen Sprachen erforscht.

In der vorliegenden Pilotierung wurden die Probanden in einem halb-offenen Fragebogen aufgefordert, das Sprachniveau in jeder bisher gelernten Fremdsprache anhand der Kann-Beschreibungen im GER einzuschätzen. Außerdem machten sie Angaben zum jeweiligen Lernkontext, zur Sprachenlernmotivation, zur Bedeutung sowie zur gegenwärtigen Nutzung jeder Sprache. Eine weitere Frage bezog sich auf die wahrgenommene Ähnlichkeit zwischen dem Deutschen und anderen Sprachen. Ebenso wurde die Selbstwahrnehmung der Vorgehensweise beim Leseverstehen in einer Fremdsprache erfragt.

Zum Zweck der Pilotierung wurde auch eine weitere Fragestrategie eingesetzt, nämlich ein Fragenkomplex mit der Aufgabe, eine Reihenfolge der gelernten Fremdsprachen zu den oben genannten Aspekten zu erstellen. Eine Frage in diesem Fragenkomplex lautete: „Bilde eine Reihenfolge der Fremdsprachen, die du lernst oder gelernt hast. Fange mit der Fremdsprache an, die für dich am wichtigsten ist; am Ende der Liste ist die Fremdsprache, die für dich am wenigsten wichtig ist. Warum? Erläutere bitte diese Reihenfolge.“

Anhand des Fragebogens konnten Sprachenprofile der Probanden erstellt werden, wie folgendes Beispiel bzgl. des Englischen und Schwedischen illustriert:

Englisch hat Janne als zweite Fremdsprache in der Schule sowie durch Videospiele und im Internet gelernt. Er musste und wollte diese Fremdsprache lernen, da sie ihm sehr wichtig ist. Die Sprache ist aus seiner Sicht sehr leicht zu lernen und man werde mit ihr tagtäglich konfrontiert. Ihm gefällt das Englische sehr gut, da es eine ziemlich schöne Sprache mit gutem Humor sei. Er nutzt die Sprache jeden Tag im Internet, auch mit ausländischen Bekannten.

Schwedisch musste Janne in der Schule lernen, er hatte keine andere Wahl. Die Sprache erscheint ihm überhaupt nicht wichtig bzw. völlig überflüssig; der Schwedischunterricht sei

in Finnland politisiert, was sich in Lehrbüchern widerspiegeln. Die Sprache findet er ganz nett, zum Teil ist ihm das Erlernen der Sprache aber nicht leicht gefallen, was mit fehlendem Interesse begründet wird. Seine Schwedischkenntnisse seien schwach geblieben. Auch jetzt ist es für ihn keine ernst zu nehmende Kommunikationssprache.

Bei einer kritischen Evaluation einzelner Fragen zeigt sich ein Bedarf an Änderungen: Die Frage nach der bewusst wahrgenommenen Ähnlichkeit zwischen dem Deutschen und anderen Fremdsprachen („Wie ähnlich oder wie unterschiedlich erscheinen Dir die einzelnen Fremdsprachen, die Du bis jetzt gelernt hast oder lernst, zum Deutschen? Beschreibe das bitte so ausführlich wie möglich. Fallen Dir konkrete Beispiele ein? Schreibe sie auf.“) scheint trotz der Aufforderung zur ausführlichen Beschreibung zu offen formuliert zu sein. Die Probandin Emmi geht beispielsweise nur auf die Wahrnehmung des Deutschen ein: „Im Deutschen gilt eine unterschiedliche Höflichkeitsform und einige Sachen sind umständlich zu übersetzen.“ Hier gilt es, den Fragebogen zu modifizieren. Denkbar wäre eine Frage zur wahrgenommenen Ähnlichkeit zwischen jeder erlernten Sprache und dem Deutschen oder die Ergänzung der Antwortmöglichkeit in der bestehenden Frage durch einen geschlossenen Antwortteil, in dem die Probanden aufgefordert werden, die wahrgenommene Ähnlichkeit auf einer Skala anzugeben. Damit wäre auch die Beantwortung der offenen Frage stärker gelenkt.

Der Fragenkomplex mit der Aufgabe, eine Reihenfolge der Sprachen in Bezug auf einen bestimmten Aspekt vorzunehmen, erweist sich als eine Ergänzung bzw. eine Möglichkeit der Validierung der Antworten im ersten Teil des Fragebogens. Andererseits zeigte die Pilotierung auch, dass die Probanden im Durchschnitt über fünf bis sechs gelernte Fremdsprachen berichten. Die Probanden wurden gebeten, die Zeit anzugeben, die sie für die Bearbeitung des Fragebogens benötigt hatten. Die Durchschnittszeit von 40 Minuten lässt vermuten, dass der Fragebogen eher gekürzt werden sollte.

## 4.2 Leseverstehensleistung und retrospektive Selbstberichte

Der zweite Teil der Datenerhebung bestand aus drei Aufgaben:

Mit Aufgabe 1 wurde bezweckt, die selbstbestimmte Vorgehensweise der Lernenden und dabei den Rückgriff auf vorhandenes Sprachwissen nachzuvollziehen. Dazu mussten die Probanden einen Text lesen und das Verstandene notieren und im Anschluss ihre Vorgehensweise nachzeichnen.

Aufgabe 2 zielte auf eine explizite Auseinandersetzung mit erschließbaren Textstellen in einem authentischen Textkontext. Dazu bekamen die Teilnehmenden die Aufgabe, den Text zu lesen, die Stellen zu notieren, die man erschließen kann, und zu erläutern, woher das Verständnis kommt. Anschließend sollte notiert werden, was man insgesamt im Text verstanden hatte.

Beide Aufgaben setzen die Methode des *recall protocols* in modifizierter Form ein: Mit dem *free recall* ist intendiert, auf eine direkte Art und Weise, „without procedural

contamination from additional task requirements“ (Koda, 2005: 237) das Aufgefasste im Text wiederzugeben. Die Modifikation besteht darin, den Text, anders als bei dem *recall protocol*, nach dem Lesen nicht wegzulegen, sondern vor Augen zu halten (vgl. kritische Anmerkungen zu Gedächtnisleistung vs. Verstehensleistung beim *free recall* von Grotjahn, 1995: 540).

In beiden Aufgaben wurden authentische Texte als Vorlage genutzt, die aufgrund des Themas zahlreiche Internationalismen und Kognaten in germanischen Sprachen enthalten. Die Textvorlagen waren gekürzt, der authentische Kontext wurde jedoch beibehalten. Dieser wird für wichtiger gehalten als eine detaillierte Feststellung der Kognaten nach linguistischen Normen.

Aufgabe 3 diente dazu, die Probanden einzelne Lexeme in einem Satzkontext erschließen zu lassen. Die Forschungsintention war dabei, den sprachlichen Transfer nachzuvollziehen, wenn der Kontext eingegrenzt wird. Die Entscheidung, die Wörter immer noch in einem Satzkontext statt alleine zu präsentieren, ist mit Bezug auf die folgenden Ausführungen getroffen worden: Es gibt Untersuchungen, in denen die Probanden mit Lexemen ohne Kontext konfrontiert werden (vgl. Berthele, 2011: 194–197; Mutta, 2014: 73). Gleichzeitig findet das Verstehen in der Auseinandersetzung mit dem Kontext statt, was auch morphologische und syntaktische Bezüge miteinbeziehen kann. Bezooijen / Gooskens halten für erwiesen, dass die Nicht-Kognaten in einer größeren Proportion einen negativen Einfluss auf das Verstehen in einer noch unbekannt Sprache haben (vgl. 2007: 258). Es war schwer, im Rahmen der vorliegenden Pilotierung zu bestimmen, welche der Nicht-Kognaten in den Sätzen den Lernenden aus den ersten Unterrichtseinheiten im Deutschen bereits bekannt sein könnten und welche nicht. Man kann jedoch davon ausgehen, dass der Satzkontext auch nicht immer das Verstehen unterstützen kann. Daher wurden in dieser Aufgabe Lexeme im Satzkontext angeboten und die Teilnehmenden sollten bestimmen, ob sie das hervorgehobene Wort: 1) kennen und verstehen, 2) nicht kennen und keine Vorstellung davon haben, was das Wort bedeuten könnte oder 3) nicht kennen, aber den Eindruck haben, das Wort erschließen zu können. Bei 1) und 3) sollten sie die Bedeutung auf Finnisch notieren, bei 3) auch die Quelle des Erschließens angeben.

Die Ergebnisse der Pilotierung zeigen, dass die Probanden den Textinhalt in Aufgabe 1 mit unterschiedlichem Erfolg – von vollständiger Inhaltswiedergabe bis zu einzelnen verstandenen Propositionen – erschlossen haben. Die Angaben in den Selbstberichten zeugen vom Rückgriff auf Lesestrategien, vor allem auf mehrmaliges Lesen unklarer Stellen im Text, Hilfe durch den Kontext und verständliche Wörter, wobei unklar bleibt, was mit verständlichen Wörtern gemeint ist – Wörter, die bereits im Deutschen bekannt sind oder Wörter, die sich aufgrund des sprachlichen Vorwissens erschließen ließen. Vereinzelt nennen die Probanden auch andere Fremdsprachen, dabei explizit Englisch und Schwedisch, als unterstützend, vertiefen diese Ausführungen jedoch nicht. Die Ergebnisse bestätigen zwar das Vorgehen beim Lesen in einer fremden Sprache wie in der Darstellung der Leseprozesse im Leseprozessmodell von Berthele. Es kann jedoch geschlussfolgert werden, dass diese Aufgabe hinsichtlich der

Fragestellung – dem Nachvollziehen des interlingualen Transfers – keine hinreichenden Ergebnisse liefert und daher eher ungeeignet ist.

In Aufgabe 2, die die Lernenden aufforderte, die verständlichen bzw. erschließbaren Stellen im Text herauszusuchen und zu begründen, wie das Verstehen zustande gekommen war, sind die Ergebnisse in den Selbstberichten zum Teil eindeutiger, z. B.:

Petri: Das Wort *Pfingst* fällt mir gerade nicht ein, aber im Schwedischen gibt es einen Feiertag, der ähnlich klingt. Kreuzberg klingt wie ein Stadtteil und weil *grenzen* ‚rajata‘ bedeutet (schwed. *gränsa*), [...].

Janne: Wörter sind mir durch das Französische oder Englische bekannt. Ich weiß nicht, ob es sich um einen s. g. *false cognate* handelt, vgl. engl. *amateur* = *amatööri*, franz. *amateur* = *kokenut harrastaja*.

Emmi: Aus dem Kontext und dadurch, dass ich mit anderen Sprachen verglichen habe.

Im Falle von Emmi wird sichtbar, dass ihr beim Verstehen sowohl der Kontext als auch andere bekannte Sprachen halfen; sie beschreibt dies aber nicht detailliert. Die Aufgabe kann nach wie vor als sinnvoll und angebracht für die Beantwortung der Forschungsfragen eingesetzt werden, es ist jedoch zu überlegen, inwieweit noch weitere Aufforderungen für eine möglichst detaillierte Darstellung eingebaut werden können.

Auch in Aufgabe 3 zeigen sich Reflexionen in den Probandenantworten, z. B.:

*Die Frau schwimmt sehr schnell.*

Petri: Das englische Wort *swim* bedeutet *schwimmen*, aber auf Schwedisch *svimma* heißt *ohnmächtig werden*, grundsätzlich sind also beide möglich. Die Bedeutung ‚schwimmen‘ ist jedoch üblicher.

Petri setzt sich mit beiden anderen germanischen Sprachen auseinander, nutzt aber nicht seine Kenntnisse der anderen Sprachen. Er bezieht auch sein Weltwissen ein. In diesem Verhalten von Petri ist ein Handlungsmuster erkennbar, denn er verhält sich bei der Lösung mehrerer weiterer Aufgaben ähnlich.

*Johann hat Fieber und Halsschmerzen.*

Emmi: Ich habe es mit anderen Sprachen (Englisch: *fever*, Französisch: *fièvre*, Spanisch: *fiebre*, Schwedisch: *feber*) verglichen.

In diesem und in einem weiteren Fall gibt Emmi an, auf mehrere ihr bekannte Sprachen zurückgegriffen zu haben. Ansonsten stützt sie sich beim Leseverstehen auf den Kontext.

*Ihre natürliche Haarfarbe ist braun.*

Janne: Natürlich: Die Struktur und Französisch + Englisch.

*Teil 2 des Filmes „Tribute of Panem“ ist spannender als Teil 1.*

Janne: Spannender: vielleicht aus dem Schwedischen? *spänning*?

Janne zeigt in der Befragung eine sehr kritische Haltung dem Schwedischen gegenüber. Beim Erschließen des Adjektivs *spannender* unternimmt er den einzigen Versuch, Vorkenntnisse im Schwedischen mit einzubringen. Gleichzeitig ist er sich dessen bewusst, dass seine Kenntnisse in dieser Sprache gering sind.

Eine weitere Schwierigkeit gerade im Rahmen dieser Aufgabe zeigte sich in der Auswahl der Lexeme, die erschließbar und noch nicht bekannt sein sollten. Auch wäre zu überlegen, einzelne Lexeme ohne Satzkontext anzubieten, um so den Kontext als Erschließungshilfe auszuschließen.

## 5 Schlussbemerkung

Mit diesem Beitrag wurden die Überlegungen bei der Pilotierung der Forschungsinstrumente dargelegt und ihre Gegenstandsangemessenheit reflektiert, wobei ein expliziter Bezug zu der zweiten Forschungsfrage im Rahmen dieses Beitrags ausgeklammert wurde. Es sei an dieser Stelle erwähnt, dass solche Einblicke in den Forschungsprozess immer noch eher selten sind. Eine positive Ausnahme ist der Sammelband von Cerri / Jentges / Stork (2012), wo nicht die Ergebnisse der Untersuchungen im Vordergrund stehen, sondern die Forschungsprozesse. Dieser Artikel soll zur methodologischen Diskussion im Rahmen der Mehrsprachigkeitsforschung beitragen.

### Literaturhinweise

- Bezooijen, Renée van / Gooskens, Charlotte (2007): Interlingual text comprehension. Linguistic and extralinguistic determinants. In: Receptive Multilingualism: Linguistic Analyses, Language Policies, and Didactic Concepts. Hrsg. v. Jan D. ten Thije u. Ludger Zeevaert. Amsterdam, NLD: John Benjamins, S. 249–263.
- Berthele, Raphael (2011): On abduction in receptive multilingualism, Evidence from cognate guessing tasks. In: Applied Linguistics Review, H. 2, S. 191–220.
- Berthele, Raphael (2014): Leseprozessmodell. In: EuroComGerm – Die Sieben Siebe: Germanische Sprachen lesen lernen. Hrsg. v. Britta Hufeisen u. Nicole Marx. Aachen: Shaker, S. 271–283.
- Cerri, Chiara / Jentges, Sabine / Stork, Antje (Hrsg.) (2012): Methoden empirischer Fremdsprachenforschung im Prozess. Ein Blick hinter die Kulissen aktueller Forschungsprojekte. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen.
- Grotjahn, Rüdiger (1995): Zweitsprachliches Leseverstehen: Grundlagen und Probleme der Evaluation. In: Die Neueren Sprachen, H. 5, S. 533–555.
- Hammarberg, Björn (2001): Roles of L1 and L2 in L3 production and acquisition. In: Cross-linguistic Influence in Third Language Acquisition: Psychological Perspectives. Hrsg. v. Jasone Cenoz, Britta Hufeisen u. Ulrike Jessner. Clevedon [u. a.]: Multilingual Matters, S. 21–41.

- Hammarberg Björn (2009): The factor 'perceived crosslinguistic similarity' in third language production: How does it work? In: *Processes in third language acquisition*. Hrsg. v. Björn Hammarberg. Edinburgh: Edinburgh University Press, S. 127–153.
- Hufeisen, Britta / Marx, Nicole (Hrsg.) (2014): *EuroComGerm – Die Sieben Siebe: Germanische Sprachen lesen lernen*. 2. Aufl. Aachen: Shaker.
- Koda, Keiko (2005): *Insights into Second Language Reading. A Cross-Linguistic Approach*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Kursiša, Anta (2012): *Arbeit mit Lesetexten im schulischen Anfangsunterricht DaF/nE. Eine Annäherung an Tertiärsprachenlehr- und -lernverfahren anhand Subjektiver Theorien der Schülerinnen und Schüler*. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.
- Marx, Nicole (2012): Reading across the Germanic languages: Is equal access just wishful thinking? In: *International Journal of Bilingualism*. Jg. 16, H. 4, S. 467–483.
- Mutta, Maarit (2014): "I haven't got a clue what it means" – Crosslinguistic influences on multilingual learners' metalinguistic awareness in L3 French. In: *AFinLA-e Soveltavan kielitieteen tutkimuksia*, H. 6. Hrsg. v. Pekka Lintunen, Maija S. Peltola u. Mari-Liisa Varila, S. 64–85.
- Neuner, Gerhard / Hufeisen, Britta / Kursiša, Anta / Marx, Nicole / Koithan, Ute / Er-lenwein, Sabine (2009): *Deutsch als zweite Fremdsprache*. Berlin [u.a.]: Langenscheidt.
- Rast, Rebekah (2010): The use of prior linguistic knowledge in the early stages of L3 acquisition. In: *IRAL*, H. 48, S. 159–183.
- Ringbom, Håkan (2007): *Cross-linguistic Similarity in Foreign Language Learning*. Clevedon / Buffalo / Toronto: Multilingual Matters.
- Williams, Sarah / Hammarberg, Björn (1998): Language Switches in L3 Production: Implications for a Polyglot Speaking Model. In: *Applied Linguistics*, H. 3, S. 295–333.



---

„Mir ist schon aufgefallen beim Lernen,  
dass es viele ähnliche Wörter gibt.“  
Mehrsprachige Strategien bei der Wortschatzarbeit  
in Tandemgesprächen

Sabine Graz (Oulu)

**Abstract**

*In diesem Beitrag wird gezeigt, wie Fremdsprachenlernende in Tandemgesprächen ihr mehrsprachiges Repertoire bei der Wortschatzarbeit einsetzen, das heißt, wie sie mit Wortschatzproblemen umgehen und wie sie ihre Kenntnisse verschiedener Sprachen als Ressource nutzen, um lexikalische Lücken zu schließen und um sich neuen Wortschatz zu erarbeiten. Die Daten stammen aus Audioaufnahmen von Kleingruppen- und Paardiskussionen in einem universitären Tandemprojekt Deutsch-Finnisch. Die Analyse zeigt, wie die Gesprächsteilnehmer/innen flexibel unterschiedliche mehrsprachige Strategien wie Codeswitching, Übersetzung und Sprachvergleich einsetzen. Oft ergeben sich dabei auch längere metalinguistische Sequenzen, in denen sprachliche Phänomene und verschiedene Aspekte des Fremdsprachenlernprozesses reflektiert werden.*

*This paper discusses how L2-learners use their multilingual repertoire when working on vocabulary in Tandem discussions, how they deal with lexical problems and how they make use of their multilingual resources to fill lexical gaps and search for new words. The data consists of audio recordings of discussions in small groups and pairs in a German-Finnish Tandem course at a Finnish university. Multilingual strategies include code-switching, translation and language comparison, employed by participants in many flexible ways. This also results in longer metalinguistic sequences, where the participants reflect on linguistic phenomena and different aspects of the foreign language learning process.*

**Keywords**

*Mehrsprachigkeit, mehrsprachige Strategien, Wortschatzarbeit, Sprachbewusstsein, Fremdsprachenlernen  
multilingualism, multilingual strategies, vocabulary, language awareness, foreign language learning*

## 1 Einleitung

In diesem Beitrag wird untersucht, wie Lernende ihre Kenntnisse in verschiedenen Sprachen bei der Wortschatzarbeit in Tandemgesprächen einsetzen. Als Datenbasis für die Analyse dienen Audioaufnahmen von Paar- und Kleingruppendiskussionen in einem Tandemkurs Deutsch-Finnisch an einer finnischen Universität. Ausgangspunkt dieser Arbeit ist die Annahme, dass mehrsprachige Menschen beim Lernen und Verwenden von Fremdsprachen auf ihr vorhandenes sprachliches Repertoire zurückgreifen und es nach ihren jeweiligen Bedürfnissen einsetzen (vgl. Canagarajah, 2011: 1; Hélot, 2012: 220f.).

Tandem als Sprachlernformat basiert auf der Interaktion zwischen Personen mit zwei unterschiedlichen Erstsprachen, die ein Interesse am Erlernen der jeweils anderen Sprache haben. Charakteristisch dabei ist die Aufhebung der Trennung von Lernen und Anwendung einer Fremdsprache: Die Zielsprache ist sowohl Kommunikationsmedium als auch Kommunikationsgegenstand der Tandemgespräche (vgl. Brammerts, 2010: 11). Durch die spezifische Situation beim Lernen im Tandem bietet sich also nicht nur die Möglichkeit, die Fremdsprache intensiv zu verwenden, sondern gleichzeitig können auch sprachliche Probleme behandelt und diskutiert werden. Schmelter spricht in diesem Zusammenhang von einer „Verbindung zwischen authentischer Kommunikation einerseits und Lehr-Lern-Interaktion andererseits“ (2010: 1188). In der Interaktion zwischen Muttersprachlern (MS) und Nichtmuttersprachlern (NMS) kommt es häufig zu Störungen: Es gibt lexikalische Lücken, Ausdrucks- und Verständnisschwierigkeiten. In der Behandlung dieser Probleme wird ein wesentliches Erwerbspotential des Lernformats Tandem gesehen. In Seiten- und Nebensequenzen, in denen der thematische Gesprächsfluss kurz unterbrochen wird, können Schwierigkeiten, die im Zusammenhang mit Sprachrezeption und Sprachproduktion auftreten, diskutiert und beseitigt werden. In solchen Reparatur- bzw. erweiterten metalinguistischen Sequenzen kann es zu einer sehr intensiven Auseinandersetzung mit der Fremdsprache, aber auch mit dem Lernprozess kommen.

Ein Sprachlernformat wie Tandem, bei dem zwei Sprachen involviert sind und bei dem die Teilnehmer/innen ihren persönlichen Sprachbesitz, ihre Fähigkeiten und Fertigkeiten einbringen, kann m. E. auch als ein idealer Ort für die Entwicklung einer kommunikativen Mehrsprachigkeitskompetenz gesehen werden. Doch dieser Aspekt wird in der Forschungsliteratur und in Handbüchern zu Tandem zumeist nur am Rande behandelt: Die mögliche Rolle anderer Sprachen als der beiden Erstsprachen wird zumeist außer Acht gelassen und oft wird empfohlen, die Verwendung der beiden involvierten Sprachen zu trennen – für eine gewisse Zeit wird nur eine Sprache verwendet, daran anschließend die andere (z. B. in von Herfurth, 1993 beschriebenen Tandemprojekten oder bei Brammerts, 2010: 12f.). Diese Empfehlung gründet auf der berechtigten Forderung nach einer ausgewogenen Verteilung der vorhandenen Zeit auf die beiden Sprachen. Sie scheint aber auch auf einer „normativen pädagogischen Kultur“, wie sie Berthele kritisch darstellt, zu beruhen, die Sprachen starr mit idealisierten

Reinheitsvorstellungen assoziiert und fordert, dass sie getrennt nach Kontexten verwendet werden sollten, um Sprachmischungen zu verhindern (2010: 226). Gesprächsanalytische Untersuchungen zum Lernen im Tandem zeigen aber, dass diese Trennung zwischen den beiden Erstsprachen und die Ausklammerung weiterer von den Teilnehmer/innen beherrschter Sprachen so nicht in den Gesprächen vorkommen (vgl. Apfelbaum, 1993; Herfurth, 1993; Kötter, 2003; Grasz, 2012). Wechsel zwischen den Sprachen, Sprachmischungen, Codeswitching, Sprachvergleich und andere mehrsprachige Praktiken sind in den Gesprächen häufig zu finden.

## 2 Mehrsprachigkeitskompetenz

Im Zuge der in den letzten zwanzig Jahren in großem Umfang durchgeführten Forschung zu verschiedenen Aspekten der Mehrsprachigkeit wurde deutlich, dass „Mischphänomene, Interferenz und Transfer nicht als Anomalie, die vom idealen Sprachsystem abweichen, sondern als das Normale [betrachtet werden können]“ (Berthele, 2010: 227). Wie neben Berthele auch Canagarajah (2011: 1) oder Hélot (2012: 221) feststellen, bauen sich Individuen aufgrund ihrer Sprachenkenntnisse und -erfahrungen ein mehrsprachiges Repertoire auf, das dynamisch ist und sich mit unterschiedlichen Erfahrungen ständig verändert. Die Sprachen sind nicht strikt getrennt, sondern bilden vielmehr ein integriertes System, eine Ressource, auf die die Individuen flexibel, der jeweiligen Kommunikationssituation und der/dem Partner/in angepasst zurückgreifen können. Die Fähigkeit, dass die mehrsprachigen Ressourcen in konkreten Kommunikationssituationen eingesetzt werden können, um mit der/dem Interaktionspartner/in intersubjektiv Bedeutung auszuhandeln, nennt man mehrsprachige Kompetenz.

Strategien, die beim Lernen und Anwenden einer Fremdsprache auf andere Sprachen zurückgreifen, wurden schon ab den 1980er Jahren unter dem Begriff interlinguale Strategien beschrieben (vgl. Bialystok, 1990: 25; Oxford, 1990: 45f.). Gemeinsam haben diese älteren Modelle die Problemorientiertheit in der Definition vor allem von Kommunikationsstrategien, die als eine Reaktion auf ein Ressourcendefizit beschrieben werden (vgl. Dörnyei / Scott, 1997: 182f.). Auch der *Gemeinsame europäische Referenzrahmen für Sprachen* (GER) geht auf die Problemorientiertheit ein, plädiert aber dafür, dass „Kommunikations- und Kompensationsstrategien [...] nicht einfach im Sinne eines Defizitmodells aufgefasst werden [sollten], d. h. als eine Möglichkeit, sprachliche Defizite oder fehlgeschlagene Kommunikation auszugleichen“ (2001: 62f.). Neben der Bewusstmachung der positiven Effekte von Mehrsprachigkeit beim Fremdsprachenlernen im GER und der Präzisierung von mehrsprachigen Kompetenzen z. B. in den Arbeiten von Coste et al. (2009) haben vor allem die Arbeiten zu Deutsch als Tertiärsprache (u. a. Hufeisen / Neuner, 2003; Neuner et al., 2009) dazu beigetragen, die besonderen Wissens- und Erfahrungsbereiche mehrsprachiger Lerner/innen bewusst zu machen und sie im Unterricht von Deutsch als Fremdsprache zu berücksichtigen. So verfügen Tertiärsprachenlernende schon über ein breites prozedurales und

deklaratives Wissen, das sich aus Kenntnissen über (1) die Systeme der Erstsprachen und aller weiteren früher erlernten Fremdsprachen, (2) den Prozess des Sprachenlernens sowie (3) interkulturelle Erfahrungen und Kenntnisse über die eigenen und fremden Kulturen zusammensetzt (vgl. Marx / Hufeisen, 2010: 829). Alle diese Bereiche sind auch von enormer Wichtigkeit beim Lernen im Tandem.

### 3 Mehrsprachige Strategien bei der Wortschatzarbeit in Tandemgesprächen

Das hier analysierte Datenmaterial stammt aus einem Korpus von über 40 Stunden Audio- und Videoaufnahmen von Tandemgesprächen in Kleingruppen und Paaren, die 2013–2014 an einer finnischen Universität gesammelt wurden. Konkret werden hier drei verschiedene Gespräche mit folgender Zusammensetzung untersucht:

- Kleingruppe A: 3 deutschsprachige Teilnehmer/innen Hans, Lisa, Lena; 2 finnische Teilnehmerinnen Jonna und Sanna.
- Kleingruppe B: 2 deutschsprachige Teilnehmerinnen Ilse und Dora; 2 finnische Teilnehmerinnen Aino und Suvi.
- Paar A: 1 deutschsprachiger Student Markus und 1 finnischer Student Jussi.

Jonna, Aino und Suvi verfügen über Deutschkenntnisse auf B1-Niveau, Sanna auf A2- und Jussi auf B2-Niveau. Die deutschsprachigen Teilnehmer/innen haben keine oder nur Grundkenntnisse in Finnisch. Alle Teilnehmer/innen sprechen außerdem Englisch und verfügen zum Teil über andere Fremdsprachenkenntnisse, die aber nicht im Detail erhoben wurden.

Für die Analyse wurden Gesprächssequenzen lokalisiert und transkribiert, in denen die Teilnehmer/innen andere Sprachen als die gerade dominante Sprache des Gesprächs (in allen Fällen war das Deutsch) verwenden und in denen Wortschatzprobleme behandelt werden. Im ersten Teil der Analyse geht es um die Verwendung mehrsprachiger Strategien beim Schließen lexikalischer Lücken. Im zweiten Teil werden Beispiele für einen Sprachvergleich im lexikalischen Bereich und die Diskussion von Lernerleichterung bei Sprachähnlichkeiten behandelt.

Die Transkriptionsweise ist einfach und orientiert sich vor allem an der Leserfreundlichkeit. Folgende Transkriptionszeichen werden verwendet:

[ ] Simultansprechen

? steigende Intonation

(.) Mikropausen

(3) Pause mit ungefährender Dauer in Sekunden

**Fettdruck:** Elemente anderer Sprachen

((lacht)) para- und außersprachliche Handlungen

### 3.1 Das Schließen lexikalischer Lücken mit Hilfe von mehrsprachigen Strategien

Wie oben erwähnt, treten in Tandemgesprächen, wie in anderen Gesprächen zwischen MS und NMS bzw. zwischen Kommunikationspartner/innen mit Unterschieden in der sprachlichen Kompetenz eine Vielzahl von sprachlichen Problemen auf. Die Probleme können bei Produktion oder Rezeption auftreten und können im Prinzip alle sprachlichen Bereiche wie Lexik, Grammatik, Aussprache, aber auch pragmatische Aspekte betreffen. Nicht alle Probleme werden jedoch in den Gesprächen repariert: Die Gesprächsteilnehmer/innen orientieren sich zumeist mehr am Inhalt; sprachliche Probleme, die die Kommunikation nicht wesentlich beeinträchtigen, werden ignoriert. Andererseits – und das ist typisch für Tandemgespräche – kommt es immer wieder zu Phasen in den Gesprächen, wo der Fokus vom Inhalt des Gesprächs auf die Form übergeht, und relativ häufig geschieht das bei lexikalischen Problemen (vgl. auch Herfurth, 1993: 111–124; Rost-Roth, 1995: 67). Im Folgenden werden 2 kurze Beispiele aus einem Gespräch der Kleingruppe A präsentiert.

#### Beispiel 1

- 1 Jonna: ich bin nicht sicher, aber als ich kind war, hatten wir das (.)
- 2 ääh(.) all **everywhere?**
- 3 Hans: [überall
- 4 Lena: [überall
- 5 Jonna: überall gemacht, aber ich denke, ich habe gehört, dass in oulu zentrum es ist verboten?

#### Beispiel 2

- 1 Jonna: und sie haben mir (.) diese (.) eiern, ähm **piilottaa**
- 2 Hans: versteckt?
- 3 Jonna: **hide?**
- 4 Lisa: ja[versteckt
- 5 Hans: [versteckt

Fälle wie diese beiden Beispiele mit Codeswitching bei Wortschatzproblemen kommen sehr häufig in den vorliegenden Daten vor und sie weisen einige typische Charakteristika auf. Die lexikalischen Unsicherheiten werden zumeist schon vor dem Codeswitching z. B. durch Redeabbrüche, Verzögerungen oder Pausen angezeigt und der Wechsel selbst erfolgt fast immer in Verbindung mit steigender Intonation. Es handelt sich dabei also um markiertes Codeswitching. Vor allem in den Gruppengesprächen, wo es mehrere deutschsprachige und mehrere finnischsprachige Teilnehmer/innen in einer Gruppe gibt, erfolgt der Wechsel sowohl zum Finnischen als auch zum Englischen, wobei der Wechsel ins Finnische fast ausschließlich von den finnischen MS

vorgenommen wird, also ein Wechsel in die L1 ist (vgl. auch Grasz, 2012: 41). Gemeinsam ist den Fällen von markiertem Codeswitching in den vorliegenden Gesprächen auch, dass sie immer eine Reparatur durch die Gesprächspartner/innen zur Folge haben. Die dabei entstehenden Nebensequenzen sind zumeist wie im Beispiel 1 kurz und bestehen aus drei Turns: Markiertes Codeswitching in Turn 1, Reparatur in Form einer Übersetzung durch den Gesprächspartner in Turn 2 und Aufnahme der korrekten Form und Fortsetzung des eigentlichen Gesprächsverlaufs in Turn 3. Im Beispiel 2 kommt es zu einer erweiterten Nebensequenz. Jonna kennt offensichtlich nicht das deutsche Wort *verstecken* und nimmt einen Wechsel ins Finnische vor. Obwohl Hans nur über Grundkenntnisse in der finnischen Sprache verfügt, bietet er das gesuchte Wort auf Deutsch an. Ob er das Wort schon kannte oder es aus dem Kontext erschließt, lässt sich hier nicht beantworten. Das Beispiel weist jedoch darauf hin, dass Codeswitching auch bei geringen Sprachkenntnissen hilfreich sein kann. Jonna scheint aber den Finnischkenntnissen ihres deutschen Gesprächspartners nicht zu vertrauen und versichert sich mit einer Übersetzung ins Englische noch einmal der Richtigkeit des Verbs, die dann von Hans und Lisa bestätigt wird.

Auch im folgenden Beispiel 3 geht es beim Codeswitching darum, das Verständnis eines unbekanntes Wortes zu kontrollieren.

### Beispiel 3

- 1 Lisa:    habt ihr Ostern?
- 2 Jonna:   **pääsiäinen** ist das?
- 3 Sanna:   **niinpä**

Jonna fragt die zweite finnische Gesprächsteilnehmerin, ob das für sie neue deutsche Wort *Ostern* auf Finnisch ‘pääsiäinen’ bedeutet, was ihr Sanna auf Finnisch bestätigt. In diesem Fall hat das Codeswitching nicht nur eine bedeutungssichernde Funktion, sondern auch eine soziale Funktion. Die finnischen Gesprächsteilnehmer/innen, die in der Rolle der NMS sind, verwenden häufig Wechsel in ihre L1, um sich gegenseitig zu helfen.

Codeswitching scheint vor allem bei den NMS eine präferierte Strategie zu sein, um lexikalische Lücken zu schließen, das zeigt sich in diesen Daten, wird aber auch in den Forschungen von Kötter (2003: 161) und Herfurth (1993: 139) beschrieben. Andere mögliche, intralinguale Strategien, wie Paraphrasierung, Verwendung von Antonymen oder Synonymen, Zuhilfenahme von Gestik usw. kommen selten vor. Dafür kann es mehrere Gründe geben: Codeswitching führt, wie wir im Beispiel 1 gesehen haben, nur zu einer kurzen Unterbrechung des Gesprächsverlaufs. Paraphrasierungen und ähnliche Verfahren sind oft sprachlich komplexer. Außerdem kann Codeswitching zu einer sehr präzisen Bedeutungserklärung und Bedeutungssicherung führen. Auch Herfurth weist darauf hin, dass gemischtsprachliche Verfahren bei der Bedeutungserschließung eine Entlastung und das Gefühl, schneller vorwärtszukommen, bedeuten (1993: 115). Außerdem geben sie die Möglichkeit, Verständnis zu überprüfen und kontrastiv zu

lernen (vgl. Herfurth, 1993: 117), was wiederum mehrsprachiges Sprachbewusstsein erhöhen kann.

Im nächsten Beispiel 4, das von der Kleingruppe B stammt, sieht man eine Kommunikationsstörung, verursacht durch eine missglückte Wortsuche, die vielleicht durch den Einsatz von Übersetzung oder Codeswitching hätte vermieden werden können.

#### Beispiel 4

- 1 Ilse: helsinki ist die angesehenste uni nein? von finnland
- 2 Suvi: an?
- 3 Ilse: die angesehenste
- 4 Suvi: ((leiser)) angesehenste
- 5 Ilse: also die ähm am höchsten geschätzte(.)ste
- 6 Dora: ja
- 7 Ilse: uni
- 8 Dora: wo die meisten hinwollen
- 9 Ilse: nein?
- 10 Aino: mm
- 11 Ilse: die qualität des [äh ist
- 12 Suvi: [ja vielleicht
- 13 Aino: vielleicht
- 14 Suvi: der qualität der qualität aber der ich möchte nicht in helsinki 15  
wohnen so dafür [möchte] ich nicht da studieren auch ((lacht))
- 16 Ilse: [ja]
- 17 Suvi: ja ich glaube aalto (.) universität ist sehr (4.0)
- 18 was ist denn, (3.0) **arvostettu**? was ist das [((lacht))
- 19 Aino: [((lacht))
- 20 Dora: was? in englisch
- 21 Suvi: etwas ich nicht ich weiß nicht
- 22 Ilse: noch mal in finnisch, manchmal ist es ähnlich zum deutschen
- 23 Suvi: ja aber nicht (3.0) ach

Der erste Turn der Sequenz enthält das Adjektiv *angesehen*. Suvi signalisiert in den Zeilen 2 und 4, dass sie das Wort nicht kennt. Ilse greift nicht gleich auf die Möglichkeit der Übersetzung zurück, sondern wählt intralinguale Strategien der Bedeutungserklärung (Zeile 5) und wird dabei von Dora unterstützt (Zeile 8). Nachdem der Internationalismus *Qualität* verwendet wird (Zeile 11), vermitteln Suvi und Aino in den Zeilen 12–13 den Eindruck, dass sie nun die Bedeutung des Wortes *angesehen* verstanden haben. Auch Suvis Redebeiträge in den Zeilen 14–18 weisen darauf hin. Allerdings zeigt sich in Zeile 18, dass für Suvi die genaue Bedeutung von *angesehen* vorher doch unklar blieb, denn hier sucht sie nach einer deutschen Entsprechung für das finnische Wort *arvostettu*, was eben genau ‘angesehen’ bedeutet. Sie wird nun aufgefordert, das Wort zu übersetzen, zuerst ins Englische (Zeile 20), was sie ablehnt, weil sie das Wort nicht

kennt. Daraufhin fordert Ilse sie auf, das Wort noch einmal auf Finnisch zu wiederholen, was sie ebenfalls ablehnt, weil sie vielleicht annimmt, dass es keine Ähnlichkeit zum deutschen Wort gibt. Auch wenn in diesem Beispiel das Schließen der lexikalischen Lücke misslingt und es zu einer Kommunikationsstörung kommt, zeigt es sehr gut das strategische Vorgehen der Gesprächsteilnehmerinnen und das Potenzial von mehrsprachigen Strategien. Es wird deutlich, dass intralinguale Strategien zwar zu einer Bedeutungsklärung führen können, die ausreichend für den Fortgang der Kommunikation ist, aber nicht unbedingt zur genauen Klärung des lexikalischen Elements führt. Hier wäre die Zuhilfenahme von Englisch wahrscheinlich zielführender gewesen. Das Beispiel zeigt außerdem, dass intralinguale Strategien oft zu längeren Nebensequenzen führen, die den Fortgang des Gesprächs unterbrechen.

### 3.2 Sprachvergleich in der Wortschatzarbeit

In den nächsten drei Beispielen geht es um einen Sprachvergleich, den die Teilnehmer bei der Behandlung lexikalischer Probleme vornehmen. Alle drei Beispiele stammen vom Tandempaar A. Hier sollte kurz angeführt werden, dass sich die Zweiergespräche zwischen den Tandempartner/innen und in den Tandemgruppen in einigen Punkten voneinander unterscheiden. Ein auffälliger Unterschied ist, dass in Paardiskussionen mehr korrigiert wird, was auf stärkere Vertrautheit und weniger Angst vor Gesichtsverlust hinweist, während in Gruppengesprächen Korrektur eher vermieden wird (vgl. Grasz, 2014: 196). Ein zweiter auffälliger Unterschied ist, dass mehr Zeit für die Klärung von sprachlichen Problemen verwendet wird. Dabei vergleichen die Tandempartner/innen häufig die ihnen bekannten Sprachen und in diesem Zusammenhang wird oft auch der Sprachlernprozess thematisiert. Alle folgenden Beispiele beinhalten solche metalinguistischen Nebensequenzen.

Das nächste Beispiel 5 zeigt, wie Jussi und Markus über die unterschiedliche Kollokation von Verben in verschiedenen Sprachen sprechen.

#### Beispiel 5

- 1 Jussi: so wenn wir in die gem äh in die stadt jyvaskylä gehen werd
- 2 gehen würden äh gehen äh
- 3 Markus: fahren
- 4 Jussi: so im süden nach süden so
- 5 Markus: ja das ist eher man würde immer sagen fahren weil gehen halt
- 6 Jussi: jaja fahren leider ja entschuldigung
- 7 Markus: weil gehen ist immer es ist
- 8 Jussi: ja zu fuß oder so
- 9 Markus: weil auf englisch ist es auch **go there** das heißt nicht dass
- 10 man zu fuß geht aber auf deutsch heißt das immer eher dass
- 11 man
- 12 Jussi: ja das ist schwierig für uns aber ja fahren

13 Markus: ich mach auch immer einen fehler auf polnisch weil auf deutsch  
14 sagt man mit dem schiff fahren und auf polnisch sagt man mit  
15 dem schiff schwimmen weil man fährt nicht mit einem schiff man  
16 schwimmt ja mit einem schiff und da mach ich ich sag immer auf  
17 polni auf polnisch dass ich mit dem das schiff ist da und da  
18 hin hingefahren oder ich bin mit dem schiff da hin gefahren  
19 aber man sagt geschwommen mit dem schiff und da mach ich  
20 solche solche fehler

Jussi verwendet in seiner Erzählung am Anfang der Sequenz das Verb *gehen* in diesem Kontext inkorrekt, was eine Interferenz aus dem Finnischen oder seiner ersten Fremdsprache Englisch sein könnte, und wird daraufhin von Markus korrigiert (Zeile 3). Diese Korrektur ist für sich interessant, weil sie eine selten vorkommende fremdinitiierte Fremdkorrektur ist, und sie außerdem von Markus ausgedehnt wird und zu einer längeren metalinguistischen Nebensequenz führt, obwohl Jussi die Korrektur in Zeile 6 schon akzeptiert hat und mit dem Zusatz „ja zu fuß oder so“ (Zeile 8) zeigt, dass er den Bedeutungsinhalt von *gehen* kennt. Mit Verweis auf Englisch und auf die zweite Erstsprache von Markus, Polnisch, wird die unterschiedliche Kollokation von Bewegungsverben auf Deutsch, Englisch und Polnisch behandelt. Markus kann das Phänomen zwar nicht benennen, legt aber ein hohes Sprachbewusstsein an den Tag, das anscheinend gerade auf der Kenntnis und der kontrastiven Analyse mehrerer Sprachen beruht. In den Zeilen 13–20 lässt sich neben der sprachanalytischen Arbeit außerdem beobachten, wie mithilfe des Vergleichs mit anderen Sprachen auch Beziehungsarbeit in den Gesprächen geleistet werden kann. Die Korrektur durch Markus, die die sprachliche Asymmetrie zwischen ihm und Jussi deutlich macht, führt zu einer Gesichtsbedrohung von Jussi, der sich in Zeile 6 sogar für seinen Fehler entschuldigt. Durch die Betonung, dass Markus aber selbst ähnliche Fehler auf Polnisch macht (Zeile 13 und 20), relativiert dieser nun seine Expertise.

Auch im nächsten Beispiel zeigt Markus, dass er bei der Beschäftigung mit einer Fremdsprache auf Ähnlichkeiten mit anderen Sprachen achtet.

### Beispiel 6

1 Markus: als ich äh letzte woche für die klausur gelernt oder diese woche  
2 für die klausur gelernt habe finnisch habe ich erst mir ist schon  
3 aufgefallen beim lernen dass es viele ähnliche wörter gibt aus  
4 ähnlich zu deutschen wörtern die dann aber am anfang anders sind  
5 zum Beispiel wie wie **tunti** und stunde und dann habe ich aber  
6 irgendwie wikipedia artikel gelesen über finnische sprache und dann  
7 stand da früher durfte man es gab keine wörter die mehr als einen  
8 konsonanten am anfang haben im finnischen deswegen hat man die  
9 einfach weggelassen weil es für viele finnen auch schwer  
10 auszusprechen ist und deswegen zum beispiel das das wusste ich

11 nicht **ranta** kommt zum beispiel von strand und solche sachen das  
 12 fand ich lustig weil zum beispiel auch dann stockholm ist ja  
 13 **tukholma** und das gibt das ist mir früher auch schon sehr oft  
 14 aufgefallen dass es sehr ähnlich war aber dann nur nur ein  
 15 buchstabe davon und der rest war aber ich wusste nie warum

Markus und Jussi suchen gemeinsam nach weiteren Beispielen und finden noch die Wörter *koulu* für 'Schule' und *tuoli* für 'Stuhl'. In dieser Sequenz legt Markus auch offen, dass er anscheinend ein sehr selbstgesteuerter Lerner ist, der bewusst auf sprachliche Regelmäßigkeiten achtet und selbst über die zu erlernende Sprache Informationen einholt. Im Anschluss daran (Beispiel 7) kommt es zu einer Fokusänderung im Gespräch. Jussi fragt, ob das Wissen über diese Regelmäßigkeit auch eine Lernerleichterung für Markus bedeutet, und damit wird nun explizit der Lernprozess angesprochen.

#### Beispiel 7

1 Markus: ich hab nie gewusst warum und das fand ich interessant dass es  
 2 warum was der grund ist dass es so ist  
 3 Jussi: ist es jetzt leichter diese wörter zu lernen wenn du?  
 4 Markus: ich hab mir das schon vorher immer so gemerkt ((lacht)) also  
 5 ich habe mir vorher schon gemerkt dass es so ähnlich ist wie  
 6 stuhl nur halt ohne s aber ich wusste nur nicht warum

Markus gibt keine eindeutige Antwort auf die Frage, ob er die Wörter nun leichter lernt. Er betont aber noch einmal, dass er die Ähnlichkeit zwischen den Wörtern schon früher bemerkt hat und dass es für ihn interessant ist, jetzt auch den Grund für den Unterschied zu kennen. Auch das weist darauf hin, dass Markus ein sehr reflektierter Fremdsprachenlerner zu sein scheint.

## 4 Zusammenfassung

Die hier analysierten Beispiele zeigen, dass mehrsprachige Strategien in der Wortschatzarbeit in Tandemgesprächen regelmäßig und in verschiedenen Formen eingesetzt werden. Bei der intersubjektiven Aushandlung von Bedeutung greifen die Gesprächsteilnehmer/innen flexibel sowohl auf ihre Muttersprache als auch auf andere früher erlernte Fremdsprachen, zumeist ist das Englisch, zurück. Am häufigsten kommen Codeswitching oder Übersetzungen vor, die dazu dienen, lexikalische Lücken zu schließen bzw. das Verständnis zu überprüfen. Der Einsatz dieser Strategien entspricht dem Prinzip der Sprachökonomie und ermöglicht mit einer nur kurzen Unterbrechung der Kommunikation die Klärung von Wortschatzproblemen. Gleichzeitig sind diese mehrsprachigen Strategien in der Bedeutungserklärung oft präziser als intralinguale Verfahren. Vor allem in den Gruppengesprächen orientieren sich die Gesprächsteilnehmer/

innen eher auf den Inhalt des Gesprächs und versuchen längere Unterbrechungen des Gesprächsverlaufs zu vermeiden. Die Gruppengespräche zeigen auch deutlich, dass mithilfe mehrsprachiger Praktiken zu unterschiedlichen Formen von sozialer Kooperation kommt, bei der sich die NMS gegenseitig unterstützen. Die Beispiele von Paar A machen deutlich, dass in den Gesprächen mit dem vertrauten Partner auch verstärkt sprachliche Probleme behandelt werden. Das geschieht einerseits durch häufiger auftretende Korrekturen durch den Partner, aber vor allem in metalinguistischen Nebensequenzen, in denen über sprachliche Strukturen und den Lernprozess reflektiert wird. Sprachvergleiche und die Aktivierung des gesamten mehrsprachigen Repertoires können zu einer intensiven Auseinandersetzung mit der Zielsprache, mit der Muttersprache und mit anderen Fremdsprachen, mit sprachlichen Phänomenen im Allgemeinen und darüber hinaus auch mit dem Sprachlernprozess führen. Dabei werden zum Teil komplexe linguistische Phänomene behandelt. Diese können zwar oft nicht benannt werden, da die Gesprächsteilnehmer/innen keine Experten in Linguistik sind, doch durch den Sprachvergleich scheinen sie strukturelle Regelmäßigkeiten und Ähnlichkeiten bzw. Unterschiede zwischen den Sprachen gut erfassen zu können.

## Literatur

- Apfelbaum, Birgit (1993): Erzählen im Tandem. Sprachlernaktivitäten und die Konstruktion eines Diskursmusters in der Fremdsprache. Tübingen: Gunter Narr.
- Berthele, Raphael (2010): Mehrsprachigkeitskompetenz als dynamisches Repertoire. Vorüberlegungen zu einer integrierten Sprachdidaktik. In: Sprachen lernen – durch Sprache lernen. Hrsg. v. Franziska Bitter Bättig u. Albert Tanner. Zürich: Seismo, S. 225–239.
- Bialystok, Ellen (1990): Communication strategies. Oxford: Blackwell.
- Brammerts, Helmut (2010): Autonomes Sprachenlernen im Tandem: Entwicklung eines Konzepts. In: Selbstgesteuertes Sprachenlernen im Tandem. Ein Handbuch. Hrsg. v. Helmut Brammerts u. Karin Kleppin. 3. Aufl. Tübingen: Stauffenburg, S. 9–16.
- Canagarajah, Suresh (2011): Translanguaging in the classroom: Emerging issues for research and pedagogy. In: Applied Linguistics Review, S. 1–28.
- Coste, Daniel / Moore, Danièle / Zarate, Geneviève (2009): Plurilingual and Pluricultural Competence. Straßburg: Europarat, [www.coe.int/t/dg4/linguistic/Source/Publications/CompetencePlurilingue09web\\_en.pdf](http://www.coe.int/t/dg4/linguistic/Source/Publications/CompetencePlurilingue09web_en.pdf) (20.06.2015).
- Dörnyei, Zoltán / Scott, Mary Lee (1997): Communication Strategies in a Second Language: Definitions and Taxonomies. Language Learning, Jg. 46, H. 1, S. 173–210.
- GER (2001): Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen für Sprachen: lernen, lehren, beurteilen (2001). Berlin: Langenscheidt.
- Grasz, Sabine (2012): „... als ich Kind war, hatten wir das everywhere.“ Sprachwechsel als Lern- und Kommunikationsstrategie in einem Tandemgespräch. In: Kielet liikkeessä, Språk i rörelse, Languages in motion, Sprachen in Bewegung. VAKKI symposiumi

- XXXII. Hrsg. v. Niina Nissilä u. Nestori Siponkoski. Vaasa: Vakki Publications, S. 34–45.
- Grasz, Sabine (2014): Korrekturverhalten in Tandemgesprächen: Selbst- und fremdinitiierte Fremdkorrektur. In: Finnische Germanistentagung 2012: Einblicke und Aussichten. Hrsg. v. Irma Hyvärinen, Ulrike Richter-Vapaatalo u. Jouni Rostila. Finnische Beiträge zur Germanistik, Bd. 30. Frankfurt a. M.: Peter Lang, S. 187–198.
- Hélot, Christine (2012): Linguistic diversity and education. In: The Routledge Handbook of Multilingualism. Hrsg. v. Marilyn Martin-Jones, Adrian Blackledge u. Angela Creese. London, New York: Routledge, S. 214–231.
- Herfurth, Hans-Erich (1993): Möglichkeiten und Grenzen des Fremdspracherwerbs in Begegnungssituationen. Zu einer Didaktik des Fremdsprachenlernens im Tandem. München: Iudicium.
- Hufeisen, Britta / Neuner, Gerhard (Hrsg.) (2003): Mehrsprachigkeitskonzept – Tertiärsprachenlernen – Deutsch nach Englisch. Straßburg: Europarat.
- Kötter, Markus (2003): Negotiation of Meaning and Codeswitching in Online Tandems. In: Language Learning & Technology. Jg. 7, H. 2, S. 145–172.
- Marx, Nicole / Hufeisen, Britta (2010): Mehrsprachigkeitskonzepte. In: Deutsch als Fremd- und Zweitsprache: Ein internationales Handbuch. Hrsg. v. Hans-Jürgen Krumm, Christian Fandrych, Britta Hufeisen u. Claudia Riemer. Berlin: De Gruyter Mouton, S. 826–832.
- Neuner, Gerhard / Hufeisen, Britta / Kursiša, Anta / Marx, Nicole / Koithan, Ute / Erlenwein, Sabine (2009): Deutsch im Kontext anderer Sprachen. Tertiärsprachendidaktik: Deutsch nach Englisch. München: Langenscheidt.
- Oxford, Rebecca L. (1990): Language Learning Strategies. What Every Teacher Should Know. Boston, Massachusetts: Heinle & Heinle.
- Rost, Martina (unter Mitarbeit von Oliver Lechlmaier) (1995): Sprachenlernen im direkten Kontakt. Autonomes Tandem in Südtirol. Eine Fallstudie. Meran: Alpha & Beta.
- Schmelter, Lars (2010): Tandem-Lernen. In: Deutsch als Fremd- und Zweitsprache: Ein internationales Handbuch. Hrsg. v. Hans-Jürgen Krumm, Christian Fandrych, Britta Hufeisen u. Claudia Riemer. Berlin: De Gruyter Mouton, S. 1188–1192.

---

# LITERATUR VOM MITTELALTER BIS ZUM 19. JAHRHUNDERT

---

## Vom Sammeln und Anschauen in der literarischen Kommunikation des Mittelalters<sup>1</sup>

Ineke Hess (Aarhus)

### **Abstract**

*Das Mittelalter wird in der Erforschung des Phänotyps der Sammlung zum Zweck der Anschauung (Museum) grundsätzlich ausgespart, doch die Handlung des Sammelns, wie sie u. a. durch Sommer (2002) beschrieben wurde, entspricht als Geste der spezifischen poetischen Tätigkeit und paradigmatischen Dichtungspraxis volkssprachiger Literatur im Mittelalter. Worstbrock (1999) hat diese als ‚Wiedererzählen‘ bezeichnet und damit eine Forschungsdiskussion begründet, zu der die nachfolgenden Überlegungen einen Beitrag leisten wollen.*

*The period of the Middle Ages is often ignored in collections of objects intended for public display (most often in museums). However, the act of collecting as described by Sommer (2002), corresponds as a gesture to the specific poetic activity and paradigmatic practice of the vernacular literature in the Middle Ages called ‘Wiedererzählen’ by Worstbrock (1999), thereby establishing the research discussion upon which the present article builds.*

### **Keywords**

*Sammeln, Sammlung, Mittelhochdeutsch, Poetologie, Wiedererzählen, Tristan, Gottfried von Straßburg, Erec et Enide, Chrétien de Troyes  
collecting, gathering, collection, Middle High German, poetology, ‘Wiedererzählen’,  
Tristan, Gottfried von Straßburg, Erec et Enide, Chrétien de Troyes*

---

<sup>1</sup> Die nachfolgenden Ausführungen habe ich zum ersten Mal als These in meiner Disputation zur Verteidigung der Doktorarbeit am 18. Oktober 2013 formuliert. Sie gehen aus einer gemeinsam mit Rabea Kohnen und Christina Lechtermann entwickelten Projektidee zum Sammeln im Mittelalter hervor und sollen in einem größeren Forschungsprojekt weiterverfolgt werden. Zwar gibt es Spezialuntersuchungen zu Sammlungen (in) der deutschsprachigen Literatur des Mittelalters, aber eine umfassende Darstellung, wie sie durch das DFG-Netzwerk *Sprachen des Sammelns. Literatur als Medium und Reflexionsform des Sammelns* innerhalb der Neugermanistik angestrebt wurde (Schmidt, 2012), ist ein Desiderat.

## 1 Die Tätigkeit des Sammelns

Sammeln, das ist ein „Urtrieb des Menschen“ (Grote, 1994: 11), eine „anthropologische Tatsache“ (Pomian, 1998: 12), etwas, was „jeder kann“ und das „ganz selbstverständlich zu unserer Lebenswelt gehört, ja uns von Kindesbeinen an vertraut ist“ (beide Zitate Sommer, 2002: 7). Zu allen Zeiten sammelt der Mensch, sobald er präventiv und antizipativ Nahrungsmittel zusammenträgt, um diese später zu verzehren. Er vollzieht damit die grundlegendste Sammelhandlung, in der er sich nicht von den Tieren unterscheidet und die auch unter veränderten Bedingungen der Nahrungsbeschaffung nicht endet.<sup>2</sup> So schafft sich der Mensch mit der Handlung des Einkaufens seine eigene Sammlung, indem er Nahrungsmittel in einer Sammelbewegung dem ‚Streuungsraum‘ (ausführlich zum Streuungs- und Sammlungsraum Sommer, 2002: 138–170) entnimmt und in seinem eigenen ‚Sammlungsraum‘ (Speisekammer, Küchen- oder Kühlschrank usw.) temporär zum Zweck der retardierenden Vernichtung durch Verbrauch akkumuliert. Sucht er für das Versammeln respektive Einkaufen dabei einen Supermarkt auf, nutzt er einen Streuungsraum (er muss seine Sammlung aus dem ganzen Sortiment zusammentragen), der zugleich aber ein Sammlungsraum par excellence ist, da er sich durch die Verdichtung vieler unterschiedlicher Nahrungsmittel an einem Ort auszeichnet, wodurch keine individuelle Sammlungsbewegung zu den diversen Herstellungsorten erfolgen muss.<sup>3</sup>

Darüber hinaus kommt das Sammeln auch unter veränderten Lebensbedingungen nicht an ein kulturgeschichtliches Ende (vgl. Brandt, 1994: 21), da der Mensch neben Objekten, die er zum Zweck der retardierten Vernichtung zusammenträgt, Dinge anhäuft, die er bewahren und anschauen möchte und die keinem Gebrauchszweck dienen:

<sup>2</sup> „[...] was den Menschen [als Jäger und Sammler] in der Urzeit nahelag, ist den Tieren nicht fremd – in der Wegwerfgesellschaft der natürlichen Natur gibt es das Phänomen des Sammelns für karge Zeiten, sei es, daß die Funde inkorporiert werden und den Körper für den Winter ausrüsten, sei es, daß die Körner und Nüsse oder der Honig als äußere Güter gehortet und gestapelt werden.“ Diese Sammeltätigkeit ist auch „[m]it der Ablösung vom Sammeln und Jagen durch das Pflügen und Säen [...] nicht an ihr kulturgeschichtliches Ende gekommen“ (beide Zitate Brandt, 1994: 21).

<sup>3</sup> Der Supermarkt steht damit selbst am Ende einer langen Reihe von Sammlungsprozessen. So wird beispielweise für die Herstellung einer Packung Mehl, die in seinem Regal steht, zunächst zu einer Sammlung verdichtetes Saatgut verstreut in den Boden eingebracht, der Ernteertrag wird anschließend wieder in einem Erntefahrzeug gesammelt, eventuell die gesamte Ernte eines Betriebs verdichtend in einem Getreidesilo zwischengelagert, wieder geteilt, um in transportierbaren Mengen zum Mahlwerk gebracht zu werden, nach dem Mahlen erneut und endgültig zerstreut durch Verpackung in kleinere Mägen, bis jene am Ende dieser komplexen Sammlungs- und Zerstreungsschritte in Vertriebsstätten wie dem Supermarkt für den Endverbraucher bereit steht.

Wir sammeln Zweige zum Feuermachen, Pilze zum Essen, Geld zum Ausgeben. Immer dient das derart Gesammelte zu etwas. Diese Dienlichkeit, Nützlichkeit, Brauchbarkeit geht den anders gesammelten Dingen ab: Wir sammeln Briefmarken nicht, um damit Briefe zu frankieren, Münzen nicht, um davon Sahnetorten zu kaufen, Uhren nicht, um jederzeit die Zeit zu wissen. Abgestempelte Marken, wertlose Münzen, defekte Uhren machen es besonders deutlich: unbrauchbar, wie sie sind, finden sie doch oft genug ihre begeisterten Liebhaber. (Sommer, 2002: 33)

Sammeln in seiner zweiten Ausprägung ist eine konservierende, auf den Zweck der Bewahrung des Gesammelten ausgerichtete Handlung, bei der das Objekt dem Gebrauchskreislauf entzogen wird.

Der Gegensatz zwischen beiden Formen des Sammelns ist ein fundamentaler: ökonomisch die eine, ästhetisch die andere (vgl. Sommer, 2002; Schloz, 2000). Der „Ökonomie des *Verschwindens*“ steht die „Ästhetik des *Bewahrens*“ (beide Zitate Sommer, 2002: 32; Hervorhebung im Orig.) gegenüber. Beim ästhetischen Sammeln werden die Objekte nicht verzögert verbraucht respektive vernichtet, sondern dauerhaft für die Anschauung bewahrt. Daher spricht Sommer beim ästhetischen Sammeln von der reinsten Form des Sammelns (Sommer, 2002: 32; 83).

Dabei sind die Grundbedingungen für die ökonomische sowie die ästhetische Sammelhandlung erst einmal dieselben: Erstens weisen Objekte eine wie auch immer gartete Ähnlichkeit auf, d. h. sie sind einem gemeinsamen Begriff subsumiert. Durch diesen gemeinsamen Begriff gleichen sie sich untereinander und unterscheiden sich zugleich von anderen Objekten. Zweitens handelt es sich bei den gesammelten Objekten um eine Vielheit, mindestens aber um zwei. Drittens sind diese Objekte im Raum verstreut. Viertens und letztens werden die Objekte gemeinsamen Begriffs mit der Handlung des Einsammelns dem Streuungsraum entnommen und an einem Sammlungsraum zusammengeführt. Die verstreuten Einzelobjekte werden damit Teil einer lokalen Sammlung.

Beim ästhetischen Sammeln tritt dagegen eine Bedingung hinzu, die dem ökonomischen nicht inhärent ist, indem das Einzelobjekt bewahrt und betrachtet wird. Kommt es beim ökonomischen Sammeln nicht darauf an, die besonderen Merkmale der einzelnen Sammelobjekte zu berücksichtigen und zu betrachten, sondern vielmehr Gleiches undifferenziert zu akkumulieren, differenziert das ästhetische Sammeln zwischen den Objekten mit demselben zugrunde gelegten Begriff und will das besondere Einzelobjekt dauerhaft zur Anschauung bringen.

Immer steht unser Zusammentragen unter der Anleitung eines Begriffs. Er bestimmt, was wir sammeln. Durch ihn kommt Gleiches zu Gleichem. Doch was sich gleicht, ist über diese Gleichheit hinaus auch noch voneinander verschieden. Akkumulierend ignorieren wir diese Verschiedenheit; differenzierend indes sind wir gerade an ihr interessiert: das Gleiche findet nun gerade *wegen* und *in* seiner Verschiedenheit unsere Zuwendung. Und weil die Gleichheit durch den Begriff bestimmt ist, das Verschiedene

hingegen sich in der Anschauung zeigt, ist das differenzierende Sammeln zugleich ästhetisch. (Sommer, 2002: 47; Hervorhebung im Orig.)<sup>4</sup>

Das Sammelobjekt verfügt dann nicht nur über den Begriff, den es mit den anderen Sammelobjekten gemeinsam hat, sondern auch über den Begriff des Sehenswerten. Die gesammelten Objekte haben somit nicht nur einen gemeinsamen Begriff, der je nach Objekt unterschiedlich ist, sondern auch immer den universalen Begriff: sehenswert. Dieser zweite Begriff beruht auf der Wahrnehmung und der Empfindung durch den Sammler, er eignet den Objekten nicht als „reale“, sondern „ästhetische Prädikate“ (beide Zitate Sommer, 2002: 76), wie auch Schloz hervorhebt:

Ist's Wechselspiel der Materie, daß im funktionalen Arrangement der Sachen und Verhalte sich die Gesichter der (,positiven') Ökonomie und der (,positiven') Ästhetik so ähneln, daß das Nützliche dergestalt zum Begehrlich-Schönen zu werden vermag? Vielleicht, daß die fortdauernd wirkungsmächtige Stringenz der naturstofflichen Formenwelt einen hintergründigen Horizont für menschliches Tun abgab und durch diese gleichsam eine funktionale und ästhetische Transformation des Gegenständlichen stattfinden konnte? [...] Es hat damit also allen Anschein, als verschränkten sich im Versammeln wie im Versammelten von Dingen das Ökonomische mit dem Ästhetischen. (Schloz, 2000: XXI)

Die Dinge, die zur Vernichtung einerseits, zur Bewahrung andererseits gesammelt werden, können somit dieselben sein. So kann ein Steinpilz, der ursprünglich zum späteren Verzehr gesucht wurde, zum Sammelobjekt werden, wenn er dem Sammler als besonders schönes und bewahrenswertes Objekt erscheint, das er anschauen und zeigen möchte. Für die Sichtbarkeit und für den Erhalt seiner Beschaffenheit wird er den Pilz immer wieder im Korb nach oben legen, wohingegen die anderen Pilze

<sup>4</sup> Vgl. auch: „Entdifferenzierung geschieht natürlich nicht durch völlige Ausschaltung, sondern nur durch Einschränkung der Anschauung auf das, was der Begriff verbindlich vorschreibt. Ein Begriff ist ja gleichsam ein Merkmalskatalog. In ihm sind die Namen derjenigen Eigenschaften aufgelistet, die ein Ding haben muß, wenn es unter diesen Begriff soll fallen können. Ein Ding wird dann zu Recht unter ihn subsumiert, wenn es die Eigenschaften aufweist, die in dem Katalog, der er ist, verzeichnet sind. Aber darin sind weder alle Eigenschaften genannt noch sind die je individuellen Ausprägungen der genannten Eigenschaften berücksichtigt. Was da nicht genannt oder nicht berücksichtigt ist, vermag sich in der Wahrnehmung gleichwohl darzustellen. Wer ästhetisch sammelt, achtet stets auch auf das. Ökonomisch funktionalisiert aber ist ein Sammeln, wenn es gerade dies ignoriert und die Anschauung auf jenes Minimum restringiert, das der Begriff verlangt. Der individuelle Gegenstand wird nicht mehr in seiner Individualität betrachtet, sondern nur noch in seiner Gleichheit mit anderen begriffen.“ (Sommer, 2002: 49f.; Hervorhebung im Orig.)

intentional nicht so angeordnet sein werden, dass alle gleichermaßen gut und von allen Seiten betrachtet sowie geschützt werden können (vgl. Sommer, 2002: 53–55).

## 2 Anschauung der Sammelobjekte

Das ästhetische Sammeln will das Sammelobjekt zur Anschauung bringen. Und so dokumentiert sich das ästhetische Sammeln einer Zeit über Zur-Schaustellungen, über Aus-Stellungen, in denen der Sammler seine Sammelobjekte anschaubar macht. Museumsgeschichtliche Untersuchungen und Überblicke beschreiben die unterschiedlichen Anschauungstypen: Schatzhäuser für die griechische und römische Antike, die Objekte wie Weihgeschenke und Statuen zum Dank für errungene Siege, Bildnisse aus Edelmetall, Schmuck, erbeutete Waffen, kostbare Rüstungen von Feldherren verwahrten und präsentierten, wie die Schatzhausterrasse von Olympia oder der Tempel der Concordia auf dem Forum Romanum in Rom (Viereg, 2008: 19–21). Dann die Vorläufer der Kunst- und Wunderkammern des Frühhumanismus und der Renaissance, wie das dem Herzog von Berry (1340–1416) zugeschriebene erste Modell einer Kunstkammer mit Naturaliensammlung und die schon für die Öffentlichkeit zugängliche Kunstsammlung des Lorenzo Medici (1449–1492) (vgl. Viereg, 2008: 24–32; 270). In der Renaissance dann die Kunst- und Wunderkammern als Sammlungen weltlicher und kirchlicher Fürsten, Adelliger sowie reicher Bürger aus kostbaren und seltenen künstlichen und natürlichen Raritäten, die systematisiert wurden nach ‚naturalia‘ (Werke der Natur), ‚artificialia‘ (von Menschenhand Geschaffenes), ‚scientifica‘ (wissenschaftliche Instrumente) und ‚exotica‘ (aus fernen Ländern Gesammeltes) sowie nach unterschiedlichen Sammlungsformen präsentiert (repräsentative Kunstkammer, Kunst- und Wunderkammer sowie Naturalienkabinett, Viereg, 2008: 24–32). Schließlich das moderne Museum, das in aller Regel seine Ausstellungsobjekte nach Kriterien wie Sujet, Region und Entstehungszeit anordnet oder vor der Folie dieser Tradition explizit andere Ordnungssysteme zugrunde legt.

Sie alle verbindet, dass sie die Sammelobjekte auf eine Weise anordnen, die der Betrachtung dient. Nicht Verwahrung in undurchsichtigen Behältnissen in Depots, die die Sammlung verdichten, sondern inszenierte Sichtbarkeit charakterisiert diese Ordnung.

Das Mittelalter kennt diese Ausstellung von Sammlungsobjekten hingegen nicht. Zwar sammelt es auch von Herrscherreisen, Pilgerfahrten und Kreuzzügen mitgebrachte Objekte, Sakral- und Zeremonialgeräte, Tragaltäre, Reliquien sowie naturhistorische Raritäten, aber diese Objekte werden in Truhen und Schränken in abgeschlossenen Kammern aufbewahrt und vor allem die religiösen Gegenstände oder Herrschaftszeichen nur zu besonderen Prozessions- und liturgischen Zwecken präsentiert (vgl. Viereg, 2008: 21–24). Wie die Übersicht bereits gezeigt hat, kennt in der abendländischen Geschichte erst die Frühe Neuzeit den Ort des Museums, das Gegenstände exponiert und nicht nur deponiert (vgl. Minges, 1998), und formuliert die erste Museumslehre in Deutschland: Im Umfeld Albrechts V. (1528–1579), Sammler mit

einer repräsentativen Kunstkammer in München, verfasst der Belgier Samuel Quicqberg 1565 seine *Inscriptiones vel tituli Theatri amplissimi* (auch *Theatrum Sapientiae* genannt), die auf eine enzyklopädisch angelegte Sammlung in verschiedenen kulturhistorischen Kategorien zum Zweck der Belehrung und schnellen Aneignung der Universalbestände durch den Betrachter zielt (vgl. Viereg, 2008: 24–32). In etwa dieselbe Zeit (spätes 16. Jh.) fällt die Entstehung von *Museum* zur Bezeichnung von „Sammlungen künstlerischer und wissenschaftlicher Objekte“, die sie beherbergenden Bauten sowie für „Publikationen, die das Museumswesen theoretisch und in museumskundlicher Hinsicht erklären und deuten“ (Vieregg, 2008: 28). In der bildenden Kunst entstehen die ersten Abbildungen von Gemäldegalerien wie *Interior of a picture gallery (Allegory of Painting)* (um 1620) von Adriaen von Stalbeem (1580–1662) und Jan Brueghel d. Ä. (1568–1625) (vgl. Ausstellungskatalog *Art rules*, 2015: 102f.).<sup>5</sup>

Daraus ließe sich der Schluss ziehen, dass es im Mittelalter kein ästhetisches Sammeln gegeben hat. Allerdings findet sich in der spezifischen literarischen Kommunikation die Geste des Sammelns in ästhetischer Prägung.

### 3 Dichten als Geste des Sammelns

Das Sammeln liegt nach den innerliterarischen Aussagen, nach den Selbstbeschreibungen-Topoi, dem mittelalterlichen Dichten bereits poetologisch zugrunde: Die erste Tätigkeit des Dichters ist die der ‚inventio‘ – der Dichter findet und wählt seinen Dichtungsgegenstand aus den vorgängigen Stoffen und Themen aus. Darauf folgen die ‚dispositio‘, das Ordnen des Stoffes, und die ‚elocutio‘, das Umsetzen des Stoffes in den sprachlichen Ausdruck, also die Aneignung des Stoffes durch den Dichter. Dahinter steht der Anspruch mittelalterlichen Dichtens, einen gegebenen Stoff zu bewahren, der sich grundlegend vom die Literatur und die Literaturwissenschaft prägenden Genius-Gedanken des 18. Jahrhunderts unterscheidet.

Als Beispiel sollen die poetologischen Aussagen im *Tristan*-Prolog Gottfrieds von Straßburg dienen: Der Erzähler stellt seine Erzählung über Tristan in den Kontext vieler vorgängiger Behandlungen des Stoffes durch andere Dichter (V. 131f.).<sup>6</sup> Aber er ur-

<sup>5</sup> Zeitgleich mit dem NBGT (Juni 2015) wurde die Ausstellung *Art rules* im Tallinner Rathaus gezeigt, die ich in die Vortragsversion einbezogen habe, da sie zum einen frühneuzeitliche Abbildungen von Gemäldesammlungen (wie das genannte; aber auch Darstellungen von Obst-, Tier- und andere Ansammlungen in den zeitgleich entstehenden Stillleben und Arche Noah-Bildern) ausstellte, zum anderen die Sammlung der Abbildungen von Sammlungen nach Sujet in den Ausstellungssälen anordnete und damit das herkömmliche gegenwärtige Ausstellungssystem repräsentierte.

<sup>6</sup> Aus Gründen der Nachvollziehbarkeit sind Textausgaben gewählt, die neben dem mittelhochdeutschen bzw. dem altfranzösischen Text neuhochdeutsche Übersetzungen bereitstellen.

teilt: „und ist ir doch niht vil gewesen, / die von im rehte haben gelesen“ (V. 133f.) – sie haben die Erzählung nicht richtig erzählt, auch wenn sie es mit bester Absicht getan haben (V. 140–142). Nur einer habe richtig berichtet, Thomas von Britanje (V. 146–150). Durch dessen meisterliche Dichtkunst und dessen Kenntnisreichtum über Fürsten (V. 151–154) wird er zum erstrebenswerten Vorbild und Richtmaß für das richtige Erzählen der Geschichte um Tristan (V. 161f.). Dafür geht der Erzähler auf die Suche nach einer Erzählung, die Thomas' Bericht bestätigt, findet diese letztendlich auch (und nur) „an eime buoche“ (V. 164):

Als der [sc. Thômas von Britanje] von Tristande seit, / die rihte und die wârheit / begunde ich sêre suochen / in beider hande buochen / walschen und latinen / und begunde mich des pînen, / daz ich in sîner rihte / rihte dise tihte. / sus treip ich manege suoche, / unz ich an eime buoche / alle sîne jehe gelas, / wie dirre âventiure was. (V. 155-166)<sup>7</sup>

Darauf gründet der Erzähler seine Geschichte (V. 167–171) und übertrifft darin seinen Meister Thomas.

Der Erzähler berichtet somit von seiner Suche nach *Tristan*-Erzählungen. Diese befinden sich an unterschiedlichen Orten, das sind sowohl französische als auch lateinische Bücher. Die Erzählungen sind demnach lokal verstreut. Im Akt der Rezeption der *Tristan*-Erzählungen werden sie zusammengeführt. Was der Erzähler im *Tristan*-Prolog darstellt, entspricht der Geste des Sammelns: Verstreute Objekte werden gesammelt und aus dem Streuungsraum in einen Sammlungsraum überführt, wo sie beieinander sind. Der Erzähler entspricht dem Sammler, der die Ausformungen des *Tristan*-Stoffes sammelt, indem er sie rezipiert. Der Sammlungsraum, in dem die Objekte zusammengeführt werden, ist das Wissen und das Gedächtnis des Erzählers. Der Erzähler verfährt bei seiner Suche nach den Realisierungen des Stoffes differenzierend wie der Sammler, der am Einzelobjekt, nicht an der Akkumulation von Objekten interessiert ist, denn er unterscheidet zwischen den Ausformungen des Gleichen. Phänomenologisch ist die Motivation, die Intention, die zu dieser einen Wahl führt, dabei irrelevant (Auftrag durch Mäzen, herrschaftliche Repräsentationsfunktion oder Ähnliches). Entscheidend ist, dass in einem subjektiven Akt ein Sammlungsobjekt als besonders bewertet wird.

Ähnliches erfahren wir im Prolog des ersten Artusromans überhaupt, des altfranzösischen *Erec et Enide* von Chrétien de Troyes. Dort berichtet der Erzähler, der die Erzählung mit einer Autorsignatur („Crestiens de Troies“, V. 9) versieht, davon, dass er „eine Reihe von Ereignissen, wie sie erzählt werden, in einen wohlgeordneten

---

<sup>7</sup> „Aufgrund dessen, was er [sc. Thomas von Britanje] über Tristan erzählt, begann ich, intensiv nach der richtigen Fassung zu suchen, und zwar in Büchern sowohl romanischer als auch lateinischer Herkunft. Und ich bemühte mich eifrig darum, nach seinem korrekten Vorbild diese Dichtung abzufassen. So stellte ich umfangreiche Nachforschungen an, bis ich in einem bestimmten Buche seinen ganzen Bericht bestätigt fand, wie sich die Geschichte zugetragen habe.“

Zusammenhang“ (V. 13f.) bringt, wohingegen „[...] die Leute, die vom Geschichtenerzählen leben wollen, [die Erzählung von Erec, dem Sohne Lacs] vor ihrem Publikum von Königen und Grafen auseinanderzureißen und zu verderben pflegen“ (V. 19–22).<sup>8</sup> Auch dieser Erzähler nimmt einen vorgefundenen Stoff, setzt sich aber von den Realisierungen des Stoffes ab.

Mit den Termini der Forschungsdiskussion über das Wiedererzählen durch Worstbrock (1999), Lieb (2005) und Bumke (2005) lässt sich der Stoff mit dem Begriff identifizieren, der einer Sammelhandlung zugrunde liegt. Das *Artificium* entspricht dabei dem besonderen Merkmal, das über das Gleiche dem Begriff hinzugefügt ist und das Besondere des Gleichen unter Gleichem ausmacht. Wählt der Erzähler im *Tristan*-Prolog Gottfrieds die eine Fassung als die besondere, vollzieht er dabei einen subjektiven Akt. Er qualifiziert die vorgefundenen Ausformungen des Stoffes als sehenswert, anschauungswert.

Nach den diegetischen Aussagen verfährt der Erzähler aber nicht nur wie ein Sammler, vielmehr erweitert er durch seine Erzählung die Realisierungen des Stoffes. Übertragen auf das Sammeln erweitert er mit seiner Tätigkeit die Sammlung. Im Prolog von Gottfrieds *Tristan* sagt der Erzähler: „waz aber mîn lesen dô waere / von disem senemaere, / daz lege ich mîner willekûr / allen edelen herzen vûr [...]“ (V. 167–170)<sup>9</sup>.

Das Besondere, das sich in der Übertragung der Sammeltätigkeit auf das mittelalterliche Dichten zeigt, ist zweierlei: Zum einen ist der Dichter zugleich Sammler und Hersteller von Sammelobjekten. Dadurch erweitert sich die Sammlung kontinuierlich. Zum anderen: Wenn Anschauung das Merkmal der reinsten Form von Sammeln, des ästhetischen Sammelns, ist, gewährleistet die literarische Kommunikation im Mittelalter eine besonders ausgeprägte Form der Anschaulichkeit. Denn das Sammelobjekt, die Erzählung, wird dem Streuungsraum beim Sammeln nicht gänzlich entnommen, wie es beispielsweise beim Sammeln von Gemälden erfolgt, vielmehr existieren die Objekte gleichzeitig im Streuungsraum, dem kulturellen Wissen, und im Sammlungsraum, dem Wissen des Einzelnen. In dem Augenblick, in dem die Literatur im Medium der Schrift vorliegt und entsteht, erhält sie dabei außerdem eine Anschaulichkeit, die

<sup>8</sup> Der vollständige Prolog in altfranzösischer Sprache lautet: „Li vilains dit an son respit / que tel chose a l’an an despit / qui molt valt mialz que l’an ne cuide; / por ce fet bien qui son estuide / atorne a bien quel que il l’ait; / car qui son estuide antrelait, / tost i puet tel chose teisir / qui molt vandroit puis a pleisir. / Por ce dist Crestiens de Troies / que reisons est que totevoies / doit chascuns panser et antandre / a bien dire et a bien aprandre; / et tret d’un conte d’avanture / une molt bele conjointure / par qu’an puet prover et savoir / que cil ne fet mie savoir / qui s’escience n’abandone / tant con Dex la grasce l’an done: / d’Erec, le fil Lac, est li contes, / que devant rois et devant contes / depecier et corronpre suelent / cil qui de conter vivre vuelent. / Des or comancerai l’estoire / qui toz jorz mes iert an mimoreire / tant con durra crestiantez; / de ce s’est Chretiens vantez.“ (*Erec et Enide*, V. 1–26)

<sup>9</sup> „Was ich aber dort gelesen habe von dieser Liebesgeschichte, das will ich aus freien Stücken allen vornehmen Menschen vorlegen [...].“

potentiell ständig und individuell wiederholt werden kann. Dabei ist dem Medium Buch außerdem bereits die Besonderheit der anschaulichen Darstellungsweise inhärent: „Die Lektüre eines Buches ist, der Form nach, nichts anderes als ein Gang durch ein Museum.“ (Sommer, 2002: 230)

## 4 Schluss

Beschränkt man den Begriff der Anschaulichkeit auf das räumliche Ausstellen als Anschauungsermöglichung, hat das Mittelalter keinen Ort in der Sammlungsgeschichte. Löst man Anschauung hingegen von der Dinglichkeit der Objekte und vom konkreten Anschauungsraum, ist die Geste des Sammelns in ihrer ästhetischen Form in der literarischen Kommunikation zu finden.

### Literaturverzeichnis

- „Art rules. XV–XVII Century Masterpieces from Private Collections.“ Englischsprachiger Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Rathaus Tallinn vom 5. Juni bis 5. Oktober 2015.
- Brandt, Reinhardt (1994): Das Sammeln der Erkenntnis. In: *Macrocosmos in microcosmo: die Welt in der Stube. Zur Geschichte des Sammelns 1450 bis 1800*. Hrsg. v. Andreas Grote. Opladen: Leske und Budrich (= Berliner Schriften zur Museumskunde, Bd. 10), S. 21–34.
- Bumke, Joachim (2005): Retextualisierungen in der mittelalterlichen Literatur, besonders in der höfischen Epik. Ein Überblick. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie*, Jg. 116, Sonderheft, S. 6–46.
- Chrétien de Troyes (2007): *Erec et Enide. Erec und Enide*. Altfranzösisch / Deutsch. Übers. und hrsg. v. Albert Gier. Stuttgart: Reclam.
- Gottfried von Straßburg (2001): *Tristan*. Mittelhochdeutsch / Neuhochdeutsch. Nach dem Text von Friedrich Ranke neu hrsg., ins Nhd. übersetzt, mit einem Stellenkommentar und einem Nachwort v. Rüdiger Krohn. Bd. 1 (Verse 1–9982). Unveränd. Nachdruck der 6., durchgeseh. 9. Aufl. Stuttgart: Reclam.
- Grote, Andreas (1994): Vorrede – Das Objekt als Symbol. In: *Macrocosmos in microcosmo: die Welt in der Stube. Zur Geschichte des Sammelns 1450 bis 1800*. Hrsg. v. Andreas Grote. Opladen: Leske und Budrich (= Berliner Schriften zur Museumskunde, Bd. 10), S. 11–17.
- Lieb, Ludger (2005): Die Potenz des Stoffes. Eine kleine Metaphysik des ‚Wiedererzählens‘. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie*, Jg. 124, Sonderheft, S. 356–379.
- Minges, Klaus (1998): *Das Sammlungswesen der Frühen Neuzeit. Kriterien der Ordnung und Spezialisierung*. Münster: LIT Verlag (= Reihe Museen – Geschichte und Gegenwart, Bd. 3).

- Pomian, Krzysztof (1998): *Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln*. Aus dem Französischen von Gustav Roßler. Berlin: Klaus Wagenbach.
- Schloz, Thomas (2000): *Die Geste des Sammelns. Eine Fundamentalspekulation; Umgriff, Anthropologie, Etymographie, Entlass*. Stuttgart: Selbstverlag.
- Schmidt, Sarah (2012): *DFG-Netzwerk ‚Sprachen des Sammelns. Literatur als Medium und Reflexionsform des Sammelns‘*. In: *Zeitschrift für Germanistik*, H. 1, S. 170–175.
- Sommer, Manfred (2002): *Sammeln. Ein philosophischer Versuch*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Vieregg, Hildegard K. (2008): *Geschichte des Museums. Eine Einführung*. Paderborn, München: Wilhelm Fink.
- Worstbrock, Franz-Josef (1999): *Wiedererzählen und Übersetzen*. In: *Mittelalter und frühe Neuzeit. Übergänge, Umbrüche und Neuansätze*. Hrsg. v. Walter Haug. Tübingen: Niemeyer, S. 128–142.

---

# Der Leser im Reval des ausgehenden 18. Jahrhunderts: Die Bibliothek von Johann Friedrich Jürgens (1754 oder 1755–1829)<sup>1</sup>

Mari Tarvas (Tallinn)

## **Abstract**

*Am Beispiel der Bibliothek des Kaufmanns Johann Friedrich Jürgens beschäftigt sich der Beitrag mit den Veränderungen im Leseverhalten in der zweiten Hälfte des 18. Jhs. Jürgens' Sammlung ist eine der größten damals in Reval (Tallinn) zusammengetragenen Buchsammlungen, die in einem Katalog festgehalten worden ist. Sie unterscheidet sich in vielerlei Hinsicht von den meisten größeren Buchkollektionen der Stadt zu dieser Zeit, unter anderem, da sie binnen einer relativ kurzen Periode zusammengetragen wurde. Deshalb sind Bücher aus früheren Epochen im Vergleich zu zeitgenössischen Schriften unterrepräsentiert; die Bestände enthalten neben einer großen Auswahl an periodischen Schriften und z. B. vielen Büchern über verschiedene Geheimbünde jedoch auch reichlich religiöse Texte. Der Katalog zeigt auf diese Weise eine Mischung aus traditionellen und aktuellen Lektürestoffen.*

*This article deals with the changes in reading behaviour in the second half of the 18<sup>th</sup> century as demonstrated by the library of the merchant Johann Friedrich Jürgens. Jürgens' collection is one of the largest catalogued book collections of its period in Reval (Tallinn). It differs from most of the city's book collections of this time in that it was gathered within a relatively short period; therefore, books from earlier eras are less represented in comparison to contemporary writings. In addition to a large collection of periodical writings and books about different secret societies, the collection contains also a rich selection of religious texts. The catalogue shows in this manner a mixture of traditional and topical reading materials.*

## **Keywords**

*Buchgeschichte, Bibliotheken, Reval im 18. Jahrhundert, Leseverhalten  
history of books, libraries, Reval in the 18<sup>th</sup> century, reading behaviour*

---

<sup>1</sup> Die Arbeit an diesem Artikel wurde finanziert durch den Estnischen Wissenschaftsfonds (Grant Nr. 9026).

## 1 Einleitendes

Der vorliegende Beitrag hat einen kulturwissenschaftlichen und buchkundlichen Schwerpunkt: Anhand eines Fallbeispiels soll analysiert werden, wie sich die europäischen Entwicklungen am Rande des deutschen Sprachgebiets widerspiegeln.<sup>2</sup> Im Zentrum der Analyse steht die späteste in einem Inventar aufgezeichnete Revaler (Tallinner) Buchsammlung, die hauptsächlich im 18. Jh. entstanden ist, nämlich die des Kaufmanns Johann Friedrich Jürgens. Der Katalog Jürgens' befindet sich im Stadtarchiv Tallinn, er wurde im Jahr 1803 nach seinem Konkurs im Jahr 1802, also bereits im 19. Jh., aufgezeichnet. Um der Analyse – die aufgrund des großen Umfangs des Katalogs nur auf die Tendenzen hinweisen kann – eine Grundlage zu geben, sollen eingangs knapp einige für die Einordnung seiner Bibliothek wichtige biographische Details angegeben werden.

## 2 Biographisches und erste Einblicke in die Sammlung

Man weiß über die Person von Johann Friedrich Jürgens wenig. Das *Deutschbaltische biographische Lexikon 1710–1960* (1970: 359) datiert seine Geburt auf das Jahr 1754, der Historiker Otto-Heinrich Elias (2000: 47), der Jürgens einen umfangreichen Artikel mit dem sprechenden Titel *Aufstieg und Fall eines Revaler Kaufmanns* gewidmet hat, auf das Jahr 1755. Johann Friedrich Jürgens wurde in Windau (Ventspils) in Lettland als Sohn eines Schuldirektors geboren und entstammte somit einer wohlhabenden und gebildeten Familie. Auch wenn Angaben über seine schulische Ausbildung fehlen, ist es wahrscheinlich, dass er zumindest eine gewisse Bildung genossen hatte. Der Vater seinerseits stammte aus Reval, in dieser Stadt wurde später auch der Sohn sesshaft. Dieser schlug beruflich einen anderen Weg als sein Vater ein und wurde Kaufmann. Seine kaufmännische Lehre beendete Johann Friedrich Jürgens 1777 beim Ältesten der Schwarzhäupter in Reval, Martin Heinrich Gebauer (vgl. Elias, 2000: 47), diese Stadt blieb auch sein Hauptgeschäftsort. Er besaß schon am Anfang seiner Karriere aller Wahrscheinlichkeit nach ein beträchtliches (soziales) Kapital und hat dies gekonnt eingesetzt. Er war wirtschaftlich eine Zeitlang überaus erfolgreich, gründete 1781 eine „Spiegellegerei“, führte daneben ein Speditions- und Kommissionsunternehmen und war als Banker tätig (vgl. Brüggemann / Tuchtenhagen, 2011: 157). 1797–1802 war er sogar Ratsherr in Reval. In den 1790er Jahren galt er als der reichste Revaler Stadtbürger (vgl. Lust et al., 2007: 251); 1802 jedoch ist er pleitegegangen, weswegen er auch als Ratsherr zurücktrat. Der Konkurs war auch der Anlass dafür, warum sein Vermögen inkl. seiner Bibliothek zu Lebzeiten inventarisiert wurde (vgl. *Deutschbaltisches biographisches Lexikon*, 1970: 359).

---

<sup>2</sup> Zu der Problematik der Revaler Buchsammlungen des 18. Jhs. siehe Tarvas, 2014.

Johann Friedrich Jürgens war ein vielseitiger (Kauf)Mann, Elias charakterisiert ihn als „wagemutige[n] Individualist[en], der neue Wege ging und auf herkömmliche Verhaltensweisen wenig gab, im geschäftlichen wie im privaten Bereich“ (Elias, 2000: 45). Er agierte wohl z. T. an der Grenze zur Wirtschaftskriminalität und ging sehr hohe Risiken ein (vgl. Elias, 2000; Brüggemann / Tuchtenhagen, 2011: 157). Dennoch kümmernte er sich in einzelnen Bereichen durchaus um traditionelle Werte. Dazu kann seine Sammlertätigkeit gezählt werden, er besaß unter anderem eine Gemäldesammlung und ein Naturalienkabinett (vgl. Elias, 2000: 51). Der Teil des Inventars, in dem die Papiere und Schriften aufgelistet werden (Bl. 80–101v., 103–103v.), ist sehr umfangreich (er wird 1803 aufgezeichnet) und gibt unter anderem Hinweise auf Reisen, die seine Sammeltätigkeit positiv beeinflussten. Ob seine Kollektionen auf ernsthaftes geistiges Interesse oder aber als Teil des symbolischen Kapitals auf Repräsentationszwecke ausgerichtet waren, kann hier nicht entschieden werden.

Aufgrund seiner wirtschaftlichen Möglichkeiten konnte Jürgens eine erstaunliche Büchersammlung zusammentragen, bei der die in den meisten Revaler Bibliotheken dominierende pragmatisch gewählte Literatur natürlich auch eine Rolle spielte, doch zahlenmäßig nicht dominant war. Zu den Nutztexten aus der Sicht eines Kaufmanns können verschiedene Gesetze gezählt werden (*Verordnungen Kayser Paul das 1.te & 2te Theil*<sup>3</sup>), er besaß die Taxen der Stadt Reval. Auch Bücher zum Thema Wirtschaft, unter anderem Handbücher, sind in diesem Kontext zu nennen: z. B. *Haupt und Hilfsbuch des Bankiers Waarenhändlers, Kaufmanns u Kontoristen* oder Matthias Heinrich Kampkes *Wechsel- und Geldberechnungen für Kaufleute, Bankiers und Geldwechsler*. Zu diesem Gebiet gehören auch einige Zeitschriften, wie 67 Nummern des *Journals Fabrik Manufaktur und Handlung* aus den Jahren 1793–1798 usw.

Zu den wahrscheinlich ebenfalls pragmatisch gewählten Büchern können außerdem diejenigen zum Thema Erziehung gezählt werden. Diese spiegeln die Vielfalt der Bildungsdiskurse des Aufklärungsjahrhunderts wider, neben der Erziehung im Sinne der Vernunft wie Robert Dodsleys *Lehrmeister, der, oder allgemeines System der Erziehung* stehen hier romantischere Auffassungen eines Jean-Jacques Rousseau (*Emil*) oder Christian Gotthilf Salzmann (*Krebsbüchlein oder Anweisung zu einer unvernünftigen Erziehung der Kinder*). Es geht nicht nur um die Erziehung der Knaben, sondern auch von Mädchen und Frauen (vgl. Johann Daniel Hensels *System der weiblichen Erziehung*). Daneben sind, wie zu dieser Zeit üblich, Lehrbücher der wichtigsten Fächer, unter anderem Deutsch, Mathematik und Religion, vorhanden. Jürgens hatte nicht nur eine sehr viel jüngere (zweite) Ehefrau, sondern auch viele Kinder, die erzogen und gebildet werden sollten.

Der Katalog umfasst laut eigener Zählung 1.411 Einheiten (Bände) Diese Anzahl ist fast doppelt so hoch wie die im zweitgrößten Katalog, der im 18. Jh. in Tallinn

<sup>3</sup> Die kursivierten Titel, die auf die Bücher in der Sammlung Jürgens bezogen sind, sind nicht die Titel der jeweiligen Texte im bibliographischen Sinne, vielmehr handelt es sich um die Bezeichnungen der Werke im Nachlassverzeichnis.

inventarisiert worden ist, im Katalog des Ober-Secretärs Justus Johannes Riesenkampff (1772).<sup>4</sup> Im Unterschied zu anderen Bibliothekskatalogen, deren einziges Ordnungssystem das Format zu sein scheint, ist der größere Teil des jürgensschen Katalogs (und wahrscheinlich der Bibliothek) alphabetisch geordnet, wobei die Einordnung sowohl nach dem Autor als auch nach einem Substantiv (bzw. einem beliebigen Wort) aus dem Titel erfolgen kann. Also hat Jürgens seine Sammlung auch systematisiert – und seine Systematik beruht auf einer einfachen Kategorisierung der Bücher nach dem Alphabet, nicht etwa auf inhaltlichen Prinzipien. Die Alphabetisierung ermöglicht ein einfaches Auffinden der gesuchten Bücher und kann darauf hindeuten, dass die Bestände entweder zu Repräsentationszwecken benutzt wurden oder aber gar die Möglichkeit bestand, Bücher auszuleihen. Konkrete Hinweise darauf gibt es allerdings nicht.

Zu weiteren für die Analyse der Bibliothek wesentlichen biographischen Einzelheiten kann gezählt werden, dass Jürgens seit 1781 Mitglied der Freimaurerloge *Zu den drei Streithämmern* in Tallinn war und ebenfalls bei der anderen dortigen Loge *Isis* regelmäßig verkehrte (vgl. Elias, 2000: 57; Wistinghausen, 2005: 291) – unter anderem zum Zweck des ‚social networking‘ und der gesellschaftlichen Anerkennung.

In seiner Biographie wird oft auch seine zweite Heirat 1791 betont – diese Ehe war wohl morganatisch, er ehelichte eine junge Estin (vgl. Elias, 2000: 57), die jedoch wahrscheinlich in einer deutschen Familie sozialisiert worden war – Estnisch kommt in der jürgensschen Bibliothek nicht vor. Die Hauptsprache war für ihn eindeutig Deutsch. Das Lateinische, das in den Revaler Sammlungen am Anfang des 18. Jhs. zum Teil noch wichtiger als das Deutsche war, spielt hier nur marginal eine Rolle. Es gibt Hinweise auf andere Sprachen, wie Französisch, Italienisch und Russisch, doch handelt es sich meist um Lehrwerke. Texte, die in diesen Sprachen verfasst wurden, las bzw. sammelte Jürgens in deutscher Übersetzung. Die Konzentration auf das Deutsche zeigt, dass Mehrsprachigkeit für ihn nur in einem bescheidenen Umfang eine Rolle spielte – auch wenn er als Kaufmann global handelte.

### 3 Die Entstehung der Bibliothek

Einige Anmerkungen sollen auch zu der Entstehung der Sammlung gemacht werden. Im Unterschied zu vielen anderen Revaler Bibliotheken (die aller Wahrscheinlichkeit nach stets Bücher früherer Generationen enthielten) fällt auf, dass man in diesem Fall von einer Bibliothek reden kann, deren Entstehungszeit relativ klar umrissen werden kann. Einen Großteil der Bücher erstand er in der wirtschaftlich erfolgreichsten Phase als Kaufmann. Diese Form des Kapitals scheint für ihn recht plötzlich relevant geworden zu

<sup>4</sup> Im Unterschied zu den meisten Inventaren werden im Katalog von Jürgens die Buchbände gezählt, nicht die Titel; die Anzahl der Kataloginträge (Benennungen bzw. Titel) im Katalog Jürgens beträgt 716. Damit relativiert sich der Vergleich: Im Katalog von Riesenkampff beträgt die Anzahl der Einträge über 800 (vgl. Tarvas 2014: 75–112).

sein. So ist die Kumulation der Erscheinungsjahre (und damit des frühesten Zeitpunkts, wo dieses Buch gekauft werden konnte) auffallend: 1790 wird im Inventar 48 Mal genannt, 1791 94 Mal, 1792 40 Mal; insgesamt machen diese 182 Einträge ca. 25 % der aufgelisteten Einheiten aus. Diese Periode entspricht seinem Aufstieg als Kaufmann, seiner erfolgreichsten Zeit.

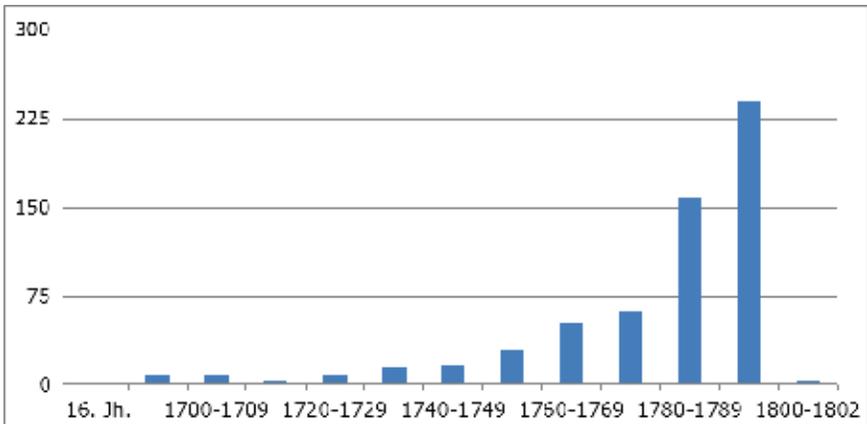


Abb. 1: Übersicht über die Häufigkeit der Erscheinungsjahre der jürgensschen Bibliothek laut Inventar.

Es gibt relativ wenige Bücher aus früheren Perioden (vgl. Abb. 1). Bände, die der Inhaber von Vorfahren übernommen haben könnte, kommen insofern nur in einem sehr beschränkten Umfang vor. Dies ist eine wichtige Feststellung, da damit die Entstehungsprinzipien der Bibliothek von denen anderer abweichen. Im Zentrum steht nicht mehr traditionelles Wissen, sondern die Aktualität der Literatur spielt eine viel entscheidendere Rolle. Damit korreliert auch eine Verschiebung bei den in der Liste vertretenen Autoren. Natürlich gibt es unter den über 500 eruierten Verfassern auch ältere Philosophen und Dichter wie Aristoteles, Herodot, Homer oder auch Torquato Tasso – in der Regel in deutscher Übersetzung. Doch mit Abstand sind die meisten Texte im 18. Jh. entstanden, der Anteil zeitgenössischer Autoren ist hoch. Es gibt zudem wenige Autoren, von denen viele Texte vorliegen, von den meisten ist nur ein Text vorhanden.

In den letzten Jahren vor dem Konkurs 1802 minimiert sich die Auswahl neu hinzukommender Texte. Aus dem Jahr 1801 gibt es nur zwei Kalender, 1800 zwei Bücher über die Freimaurer. Auch in den Jahren davor wird die Bibliothek neben Werken zum Thema Freimaurerei meistens nur durch pragmatisch gewählte Bücher, etwa Kalender, medizinische Bücher oder Titel zum Thema Handel (Wechselkurse, Gesetze, Adressbücher u. ä.) ergänzt. Also dominiert bei den in der Endphase angeschafften Texten auffallend die Literatur mit einem Nutzfaktor.

Die Bücher von Jürgens sind für die Revaler Verhältnisse sehr gründlich annotiert, sogar Gebrauchsliteratur wird aufgezeichnet, darunter 16 Kalender. Die einzelnen Bücher sind auch genauer beschrieben, der Erscheinungsort und die Erscheinungszeit sind oft angegeben. Dies erleichtert wesentlich die Identifizierung des Materials.

## 4 Zur Analyse

Den allgemeinen Tendenzen des Aufklärungszeitalters entsprechend, doch in starkem Kontrast zu anderen Revaler Privatbibliotheken, sind in der jürgensschen Sammlung Publikumszeitschriften in einer breiten Auswahl vorhanden. Es werden etwa 35 Journale, Zeitschriften und ähnliche Periodika, darunter etliche Titel mit sehr großem Umfang wie 117 Bände der von Friedrich Nicolai herausgegebenen *Allgemeinen deutschen Bibliothek*, *Bibliothek der neuesten deutschen Litteratur*, *Journal Fabrik Manufaktur und Handlung* oder *Annalen der Gärtnerey*. Damit ist die Vielfalt der Denkrichtungen des 18. Jhs. in Tallinn vertreten, denn etwa die *Allgemeine deutsche Bibliothek* (1765–1796) ist ein Rezensionsorgan der Spätaufklärung, das alle Fachbereiche abdeckte. Diese Zeitschriften vermitteln ein breites Bild der Ideen, die im deutschsprachigen Gebiet relevant waren, auch in diese Gegend. Neben allgemeinbildenden Themen wie Geographie, Wissenschaft, Architektur, Theologie usw. gibt es auch Zeitungen zu solchen Themen wie Mode, Musik, Kunst (z. B. *Journal des Luxus und der Moden*) – oder aber auch Freimaurerei (*Journal für Freymauer*).

Die in der ersten Hälfte des 18. Jhs. noch so zentralen religiösen Themen sind in der Sammlung Jürgens nicht dominant, doch in beträchtlicher Auswahl vertreten: Es gibt etliche Bibeln, auch Bücher über Religionsgeschichte, Exegesen sowie natürlich Andachtsliteratur. Nicht nur das in Reval so geliebte Werk *Wahres Christenthum* von Johann Arndt, sondern auch viele andere Beispiele des theologischen Diskurses sind vorhanden. Damit ist der religiöse Diskurs um 1790 in Reval ungebrochen präsent. Inhaltlich gibt es jedoch Unterschiede, wie der am häufigsten vertretene Autor im Bereich Theologie belegt: Es handelt sich um keinen Pietisten, wie in früheren Revaler Sammlungen üblich, sondern um den radikalen Aufklärungstheologen Carl Friedrich Bahrdt. Bahrdt ist mit neun Titeln, inkl. Streitschriften über seine Texte, repräsentiert, darunter unter anderem sein autobiographisches Werk *Geschichte und Tagebuch meines Gefängnisses* oder das in Riga erschienene *System der moralischen Religion für Zweifler und Dencker*. Auch weitere sehr freimütige Autoren sind vertreten, Bücher über andere Religionen kommen ebenfalls vor.

Jürgens besaß in einer kleinen Auswahl Werke der bzw. zur Aufklärungsphilosophie. Voltaire (*Versuch einer allgemeinen Weltgeschichte*), Rousseau (*Emil*) und Moses Mendelssohn (*Moses Mendelssohn Leben und Meinungen nebst dem Geiste seiner Schriften*) werden in seiner Sammlung genannt. Sein Interesse scheint dabei vor allem auf historische Zusammenhänge bzw. biographische Darstellungen gerichtet gewesen zu sein.

Eine viel größere Anzahl der Texte steht mit der bereits genannten Freimaurerei und dem Illuminatenorden in Verbindung. Um nur einige Werke zu nennen, seien hier beispielhaft Ludwig Adolf Christian von Grolmanns *Arbeiten die neuesten der Spartakus und Philo in den Illuminaten Ordens* (1792), *Gesangsbuch für Freymaurer* (Königsberg 1787) oder Christian Heinrich Curt von Haugwitzs *Hirtenbriefe an die ächt und wahren Freymaurer alten Systems* (1785) angeführt. Auffallend ist, dass die Texte über die gegen Ende des 18. Jhs. so verbreiteten Sozietäten, die in der Forschung auch mit der Aufklärung verbunden werden, für Jürgens offenbar so wichtig sind, dass er diese auch dann noch kauft, als seine Sammlung um 1800 sonst kaum noch ergänzt wird und als 1794 die Freimaurerlogen ihre Tätigkeit vorläufig eingestellt hatten (vgl. Wistinghausen, 2005: 287f.). Daneben gibt es Texte zu anderen Geheimbünden, wie etwa Abhandlungen aus dem Umkreis der Rosenkreuzer belegen. Andererseits kommen in der Sammlung Jürgens naturwissenschaftliche Themen vor, wobei der Übergang zu den im heutigen Sinne parawissenschaftlichen Zugängen fließend ist. Davon zeugt z. B. Jürgens' Interesse für (Al)Chemie. Ähnliches trifft auf den (animalischen) Magnetismus bzw. Mesmerismus zu. Wenige Beispiele sollen dies veranschaulichen:

Gmelin Einleitung in die Chemie

Macquer Anfangsgründe der theoretischen Chemie 1 und 1 und 1 Theil Leipzig 1753.

Neuman C. Chymiae Medicae d. i. gründliche mit Experimenten erwiesene medicinische Chemie 1 bis 10tes Theil.

Budde Untersuchung der Alchemie Nürnberg 1727.

Petraci Pri[n]cipie über die Alchimystischen Schriften Nürnberg 1729.

Gmelin Eberhard über den thierischen Magnetismus in einem Brief an den Herrn Hoffmann in Mainz Tübingen 1784 1 und 2 Stück.

Brackmann [Johann Lorenz Böckmann] Archiv für Magnetismus und Somnambulismus [...] 1787 1<sup>ster</sup> bis 8<sup>ter</sup> Stück.

Viele der Autoren dieser Texte sind Jürgens' Zeitgenossen. Man kann davon ausgehen, dass Jürgens sich über die damals salonrelevanten Themen informieren wollte. Mit den oben genannten, z. T. experimentierfreudigen Themen indirekt verbunden sind Wunder, Aberglauben u. Ä., wobei meist der kritische (aufgeklärte) Blick auf die Welt waltet, wie etwa Karl von Knoblauchs *Anti-Taumatologie oder die Bezweiflung der Wunder* belegt.

In Bezug auf die schöne Literatur fällt zunächst Christoph Martin Wieland auf, dessen Name auffallend oft genannt wird. Insbesondere tritt er als Übersetzer (von Horaz, Lucian) auf, aber auch als Autor. Von Friedrich Schiller gibt es historische Schriften. Die deutsche Dramatik ist in der jürgensschen Sammlung hingegen nicht vorhanden. Es fehlt etwa August von Kotzebue, es gibt jedoch durchaus Texte, die diesen Autor inspiriert hatten. Vertreten sind die Werke des italienischen Komödiendichters Carlo Goldoni und des Franzosen Pierre Augustin Caron de Beaumarchais (*Figaros Hochzeit*), beide in deutscher Übersetzung.

Unter den Erzähltexten kommen Werke deutscher Autoren vor, daneben ebenfalls französische und italienische Dichter. Jürgens besaß zwei Erzählbände des Franzosen Jean François Marmontel; auch Torquato Tassos italienisches Epos *Befreites Jerusalem* liegt in der deutschen Übersetzung vor. Der Bestand an Lyrik ist gering. Insgesamt lässt sich feststellen, dass, verglichen mit dem Umfang der Liste, es nur sehr wenig Belletristik gibt. Vielmehr scheint Jürgens sich für den Menschen, Geschichte (und Geographie) zu interessieren, wovon eine beträchtliche Menge von biographischen (z. B. *Biographien hingerichteten Personen 1 u 2 Theil*) und historischen Texten zeugen, aber auch Charakterkunde (z. B. Rudolf Wilhelm von Kaltenborns *Briefe eines Officiers Charakterzüge Friedrich des Einzigen betreffend Hohenzollern*) ist für ihn wichtig, um nur einige Beispiele zu nennen. Auch das Buch Garlieb Helwig Merkels *Über die Letten* kann in diesen Kontext gestellt werden, wobei es auch ein gewisses Interesse für die lokale Kultur unterstreicht. Seine Kindheit hatte Jürgens bekanntlich in Kurland verbracht. Es gibt auch einige Chroniken, die mit der Region in Verbindung stehen. Neben europäischen historischen Personen und Nationen kommen in seiner Sammlung Berichte über exotische Länder vor: Johann Friedrich Poppes *Charakteristik der merkwürdigsten Asiatischen Nationen* oder John Longs *Reisen zu den Nordamerikanischen Eingeborenen* mögen als Beispiele dafür dienen.

Eine interessante Erscheinung, die in solch einer Form in den Revaler Bibliothekskatalogen einzigartig ist, ist der Anhang dieses Katalogs: Nach dem alphabetisch organisierten Teil werden hier nämlich ungeordnet weitere gedruckte Texte aufgelistet. Auffallend sind dabei Broschüren kleineren Umfangs, die früher entweder zu Konvoluten zusammengebunden oder als „Sonstiges“ summarisch angegeben wurden, hier aber ebenso detailliert aufgelistet werden wie andere Texte. Thematisch unterscheidet sich dieser Teil mit seinen 111 Einträgen vom alphabetisch angeordneten Teil seiner Sammlung, neben Katalogen und Kalendern gibt es u. a. folgende Texte:

Einige Gespräche über Sylphen, Salamander, Gnomen und Ondinen Leipzig 1793.

Arnold des alten Manns Wegweiser zur Gesundheit und längern Leben Lemgo 1762.

Irroe oder die kühlende Reinigung [Purgiermittel] 1767

Behrens Beschreibung eines [erprobten] Instruments wodurch ein Dieb [er mag durchs Fenster einsteigen, oder durch eine Wand brechen,] allemal entdeckt, oder wenigstens [aber sicher] verscheucht wird Schwerin 1797.

[Jacob Hermann Obereit] Das offene Geheimnis aller Geheimnisse Meinungen 1789.

Geist einer wahrhaft freyen Regierung gegründet durch Targowitscher Rekonföderation Thorn 1792.

[Julian Ursyn Niemcewicz] Bruchstück das der targowitscher Bibel oder Historia von der Schöpfung durch Felix Potocki.

[Waldemar von Budberg] Beschreibung eines Aufenthalts im Schlangenbade 1777 Riga 1779.

Etliche Ursachen einer unglücklichen und bösen Ehe J. A. Grentzel

[Christian Gottfried Flittner] Der Beischlaf. Eine physiologische, historische und philo-

sophische Darstellung Berlin 1791.

[Gregorius Ferdinand Le Mang] Die Kunst der Geheimschreibern Leipzig 1797.

In dieser Auswahl sieht man etliche sehr unterschiedliche Themen. Der erste Text zeigt, dass für Jürgens neben aufgeklärten Themen überirdische Kreaturen durchaus von Interesse waren. Man sieht in dieser Auswahl aber auch einige Beispiele der damaligen erotischen Literatur. Weitere Themen für den älter werdenden Jürgens sind Gesundheit und Sicherheit, d. h. wie man sein Vermögen vor Dieben schützen kann. Daneben setzt sich im Anhang der historische Diskurs fort, was die Texte zur Zeitgeschichte um Felix Potocki belegen.

## 5 Zusammenfassung

Um die Spezifik der Sammlung Jürgens', eines buchkundlichen Zeugnisses Ende des 18. Jhs., zusammenzufassen: Im Unterschied zu den Revaler Sammlungen der ersten Hälfte und der Mitte des 18. Jhs. dominiert hier eindeutig die deutsche Sprache. Die Gelehrtensprache, das Lateinische, kommt kaum noch vor; Jürgens war kein Gelehrter, sondern ein Abenteurer und Kaufmann. Auch die ursprünglich in anderen modernen Sprachen verfassten Texte sind in dieser Sammlung in ihrer deutschen Übersetzung vorzufinden. Es geht also nicht um die unvermittelte Auseinandersetzung mit dem Ausgangstext, sondern darum, dass die Inhalte zugänglich sind, vielleicht auch um geistige Abenteuer. Möglicherweise war Jürgens nicht der einzige Leser jener Texte.

Zweitens fällt hier die deutliche Bevorzugung zeitgenössischer Themen auf: Aktuelle Themen und Literatur spielen in seiner Sammlung eine viel entscheidendere Rolle als in den früheren Sammlungen. Der hohe Anteil an Periodika ist ein deutliches Zeichen dafür, dass der Bedarf an aktuellen Informationen gegen Ende des 18. Jhs. gestiegen ist. Daneben bestehen aber auch Kontinuitäten: Traditionen und Geschichte werden hochgeschätzt. Jürgens besaß Werke der antiken Literatur, freilich in deutscher Übersetzung. Auch religiöse Themen sind wie zu Beginn des 18. Jhs. in breiter Auswahl vorhanden, die Geschichte wird in der Sammlung eindeutig großgeschrieben.

Daraus kann man schließen, dass die Veränderungen des Bibliotheksbestandes der Privatbibliotheken in Tallinn Ende des 18. Jhs. zunächst nicht Ersatz für Älteres, sondern vielmehr Ergänzungen mit sich bringen.

## Quelle

Konkursmaterialien Johann Friedrich Jürgens im Stadtarchiv Tallinn, Bestand 230, Verzeichnis 1, Bt 18II, Bl. 59–135, darunter *Catalogus* Bl. 104–132v.

## Literatur

- Brüggemann, Karsten / Tuchtenhagen, Ralph (2011): Tallinn. Kleine Geschichte der Stadt. Köln, Weimar, Wien: Böhlau.
- Deutschbaltisches biographisches Lexikon 1710–1960 (1970). Im Auftrage der Baltischen Historischen Kommission begonnen von Olaf Walding u. unter der Mitarbeit von Erik Amburger u. Georg von Krusenstern hrsg. v. Wilhelm Lenz. Köln, Wien: Böhlau.
- Elias, Otto-Heinrich (2000): Johann Friedrich Jürgens (1755–1829). Aufstieg und Fall eines Revaler Kaufmanns. In: Vana Tallinn, Bd. X (XIV). Tallinn: Estopol, S. 45–66.
- Lust, Kersti / Küng, Enn / Kreem, Juhan / Laidla, Janet (2007): Estonia. In: Baltic Connections: Archival Guide to the Maritime Relations of the Countries Around the Baltic Sea (Including the Netherlands) 1450–1800. Hrsg. v. Lennart Bes, Edda Frankot u. Hanno Brand. Leiden, Boston: Brill, S. 87–264.
- Tarvas, Mari (2014): Bibliothekskataloge der Tallinner Literaten des 18. Jahrhunderts. Quellenedition aufgrund überlieferter Nachlassverzeichnisse. Hrsg., kommentiert u. mit einer Einführung und einem Index versehen v. Mari Tarvas. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Wistinghausen, Henning von (2005): Freimaurer in Estland. Ihre Sozialstruktur am Beispiel der Revaler Loge „Isis“ 1773–1820. In: Quatuor Coronati. Jahrbuch für Freimaurerforschung, Nr. 42, S. 287–305.

---

# Ungleiche Schwestern. Die Beziehung zwischen Elisa von der Recke und Dorothea von Kurland vor dem Hintergrund des literarischen Freundschaftskultes im 18. Jahrhundert

Vera Viehöver und Valérie Leyh (Liège)

## **Abstract**

*Elisa von der Recke (1754–1833) und ihre Schwester Dorothea von Kurland (1761–1821) verband eine lebenslange Beziehung im Schnittfeld von Literatur und Macht. Anhand von Elisa von der Reckes autobiographischen Schriften geht der vorliegende Beitrag erstmals dieser konfliktreichen Verbindung nach, die beide Frauen in ihrer Jugend, das bürgerlich-empfindsame Konzept von Freundschaft auf Schwesternschaft übertragend, als unverbrüchliche Seelenfreundschaft definiert hatten. Es wird erläutert, inwiefern die später auftretenden Zerwürfnisse aus dem Konflikt unterschiedlicher Konzepte von Schwesternschaft hervorgehen. Durch Dorotheas Heirat mit Peter von Biron, Herzog von Kurland, war die jüngere Schwester Dorothea nämlich nicht nur in der politischen Hierarchie zur Ranghöheren aufgestiegen, vielmehr verkörperte sie für Elisa von nun an auch das ‚Vaterland‘ Kurland. In der instabilen Lage Kurlands vor der Annexion durch Russland erweist sich das in Jugendtagen gewählte idealistische Modell der empfindsamen Schwesternfreundschaft jedoch mit der politisch-genealogisch begründeten Machtposition Dorotheas als unvereinbar. Der Beitrag zeigt abschließend, wie Elisa von der Recke die Beziehung zu Dorothea literarisch überformt, um ihre von Brüchen und Verwerfungen gekennzeichnete Lebenserzählung nachträglich zu harmonisieren.*

*Elisa von der Recke (1754–1833) and her sister Dorothea of Courland (1761–1821) were bonded in a lifelong relationship in the area where literature and power overlap. On the basis of Elisa's autobiographical writings, this paper aims to analyse this tense relationship in which the two sisters – transferring the sentimental notion of friendship to sisterhood – had defined as a friendship of souls. The paper points out to what extent later conflicts can be seen as resulting from different conceptions of sisterhood. Due to her marriage with Peter of Biron, Duke of Courland, Dorothea, the younger sister, achieved a higher position within the political hierarchy. More significantly, she came to embody her “fatherland”, Courland. During the unstable situation of Courland before its annexation by the Russian Empire, this idealistic model of sentimental sister-friendship turned out to be incompatible*

with Dorothea's position of political power. As a conclusion, the paper demonstrates how Elisa modelled her relationship with Dorothea in order to harmonize in retrospect the narration of a life marked by rifts and ruptures.

### Keywords

*Elisa von der Recke, Dorothea von Kurland, Freundschaftskult, Schwesternschaft*  
*Elisa von der Recke, Dorothea von Kurland, cult of friendship, sisterhood*

## 1 Einführung

Johann Christoph Adelungs *Grammatisch-kritisches* Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, in der ersten Auflage 1774–86 erschienen, stellt bis heute eine der wertvollsten Quellen für semantische Untersuchungen zum Wortschatz des späten 18. Jahrhunderts dar. Schlägt man dort unter dem Lemma „Die Schwester“ nach, so erfährt man neben der Grundbedeutung des Begriffs („weibliche Person, welche mit einer anderen Person einerley Ältern hat“) Aufschlussreiches über den figurativen Gebrauch des Wortes:

Eine weibliche Person, welche genau mit einer andern verbunden ist, heißt, wenn sie völlig gleichen Standes mit ihr ist, in vielen Fällen eine Schwester, wie eine solche männliche Person ein Bruder. Vertraute Freundinnen pflegen sich oft Schwestern zu nennen, besonders wenn sie sich zugleich du nennen. Fürstliche Personen weiblichen Geschlechtes von gleicher Würde, und Republiken nennen sich oft Schwestern. [...] (Adelung, 1811, Lemma „Die Schwester“)

Der Begriff ‚Schwester‘ impliziert demnach da, wo er nicht auf eine biologisch fundierte Verwandtschaftsbeziehung („gleiche Eltern“) abzielt, sondern figurativ verwendet wird, eine Gleichheit auf anderer Ebene: „Schwestern“ im übertragenen Sinne sind „völlig gleichen Standes“ oder, wenn sie aus hochgestellter Familie sind, „von gleicher Würde“. Dass sich auch vertraute Freundinnen gerne gegenseitig als Schwestern bezeichnen, wird ebenfalls implizit auf die Idee der Gleichheit zurückgeführt, geschieht dies doch im Normalfall dann, wenn man einander duzt und sich damit implizit zu einer hierarchiefreien Beziehung bekannt hat. Der letzte Satz – „Republiken nennen sich oft Schwestern“ – deutet eine weitere Bedeutungsebene an, die sich erst im Laufe des 19. Jahrhunderts vollends herausbilden wird: ‚Schwesternschaft‘ als weibliche Variante der ‚fraternité‘<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Für die Existenz des weiblichen Komplementärbegriffs ‚sororitas‘ bzw. ‚sororité‘ gibt es weder in der Antike noch in der Neuzeit Belege. Ann-Cathrin Harders weist allerdings auf eine interessante Überlegung in Joachim Heinrich Campes *Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke* (1801) hin: „Sollte nun Brüderlichkeit für brüderliche Gesinnung und brüderliches Benehmen gebilligt werden: so könnten wir, nach derselben Ähnlichkeitsregel, auch Schwesterlichkeit

und damit als politisches Konzept, das auf Bündelung aller Kräfte im Kampf für eine gemeinsame Sache, insbesondere die Rechte der Frauen, abzielt.

In der Zeit, die uns im Folgenden vorrangig interessiert, ist dieser letztgenannte Aspekt allerdings noch von untergeordneter Bedeutung. Umso zentraler ist das Verhältnis von Frauenfreundschaft und (symbolischer) Schwesternschaft. In den Zeugnissen empfindsamer Frauenfreundschaft der Zeit begegnet uns nämlich der Begriff ‚Schwester‘ auf Schritt und Tritt, und zwar vor allem da, wo es um die Beglaubigung der Unverbrüchlichkeit einer kontingenten Beziehung geht, die sich ja einer zufälligen Begegnung verdankt und somit nicht, wie die verwandtschaftlich begründete Schwesternbeziehung, gewissermaßen ‚naturegeben‘ ist. Ein Beispiel für eine solche Beglaubigung der Freundschaft durch Verschwisterung findet sich in den Tagebüchern der Fürstin Louise von Anhalt-Dessau (1750–1811), die kurz zuvor in der Kaufmannsgattin Friederike Brun (1765–1835) ihre Seelenverwandte erkannt hatte: „Ich Steuerte und [!] so durch den Cannal und Wässer bis nach der Venus’ Insel, wo wir ausstiegen und dort die B[run] mit mir die halß Ketten tauschten und Schwestern wurden. Noch war mir kein Weib so lieb geworden.“ (3. Juni 1795, Pfeifer / Quilitzsch / Schlansky, 2010: 42)

Im rituell vollzogenen Halskettentausch, der die Freundinnen zu Schwestern macht, wird die höchstmögliche Steigerung von Freundschaft zum Ausdruck gebracht, zugleich aber auch der Standesunterschied symbolisch aufgehoben: Fürstin und Bürgerin, so die implizite Aussage dieses Beglaubigungsaktes, sind als Freundinnen gleich und insofern Schwestern. Wie Freundinnen im Freundschaftsverständnis der Zeit zu symbolischen Schwestern werden konnten, so konnten jedoch auch biologische Schwestern zu Freundinnen werden.

Bekanntlich ist die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts die Blütezeit der empfindsamen Briefkultur. Auch die briefliche Kommunikation zwischen Schwestern nimmt in dieser Zeit signifikant zu und gleicht sich in den Sprachformeln, die Nähe und Verbundenheit zum Ausdruck bringen sollen, der empfindsam-zärtlichen Briefkommunikation unter nicht-verwandten Freundinnen an. Carolin Doller hat in einem Beitrag zur Briefbeziehung zwischen Auguste Friederike (1743–1783) und Louise Ferdinande (1744–1784) von Stolberg-Wernigerode darauf hingewiesen, dass für adelige Schwestern die Notwendigkeit brieflichen Austauschs in besonderer Weise gegeben war:

Da Frauen des Adels mehr denn Frauen anderer Stände auf den häuslichen Bereich beschränkt waren, mussten Beziehungen zu Schwestern, die, bedingt durch Heirat, in der Regel an entfernten Orten lebten, zwangsläufig durch regelmäßige Korrespondenzen aufrechterhalten werden. (Doller, 2009: 335)

---

für schwesterliche Gesinnung und schwesterliches Betragen bilden; ein Wort, für welches die Franzosen selbst ein gleichbedeutendes weder haben, noch ableiten können. Sie müssen daher, auch wenn von Weibern die Rede ist, des inneren Widerspruchs ungeachtet, gleichfalls Fraternité gebrauchen.“ Zitiert nach Harders, 2009: 244.

Allerdings hätten schwesterliche Briefe keineswegs allein der Beziehungspflege gedient, sondern noch weitere Funktionen übernommen, so dass diese Korrespondenzen „der Forschung ganze Lebensgeschichten, komplexe Problem- und Gefühlslagen, Handlungs- und Denkweisen sowie ihren Wandel über längere Zeitspannen“ (Doller, 2009: 336) entfalteten. Eine dieser Funktionen besteht im Falle der Schwestern Stolberg-Wernigerode darin, dass die in der Geschwisterhierarchie Ranghöhere, also die Ältere, gegenüber der Jüngeren die Rolle der Ratgeberin in praktischen Fragen übernimmt, z. B. in finanziellen Dingen, aber auch in Ehe- und Erziehungsangelegenheiten. Gemäß dem in adeligen Familien geltenden *Ius aetatis* hatten ältere Geschwister den jüngeren gegenüber vielfältige Aufgaben und Verpflichtungen:

Ältere Geschwister hatten gegenüber jüngeren Verantwortung und Weisungsbefugnis, regelten oftmals den Lebensweg der jüngeren, verhandelten und sprachen für sie. So planten und arrangierten ältere Schwestern für die jüngeren die Heirat oder ebneten für sie die Aufnahme in ein Kloster. (Doller, 2009: 342)

Carolyn Doller präsentiert den Briefwechsel zwischen Auguste Friederike und Louise Ferdinande als Beispiel für eine fast durchgängig harmonische Schwesternbeziehung. Bei den Halbschwestern Elisa von der Recke (1754–1833) und Dorothea von Kurland (1761–1821), deren Beziehung wir uns im Folgenden zuwenden wollen, liegt der Fall insofern anders, als dass ihre Beziehung einerseits – stärker als die der beiden Stolberg-Schwestern<sup>2</sup> – auf das Modell der empfindsamen Freundschaftsbeziehung bezogen ist und sie andererseits in punkto Hierarchie deutlich komplexer ist: In der Geschwisterrangfolge steht Elisa über Dorothea, in der politischen Hierarchie aber ist es Dorothea, die Elisa bei weitem überragt, denn durch ihre Heirat mit Peter von Biron, dem Herzog von Kurland und Semgallen, wird sie Mitglied des europäischen Hochadels, während Elisa nach ihrer Scheidung von dem Kammerherrn Georg Magnus von der Recke als alleinstehende Frau im Schwellenraum zwischen bürgerlich-intellektuellen und adeligen Eliten ihre Position sucht.

Im Hinblick auf die gesellschaftliche Milieuzugehörigkeit konnte also bei Dorothea und Elisa von Gleichheit ab dem Zeitpunkt der Eheschließung der Jüngeren keine Rede mehr sein: Die Schwestern lebten in unterschiedlichen Welten. Umso wichtiger wurde es nunmehr, die faktische Getrenntheit auf der gesellschaftlichen Ebene auf der symbolischen Ebene zu kompensieren, und zwar durch bewusste und kontinuierliche Arbeit an der schwesterlichen Beziehung. Die durch die Heirat bedingte gesellschaftliche Ungleichheit zwischen den beiden Schwestern birgt jedoch, wie im Folgenden zu zeigen sein wird, ein enormes Konfliktpotenzial, da in dieser Beziehung zwei verschiedene ideologische Konzepte von Schwesternschaft ungemildert aufeinanderprallen: das der

<sup>2</sup> Doller (2009: 338f.) betont, dass dieser Briefwechsel zwar pietistisch, aber in der Sprache und Bildlichkeit gerade nicht empfindsam geprägt sei.

empfindsamen „Schwestern-Freundinnenschaft“ und das der familiär-genealogischen Schwesternschaft, die konkrete politische Konsequenzen zeitigt.

## 2 Zwei Schwestern -zwei Biographien

Elisa von der Recke wird 1754 als Elisabeth Charlotte Constanzia von Medem in Schönberg / Kurland, d. h. im heutigen lettischen Skaistkalne, geboren; ein Bruder, Fritz (1758–1778), folgt vier Jahre später. Die Mutter stirbt kurz nach der Niederkunft, der Vater heiratet daraufhin in zweiter Ehe Louise Charlotte von Manteuffel-Szöge, mit der er eine Tochter, Dorothea, sowie zwei weitere Söhne bekommt. Elisa heiratet am 20. Mai 1771, ihrem 17. Geburtstag, den Kammerherrn Georg Magnus von der Recke, mit dem sie bis zur endgültigen Trennung im Jahr 1776 eine leidvolle Ehe führt. Die einzige Tochter, die aus dieser Verbindung hervorgeht, stirbt 1777 im Alter von nicht einmal drei Jahren. Nur ein Jahr später stirbt auch Elisas Bruder Fritz, zu dem sie eine sehr enge Verbindung hatte, so dass nur die Halbgeschwister als Bezugspersonen zurückbleiben. Ab den 1780er Jahren führte sie als alleinstehende Kammerherrin von der Recke, kurz ‚Elisa‘ genannt, ein unstetes Reiseleben, das sie u. a. nach Deutschland, Italien, Warschau und St. Petersburg brachte. Dass sie Dorotheas Schwester war, öffnete ihr dabei die Türen so mancher Residenz, stellte sie aber innerhalb der Welt des Adels keineswegs auf die gleiche Stufe mit einer regierenden Herzogin.

Dorothea von Kurland führt mit dem fast vierzig Jahre älteren Herzog ebenfalls keine romantische Liebeshe, kann sich jedoch mit den Umständen für sie befriedigend arrangieren. Die Konvenienzehe, aus der sechs Kinder hervorgehen (darunter eine uneheliche Tochter, die jedoch von Peter anerkannt wird), wird für Dorothea auch dadurch erträglich, dass sie weitgehend vom Ehemann getrennt lebt, viel reist und sich als Salonnière anregende Kontakte aufbauen kann, ab den 1790er Jahren vor allem im Palais Kurland in Berlin sowie auf Schloss Löbichau in Thüringen, wo sie die Sommermonate verbringt. Nach der Heirat ihrer jüngsten Tochter Dorothee mit einem Neffen Talleyrands (1809) hält sie sich häufig in Paris auf und geht eine enge Beziehung mit Talleyrand ein, unter dessen Einfluss aus der zunächst begeisterten Anhängerin Napoleons eine entschiedene Gegnerin wird.

Als Zeugnisse für die Beziehung zwischen Elisa und Dorothea stehen, wie im Falle der eben erwähnten Stolberg-Schwester, zunächst einmal eine Vielzahl von Briefen. Wenngleich sich zurzeit nur ein Brief Elisa von der Reckes an Dorothea von Kurland als Manuskript nachweisen lässt<sup>3</sup>, kann anhand von Elisas Tagebüchern sowie von weiteren Briefquellen erschlossen werden, dass die beiden Schwestern einander sehr regelmäßig geschrieben haben. Dies lässt sich beispielsweise aus den erhaltenen Briefen

---

<sup>3</sup> Brief von Elisa von der Recke an Dorothea von Kurland, Altenburg, 24. April 1807. Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden (SLUB), Signatur: Mscr. Dresd. t, 2957.

Dorotheas an den gemeinsamen, in Berlin lebenden Freund Friedrich Parthey eruieren, in denen sie stets vermerkt, dass sie ihm auch ihre Briefe an Elisa zuschicke, weil sie nicht genau wisse, wo sich Elisa zum gegebenen Zeitpunkt gerade aufhalte.<sup>4</sup> Aus dem Inhalt des überlieferten Briefs lässt sich erschließen, dass sich die Schwestern über die neuesten Ereignisse privater oder öffentlicher Natur austauschten und auf diese Weise den Kontakt zueinander aufrechterhielten, sich dabei aber vor allem – zumindest gilt dies für Elisa – den Konventionen des empfindsamen Briefverkehrs gemäß ihrer immerwährenden Freundschaft versicherten.

### 3 Ein „Bund für das Leben“

Da andere briefliche Zeugnisse der Forschung nicht zur Verfügung stehen, beziehen wir uns in den folgenden Ausführungen vor allem auf Elisäs Tagebücher sowie auf die *Vorrede* zu den Tagebüchern von 1789 / 90. Nach eigener Aussage beginnt Elisa genau in dem Moment Tagebuch zu schreiben, in dem sie sich – nach dem Tod ihrer Jugendfreundin Sophie Becker – vollkommen allein fühlt und sich selbst zur Freundin werden muss.<sup>5</sup> Gerade weil der Verlust einer Freundin Schreibauslöser ist, dient das Tagebuch von Beginn an zentral auch der Reflexion der Bedeutung von Freundschaft im eigenen Leben. Die Schwester Dorothea wird dabei ganz selbstverständlich zu den „edlen Freundinnen“ gezählt, mit denen Elisa sich seit der Jugend in einem unauflöselichen „Bund“ vereinigt weiß.

Mit edlen Freundinnen, die ich für meine Empfindungen zu begeistern wußte, schloß ich einen Bund für das Leben; wechselseitig von einander emporgehalten in dem Geschäft der innern Veredelung immer weiter fortzuschreiten: das war der Zweck unsres Bundes, und ich verdanke dieser Verbindung viel, sehr viel Kraft, die mich aufrecht erhielt und erhob, als harte Schicksale mich ganz niederzuwerfen drohten. (Rachel, 1902b: 277)

Der „Bund“, der sich auf bürgerliche Werte gründet und daher programmatisch ständeübergreifend ist, schließt also sowohl Angehörige des Bürgertums, z. B. die oben genannte Pfarrerstochter Sophie Becker, als auch die adeligen Schwestern ein. Er dient primär einem ideellen Zweck: dem jener „innern Veredelung“, die der Leipziger

<sup>4</sup> Vgl. die sich im Nachlass von Friedrich Nicolai befindlichen Briefe Dorotheas an Friedrich Parthey. Staatsbibliothek zu Berlin-Preußischer Kulturbesitz (SBPK), Nachlass Nicolai 291, Friedrich Parthey, Briefwechsel mit der Herzogin von Kurland, Bd. II, 1806–1810.

<sup>5</sup> „Aber die Freundin, welche mich verstehen konnte [...], diese Freundin fehlte mir. Der himmlisch guten Fürstin [d. i. Louise von Anhalt-Dessau; d. Verf.] war ich um so mehr Schonung schuldig, je mehr Mitgefühl diese herrliche Seele mir darbot. In dieser Rücksicht mußte ich selbst meine einzige Freundin werden. Ich beschloß, ein Tagebuch zu führen [...]“ (Rachel, 1902b: 298f.).

Morallehrer Christian Fürchtegott Gellert, den Elisa bewunderte und dem sie mit ihren *Geistlichen Liedern* nacheiferte, als Prozess einer lebenslangen Arbeit am Selbst beschrieben hatte. Der *Vorrede* zu den Tagebüchern 1789 / 90 ist zu entnehmen, welche wichtige Rolle der briefliche Austausch in diesem Bund spielte: „Waren wir von einander entfernt, so waren unsere Briefe an einander eine Art von Tagebuch. Auch meine Schwester gehörte noch als Fürstin zu dem heiligen Bunde innerer Veredelung mit mir und Sophien“ (Rachel, 1902b: 300).

Allerdings macht eben diese *Vorrede* unmissverständlich deutlich, dass gegenseitige Unterstützung bei der „*innern Veredelung*“ (Hervorhebung d. Verf.) keineswegs der einzige Zweck der Schwestern-Freundschaft Elisas mit Dorothea ist. Vielmehr zeigt sich, dass es in dieser Beziehung spätestens ab dem Zeitpunkt, an dem Dorothea heiratsfähig wird, auch um handfeste äußere Interessen geht. Nachdem im Jahr 1776 ihre Ehe mit Recke endgültig gescheitert ist, macht es sich Elisa nämlich zu ihrem höchsten Ziel, für das Wohl ihrer Schwester zu sorgen. Ihre eigenen negativen Erfahrungen sollen dazu dienen, Dorotheas Glück aktiv zu befördern, wie sie an einer Stelle ihres Tagebuchs aus dem Jahre 1791 vermerkt:

Daria [d. i. Dorothea; d. Verf.] wäre wahrscheinlich weder Herzogin noch so glücklich, als sie ist, wenn meine Seele nicht die Richtung erhalten hätte, die mannigfaltige Leiden und Erfahrungen dieser gaben. Durch sie erst wurde ich reif, Darias *tätige Freundin* sein zu können. [Hervorhebung v. d. Verf.] (Recke, o. J.: 69)

Schwesterliche Freundschaft beinhaltet demnach für Elisa notwendig auch ein Element der „*Tätigkeit*“ bzw. des Handelns: Den Konventionen der adeligen Geschwisterhierarchie gemäß, sieht sie, die Ältere, es als ihre Aufgabe an, aktiv in das Leben der jüngeren Schwester einzugreifen, und findet dazu eine erste glänzende Gelegenheit bei der Anbahnung der Ehe Dorotheas mit Peter von Biron. Als Elisas Stiefmutter nämlich am 12. Oktober 1779 einen „*räthselhaften Brief*“ (Tiedge, 1823: 48) vom Herzog bekommt, in dem dieser versteckt sein Interesse an Dorothea ausspricht, ist es vor allem Elisa, die die weiteren Schritte bis zur Eheschließung lenkt.<sup>6</sup>

Die Eheschließung bedeutet die entscheidende Wende in der Beziehung der beiden Schwestern von Medem: Dorothea ist nun für Elisa nicht mehr nur eine der Freundinnen in dem auf moralische Vervollkommnung zielenden „*Bund für das Leben*“, sie ist ab jetzt zugleich die oberste Repräsentantin jenes politischen Gebildes, das Elisa ihr „*Vaterland*“ nennt: des Herzogtums Kurland-Semgallen. Fortan denkt Elisa sich selbst,

---

<sup>6</sup> Auf den langen Brief Bezug nehmend, den Elisa der Freundin Sophie Becker am 18. November 1779 schrieb, hat Paul Rachel, der Herausgeber von Elisas Schriften, die „*Klugheit*“, mit der Elisa „die Verhandlungen beeinflusste“ (Rachel, 1902a: 458), sowie ihre „*vermittelnden Worte*“ (Rachel, 1902b: 26) hervorgehoben, die es gar ermöglicht hätten, dass „*Dorothea eine Neigung*“ gestand, „die sie wohl kaum empfunden haben wird“ (Rachel, 1902b: 26).

die Schwester und Kurland in eins: „Alle meine Leiden, meine Gegenwart und meine Zukunft waren untergegangen in dem einzigen Gedanken: meine Schwester und mein Vaterland glücklich zu sehen“ (Tiedge, 1823: 61).

Das Leben, das Elisa von nun an führt, schildert sie später als bewusste „Aufopferung eigener Freuden und eigenen Glückes“: „[I]ch [Elisa] lebte von da an mehr für sie als für mich selbst“ (Recke, o. J.: 187). Den Anspruch auf Teilhabe an der Gestaltung von Dorotheas Lebensweg und indirekt damit auf Teilhabe an der politischen Macht legitimiert Elisa also durch die eigene Verzichtleistung, eine Leistung, für die sie allerdings symbolische Bezahlung einfordert: in Form von Anerkennung und schwesterlicher Liebe.<sup>7</sup>

#### 4 Die zwei Körper der Schwester

Aus dem empfindsamen Freundschaftsbund zur Mehrung der Tugend ist mit Dorotheas Heirat gewissermaßen unter der Hand ein politischer Bund zum Wohle Kurlands geworden, ohne dass allerdings die empfindsame Dimension der Schwesternfreundschaft damit eliminiert worden wäre. Das Konzept „empfindsame Schwesternfreundschaft“ existiert vielmehr, zumindest in Elisas Bewusstsein, parallel zum Konzept der „politischen Schwesternschaft“ unverändert fort. Als Dorothea 1787 von ihrer hochschwangeren Schwester verlangt, ihr Wochenbett nicht in England, sondern in Kurland zu halten, um zu verhindern, dass die Russen den ersehnten Thronfolger für illegitim erklären, offenbart sich die Unvereinbarkeit dieser beiden höchst unterschiedlichen Konzepte von Schwesternschaft.

In den Jahren vor 1787 hatten sich die Konflikte zwischen der kurländischen Ritterschaft und dem häufig abwesenden Herzog verstärkt, so dass es Elisa dringend geboten erscheint, durch herzogliche Präsenz im „Vaterland“ gegen die russlandfreundlichen Kräfte Stellung zu beziehen. Für sie steht fest: Der Thronfolger muss auf kurländischem Boden geboren werden, ganz gleich, welche körperlichen Strapazen Dorothea dafür in Kauf zu nehmen hat. Tatsächlich setzt Elisa ihre Interessen durch, der Thronfolger wird in Mitau geboren. Allerdings bringt ihr dies heftige Kritik von Seiten der – Elisa ohnehin verhassten – Hofdame Julie von Vietinghof ein: „Fräulein von Vietinghof wiederholte mit Erfolg die Bemerkung, daß ich das Herzogthum mehr, als meine Schwester lieben müsse, da ich diese in Verhältnisse gesetzt hätte, in ihrer Lage, zu der übelsten Jahreszeit eine so beschwerliche Reise von 150 Meilen machen zu müssen“ (Rachel, 1902b: 287f.).

Julie von Vietinghof bringt den ideologischen Konflikt, der sich im Kontext der Geburt des Thronfolgers abspielt, auf den Punkt: Das auf „Mit-Leiden“ basierende

<sup>7</sup> Dorothea ist allerdings an ständiger Beratung durch die Schwester keineswegs interessiert und wehrt sich sogar vehement dagegen: „Elisa, ich verbitte mir deine Rathschläge; ich weiß, wie ich zu handeln habe“ (Rachel, 1902a: 9). Es geht hier um die politische Lage Kurlands.

empfindsame Konzept der Schwesternschaft hätte verlangt, dass Elisa Dorothea die Strapazen erspart hätte, die – dies muss man sich klar machen – im 18. Jahrhundert ja im Fall einer Frühgeburt den Tod von Mutter und Kind zur Folge hätten haben können. Das politisch-genealogische Konzept der Schwesternschaft aber kennt kein Mitleid. Die Schwester hat – so die Elisas Forderung implizite Sicht – mit der Übernahme ihrer politischen Rolle den natürlichen Körper der Dorothea von Medem – und hier mag man an Ernst Kantorowicz auf die mittelalterliche Herrschaft bezogenes Konzept der „zwei Körper des Königs“ (Kantorowicz, 1957) denken – dem politischen Körper der Herzogin von Kurland zur Verfügung gestellt. Belange des natürlichen Körpers sind demnach gegenüber denen, die der politische Körper verlangt, zurückzustellen. Wie wenig Elisa die ihrem Handeln zugrunde liegenden widersprüchlichen Konzepte von Schwesternschaft reflektiert, zeigt sich, wenn sie im gleichen Moment, in dem sie von der hochschwangeren Dorothea die Rückkehr nach Kurland fordert, deren „unschwesterliche[s] Betragen“ (Rachel, 1902b: 286) beklagt: Obwohl sie – Elisa – ernstlich erkrankt sei, habe Dorothea nur einen Hofkavalier zu ihr geschickt, „um sich nach meinem [d. h. Elisas] Befinden zu erkundigen“ (ebd.). Für sich selbst fordert Elisa also von Dorothea paradoxerweise das Verhalten einer zugewandten und – gerade angesichts körperlicher Leiden – mitempfindenden Schwestern-Freundin genau in dem Augenblick ein, da sie selbst solches Verhalten der Schwester gegenüber nicht zu zeigen gewillt ist.

Dass Elisa, die in der Geschwisterhierarchie Ranghöhere, nur schwer akzeptieren kann, dass nicht sie, sondern Dorothea in der politischen Welt den höheren Rang und damit auch die Macht des Handelns innehat, zeigt sich noch einmal sehr deutlich zu Beginn der 1790er Jahre. Im Jahre 1791 reisen beide Schwestern gemeinsam an den polnischen Hof in Warschau, um sich diplomatisch für den Fortbestand des Herzogtums Kurland einzusetzen. Nach ersten positiven Ergebnissen kündigt sich jedoch an, dass die Teilung Polens und somit die Annexion Kurlands durch Russland wohl unvermeidlich sein wird. Dorothea fügt sich in dieser Situation sehr rasch dem Lauf der Dinge und wirkt nicht aktiv auf ihren politisch ungeschickt agierenden Ehemann ein. Elisa, die mit den für das Herzogtum letztlich tödlichen politischen Entwicklungen hadert, sieht in Dorotheas Verhalten nichts anderes als einen veritablen Verrat am Vaterland:

Wäre Daria an des Herzogs Seite geblieben, solchen Unsinn und solche Unredlichkeiten hätte er dann doch nie begangen. Jetzt haben unredliche Menschen seinen Leidenschaften geschmeichelt, sich dadurch reich gemacht und das Land und den Herzog ins Verderben gestürzt. (Recke, o. J.: 158)

Im Tagebuch artikuliert Elisa im Folgenden oftmals in pathetischem Ton ihre Enttäuschung und kritisiert heftig den „Leichtsinn“ ihrer Schwester. Allerdings betrachtet sie Dorothea, hier wiederum dem Ideal einer im gemeinsamen Tugendstreben begründeten Freundinnenschaft folgend, als eine „mißleitete Seele“ (Recke, o. J.: 144), die, hätte sie nur dem in der Jugend geschlossenen Bund treu bleiben können, selbstverständlich

für das Gute gewirkt hätte. An dieser Stelle zeigt sich, dass Elisa sich die Stereotype bürgerlich-empfindsamer Kritik an der sittenverderbenden Hofkultur, wie sie etwa in dem von ihr geschätzten Roman *Die Geschichte des Fräuleins von Sternheim* (1771) von Sophie von La Roche formuliert wird, voll und ganz zu eigen gemacht hat: Nicht aus sich selbst heraus habe Dorothea schlecht gehandelt, sondern weil sie seit ihrer Heirat „[n]ur von Schmeichlern umgeben“ (Rachel, 1902b: 280) sei. Allerdings habe ihr bereits damals, um 1779, gerade die schwesterliche Liebe geboten, keine Kritik an Dorothea zu äußern, als diese sich, ohne es zu merken, vom bürgerlichen Tugendideal abkehrte und dem tendenziell amoralischen Hofleben zuwandte: „[I]ch liebte [sie] zu zart, um von meiner Empfindung gegen meine Schwester etwas laut werden zu lassen“ (Rachel, 1902b: 283).

Mit diesem Urteil spricht Elisa Dorothea letztlich die Autonomie und Selbstbestimmung ab, die sie für sich selbst zeitlebens beansprucht hat, und untermauert zugleich ihre überlegene Position in der Schwesternbeziehung. Dorothea aber hängt an Kurland weniger oder zumindest anders als Elisa. Für sie gibt es neben dem heimatlichen Kurland noch eine andere Welt, der sie angehören und in der sie Status besitzen will: die der großen europäischen Höfe, ab 1809 insbesondere die mondäne Welt von Paris. Für Elisa ist gerade diese Zeit, in der sich Dorothea dem Hofleben hingibt und sich für Napoleon begeistert, eine für die Schwestern-Freundschaft verlorene Zeit. Dem von ihr propagierten Ideal empfindsamer Freundschaft, die prinzipiell auf Ewigkeit angelegt ist, würde es jedoch vollkommen zuwiderlaufen, wenn die Beziehung zu Dorothea nicht zuletzt doch in der Bekundung harmonischer ‚Gleichheit der Seelen‘ aufgefangen würde. In einer am 26. Juni 1823 geschriebenen Nachbemerkung zur 1810 verfassten *Vorrede* zu ihren Tagebüchern schreibt sie versöhnlich:

Doch seit 1812 stellte sich zwischen uns das alte innige Verhältniß immer mehr her; unsre Lebensansichten wurden die nehmlichen, ich die Vertraute ihrer Seele, wie ich bey unserem Zwiespalt immer ihrem Herzen lieb geblieben war. Als unsre Schwesterliebe uns gegenseitig auf das höchste beglückte, da riß der Todt die Unvergeßliche am 20ten August 1821 aus meinen Armen. (Rachel, 1902b: 302)<sup>8</sup>

An dieser Stelle zeigt sich deutlich, dass Recke in dieser *Vorrede*, nicht anders als in ihren größer angelegten autobiographischen Texten – d. h. in der Selbstbiographie (von der Geburt bis zur Verlobung) sowie in der in Briefform verfassten Geschichte ihrer

<sup>8</sup> Der im Dezember 1829 hinzugefügte Kommentar zur 1795 verfassten Einleitung von Reckes *Selbstbiographie* zeigt übrigens, dass Elisa diese problematische Schwesternbeziehung auch vier Jahre vor ihrem Tod noch einmal aufgegriffen hat. Die Entwicklung der Beziehung zu Dorothea stellt sie dort in wesentlichen Punkten genauso dar wie in der früheren Fassung, manche Passagen stimmen fast wörtlich mit der *Vorrede* zum Tagebuch 1789 / 90 überein. Auch hier endet der Kommentar mit der Schilderung von Versöhnung und Harmonie vor dem Tod der Schwester (vgl. Rachel, 1902a: 5–11).

unglücklichen Ehe – ihr Leben literarisch überformt.<sup>9</sup> Die Darstellung der Beziehung zu Dorothea gehorcht nämlich einer narrativen Logik, die uns aus der fiktionalen Literatur der Zeit wohl bekannt ist: Auf den glücklichen Beginn folgt die Erzählung von Missverständnissen, Zerwürfnissen und zunehmender Entfremdung bis auf dem Höhepunkt, der mit der Kurland-Tragödie erreicht ist, der Bruch erfolgt. Die Geschichte einer edlen Seele darf der narrativen Logik zufolge jedoch nicht auf einem disharmonischen Akkord enden, die Auflösung in Harmonie ist zwingend. Dass die Harmonie in diesem Fall mit dem Tod zusammenfällt, ist dramaturgisch gesehen ideal, wird so doch dem zuletzt Erzählten – der glücklichen Wiedervereinigung der Seelen – Endgültigkeit verliehen. Ob es wirklich so war, wissen wir nicht – und solange wir die *Vorrede* als einen literarischen Text betrachten, spielt es auch keine Rolle.

### Literaturverzeichnis

- Adelung, Johann Christoph (1811): Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart. 3. Aufl., Lemma „Die Schwester“; Online-Ressource, URL: [http://lexika.digitale-sammlungen.de/adelung/lemma/bsb00009133\\_7\\_3\\_3487](http://lexika.digitale-sammlungen.de/adelung/lemma/bsb00009133_7_3_3487) (26.5.2015).
- Doller, Carolin (2009): „Ach, liebe Schwester, wie sehr sehne ich mich nach Dir!“ Beziehungen adeliger Schwestern zwischen persönlicher Nähe und räumlicher Distanz. In: Schwestern und Freundinnen. Zur Kulturgeschichte weiblicher Kommunikation. Hrsg. v. Eva Labouvie. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, S. 335–355.
- Geyer-Kordes, Johanna (2008): Schwestern im Geiste: Frauenfreundschaft. In: Louise Fürstin von Anhalt-Dessau. Einblicke in ihr Leben. Neu-Isenburg: Edition Minerva, S. 110–125.
- Goodman, Katherine (1989): Poetry and Truth: Elisa von der Recke's Sentimental Autobiography. In: Interpreting Women's Lives. Hrsg. v. The Personal Narratives Group u. Joy Webster Barbre. Ithaca: Indiana University Press, S. 118–128.
- Harders, Ann-Cathrin (2009): ‚Sororitas‘? – Überlegungen zu einem Konzept der Schwesterlichkeit im antiken Rom. In: Schwestern und Freundinnen. Zur Kulturgeschichte weiblicher Kommunikation. Hrsg. v. Eva Labouvie. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, S. 243–261.
- Kantorowicz, Ernst (1957): The King's Two Bodies. A Study in Mediaeval Theology. Princeton: Princeton University Press.
- Pfeifer, Ingo / Quilitzsch, Uwe / Schlansky, Kristina (Hrsg.) (2010): Die originalen Tagebücher der Louise Henriette Wilhelmine von Anhalt-Dessau. Auszüge aus den Jahren 1795 bis 1811. Halle: Mitteldeutscher Verlag.
- Rachel, Paul (Hrsg.) (1902a): Elisa von der Recke. I. Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendtagen. 2. Aufl., Leipzig: Weicher.

---

<sup>9</sup> Zur literarischen Überformung der eigenen Lebensgeschichte bei Recke vgl. Goodman (1989).

- Rachel, Paul (Hrsg.) (1902b): *Elisa von der Recke. II. Tagebücher und Briefe aus ihren Wanderjahren.* Leipzig: Weicher.
- Tiedge, Christoph August (1823): *Anna Charlotte Dorothea, letzte Herzogin von Kurland,* Leipzig: Brockhaus.
- Werner, Johannes (Hrsg.) (o. J.): *Elisa von der Recke. Mein Journal. Elisas neu aufgefundene Tagebücher aus den Jahren 1791 und 1793 / 95,* Leipzig: Koehler und Amelang.

---

# Die Tallinner Zeitschrift *Für Geist und Herz* als Medium aktueller gesellschaftlicher Debatten<sup>1</sup>

Maris Saagpakk (Tallinn)

## **Abstract**

*August von Kotzebues literarische Zeitschrift Für Geist und Herz eine Zeitschrift für die Nordischen Gegenden (1786 / 87) diente der Behandlung gesellschaftlich relevanter Themen. In einem früheren Artikel (Saagpakk, 2012) konzentrierte ich mich auf die Darstellung der Sklaverei in dieser Zeitschrift. Daneben gibt es aber in Kotzebues Zeitschrift eine breite Palette anderer zeitgenössischer Themen. Darunter finden wir etwa einen Beitrag zum zeitgenössischen Cagliostro-Skandal, eine Beamtenkritik und Stellungnahmen zum Bildungsstand der livländischen Damen. In diesem Beitrag wird insbesondere das Spiel mit den verschiedenen Perspektivierungen ein und desselben Themas fokussiert, das Kotzebue meisterhaft beherrschte und bei dem er vermutlich gelegentlich auch die Rolle seines eigenen Gegenspielers einnahm.*

*In his literary journal Für Geist und Herz eine Zeitschrift für die Nordischen Gegenden (1786 / 1787), August von Kotzebue tries to draw attention to relevant issues in the society of his time. In a previous paper by the present author, the topic of slavery in the journal (Saagpakk, 2012) was analysed. However, the journal also addresses several other interesting contemporary questions, including an ironic take on the story of Cagliostro – a well-known healer and occultist – on lazy town officials, and on the educational level of the ladies of the Baltics. The paper focuses on the interplay of different perspectives used by Kotzebue in the journal to demonstrate the whole variety of opinions about a specific issue.*

## **Keywords**

*August von Kotzebue, Zeitschrift Für Geist und Herz, baltische Aufklärung  
August von Kotzebue, journal Für Geist und Herz, Age of Enlightenment in the Baltics*

---

<sup>1</sup> Die Arbeit an diesem Artikel wurde finanziert durch den Estnischen Wissenschaftsfonds (Grant Nr. 9026).

## 1 Einleitung

Als August von Kotzebue (1761–1819) im Jahre 1783 nach Tallinn kam, empfing die Stadt damit eine Persönlichkeit, die eine der berühmtesten und ambivalentesten Figuren in ihrer Geschichte werden sollte. Der spätere Erfolgsdichter begann in Tallinn seine Karriere, einige seiner weltbekanntesten Stücke wie *Menschenhass und Reue* (1789) oder *Die Sonnen-Jungfrau* (1789) erlebten hier ihre Uraufführungen. Kotzebue blieb zeitlebens mit Estland verbunden, nicht zuletzt durch seine drei Ehen mit deutschbaltischen Adelsdamen und durch den Besitz von Gütern (vgl. Wistinghausen, 1996: 289).

Einer glänzenden Karriere und einem enormen Publikumserfolg in seiner Zeit folgte nach seinem Tod eine äußerst kritische Rezeption seines Schaffens, deren Grundton bereits von den großen Zeitgenossen Goethe und Schiller festgelegt wurde. So pflegte man literaturwissenschaftliche Abhandlungen zu Kotzebue stets mit Rechtfertigungen anzufangen (vgl. Dunker, 2012; Saagpakk, 2012). Da ein Lustspiel angeblich die eher niederen Bedürfnisse der Zuschauer bediente, nahm man die Autoren dieses Genres nicht vollkommen ernst, auch wenn oder gerade weil sie so erfolgreich waren wie Kotzebue (vgl. Winko, 1998: 341f.).

Im vorliegenden Beitrag wird der Wirkungskreis von Kotzebue in Estland fokussiert. Damit kann einerseits die Vielseitigkeit des Autors unterstrichen werden – er nahm unermüdlich Stellung, diskutierte und machte sich Feinde. Andererseits ermöglicht die Thematisierung aktueller gesellschaftlicher Debatten, dem Publikum Kotzebues näher zu kommen und zu verstehen, was die Menschen in dieser Zeit interessierte und bewegte, für die er geschrieben hat. Die bisherige Forschung zu Kotzebue in Estland teilt sich in zwei getrennte Themenfelder – Kotzebue als Aufklärer (vgl. Elias, 2012) und Kotzebue als Theatergründer und Vorbild für spätere estnische Autoren. Dabei ist die Kotzebue-Forschung in Estland zwar von der deutschen Rezeption beeinflusst, es gibt aber auch mehrere Aspekte, die aus einer spezifisch estnischen Sicht behandelt werden. Der Einfluss Kotzebues auf allgemeine gesellschaftliche Entwicklungen des Baltikums, seine Rezeption im Rahmen des deutschbaltischen, estnischen und lettischen Theaterlebens und sein Nachwirken in Estland sind vielversprechende Themen, die in Zukunft noch eine eingehendere Beschäftigung verdienen. Die folgenden Ausführungen schließen meine Betrachtungen zu der Zeitschrift *Für Geist und Herz eine Zeitschrift für die Nordischen Gegenden* (1786 / 87) ab, die August von Kotzebue in Tallinn herausgegeben hat.

## 2 *Für Geist und Herz* – eine Zeitschrift für Literatur und Leben

Die Literaturzeitschrift *Für Geist und Herz* hatte aus der Sicht des Herausgebers Kotzebue eine breitere gesellschaftliche Mission. Die laut Indrek Jürjo seinerzeit im Baltikum „hervorragendste literarisch-unterhaltende“ (Jürjo, 2006: 192) Zeitschrift sollte mehrere Ziele verfolgen. Sie war als Veröffentlichungsbühne für Kotzebues eigene Texte, als

Bildungsinstrument für aufklärerische Zwecke, aber eben auch als ein Podium gesellschaftlicher Diskussionen zu unterschiedlichen Themen konzipiert. Der Hang Kotzebues zur Polemik ist gut bekannt, Frithjof Stock sagt dazu sogar: „Den polemischen Hang Kotzebues eingehender zu analysieren, ist in mancher Hinsicht eher Aufgabe eines Psychologen als eines Literaturhistorikers.“ (Stock, 1971: 15f.)

Als Herausgeber und Autor seiner Zeitschrift hatte er eine Möglichkeit, die aktuellen gesellschaftlichen Diskurse zu prägen. Die Zeitschrift erreichte jedoch keine große Verbreitung und auch der Kreis der Gleichgesinnten blieb wesentlich kleiner, als der Herausgeber es gehofft hatte (vgl. Kotzebue, 1811: 51).

In einem früheren Artikel konzentrierte ich mich auf die Darstellung der Sklaverei in dieser Zeitschrift (Saagpakk, 2012). Es konnte gezeigt werden, dass Kotzebue das im zeitgenössischen aufklärerischen Diskurs so bedeutende Thema sowohl publizistisch wie auch literarisch behandelt und seine Leser auf vielfältige Art zum Nachdenken anregt. Es gibt Übersetzungen von Streitschriften wie der des französischen Aufklärers Raynal, dramatische Dichtungen, in denen hinterfragt wird, ob und unter welchen Umständen ein Mensch einen anderen Menschen besitzen kann sowie polemisch-ironische Schriften zur Lage in Estland wie die berühmte *Phraseologie meines Vaterlandes* und die Rezension zu Heinrich Johann von Jannaus *Geschichte der Sklaverey*. Somit hatte gerade das Thema der Machtausübung gegenüber den Untergeordneten in der Zeitschrift einen besonderen Schwerpunkt. Sie diente damit als Podium für die Diskussion um die Leibeigenschaft und es ging neben den theoretischen Überlegungen untergründig stets auch um die praktische Bauernbefreiung, die aber aus der Sicht der Gutsbesitzer eine Existenzfrage darstellte.

Die Texte der Zeitschrift wurden auch in meinem Artikel *Die koloniale Liebe – zur Darstellung der nicht-standesgemäßen Beziehungen in den Revaler Stücken August von Kotzebues* berücksichtigt (Saagpakk, 2016).

Daneben gibt es aber eine weite Palette von anderen zeitgenössischen Themen, die Kotzebue in seiner Zeitschrift adressiert und die ein interessantes Bild der Zeit abgeben. Diese mögen zum Teil nicht so weitreichende und entscheidende Momente in der Geschichte des Landes beleuchten wie die Bauernbefreiung, doch werfen sie ein Licht auf die aktuellen Zeitdiskurse und zeigen die Praktiken Kotzebues zu ihrer Beeinflussung.

### 3 Kotzebues Beitrag zur großen Cagliostro-Debatte

Aus der behandelten Zeit ist als eine Kuriosität bekannt, dass ein gewisser Zauberer, Heiler und Mystiker namens Cagliostro aus Italien (mit bürgerlichem Namen Giuseppe Balsamo, 1743–1795) neben vielen anderen Ländern auch in den baltischen Provinzen herumreiste und mittels Heilversprechungen und Hypnose viel Geld verdiente. Die Geschichte ist in der baltischen Literaturgeschichte vor allem in Verbindung mit der ersten baltischen Schriftstellerin Elisa von der Recke bekannt, die anfangs auf seine Hilfe hoffte (vgl. Kaur, 2015: 891), später jedoch eine Entlarvung des Mystikers mit

dem Titel *Nachricht von des berühmigten Cagliostro Aufenthalte in Mitau im Jahre 1779* (1787) veröffentlichte, für die sie von der Zarin Katharina viel Anerkennung bekam. Doch bereits ein Jahr vor dem Erscheinen des bekannten Reckeschen Textes (in Europa waren allerdings andere ähnliche Entlarvungstexte bereits erschienen) behandelt Kotzebue die Figur Cagliostros in einem Stück mit dem vielsagenden Titel *Alles Glück in Täuschung, wehe dem, der sie uns raubt* (Kotzebue, 1786: 8–13). Während Recke mögliche Opfer warnen wollte und ihr Text gegen „Aberglauben und Schwärmerey“ (Recke, 1787: 3) gerichtet war, kehrt Kotzebue die Geschichte um und macht aus seinem Helden, dem Baron Hurra – nach dessen Namen in Klammern noch „eine Art von Cagliostro“ steht – ein Opfer, dem für seine Wundertaten das gerechte Lob verwehrt bleibt. Typisch für Kotzebue, aber auch allgemein für das Komödienhafte, haben die Figuren sprechende Namen: Neben dem Baron Hurra gibt es den Justizrath Bauch und die beiden Geheilten heißen Caspar und Franz Simpler.

Die Geschichte beginnt mit der Vorstellung des Justizrathes Bauch „in irgend einer großen oder kleinen Stadt“ (Kotzebue, 1786: 9). Er sitzt am Tische und verzehrt sein Frühstück, dabei an die Geschäfte des Tages denkend. Wir hören seinen Monolog:

Soll ich noch eine Flasche Wein, oder ein paar Tassen Kaffee trinken? – soll ich aufstehn oder einschlafen? soll ich Lhombre spielen oder Fliegen fangen? – Um fünf Uhr habe ich wichtige Geschäfte – da kommt der Pastor A\*\* und bringt mir ein paar Tulpenzwiebeln – und der Pastor B\*\* hat mir einen Surinamschen Schmetterling versprochen – und der Pastor C\*\* wollte mir ein Pfeifenrohr drechseln – und hier (hier gähnt' er mit weit aufgesperrtem Schlunde) und mein Secretair wird mir, Gott weiß was für Schriften bringen, die ich unterschreiben muß. (Kotzebue, 1786: 9f.)

Dann kommen die Brüder Caspar Simpler und Franz Simpler zu ihm und zerren den Baron Hurra mit sich. Die Brüder waren, der eine taub und der andere blind, beide verliebt und wollten heiraten. Baron Hurra hat die Brüder geheilt, sodass der eine wieder sehen und der andere wieder hören konnte. Nun entdeckt Franz, dass seine Braut hässlich ist, und Caspar, dass seine Braut dumm ist. Darüber sind beide unglücklich und wollen, dass Baron Hurra bestraft wird. Der Justizrath will urteilen, lässt sich das Corpus Juris bringen, das jedoch mit einem Buch eines „heydnischen Philosophen“ verwechselt wird, schlägt dennoch das gebrachte Buch auf und liest „Alles Glück ist Täuschung; wehe dem, der sie uns raubt!“ (Kotzebue, 1786: 13)

Mit Eleganz zieht Kotzebue das Thema ins Lächerliche, er macht sich nicht die Mühe, die heilende Kraft des Magiers zu hinterfragen oder zu polemisieren, sondern zielt mit seiner Kritik auf die ‚simplen‘, unaufgeklärten Menschen, die an die Mystik glauben und sich davon viel versprechen, sich eigentlich aber keine wirklichen Veränderungen ihrer Lebensumstände wünschen. Die Karikatur des Justizrates, der statt der Rechtssprechung ebenfalls die Täuschung beschwört, weist einerseits auf das eingangs betonte Desinteresse und die Faulheit des Geistes hin und andererseits darauf, wie

verbreitet die Sympathien für alles Mystische und Heidnische auch in den höheren Kreisen waren – der Justizrat besitzt ja ein entsprechendes Buch. Damit kritisiert Kotzebue einerseits die einfältigen Menschen, andererseits aber auch die obere Gesellschaftsschicht, die nichts gegen solche Praktiken unternimmt.

#### 4 Ein Feldzug in eigener Sache – das Liebhabertheater

Noch einmal kritisiert die Zeitschrift die Oberflächlichkeit der Entscheidungsträger in dem Stück *Das Liebhabertheater vor dem Parlament ein Nachspiel mit Gesang, aufgeführt auf dem Liebhabertheater zu Reval am Stiftungsfeste desselben* (Kotzebue, 1787). Die Runde der Parlamentsherren trägt die Namen Weibermund, Jaja, Klatschsieb, Selten, Herz und Olim.

Weiberm.[Weibermund] Meine Frau sagt, daß das Thermometer, oder wie das Ding heißt, fünfundzwanzig Grad unter dem Gefrierpunkt stehe.

Jaja. Da hat Dero Frau Gemahlinn ganz Recht.

Weiberm. Ja sie hat immer Recht.

Kl.[Klatschsieb] Ich hörte gestern, daß schon verschiedene arme Leute erfroren seyn sollen.

Jaja. Ja wer kann ihnen helfen? ich habe mit meinem Bau alle Hände voll zu thun.

Kl. Und mir kostet meine neue Equipage sechs hundert Thaler.

Weiberm. Die Guarderobe meiner Frau kommt mir weit höher zu stehen.

Olim. Und ich muß sparen auf die Zukunft. [...] (Kotzebue 1787: 62f.)

Dies wird damit kontrastiert, dass das Liebhabertheater die Gewinne des Theaters den Armen zukommen lassen wollte. Somit ist dieses kurze Theaterstück als Teil einer längeren Debatte zu verstehen, die Kotzebue in Tallinn für seine Theaterinitiative führte. Unter anderem traf ihn bitter die Anschuldigung Heinrich Johann von Jannaus, der in seiner *Geschichte der Sklaverey und Character der Bauern in Lief- und Ehtland* (Jannau, 1786) vorgeschlagen hatte, die Damen und Herren des Liebhabertheaters sollten, statt „zweydeutige“ Stücke aufzuführen, etwas Sinnvolleres zur „Bildung der Menschheit“ tun (Jannau, 1786: 139). Kotzebue greift den Vorwurf auf und benutzt ihn in seinem Stück, wo mit fünf zu zwei Stimmen gegen das Theater entschieden und gesagt wird „daß das Liebhabertheater allhier, besser thun würde, den Ehtnischen Kalender zu schreiben, bey welcher löblichen Unternehmung es von einem erlauchten Richterstuhle auszuermuntern und zu unterstützen wäre“ (Kotzebue, 1787: 70). Jannau wird in Kotzebues Stück zwar nicht namentlich erwähnt, doch es wird der Titel des Buches genannt und sein Autor als Autorität vorgestellt, die „unwiderleglich“ (Kotzebue, 1787: 70) sei. Somit wird Jannau ebenfalls zur Zielscheibe der ironischen Ausführungen gemacht.

## 5 Die baltischen Sitten

Ein weiteres Thema, das Kotzebue offenbar beschäftigte, sind die baltischen Sitten. Abgeschnitten von Deutschland, blickte man im Baltikum auf dieses als Vorbild und konnte sich doch in vielerlei Hinsicht nicht mit Deutschland messen. Da eines der Ziele der Zeitschrift auch gewesen war, zur Herausbildung eines gebildeten gesellschaftlichen Kreises beizutragen, hält Kotzebue gelegentlich seinen Lesern (auch) einen Spiegel vor. Dafür druckt er den Brief eines ungenannten Verfassers „T.“ ab, der über die drei Clubbs – wie die geselligen Vereine in Tallinn genannt wurden – berichtet und seine Meinung in der Form eines *Thermometers der Gefühle für Ehistland* präsentiert. Die Bewohner Estlands werden so charakterisiert: „Vaterlandsliebe = Starker Frost. Schöne Wissenschaften = Sehr kalt. Gelehrsamkeit = Weder warm noch kalt.“ (T. in Kotzebue, 1786: 173)

Im nächsten Band wird ein Brief eines empörten Lesers abgedruckt, von dem man eigentlich glauben muss, Kotzebue habe ihn selbst verfasst. Der wirkliche oder fiktive Leser empört sich, dass man ja jetzt in Deutschland glauben könnte, im Baltikum würde man kein Thermometer kennen, und nun antwortet Kotzebue scharf und witzig und beendet den Brief mit den Worten: „Sind Sie nun ruhig? und glauben Sie, daß die Ehre Ehistlands gerettet ist?“ (Kotzebue, 1786: 83) Bei dieser Art von Texten in der Zeitschrift scheint der Autor bestimmten einfältigen Reaktionen auf seine Werke vorgegriffen und diese selbst formuliert zu haben, um sie dann sarkastisch zu beantworten. Hier wird die scheinbar verbreitete Angst der Deutschen im Baltikum ‚Was man über uns in Deutschland denkt?‘ thematisiert und das hyperkorrekte Bestreben, alles richtig zu machen, belächelt. Hierzu muss bemerkt werden, dass, obwohl Kotzebue von „nordischen Gegenden“ spricht, die man heutzutage mit Skandinavien oder doch einem weiteren geographischen Kreis gleichsetzen würde, ‚nordisch‘ hier für die Provinz Estland steht (vgl. Hecker-Stampehl, 2004: 106).

## 6 Die baltischen Frauen

Ein weiterer ähnlich aufgebauter Themenkreis betrifft die Frauen, ihre Tugenden und Fehler. Kotzebue druckt im Stück 3 des ersten Heftes Leserbriefe von „B.“ *Die Briefe des Ungenannten, über Ehistlands Gewohnheiten, Sitten und Bräuche* (Kotzebue, 1786: 100–124) ab, die im Stück 4 fortgesetzt und abgeschlossen werden (Kotzebue, 1786: 167–178). Hinzu kommen die Leserbriefe und die Kommentare des Herausgebers, so dass das Thema über mehrere Hefte immer wieder aufgenommen wird.

Die Leserbriefe thematisieren viele Lebensbereiche, gleich der erste Teil ist aber den Frauen gewidmet und mit mehreren mildernden Fußnoten des Herausgebers Kotzebue versehen. Der unbekannte Autor B. spricht zuerst darüber, dass die häuslichen Tugenden der baltischen Frauen sehr zu loben sind:

Sie sind auch gereist, Freund! nennen Sie mir einen Ort, wo Sie bessere Ehefrauen gefunden, als hier, in unserem Vaterlande. Sittsamkeit, ohne Ziererey; innige Liebe zu dem Manne, ohne diese Liebe eben öffentlich zur Schau stellen zu wollen; eheliche Treue, der selbst der Gedanke von Möglichkeit fremd ist; Sparsamkeit, ohne Geiz; Häuslichkeit, ohne Vernachlässigung der Reinlichkeit; Mutterliebe, Bescheidenheit und natürliche Klugheit, soviel ein Frauenzimmer bedarf: das sind die köstlichen Eigenschaften, mit denen die gütige Natur unsere Weiber ausstattete; das ist das reizende Bild, dessen Farben ich nicht überladen, und das ich, auf mein Gewissen! in dem Tempel der Wahrheit mir aufzuhängen getraue. (Unbekannter in Kotzebue, 1786: 102)

Dem Lob folgt die Kritik. Die baltischen Frauen könnten mit Fremden keine Konversation betreiben: „die Damen verstehen kein Deutsch“, sie sprächen Französisch mit „lächerlichem Accent“ und gar kein Russisch und würden nur Unterhaltungsromane lesen, also „unser Frauenzimmer will nur amüsirt, und nicht unterrichtet werden“ (Unbekannter in Kotzebue, 1786: 105f.).

Der Verfasser führt dann aber auch gleich eine Entgegnung an: „eben dieser geringe Stand weiblicher Aufklärung [verschaffe] uns das Glück so guter, treuer, in unsern Willen ergebener Gattinnen [...]“ (Unbekannter in Kotzebue, 1786: 107). Erstaunlicherweise nimmt der Autor als Antwort auf dieses selbst vorgeführte Gegenargument seine eben gebrachten Vorwürfe zurück und sagt, wenn es denn wirklich so sei, könne man sich wohl damit abfinden, dass die Frauen nicht lesen und kein Französisch sprechen. Was man aber doch machen könnte, wäre mehr Wert auf die musikalische Erziehung zu legen, denn diese reiche im Moment nicht dazu, eine Gesellschaft zu unterhalten. Des Weiteren sollte der Tanzunterricht besser sein und zum Schluss – wohl mit dem Ziel, alle wichtigen Themenkreise, die die Frauen betreffen, abzurunden – setzt sich der Autor noch vehement gegen die Mode der Schnürkleider ein.

Kotzebue meldet sich in Herausgeberkommentaren mildernd zu Wort – nein, er kenne doch Frauen, die „inniges Vergnügen“ an der Lektüre anspruchsvollerer Texte hätten und nein, er kenne Frauen, die sowohl schön als auch klug seien usw.: „Ich glaube also, daß die Anlage unsers Frauenzimmers die beste ist; und daß es nur auf einen angenehmen Unterricht ankömmt, aus ihnen zu machen, was wir selbst wollen.“ (Kotzebue, 1786: 106) Damit landet man beim vergleichsweise harmlosen Thema der Frauenbildung bei denselben Fragen wie bei der Volksaufklärung, die damals so aktuell war. Die Grenzen, die sich die Aufklärung in einer auf Leibeigenschaft basierenden Gesellschaft auferlegt, um nicht die bestehende Ordnung zu gefährden (vgl. Taterka, 2014), ähneln in ihren Argumentationslinien den Diskussionen der Frauenfrage. Die Bildung der Frauen sollte natürlich nur in einem Rahmen geschehen, der die herrschenden Verhältnisse nicht gefährdet.

Dem im 4. Stück der Zeitschrift abgeschlossenen Artikel folgt eine *Nachschrift des Herausgebers*, in der zu lesen ist, dass der Text sehr ambivalent diskutiert worden sei. Auf seine leidenschaftliche Art geht Kotzebue abermals auf die Barrikaden, wenn es darum geht, die freie Meinungsäußerung zu schützen:

Ich höre, daß das Publikum über die Briefe des Herrn B. unwillig ist. Ich wundere mich darüber. Entweder der Mann sagt Wahrheiten, und dann verdient er Dank; oder er sagt Unwahrheiten, und dann sollte man ihn widerlegen. [...] Es ist weit mit uns gekommen, wenn wir die Wahrheit nicht mehr hören wollen; das beweist, das [!] wir keine Lust haben, uns zu bessern. (Kotzebue 1787: 178)

Kotzebue muss persönlich angefeindet worden sein, denn er bemerkt des Weiteren: „[...] wessen Feindschaft mich um dieser Briefe willen trifft, dessen Freundschaft entsage ich.“ (Kotzebue, 1787: 178) Ähnlich bitter und kraftvoll reagiert er in den Diskussionen um die Leibeigenschaft, hinter dem Thema steckt also viel mehr als akzentfreies Französisch und Schnürkleider. Es ist die Auffassung von der richtigen und gesellschaftlich akzeptierten Lebensform, um die hier gestritten wird, die Frage nach den Standards und der Definition der Normalität. Wie schon der Verfasser B. relativiert Kotzebue die Forderungen nach mehr Bildung bei den Frauen: „Denn was kümmert es uns am Ende, ob die Weiber belesen sind oder nicht?“ (Kotzebue, 1787: 179) und resümiert mit einer direkten Anrede an die Frauen:

Nein, liebenswürdiges Geschlecht! bleibe immer, was du warst, gut ohne Affectation, fein aber nicht verfeinert, gefühlvoll aber nicht empfindsam, klug aber nicht gelehrt; so wird jeder Pfeil des Spottes, den man auf dich abdrückt, ohnmächtig zu deinen Füßen fallen, und du wirst bleiben der Stolz und die Ehre Ehtlands. (Kotzebue, 1787: 179f.)

Der Artikel schließt übrigens mit Kotzebues Beteuerungen, er sei keineswegs der Autor des polemischen Textes und dass er seine Aufsätze „ganz gewiß immer mit einem K. unterzeichne“ (Kotzebue, 1787: 180). Die Frage der Autorschaft hat sowohl die Zeitgenossen als auch spätere Forscher sehr interessiert, es ist aber unmöglich, darüber sichere Aussagen zu machen. Schaut man sich die Artikel und literarischen Beiträge an, zeigt es sich, dass eine beträchtliche Zahl der Texte direkt Kotzebue zugerechnet werden kann, die Autorschaft anderer aber nicht wirklich eindeutig ist. Man hat sich gefragt, ob Kotzebue nicht manchmal ein Spiel mit dem Publikum gespielt hat, indem er bestimmte Artikel in seiner eigenen Zeitschrift unter einem Pseudonym veröffentlichte und nachher gewissermaßen gegen sich selbst argumentierte (vgl. Wistinghausen, 1996: 260). In den *Revalschen Wöchentlichen Nachrichten* vom 20. Dezember 1787 schreibt der entnervte Kotzebue jedenfalls nochmals, er habe das sonderbare Schicksal, dass jeder in Reval gedruckte Aufsatz ihm beigemessen würde, und macht öffentlich bekannt, dass er künftig nie etwas wird drucken lassen, ohne seinen Namen darunter zu setzen (Kotzebue, 1787: unpag.).

Das Frauenthema scheint Kotzebue sehr am Herzen gelegen zu haben. Neben dem unbekanntem Briefschreiber und dem Herausgeber meldet sich auch eine Dame zu Wort. Der Beitrag wird mit einem Vorbericht eingeleitet, in dem Kotzebue mitteilt, er sei nicht ganz sicher, dass der Text wirklich von einer Dame stamme. Dennoch schreibt er von einer „geistreichen Dame“. Der wirkliche oder vermeintliche Leserbrief beginnt

so: „Mein Herr! Schon lange haben Sie bey dem Allgemeinen als Dichter, als Schriftsteller, sich den gerechtesten Beifall, bey unserm Geschlecht Parteilichkeit und Wohlwollen erworben [...].“ (Leserin G. in Kotzebue, 1786: 259) Doch nun meldet sich die Dame zu Wort, denn sie sei besorgt:

[...] er sagt, wir liebten das lesen nicht, liebten das lesen vernünftiger Bücher nicht, wenn man – sagt er – früge, so – und zur Ursache, daß man lieber den faden unschmackhaften Sigwart, als – lese, führt er an; daß die wenigsten Dames Teutsch verstünden. Anscheulich! was wird man in andern Ländern, gewiß ist es daß diese Periodische Schrift auch in Ausländern Lesliebhaber finden wird, von uns denken? wird man nicht glauben, daß die Landes Bauersprache unsere eigenthümliche Sprache sei? (Leserin G. in Kotzebue, 1786: 259)

Die stilistische Bemühung, das Geschriebene der mündlichen Sprache anzunähern, kann hier darauf verweisen, dass Kotzebue die Mündlichkeit für das eigentliche Metier der Damen hält. Kotzebue druckt im Anschluss an den Leserbrief eine Antwort auf diesen ab, in dem er unter anderem auf die Verbreitung seiner Zeitschrift in Deutschland eingeht.

Sie irren nemlich, wenn sie glauben, daß diese Schrift auch in Deutschland gelesen werde. Sie ist bloß für die Nordischen Gegenden bestimmt, die Auflage ist sehr klein, und ich sende nicht mehr als ein einziges Exemplar an einen meiner Freunde in Deutschland [...]. (Kotzebue, 1786: 266)

Erneut sieht man hinter dem Abdruck des Briefes (der wohl doch von Kotzebue selbst stammt) das Schmunzeln des Herausgebers darüber, dass es die größte Sorge der Provinzlerinnen ist, wie man in Deutschland über sie denke.

Um dem Thema der geringen Bildung der Frauen eine Krone aufzusetzen, druckt Kotzebue im 9. Stück seiner Zeitschrift einen anekdotischen Tagebuchauszug ab: „Sonntag. B. kam mitten unter der Predigt in die Kirche und alle sahen sich um, wie sie eintrat. NB. Künftighin muß ich durchaus später in die Kirche kommen.“ (Tagebuch meiner Nichte in Kotzebue, 1787: 272)

## 7 Fazit

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass sich die Zeitschrift *Für Geist und Herz* wie eine Gesellschaftschronik der Zeit lesen lässt, in der einige der damals aktuellen Themen sichtbar werden. Neben den oben behandelten Themen wäre noch etwa die Überschuldung der Adligen zu nennen, des Weiteren könnte auch eine stilistische Analyse verschiedener Beiträge aussagekräftig sein, die hier im Falle eines Leserbriefes nur kurz angedeutet werden konnte. Auch wenn die Leserbriefe, unbekannt oder hinter einem Kürzel versteckte Autorschaften zum Teil von Kotzebue fingiert sein dürften, eröffnet

das Argumentationsspiel einen Einblick in den gesellschaftlichen Diskurs und zeigt den mit der Zeit immer ironischer werdenden Herausgeberblick Kotzebues auf sein provinzielles Publikum.

## Literaturverzeichnis

- Dunker, Axel (2012): „Wir stiften eine Colonie“ oder „Cultivons notre Champ!“ August von Kotzebue in postkolonialer Sicht. In: Von Kotzebue bis Fleming. Sprach-, Literatur- und Kulturkontakt im Baltikum. Hrsg. v. Mari Tarvas unter Mitarbeit von Heiko Marten. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 13–30.
- Elias, Otto-Heinrich (2012): August (von) Kotzebue als Estophile. In: Von Kotzebue bis Fleming. Sprach-, Literatur- und Kulturkontakt im Baltikum. Hrsg. v. Mari Tarvas unter Mitarbeit von Heiko Marten. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 57–80.
- Hecker-Stampehl, Jan (2004): Perceptions of Loss, Decline and Doom in the Baltic Sea Region. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag.
- Jannau, Heinrich Johann von (1786): Geschichte der Sklaverey und Character der Bauern in Lief- und Ehtland. Ein Beytrag zur Verbesserung der Leibeigenschaft. Riga: Johann Friedrich Hartknoch.
- Jürjo, Indrek (2006): Aufklärung im Baltikum. Leben und Werk des livländischen Gelehrten August Wilhelm Hupel (1737–1819). Köln u. a.: Böhlau.
- Kaur, Kairit (2015): Charlotte Elisabeth Konstantia von der Recke. In: Akadeemia; H. 5, S. 890–893.
- Kotzebue, August von (1786 / 1787): Für Geist und Herz. Eine Monatsschrift für die nordischen Gegenden. Bd. 1–4 (insg. 12 Stücke); Reval: Glehn 1786, letzter Band in Leipzig.
- Kotzebue, August von (1787): Revalsche Wöchentliche Nachrichten, 51. Stück, 20.12.1787, unpaginiert.
- Kotzebue, August von (1811): August von Kotzebue's Selbstbiographie. Wien: C. Gräffer.
- Recke, Elisa von der (1787): Nachricht von des berühmten Cagliostro Aufenthalte in Mitau, im Jahre 1779, und von dessen dortigen magischen Operationen. Berlin u: Stettin: Friedrich Nicolai.
- Saagpakk, Maris (2012): „Mit Bitterkeit werden wir nichts bessern“ – die Tallinner (Revaler) Zeitschrift *Für Geist und Herz* des Aufklärers August von Kotzebue. In: Von Kotzebue bis Fleming. Sprach-, Literatur- und Kulturkontakt im Baltikum. Hrsg. v. Mari Tarvas unter Mitarbeit von Heiko Marten. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 81–102.
- Saagpakk, Maris (2016): Die koloniale Liebe – zur Darstellung der nicht-standesgemäßen Beziehungen in den Revaler Stücken August von Kotzebues. In: August von Kotzebue. Dichter und Kulturpolitiker in Reval (Tallinn) und Berlin. Hrsg. v. Klaus Gerlach, Harry Liivrand u. Kristel Pappel. Berlin, Hannover: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Wehrhahn Verlag (= Berliner Klassik Band 22), S. 75–86.

- Stock, Frithjof (1971): *Kotzebue im literarischen Leben der Goethezeit. Polemik – Kritik – Publikum*. Düsseldorf: Bertelsmann.
- Taterka, Thomas (2014): *Rahvas ja rahvad. Lätlastele ja eestlastele suunatud saksa rahvalalgustuse põhihooni Vene Läänemere-provintside Liivi-, Kura- ja Eestimaal (1760–1840)*. In: *Balti kirjasõna ja kultuurielu valgustusajastu peeglis*. Hrsg. v. Katre Kaju. Tartu: Eesti Ajalooarhiiv, S. 17–67.
- Winko, Simone (1998): *Negativkanonisierung: August von Kotzebue in der Literaturgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts*. In: *Kanon – Macht – Kultur*. Hrsg. v. Renate von Heydebrandt. Stuttgart: Metzler, S. 341–364.
- Wistinghausen, Henning von (1996): *Die Kotzebue-Zeit in Reval im Spiegel des Romans „Dorothee und ihr Dichter“ von Theophile von Bodisco*. In: *Aufklärung in den baltischen Provinzen Russlands. Ideologie und soziale Wirklichkeit*. Hrsg. v. Otto-Heinrich Elias in Verbindung mit Indrek Jürjo, Sirje Kirimäe und Gert von Pistohlkors. Köln u. a.: Böhlau (= *Quellen und Studien zur baltischen Geschichte*, 15), S. 255–304.



---

# Naturdiskurs, ‚Gartenrevolution‘ und bürgerliches Selbstverständnis in deutschen und dänischen moralischen Wochenschriften

Ana-Stanca Tabarasi-Hoffmann (Mainz)

## **Abstract**

*Der Aufsatz untersucht fiktive Beschreibungen von Mustergütern aus den deutschen moralischen Wochenschriften Der Patriot, Der Biedermann, Der Gesellige, Der Glückselige, Der Mensch und Das Reich der Natur und der Sitten und vergleicht sie mit Beschreibungen aus der dänischen moralischen Wochenschrift Den patriotiske Tilskuer. Dabei werden die ästhetischen und politischen Vorstellungen nachgezeichnet, die an der Beschreibung der jeweiligen Gärten und ihrer Besitzer erkennbar sind. Neben Gemeinsamkeiten, wie dem Plädoyer für ‚Einfachheit‘ und ‚Nutzen‘, der Kritik an der barocken Repräsentation und der Ablehnung allegorischer Statuen, werden auch sozialhistorisch bedingte Unterschiede festgestellt, etwa die Tendenz zur Gleichstellung des Bauernstandes in der dänischen Wochenschrift.*

*This article looks at fictional descriptions of model estates in German moral weeklies (Der Patriot, Der Biedermann, Der Gesellige, Der Glückselige, Der Mensch and Das Reich der Natur und der Sitten) and compares them to a Danish counterpart, Den patriotiske Tilskuer. In this way, the paper reconstructs the aesthetic and political ideas behind the descriptions of gardens and their owners. Apart from common traits, such as the ideal of ‘useful simplicity’ and rejection of representation and allegorical statues, there are also socially determined differences. For example, only the Danish weekly considers peasants to be equal to the other classes.*

## **Keywords**

*moralische Wochenschriften, Gärten, Aufklärung  
moral weeklies, gardens, Enlightenment*

## 1 Einleitung

Der von den Zeitgenossen als „Revolution“ (Hirschfeld, 1790: VII) bezeichnete politisch-ästhetische Wandel von der geometrischen barocken Gartenkultur zum Landschaftsgarten wurde von einer literarischen Debatte vorbereitet und begleitet, welche die damit verbundenen Natur- und Gesellschaftsauffassungen verbreitete und festigte. Als Projektionsflächen für Identitätswürfe konnten die literarischen Gartenbeschreibungen außerdem die Vorstellungen des 18. Jahrhunderts von Politik, Ästhetik, Religion, Erziehung oder Geschlechterverhältnissen vermitteln.

Zu den ersten Vehikeln dieser Verwandlung zählen die moralischen Wochenschriften. In England deuteten *The Tatler* (1709–1711), *The Spectator* (1711–1712) und *The Guardian* (1712–1713) im Zusammenhang einer bürgerlich-adeligen Symbiose Alternativen zum barocken Geschmack an, wobei Joseph Addison und Alexander Pope maßgebliche kritische Essays publizierten (Tabarasi, 2007: 86–104). Sie verbreiteten die neuen Gartenideale in einem sehr gemischten Kreis: Darunter waren der hohe Adel, Bischöfe und Repräsentanten der Geschäftswelt, aber auch mittelständische Leser und Leserinnen. Aufgrund ihres Erfolgs wurden sie auch auf dem Kontinent nachgeahmt, wobei französische Übersetzungen und Nachbildungen eine entscheidende Vermittlerrolle spielten (Rau, 1980: 51–80 und 150–174). Der vorliegende Beitrag ist einigen deutschen Beispielen sowie einem dänischen Beispiel gewidmet und geht dabei folgenden Fragen nach: Gibt es, jenseits der gattungsspezifischen Topoi, Unterschiede in den Naturauffassungen? Welche Rolle spielten Religion, Politik, Adressaten und Erscheinungskontext?

## 2 Gartendarstellungen der deutschen moralischen Wochenschriften

Die erste deutsche Nachbildung, *Der Vernünfftiler. Das ist: ein teutscher Auszug aus den Engeländischen Moral-Schriften des Tatler und Spectator* (Hamburg, 31.5.1713–26.5.1714), wurde von Johannes Mattheson (1681–1764) verfasst, welcher u. a. Sekretär des britischen Gesandten war. Die Wochenschrift profitierte von den engen Handelsverbindungen der Hansestadt mit England und von ihrem entwickelten Zeitschriftenwesen.

Der fiktive Herausgeber des *Vernünfftilers* („Herr Vernünfftiler“ oder „Monsieur le Raisonneur“) passt Namen und Handlungsorte seinem Publikum an. So ist es auch nicht erstaunlich, dass er in der Nr. 50 (3.12.1713) die Beschreibung eines ungewöhnlichen Naturgartens mit Wildnis aus der Nr. 37 des *Spectator* (12.4.1711) dem Hamburger Stand der Gartenkunst entsprechend verändert und unter anderem einen Kanal sowie Taxusbäume einführt, damit das Ganze wieder in der barocken Tradition verankert (Tabarasi, 2012: 295–307).

Bereits die von der *Patriotischen Gesellschaft* herausgegebene Hamburger Wochenschrift *Der Patriot* (1724–1726), aber auch Johann Christoph Gottscheds Wochenschrift *Der Biedermann* (1727–1728) lassen allerdings eine veränderte Landschaftsauffassung

erkennen. Die Tendenz, den Barockgarten zu kritisieren, setzt sich so schnell durch, dass die hallesche Wochenschriftenreihe *Der Gesellige* (1748–1750), *Der Mensch* (1751–1756), *Das Reich der Natur und der Sitten* (1757) und *Der Glückselige* (1763–1768) bereits auf eine deutsche Tradition der Gartenkritik zurückblicken können. Den Wochenschriften ist die Einführung eines kulturellen Konstrukts des ‚Patriotismus‘ gemeinsam: sei es, um in Hamburg ein Gegengewicht zu den Machtkämpfen zwischen Rat und Bürgerschaft und den Konfessionskonflikten zu schaffen (Krieger, 2008: 22–37), sei es, um, wie Gottsched, das Programm einer einheitlichen nationalen Sprache und Bildung zu betonen, sei es, um durch den egalitär-diskursiven, mild subversiven Begriff der „Geselligkeit“ (Mauser, 2000: 17–47; Martens, 1993) ein Gefühl der Einigkeit zu schaffen, so wie die halleschen Wochenschriften.

Verkündeten die erwähnten Wochenschriften alle gleichermaßen „die Botschaft der Tugend“ (Martens, 1971), nämlich des harmonischen Zusammengehens von Vernunft und Religion, so variierten dennoch ihre Natur- und Religionsauffassungen: Physikotheologie beim *Patrioten*, wolffscher Rationalismus im *Biedermann*, Pietismus und Empfindsamkeit in den halleschen Wochenschriften. Zu den Gattungskonstanten zählt allerdings die Beschreibung eines adeligen Mustergutes, dessen Besitzer, ein Freund des fiktiven (bürgerlichen) Herausgebers, ein vorbildhaft patriarchalisches Leben führt. Prinzipien moderner Kindererziehung, der Lebensführung tugendhafter Frauenzimmer oder des Verhaltens der Adelligen gegenüber dem Gesinde werden in diesem Kontext thematisiert, wobei sich eine Wandlung vom „ganzen Haus“ zur modernen Kleinfamilie bemerkbar macht (Ball, 2000: 81; Mauser, 2001). Vorbild ist *The Guardian*, dessen fiktiver Herausgeber Nestor Ironside u. a. in den Ausgaben Nr. 2 (13.3.1713), Nr. 5 (17.3.1713) und Nr. 6 (18.3.1713) die Familie des Sir Ambrose Lizard präsentiert hatte. Doch wie sind solche Mustergüter gestaltet?

Im *Patrioten* Nr. 26 (29.6.1724), wird der Landsitz des Patriziers Belander beschrieben. Die Anlage fällt durch Einfachheit auf:

Ich fand überhaupt gantz nichts von kleinstädtischen Kostbahrkeiten und unnatürlichen Künsteleyen, wie ich wohl auff andern Gärten bemerckt hatte. Alles war ungewungen, groß und ansehnlich, aber viel weniger kostbahr, als es den Schein hatte. Ich sähe sehr wenig Holtz-Werck, und die gantze Unterhaltung schien nur mittelmäßige, oder gar geringe, Ausgaben jährlich zu erfordern. (Der Patriot, 1969: I, 221)

Ein Teil des Gartens simuliert die Wildnis auf unebenem Terrain, ist jedoch künstlich:

Dieser Platz hatte überall keine Wartung, und, ob gleich die Kunst selbst ihn angelegt hatte, war doch nicht die geringste Spuhr davon zu erkennen. Auff der einen Seite rauschte ein kleiner Wasser-Fall, der sich, in einem schmahlen Bach, ohne die geringste Ordnung, durch dieses Gebüsch weg schlängelte, und auff seinem steinigten Lager ein sanfttes Geriesel veruhrachte. Er war aber mit Fleiß aus dem Spring-Brunnen des Gartens selber dahin geleitet, und diente selbigem zum nothwendigen Abfluß. (Der Patriot, 1969: I, 222–223)

Trotz der Erkenntnis der Künstlichkeit regt diese Landschaft den Erzähler zum Gotteslob an, als ob es sich um Natur handelte.

Im *Patrioten* Nr. 131 (4.7.1726) beschreibt der fiktive Briefschreiber Christian Frommhold außerdem ein adeliges Mustergut. Dort sind die Äcker von schnurgeraden Gräben und Gebüsch umrahmt; auch der Fahrweg zum Hof ist gerade, mit Kanälen und Wallnussbäumen auf jeder Seite. Zur Rechten liegt ein großer Lust-, Küchen- und Baumgarten, zur Linken ein Hopfenfeld. Es gibt noch einen See mit einem Lustschiff. In dem vom Besitzer selbst angelegten Garten befinden sich zwei Gebäude: eines „zur Zierde und zum Nutzen des Gartens“ (Gewächshaus mit Gärtnerwohnung), das andere, um „nicht nur dem Garten, sondern auch dem Gute selbst, den allergrößten Zierat“ zu geben: „ein Armen-Haus, in welchem eine Anzahl alter, unvermögender und dürftiger Leute, ohne die geringste fremde Beyhülfe, von dem Gutes-Herrn mit benötigtem Unterhalt austräglich versorget wird“ (Der Patriot, 1970: III, 210–221). Die Situation entspricht der traditionellen Vorstellung vom verantwortlichen Gutsbesitzer, wie sie auch in England von den Tories vertreten wurde (Everett, 1994).

Auch Geistlichen und Bürgerlichen wird in diesem Text ein standesgemäßes Vorbild vorgeführt: der Prediger des Ortes, Herr Tugendfreund. Den Besucher begrüßt dieser in einer Sommerstube mit Büchern und Klavier, die vom Garten umgeben ist. Dort sitzen Familie und Besucher gemächlich in einer Laube, lassen Auge, Geruch, Geschmack und Gehör sich erfreuen und lesen dabei Gedichte von Brockes, dessen *Irdisches Vergnügen in Gott* ihrer Einstellung entspricht. Trotz der Betonung Frommholds, dass jeder Stand seine Freuden habe, wird hier allerdings den Bauern kein ihnen gemäÙes Vorbild gezeigt. Diese lasen aber auch keine Wochenschriften, deren eine Nummer soviel wie ein gutes Mittagessen im Wirtshaus kostete (Martens, 1971: 121).

In der Wochenschrift *Der Biedermann* (2. Stück, 8.5.1727) wird, nicht unähnlich, der vorbildliche Neudadlige Sophroniscus vorgestellt. Mit seiner klugen und tugendhaften Frau, die das Landgut als Mitgift in die Ehe brachte, seinen Kindern, dem Gesinde und einem bürgerlichen Hofmeister, der, wie im *Guardian*, gleichzeitig sein Freund ist, lebt er nach dem Prinzip der Nützlichkeit. In seinem Garten, der mehr fruchtbare Bäume als Blumenbeete enthält, befindet sich ein Teich,

der sein Wasser aus einem kleinen Bache empfängt, und durch den Überfluß desselben auf der andern Seite eine Mühle treibt, davon das rauschende Getöse in der Ferne so angenehm zu hören ist; als alle Wasserfälle, die sonst bloß zur Lust angeleget werden (Der Biedermann, 1728: 6–7; vgl. hierzu auch Autorenkollektiv, 1974: 74–119 und Mauser, 2001).

Trotz der Betonung des Nützlichen wird das Schöne nicht verachtet; der Text ist jedoch eindeutig gegen reine Prunkgärten gerichtet. Die Mühle lässt an die später aufkommende Mode der Ornamentalfarm denken.

Eine Mühle spielt auch beim Landgut des Adelligen Herrn L. v. D. eine Rolle, das in der Wochenschrift *Das Reich der Natur und der Sitten* (124. Stück) beschrieben wird.

Der Erzähler verbindet seine Gutsbeschreibung mit diätetischen Ratschlägen über die Vorteile des Spazierganges; ein Kennzeichen der Halleschen Wochenschriftenreihe, deren Herausgeber auch in Kontakt mit der Halleschen psychomedizinischen Schule gekommen waren. Im Garten ergötzt die Kunst, „auf eine nicht zu gekünstelte Art“, den Besucher (Das Reich der Natur und der Sitten, 1758: IV, 197–198). „Die stolze Tulpe“ und „die niedrige Aurikel“ wecken beide sein Vergnügen. Der Wechsel der Aussichten gilt als gesund und regt den Geist an; eine Pointe aus Addisons *Essay On the Pleasures of Imagination* (The Spectator, 21.6.1712, Nr. 411). Schon der Titel der Wochenschrift weist darauf hin, dass Naturordnung und menschliche Ordnung in Harmonie gebracht werden sollten. In diesem Sinn argumentiert der Erzähler auch, dass der Spaziergang der „Eingang zur Vertraulichkeit“ unter tugendhaften Menschen sei (Das Reich der Natur und der Sitten, 1758: IV, 198). Bezeichnenderweise spaziert er, der Bürgerliche, zusammen mit einem Landadeligen, einem Geistlichen und einem Offizier: eine harmonische Versammlung der gehobenen Stände.

Ein weiteres Merkmal der moralischen Wochenschriften ist die Betonung der Selbstversorgung auf den Mustergütern. Bürgerlicher Mentalität entsprechend wird ein goldenes Mittelmaß in allen Lebensbereichen verlangt, und auch ein gewisser Besitz vorausgesetzt. Im *Patrioten* pflegt Belander eigenhändig seine Blumen und trinkt Tee aus deutschen Kräutern (Salbei, Melisse und Ehrenpreis): „hier habe ich, sprach er, Indien in meinem Garten“ (Der Patriot, 1969: I, 223). Auch in den anderen Wochenschriften werden eigene Produkte sowie einheimische Pflanzen und Gewürze bevorzugt. Die moralische Wochenschrift *Der Mensch* schlägt allerdings im 78. Stück einen Kompromiss vor und gebraucht dabei den seit Herodots *Historien* (V, 92) gebräuchlichen Topos des Staates als Garten: Genauso wie in einem Staat nicht nur Landeskinder, sondern auch Fremde zugelassen werden sollten, allerdings ohne dass die Beamtenstellen nur Fremden zugewiesen werden, sollten auch einheimische und ausländische Blumen einen Platz im Garten erhalten (Der Mensch, 1751: II, 317).

Ein weiterer gemeinsamer Punkt der erwähnten Texte aus den Wochenschriften (Der Patriot, 1970, III: 224–225; Der Biedermann, 1728: 6 und 20; Das Reich der Natur und der Sitten, 1758, IV, 205; Der Gesellige, 1987: 405–406; Der Vernünftler, 1721, Nr. 26) ist die Kritik an den Gartenbesuchern, welche Gärten wie eine Wohnung nutzen, und sich dort mit Kaffeetrinken, Essen oder Kartenspiel vergnügen, statt im Buch der Natur zu lesen und ihre Einbildungskraft und Gotteserkenntnis zu befördern. Eine gute Bibliothek, mit tugendfördernden antiken und christlichen Autoren, Erbauungsliteratur, historischen Werken und einer strengen Auswahl an moderner Dichtung, wird allerdings stets vorausgesetzt, und zwar nach englischem Vorbild, aber mit variierenden Buchvorschlägen, auf deren Bedeutung hier nicht im Detail eingegangen werden kann. So wie der entsprechende Raum zum Nutzen statt zum Prunk gebaut werden soll, muss das Haus zur Gänze eine schlichte Fassade (aus Mauerstein) und eine vernünftige Einteilung der Räume aufweisen.

Statuen im Garten werden ebenfalls abgelehnt. Als Beispiel sei das 269. Stück des *Geselligen* angeführt, worin moniert wird, dass diese „insgesamt den Garten mehr zu

einer Werkstätte eines Bildhauers oder vielmehr Steinmetzen, als zu der Werkstätte der grünenden und blühenden Natur machen“ (Der Gesellige, 1987: 405–406). Die moralischen Wochenschriften unterstützen keine allegorische Repräsentation im Garten, sondern fordern einen Totaleindruck, an dem alle Sinne beteiligt sind, sowie die Versammlung geselliger Freunde im privaten Rahmen. Die aufgestellten fiktiven Vorbilder haben auch zumeist die übliche Darstellung historischer und mythischer Genealogien adeliger Häuser nicht nötig. Sophroniscus ist ein Neuadeliger, der die entsprechenden Ahnen nicht aufweisen kann, und Belander ein Hamburger Patrizier. In der Tat sind auch die Adressaten der Wochenschriften hauptsächlich wohlhabende Bürgerliche, wengleich im 271. Stück des *Geselligen* behauptet wird, dass er auch von Fürsten gelesen werde. Doch Ausschmückung und Inhalt der vorgeschlagenen Bibliotheken stehen für geistige Verwandtschaften, mit denen sich die Besitzer identifizieren, und übernehmen so die legitimierende Funktion der Gartenstatuen. Vielleicht spielt hier auch der Realismus der Herausgeber eine Rolle: Trotz der von ihnen suggerierten bürgerlich-adeligen Annäherung (ein Erbstück aus England, wo die moralischen Wochenschriften die Allianz der Whigs und reformierten Tories gegen den korrupten Hof darzustellen pflegten) konnten Bürgerliche (mit wenigen Ausnahmen) in Deutschland keinen ländlichen Grundbesitz erwerben. Insofern war die Herausbildung einer Schicht wie der englischen Gentry nicht möglich, und auch der Einfluss der Herausgeber auf den Gartenbau war sehr eingeschränkt.

### 3 Die dänische Wochenschrift *Den patriotiske Tilskuer*

Wie sehr dieser Sachverhalt die deutschen moralischen Wochenschriften geprägt hat und wie sehr die idealtypischen Gartenvorstellungen, die darin zu finden sind, auf die soziale Struktur der deutschen Adressaten hin ausgerichtet sind, möchte ich nun mithilfe eines kontrastiven Beispiels aus Dänemark beleuchten. Es handelt sich um die moralische Wochenschrift *Den patriotiske Tilskuer* (1761–1763). Herausgegeben wurde sie von Jens Schielderup Sneedorff (1724–1764), Professor an der Ritterakademie in Sorø und Erzieher des Erbprinzen Frederik / Friderich (1753–1805). Bei diesem handelt es sich um den ersten dänischen Prinzen, der dazu erzogen wurde, Dänisch statt Deutsch als seine Muttersprache zu betrachten. Später sollte er die zentrale Oppositionsfigur gegen Johann Friedrich Struensee werden und nach dessen Sturz zeitweilig als Regent für seinen geisteskranken Halbbruder Christian VII. auftreten.

Wie der Titel seiner Wochenschrift (auf Deutsch: *Der patriotische Zuschauer*) beweist, nahm auch Sneedorff am patriotischen Diskurs der Aufklärung teil. Neben den deutschen und englischen Vorbildern spielte dabei auch die Philosophie der französischen Physiokraten eine prägende Rolle. Doch auch die zeitgleich erschienene *Wirthschaft eines Philosophischen Bauers* (1761) des Zürchers Johann Caspar Hirzel (1725–1803) über den Reformbauern Jacob Gujer, genannt Kleinjogg, könnte ihn angeregt haben. Jedenfalls schwebt Sneedorff in der Nr. 197 (5.9.1763) das Ideal eines „sokrati-

schen Bauern“ vor. Entsprechend wird der Topos der fiktiven Herausgebergesellschaft verändert: Es gibt immer noch den Landadeligen, den Priester (der hier auch wissenschaftlich gelehrt und pädagogisch aktiv ist), den Kaufmann, aber hinzu kommt erstmals der Bauer: Auch dieser ist stolz auf seinen Stand, denn er ist von Armut zu relativem Wohlstand gelangt, und nimmt gleichberechtigt an allen Gesprächen teil. Die fiktiven Herausgeber versammeln sich einmal im Monat im Freien, in einer natürlichen Landschaft; dies sind ihre sogenannten „Ordensfeste“ (Nr. 39, 1.6.1761).

In der Nr. 199 der Zeitschrift *Den patriotiske Tilskuer* wird dagegen ein gleichnishafter Traum beschrieben, in dem eine symmetrische Gesellschaft dargestellt wird. Körperliche Gleichmäßigkeit wird darin durch Korsetts hergestellt, alle Häuser sind gleich, die Kindererziehung soll Individualität verhindern, und die Natur wird geometrisch verformt und zurechtgestutzt. Der Träumer empfindet das als langweilig, die Gesellschaft jedoch fasst sich als weise auf und sperrt alle diejenigen, die anders sind, in Narrenhäusern ein. Erst dort findet man eine mannigfaltige Landschaft und freie Menschen, die auch ihre Kinder rousseauistisch erziehen (*Den patriotiske Tilskuer*, 1762: II, 628).

Außer dieser Parabel sind in *Den patriotiske Tilskuer* zahlreiche Beschreibungen naturbelassener Landschaften anzutreffen, so etwa idyllische Landschaften der Antike, der Schweiz oder Norwegens, die im Gegensatz zu den barocken Gartentraktaten (erwähnt wird im 10. Blatt derjenige von Jean-Baptiste de La Quintinie) beschrieben werden (*Den patriotiske Tilskuer*, 1761: I, 77). Auch enthält die dänische Wochenschrift im 75. Blatt (5.10.1761) eine Kritik an Statuen, wie auch die deutschen Beispiele, doch nur, insofern es um Repräsentationen klassizistischer mythologischer Figuren oder Herrscher geht, die „mit großen Kosten“ („med store Bekostninger“) in öffentlichen Gärten aufgeführt worden sind (*Den patriotiske Tilskuer* 1761: I, 628). Vielmehr meinen die fiktiven Herausgeber, dass die Alten so nachgeahmt werden müssten, wie Joseph Addison und Alexander Pope es getan hätten (*Den patriotiske Tilskuer* 1761: I, 628). Das heißt, dass man Ehrfurcht erweckende Gestalten aus dem eigenen Lande, zur Verbesserung des Verstandes („til at forbedre vores Forstand“) zeigen sollte (*Den patriotiske Tilskuer* 1761: I, 631). Generäle, Staatsleute, Wissenschaftler, Künstler, die zur Verbesserung des Vaterlandes beigetragen haben, aber auch Vorbilder aus dem Ausland wie Huygens, Newton, Malebranche und Locke, Lord Arundel und Colbert oder die Buchdrucker Ludwig Elzevir und Robert Stephan sollten dargestellt werden.

Einerseits ist diese Forderung vielleicht vom *Temple of British Worthies* aus dem Landschaftsgarten von Stowe inspiriert, andererseits ist sie in Hinblick auf die weitere Entwicklung dänischer Gärten vorausweisend. Die Bedeutung nationaler Gestalten und die Legitimierung der Bauern ist charakteristisch für das norwegische Tal (*Nordmandsdalen*), eine kreisförmige Terrasse im Schlosspark von Fredensborg, die Frederik V., der Vater des Erbprinzen Frederik, ab 1764 anlegen ließ. Siebzig Sandsteinstatuen von Bauern und Fischern aus Norwegen und den Färöern repräsentierten die dänisch-norwegische Doppelmonarchie, deren norwegischer Teil nach 1660 aus merkantilistischen Gründen verstärkt betont wurde. Außerdem signalisierten diese Statuen einen Bruch mit der früheren klassizistischen Ausschmückung des Parks mit mythologischen

Themen (Skougaard, 2004: 104–125). Die Skulpturen von Johann Gottfried Grund (1733–1795) wurden einigen Elfenbeinfiguren von Jørgen Gaarnas nachkopiert, und es ist möglich, dass dieser Plan Sneedorff schon früher bekannt war, aber auch, dass seine Texte Ausdruck dieser höfischen Orientierung waren. Die vermeintliche Königstreue und Freiheitsliebe der norwegischen und dänischen Bauern darzustellen, war jedenfalls nicht nur das Ziel des Aufklärers Sneedorff.

Auch der Park des Erbprinzen in Jægerspris wurde ab 1776 im gleichen Geist ausgeschmückt – nicht zufällig zeitgleich mit der Einführung des Indigenatrechts, nach dem nur Personen, die im Dänischen Reich geboren waren, öffentliche Ämter bekleiden durften. Im *Mindelunden* (Erinnerungshain) genannten Teil entstanden fünfundvierzig Statuen von Johannes Wiedewelt (1731–1802), die berühmte dänische und norwegische Persönlichkeiten darstellten (Christensen, 1989: 160–163), so wie es *Den patriotiske Tilskuer* verlangt hatte und wie es die politische Wende nach dem Sturz Struensees erforderte.

#### 4 Schluss

Der Vergleich von *Den patriotiske Tilskuer* mit den deutschen moralischen Wochenschriften lässt erkennen, dass die Position der dänischen Wochenschrift, durch die Funktion des Herausgebers als Lehrer des Erbprinzen, stärker an den Geschmack des Hofes gebunden war. Möglicherweise übte Sneedorff selbst einen Einfluss auf diesen Geschmack aus, da seine Wochenschrift die Ausschmückungsprinzipien der königlichen Gärten vorwegnahm. Es ist auch bedeutsam, dass die deutschen moralischen Wochenschriften den Bauern keine Vorbildfunktion zuweisen, und die dort beschriebenen Mustergüter nur die Ethik und Ästhetik der Kaufleute und Landadeligen widerspiegeln, während das dänische Beispiel die Gleichwertigkeit der Stände betont und die Rolle der Bauern hervorhebt. Auch über die Rolle des Eigenen und Fremden im Garten herrschen unterschiedliche Auffassungen. Diese lassen sich durch die unterschiedlichen sozialen und politischen Gegebenheiten erklären. Für beide Länder gilt allerdings, dass die Tendenz der Zeit, Geometrie, allegorische Statuen und andere Barockelemente im Garten abzulehnen und die sinnliche Erfahrung in der Natur neu zu bewerten, sich zuerst in den Wochenschriften zu erkennen gibt. Sie sollten jedoch nach dem Siebenjährigen Krieg in ästhetischer Hinsicht von den realen Landschaftsgärten überboten werden.

#### Literatur

Autorenkollektiv (1974): Der Hof als Adressat großbürgerlicher Aufklärung. Die Auseinandersetzung mit der feudalabsolutistischen Repräsentationskunst in Johann Christoph Gottscheds Literaturprogramm. In: Westberliner Projekt: Grundkurs

18. Jahrhundert (Analysen). Hrsg. v. Gert Mattenklott u. Klaus Scherpe. Berlin: Cornelsen, S. 74–119.
- Ball, Gabriele (2000): *Moralische Küsse: Gottsched als Zeitschriftenherausgeber und literarischer Vermittler*. Göttingen: Wallstein Verlag.
- Christensen, Annie (1989): *Thoughts on Nordmandsdal*. In: *Garden History*, Bd. 17, H. 2, S. 154–165.
- Das Reich der Natur und der Sitten, eine moralische Wochenschrift. Halle: Johann Justinus Gebauer, 1757–1762.
- Den patriotiske Tilskuer. Bd. I-III. Sorø: Jonas Lindgreen, den Ridderlige Akademis Bogtrykker, 1761–1763.
- Der Biedermann (1728). Erster Theil. Leipzig: Wolfgang Deer.
- Der Gesellige. Eine Moralische Wochenschrift. Hrsg. v. Samuel Gotthold Lange u. Georg Friedrich Meier. Teil 1 u. 2 (1748). Neu hrsg. v. Wolfgang Martens. Hildesheim u. a.: Georg Olms, 1987.
- Der Glückselige. Eine moralische Wochenschrift. 12 Teile (7 Bde). Halle: Johann Justinus Gebauer, 1763–1767.
- Der Patriot. Nach der Originalausgabe Hamburg 1724–26 in drei Textbänden und einem Kommentarband kritisch hrsg. v. Wolfgang Martens. Berlin, New York: Walter de Gruyter, 1969–1984.
- Der Vernünftler: Das ist: ein teutscher Auszug aus dem Engländischen Moral-Schriften des Tatler und Spectator, Vormahls verfertiget, Mit etlichen Zugaben versehen / Und auf Ort und Zeit gerichtet von Joanne [sic!] Mattheson, Hamburg: [ohne Verlagsangabe] 1721.
- Hirschfeld, C.C.L. (Hrsg.) (1790): *Kleine Gartenbibliothek*. Bd. I, Kiel: bey dem Herausgeber.
- Everett, Nigel (1994): *The Tory View of Landscape*. New Haven, London: Yale University Press.
- Krieger, Martin (2008): *Patriotismus in Hamburg. Identitätsbildung im Zeitalter der Frühaufklärung*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau.
- Mauser, Wolfram (2000): *Geselligkeit. Eine sozialetische Utopie des 18. Jahrhunderts*. In: *Konzepte aufgeklärter Lebensführung. Literarische Kultur im frühmodernen Deutschland*. Würzburg. Hrsg. v. Wolfram Mauser. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 17–47.
- Mauser, Wolfram (2001): *Naturell. Die Erfindung des Konzepts ‚Jugend‘ aus dem Geist der Frühaufklärung*. In: *Jugend. Psychologie – Literatur – Geschichte*. Festschrift für Carl Pietzcker. Hrsg. v. Klaus-Michael Bogdal, Ortrud Gutjahr u. Joachim Pfeiffer. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 105–123.
- Martens, Wolfgang (1971): *Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen Moralischen Wochenschriften*. Stuttgart: Metzler.
- Martens, Wolfgang (1993): *Geselligkeit im „Geselligen“*. In: *Gesellige Vernunft. Zur Kultur der literarischen Aufklärung*. Festschrift für Wolfram Mauser zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. Ortrud Gutjahr, Wilhelm Kühlmann u. Wolf Wucherpfennig. Würzburg:

- Königshausen & Neumann, S. 174–185. *Der Mensch, eine moralische Wochenschrift*. Halle: Johann Justinus Gebauer, 1751–1756.
- Rau, Fritz (1980): Zur Verbreitung und Nachahmung des „Tatler“ und „Spectator“. Heidelberg: Carl Winter.
- Skougaard, Mette (2004): Det norske haveteater. Nordmandsdalen i Fredensborg. In: *Norgesbilleder. Dansk-norske forbindelser 1799–1905*. Hrsg. v. Mette Skougaard. København: Gads, S. 104–125.
- Tabarasi, Ana-Stanca (2007): Der Landschaftsgarten als Lebensmodell. Zur Symbolik der „Gartenrevolution“ in Europa. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Tabarasi-Hoffmann, Ana-Stanca (2012): „Ridendi dicta veritas im teutschen Kittel“. Die moralische Wochenschrift „Der Vernünfftler“ als Illustration frühaufklärerischer Übersetzungsvorstellungen. In: *Estudios Filológicos Alemanes*, Bd. 24, S. 295–307.
- The Guardian*. London: J. Tonson, 1712–1713.
- The Spectator*. London: Samuel Buckley, J. Tonson, 1711–1712.
- The Tatler*. London: for the author / J. Morphew, 1709–1711.

---

# „Wie in einem Spiegel“: Goethes ‚Teilnahme‘ an der Mailänder Literatur

Michele Vangi (Villa Vigoni)

## **Abstract**

*In diesem Aufsatz wird der literarische und kunsttheoretische Ertrag skizziert, den Goethe aus der Auseinandersetzung mit der Mailänder Literatur und dem Werk Alessandro Manzonis schöpfte. Goethes Interesse für Mailand kann einerseits nur im Kontext seines Spätwerkes angemessen verstanden werden; andererseits erfährt Goethes Spätwerk erst durch die Betrachtung seiner Auseinandersetzung mit dem Werke Manzonis und der Mailänder Romantik ein besseres Verständnis.*

*The essay addresses Goethe's reception of Milanese literature and the work of Alessandro Manzoni. On the one hand, Goethe's interest for Milan should be understood in the context of his late work; on the other hand, the analysis of his confrontation with the culture of the Lombard metropolis opens up new critical perspectives on the late work of the German author.*

## **Keywords**

*Goethe, Mailand, Romantik, Il Conciliatore, Manzoni, ‚Teilnahme‘, Schlegel, Spiegel, Weltliteratur*

*Goethe, Milan, romanticism, Il Conciliatore, Manzoni, Schlegel, world literature*

## **1 Goethe und Mailand: eine Annäherung in unterschiedlichen Lebensphasen**

Goethes Verbindung zu Mailand ist gewiss nicht auf die erste flüchtige Begegnung mit der lombardischen Metropole zurückzuführen. Auf dem Rückweg von seiner Italienreise im Mai 1788 legte er dort einen kurzen Halt ein. Die hinterlassenen schriftlichen Zeugnisse sind sehr spärlich: Sowohl in den Briefen als auch in der viel später redigierten *Italienischen Reise* ist kaum ein Eintrag über Mailand zu finden. In einem Brief an Herzog Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach lobt Goethe zwar die günstige geographische Lage dieser „frei gelegenen Stadt“, kritisiert jedoch harsch den Stil und die

Bauart des dortigen Doms, „welchen zu erbauen man ein ganzes Marmorgebirg in die abgeschmacktesten Formen gezwungen hat“ (WA, IV 8, 373<sup>1</sup>). Der negative Eindruck, den Mailand bei Goethe hinterließ, hing wahrscheinlich mit seiner schlechten Stimmung zusammen; es sei ihm nämlich sehr schwer gefallen – wie er in ebenjenem Brief dem Herzog gesteht – Rom zu verlassen, wo man „nun bald zwey Jahre an die solideste Kunst gewohnt“ war. Der einzige Lichtblick, der seine trübe Stimmung erhellen konnte, war in Mailand die Begegnung mit Leonardos *Abendmahl*. Er bezeichnet das Fresko als „ein[en] rechte[n] Schlußstein in das Gewölbe der Kunstbegriffe“ (WA, IV 8, 375).

Die Erinnerung an das Abendmahl wird viele Jahre später, in einem Aufsatz von 1817, wachgerufen. Darin beruft sich Goethe auf Zeichnungen und Materialien, die direkt aus Mailand stammten. Erst in dieser Zeit kommt es zu einem intensiven Austausch zwischen Weimar und Mailand und zu einer Auseinandersetzung Goethes mit der Mailänder Literatur.

Der Austausch mit der lombardischen Metropole gelang vor allem dank zweier Persönlichkeiten: dem erfolgreichen Unternehmer und Bankier Heinrich Mylius, der gegen Ende des 18. Jahrhunderts von Frankfurt am Main nach Mailand übergesiedelt war, und Gaetano Cattaneo, der mit Mylius befreundet und ein kunst- und literaturinteressierter Gelehrter war.<sup>2</sup> Beide wirkten als ‚Kulturmediatoren‘, indem sie Goethe und Carl August – der 1817 eine Reise nach Mailand unternahm – bedeutende Werke der zeitgenössischen italienischen Literatur und Kunst vorstellten. Es wurden jedoch nicht nur Bücher und Briefe zwischen Weimar und Mailand ausgetauscht: Auch Gemälde, Kupferstiche und Münzen wurden – um Weimarer Sammlungen zu erweitern – aus Mailand verschickt. Hierbei kümmerte sich Mylius um die finanzielle Abwicklung, während Cattaneo beratend zur Seite stand.

Dieses Netzwerk zwischen Goethe, Carl August, Mylius und Cattaneo ist durch eine umfangreiche Korrespondenz und durch Goethes Tagebucheinträge belegt. Im Zuge gezielter Archivforschungen und wissenschaftlicher Tagungen, die seit dem Ende der 1980er Jahre im deutsch-italienischen Zentrum Villa Vigoni stattfanden, sind einige Publikationen entstanden, welche für diejenigen interessant sind, die sich näher mit dem kulturellen Austausch zwischen Weimar und Mailand befassen möchten (vgl. Ross, 1989; Girardi, 1992; Blank, 1993).

Der literarische und kunsttheoretische Ertrag, von dem anfangs die Rede war und der im Mittelpunkt der vorliegenden Reflexion steht, drückt sich vor allem in Goethes Aufsätzen aus, die in seiner Zeitschrift *Kunst und Altertum* erschienen sind. Als

<sup>1</sup> Die Weimarer und die Frankfurter Ausgabe werden hier und im Weiteren unter Angabe der Abteilungs-, Band- und Seitenangabe zitiert.

<sup>2</sup> Mylius' in Lovenno di Menaggio am Comer See erbaute Villa wurde zum internationalen Treffpunkt von Künstlern und Intellektuellen wie Cattaneo selbst, mit dem Mylius eng befreundet war. Diese Villa, die im Zuge der Familiengeschichte den Namen Mylius-Vigoni bekam, beheimatet seit 1986 das deutsch-italienische Zentrum für europäische Exzellenz *Villa Vigoni*.

Antizipation der Beschäftigung des alten Goethe mit Mailand kann der bereits erwähnte Aufsatz von 1817 *Abendmahl von Leonardo da Vinci zu Mailand* (Vgl. FA, I 20, 247–279) betrachtet werden.<sup>3</sup> Die Phase der intensiveren Textproduktion hinsichtlich des lombardischen Zentrums liegt jedoch im dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, als sich Goethe dem Mailänder Dichter Alessandro Manzoni widmete. Goethes Interesse für Mailand kann nur im Kontext seines Spätwerkes angemessen verstanden werden. Umgekehrt kann aber auch gesagt werden, dass Goethes Spätwerk erst durch die genaue Betrachtung seiner Auseinandersetzung mit der Mailänder Literatur ein besseres Verständnis erfährt, da das im Zusammenhang mit Mailand entstandene Textkorpus einen weiteren Blickwinkel auf die ästhetischen Begriffe und Positionen bietet, welche die letzte Phase von Goethes Schaffen charakterisieren.

Es soll hier auf zwei Aspekte in etwas komprimierter Form näher eingegangen werden: Goethes Interesse für die Mailänder Romantik und Goethes Auseinandersetzung mit Alessandro Manzoni. Beide Aspekte sind als Spiegelbild von Goethes oft konfliktgeladenen Beziehungen zur zeitgenössischen deutschen Literaturlandschaft zu verstehen.

## 2 Mailand als Schauplatz des Kampfes: Goethe und die italienische Romantik

Goethes Stellungnahme zur Mailänder Literatur befindet sich im Aufsatz *Classiker und Romantiker in Italien, sich heftig bekämpfend*, der 1820 in *Kunst und Altertum* erschien.

Das Manuskript wurde zum Teil als Reaktion auf einen ausführlichen Bericht über das Mailänder Kulturleben konzipiert, den ihm Gaetano Cattaneo 1818 zukommen ließ. Trotz mangelnder Kenntnis der Hintergründe der einzelnen Diskussionen zwischen Mailänder Klassikern und Romantikern in Mailand gelingt es Goethe, das Wesentliche der italienischen Romantik herauszustellen. So schreibt er:

Mayland ist [...] vorzüglich geeignet ein Schauplatz dieses Kampfes zu werden, weil dasselbst mehr Literatoren und Künstler als irgendwo in Italien sich beysammen finden, die, bey ermangelnden politischen Händeln, nunmehr literarischen Streitigkeiten ein Interesse abgewinnen. (FA, I 20, 417)

Das Fehlen der politischen Auseinandersetzung, von dem Goethe schreibt, war jedoch nur scheinbar. Nach der Niederlage Napoleons, der – mithilfe des Vizekönigs Eugène de Beauharnais – die oberitalienischen Gebiete beherrscht hatte, war 1815 das Königreich Lombardo-Venetien durch den Wiener Kongress ins Leben gerufen worden. Zur liberalen und patriotisch gesinnten Bewegung, die – meist heimlich – gegen

<sup>3</sup> Goethes Aufsatz wäre im Übrigen ohne die Studie der Pausen, die der Mailänder Maler Giuseppe Bossi von Leonardos Fresko angefertigt hatte und die – dank der Vermittlung Cattaneos – 1817 erworben wurden, nicht denkbar.

Wien konspirierte, trugen die Mailänder Romantiker aktiv bei. Bevorzugt drückten sie ihre Gedanken in Form eines ironischen Essays oder polemischen Pamphlets aus und publizierten diese Beiträge in den von ihnen gegründeten Zeitschriften. Dazu zählte die von Goethe in seinem oben genannten Aufsatz erwähnte Zeitschrift *Il Conciliatore* (Der Vermittler), die von Silvio Pellico herausgegeben wurde und seit September 1818 zwei Jahre lang erschien – bevor die österreichische Zensur die Publikation dieses Mediums verhinderte. Ein Anliegen der Zeitschrift – und dies ist ein Hauptmerkmal der Mailänder Romantik – war es, durch Beiträge zu verschiedenen Themen der Sozialwissenschaft und der Belletristik das Publikum für das ‚Wahre‘ zu begeistern und somit zur Verfeinerung und Entprovinzialisierung der italienischen Geister beizutragen. Darin liegt der politische Charakter, der der italienischen Romantik innewohnt. In dieser Hinsicht ist eine Kontinuität mit dem Programm der italienischen Aufklärung zu erkennen: Der im europäischen Vergleich etwas spätere italienische *Illuminismo* hatte – ebenso wie die Romantik – während der 1760er Jahre in Mailand sein Hauptzentrum und ist nicht durch einen radikalen, sondern durch einen pragmatischen – hauptsächlich auf Sozialreformen abzielenden – Zug gekennzeichnet. Im Drang nach sozialer Modernisierung der lombardischen Gesellschaft besteht in Italien – *mutatis mutandis* – die Gemeinsamkeit zwischen Aufklärung und Romantik (vgl. Orioli, 1969: 424f.).

Diese Hinwendung zum Wahren und zum Nützlichen ist auch für Goethe das, was den Geist der Mailänder Romantik ausmacht. Was das Konkurrenzverhältnis zwischen Romantikern und Klassikern – oder genauer Klassizisten – betrifft, drückt sich Goethe wie folgt aus:

Auf alle Fälle müssen die Romantiker auch dort in Kurzem die meisten Stimmen vor sich haben, da sie ins Leben eingreifen, einen jeden zum Zeitgenossen seiner selbst machen und ihn also in ein behagliches Element versetzen. Wobey ihnen denn ein Mißverständnis zu gute kömmt, daß man nämlich alles was vaterländisch und einheimisch ist auch zum Romantischen rechnet, und zwar deshalb, weil das Romantische an Leben, Sitten und Religion herantritt, wo denn Muttersprache, Landesgesinnung als höchst lebendig und religiös erscheinen muß. (FA, I 20, 421)

„Vaterländisch“ – in einem Land, das von einer fremden und fremdsprachlichen Macht beherrscht wird – sowie „einheimisch“, „religiös“, ganz dem damaligen Zeitgeist entsprechend: „Romantisch“ wird kurzum zum Synonym für „modern“ gebraucht. Dies erklärt auch die Vehemenz des von Goethe beschriebenen Kampfes zwischen Klassikern und Romantikern in Italien. Es war auch ein Kampf gegen die Pedanterie und für eine moderne literarische Sprache, die sich endlich von der starren Nachahmung der Antike loslösen wollte.

Goethes polarisierende Darstellung ist jedoch verkürzt, da es ihm entgeht, dass in den Reihen der *Classicisti* durchaus differenzierte Haltungen möglich waren. Die kühnen Überlegungen eines Giacomo Leopardi treten beispielsweise nicht in seinen

Gesichtskreis: Leopardi thematisiert in seinem *Discorso di un italiano sulla poesia romantica* die Unzulässigkeit des Vergleichs zwischen Antike und Moderne, da die Dichtung der Griechen einen unvermittelten Zugang zur Natur hatte, die den Zeitgenossen abhandengekommen war. Dadurch war Leopardi nicht weit von der kulturkritischen Argumentation entfernt, die Friedrich Schiller zur Zeit seines intensiven Austauschs mit Goethe in seiner Abhandlung *Über naive und sentimentalische Dichtung* (1795) dargelegt hatte (vgl. Luciani, 2006: 319–321).

Obwohl Goethe der kritische Umfang dieser italienischen Wiederauflage der *Querelle des Anciens et des Modernes* entgeht, ist sein deutsch-italienischer Vergleich jedoch aus einer weiteren Perspektive interessant. Im Krieg gegen die Pedanterie erkennt Goethe zwar eine Modernisierungsdynamik, die typisch für die italienische Literatur ist; in der Gesamtbetrachtung der Romantik als internationale Strömung geht er jedoch auch auf Tendenzen ein, die den europäischen Romantikbewegungen gemein waren:

Bey uns Deutschen war die Wendung ins Romantische einer, erst den Alten, dann den Franzosen abgewonnen Bildung, durch christlich-religiöse Gesinnungen eingeleitet, durch trübe, nordische Heldensagen begünstigt und bestärkt; worauf sich denn diese Denkweise festsetzen und verbreiten konnte, so dass jetzt kaum ein Dichter, Maler, Bildhauer übrig geblieben, der sich nicht religiösen Gefühlen hingäbe und analogen Gegenständen widmete. Einen solchen Verlauf nimmt die Dicht- und Kunstgeschichte nun auch in Italien. (FA, I 20, 418-419)

Gegenüber dem religiösen Wiederaufleben drückt sich Goethe hier relativ neutral aus, wird aber kritischer, als es um das „nordisch Trübe“ und um das Abstruse geht: Diese Züge, die er als typisch für die deutsche Romantik erachtet, scheinen sich nun auch in Italien zu verbreiten. Hier ist ein Nachhall der Polemik zwischen Goethe und den Vertretern der ersten Generation der Romantik – dem Kreis um die Brüder Schlegel – zu spüren. Die klassisch geprägte Weltanschauung und das daraus hervorgehende ästhetische Programm, für das sich Goethe Anfang des 19. Jahrhunderts zusammen mit Johann Heinrich Meyer vor allem in den Zeitschriften *Propyläen* und *Kunst und Altertum* einsetzte, stieß auf das Unverständnis der Vertreter der neuen Schule, die das Mittelalter und das Christentum als historische treibende Kraft einer national geprägten Literatur sahen. Der Konflikt betraf vor allem ein Gebiet, das auch für die Romantiker strategische Bedeutung hatte: das Gebiet der bildenden Kunst. Goethe stand bis zu seinem Tod dem Düsternen der *Neu-Deutschen religio-patriotischen Schule* (FA I 20, 105–129) – so der Titel einer polemischen Schrift von Goethes Freund und Gleichgesinnten Johann Heinrich Meyer, die 1817 in *Kunst und Altertum* erschien – ablehnend gegenüber. Jenseits dieser Polemik ist Goethes Haltung zur Romantik viel komplexer, wie in bedeutenden Studien bereits dargelegt wurde. Dieter Borchmeyer bezeichnet beispielsweise Goethes Haltung gegenüber den neuen Kunstformen und der neuen Poetik der Romantik als „skeptische Aufgeschlossenheit“ (Borchmeyer, 1994: 464). Bereits um 1800 pflegte Goethe vielseitige literarische Interessen: 1805 publiziert er

*Winckelmann und sein Jahrhundert* und nur ein Jahr später schreibt er eine Rezension von *Des Knaben Wunderhorn* von Arnim und Brentano. Eine ganze Reihe von Aussagen zeuge nach Borchmeyer von einer langsamen Abkehr von einer klassizistischen Ästhetik und von einer Hinwendung zu ‚neuen‘ Formen: „Dem plastisch-geschlossenen ‚Gebilde‘ der Griechen wird das Fließend-Offene des östlichen ‚Liedes‘ vorgezogen.“ (Borchmeyer, 1994: 466) Dies zeigt auch das spätere Projekt des *West-Östlichen Divan*; dabei stellt die Entdeckung des Orients gewiss einen Berührungspunkt zwischen Goethe und der Jenaer Romantik dar.

### 3 „Sentiment ohne Sentimentalität“: Goethe liest Manzoni

Wie differenziert Goethes Positionierung zur Romantik ist, zeigt im Grunde genommen auch seine Bewunderung für Alessandro Manzoni, einen Autor, der der italienischen Romantik nah stand. Veranlasst durch Gaetano Cattaneo erhält Goethe 1820 aus Mailand ein Exemplar des ersten großen Werks Manzonis, der Tragödie *Il Conte di Carmagnola*. Weitere Büchersendungen folgten: 1822 Manzonis Ode auf den Tod Napoleons (*Il Cinque Maggio*), die Goethe sofort ins Deutsche übersetzte, und die Tragödie *Adelchi*, die am Ende desselben Jahres als Prachtausgabe in Weimar eintraf: Der Band war mit der eigenhändigen Widmung Manzonis versehen, der Goethes *Egmont* im Original zitierte: „Du bist mir nicht fremd. Dein Name war’s der mir in meiner ersten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegenleuchtete. Wie oft habe ich nach dir gehorcht!“ (Blank, 1993: 35) Von der intensiven Beschäftigung Goethes mit dem jungen Talent aus Mailand zeugen einige Übersetzungsversuche und mehrere Aufsätze in *Kunst und Altertum*. Letztere fügte er ferner unter dem Titel *Teilnahme Goethe’s an Manzoni* in einem Beitrag zusammen, der als Einführung zu einer 1827 in Jena erschienenen Ausgabe der Werke Manzonis in italienischer Sprache diente.

Mit welcher Aufmerksamkeit Goethe sich des Werks von Manzoni annimmt, zeigt dabei seine lange Rezension des *Conte di Carmagnola*. In seiner Vorrede zum *Carmagnola* hatte sich Manzoni auf die *Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur* August Wilhelm Schlegels – ein Referenzwerk der deutschen Romantik in Italien – berufen und diese als Autorität zitiert, um seine Entscheidung zu untermauern, sich in seiner Tragödie von der Forderung nach Einheit von Ort und Zeit loszusagen (vgl. Puppo, 1989: 84f.). Goethe nimmt Manzonis Rezeption der romantischen Dramentheorie unvoreingenommen zur Kenntnis und hat nichts gegen Schlegels Thesen zu beanstanden.

In einem etwas professoral wirkenden Ton bestätigt der Literaturpatriarch dem jungen Autor, den richtigen Weg eingeschlagen zu haben:

[Wir] wünschen nur noch dem Verfasser Glück, dass er, von alten Regeln sich lossagend, auf der neuen Bahn so ernst und ruhig vorgeschritten, dermaßen daß man nach seinem Werke gar wohl wieder neue Regeln bilden kann. Wir geben ihm auch das Zeugnis, daß er im Einzelnen, mit Geist, Wahl und Genauigkeit verfahren, indem wir, bei

strenger Aufmerksamkeit [...], weder ein Wort zuviel gefunden, noch irgendeins vermisst haben. Männlicher Ernst und Klarheit walten stets zusammen, und wir mögen daher seine Arbeit gerne classisch nennen. (FA, I 20, 489)

Manzoni wird also in einen Kreis klassischer Autoren aufgenommen. Goethe benutzt wieder einmal das Adjektiv *männlich*, um den Grundcharakter von Manzonis Werk zu bezeichnen: Im Zusammenhang mit seiner begeisterten Entgegennahme der ersten Ausgabe des Romans *I Promessi Sposi* (Die Verlobten) behauptet Goethe 1827 in einem Gespräch mit Eckermann, Manzonis Roman überflügle alles, was er in dieser Art kenne. „Sind auch Spuren von Sentimentalität in ihm?“, fragt Eckermann. Und Goethe antwortet: „Durchaus nicht. Er hat Sentiment, aber er ist ohne alle Sentimentalität: die Zustände sind männlich und rein empfunden.“ Manzoni sei nicht romantisch, sondern klassisch. Er zeige „eine Klarheit in der Behandlung und Darstellung des Einzelnen wie der italienische Himmel selber“ (FA, II 12, 257–258).

Goethe zeigt sich gegenüber den großen romantischen Autoren anderer Kulturkreise gewiss wohlwillender als gegenüber den deutschen – ähnliche Bewunderung zeigt er etwa gegenüber Lord Byron und Victor Hugo. Dies ist gewiss darauf zurückzuführen, dass es den erwähnten jungen Dichtern an jener Radikalität fehlt, die die deutsche Romantik kennzeichnet, welche Goethe als Exzess empfand. Dabei spielen sicherlich auch deutsche Animositäten eine Rolle, denn die junge Generation hatte in Deutschland einen ‚Vatermord‘ an dem Dichterkönig verübt. Goethe war seinerseits durch die Kritiken der Romantiker etwas gekränkt; in einem Ausstellungsbericht zur neuen Kunst der Deutschrömer hatte sich Friederich Schlegel heftig – ohne den Namen Goethes zu nennen – gegen antiquierte Urteile über den damals aktuellen Stand der Kunst geäußert. Goethe suchte und erfuhr bei den jungen Europäern die Anerkennung, die er bei den jungen deutschen Romantikern vermisst hatte.

Goethes *Bezüge nach Außen* – so heißt eine kleine Textsammlung, die ebenfalls in *Kunst und Altertum* erschien (vgl. FA, II 12) – dürfen jedoch nicht auf einen deutschen literarischen Streit reduziert werden. Die Mailänder Texte erweisen sich aus literaturwissenschaftlicher Sicht besonders ergiebig. Die Stellungnahme zur Klassiker-Romantiker-Debatte und die Auseinandersetzung mit dem Werk Manzonis half Goethe bei der Präzisierung literaturkritischer Begriffe, die sein Spätwerk prägen. Es wird in diesem Zusammenhang lediglich auf die vergleichende Betrachtung hingewiesen, die Goethe in seinem Aufsatz *Klassiker gegen Romantiker in Italien* manifestiert: „Wir tun [...] sehr wohl, wenn wir auf diese Ereignisse in Italien Acht geben weil wir, wie in einem Spiegel, unser vergangenes und gegenwärtiges Treiben leichter erkennen, als wenn wir uns nach wie vor innerhalb unseres eigenen Zirkels beurtheilen.“ (FA, I 20, 420)

Die Metapher des Spiegels bringt die Perspektive des deutschen Betrachters ins Spiel. Die Werke der anderen verstehen, um sich selbst zu verstehen: Diese Stellungnahme entspricht dem Begriff der Weltliteratur, den Goethe wenige Jahre später formulieren wird: „Es ist aber sehr artig dass wir jetzt, bei dem engen Verkehr zwischen Franzosen, Engländern und Deutschen, in den Fall kommen, uns einander zu

korrigieren. Das ist der große Nutzen, der bei einer Weltliteratur herauskommt und der sich immer mehr zeigen wird.“ (FA, II 12, 257)

An dem Phänomen der Weltliteratur führte auch aufgrund des stets wachsenden internationalen Bücher- und Zeitschriftenmarktes kein Weg vorbei. Anders als zur Zeit der ‚Gelehrtenrepublik‘ des 17. Jahrhunderts oder des Kosmopolitismus der Aufklärung treten zur Zeit der Romantik die Nationalliteraturen in einen immer intensiver werdenden Austausch, ohne an ihrem Nationaltypischen einzubüßen. Goethes Interesse an diesem Phänomen mündete in der Erschließung und in der Definition eines neuen Untersuchungsgebiets, dessen Bedeutung sich erst durch die Rezeption der nachfolgenden Generation erweisen würde.

Marx und Engels griffen beispielsweise Goethes Begriff der Weltliteratur wieder auf. Sie verorteten dieses Phänomen innerhalb des „allseitigen Verkehrs“ und zugleich der „allseitigen Abhängigkeit der Nationen voneinander“ (Marx / Engels, 1972: 466). Für die Autoren des *Kommunistischen Manifests* beinhaltete die Weltliteratur die Überwindung des Provinzialismus im geistigen Bereich (vgl. Borchmeyer, 1994: 468). Goethes Betrachtungen über eine im Ursprung lokale Kontroverse, wie die zwischen Klassizisten und Romantikern in Mailand, trugen somit weitreichende Früchte.

## Literaturverzeichnis

- Blank, Hugo (1989): Zwischen Mailand und Weimar von 1817 bis 1832. In: Goethe und Manzoni. Deutsch-italienische Beziehungen um 1800. Hrsg. v. Werner Ross. Tübingen: Niemeyer (= Reihe der Villa Vigoni), S. 1–13.
- Blank, Hugo (Hrsg.) (1993): Weimar und Mailand. Briefe und Dokumente zu einem Austausch um Goethe und Manzoni. Heidelberg: Winter.
- Borchmeyer, Dieter (1994): Weimarer Klassik. Portrait einer Epoche. Weinheim: Beltz Athenäum.
- Girardi, Enzo Noè (Hrsg.) (1992): Goethe e Manzoni. Rapporti fra Italia e Germania intorno al 1800. Villa Vigoni – Studi italo-tedeschi. Firenze: Leo S. Olshcki.
- WA [Weimarer Ausgabe] = Goethes Werke (1887–1919). Hrsg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen. 143 Bde. Weimar.
- FA [Frankfurter Ausgabe] = Goethe, Johann Wolfgang (1987f.): *Classiker und Romantiker in Italien, sich heftig bekämpfend*. In: *Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche*. 40 Bde. Hrsg. v. Hendrik Birus, Dieter Borchmeyer, Hans-Georg Dewitz, Karl Eibl, Wolf von Engelhardt, Gerhard Femmel, Horst Fleig, Harald Frike. Frankfurt a. M., Abt. I, Bd. 20, S. 417–424.
- Luciani, Paola (2006): Letteratura e teatro. In: *L'Ottocento in Italia. Le arti sorelle. Il Romanticismo 1815 > 1848*. Hrsg. v. Carlo Sisi. Milano: Electa, S. 319–332.
- Manzoni, Alessandro (2010): *Carteggi letterari*. Hrsg. v. Serena Bertolucci u. Giovanni Meda Riquier. Bd. 1. Milano: Centro nazionale studi manzoniani.

- Marx, Karl / Engels, Friedrich (1972): Das kommunistische Manifest. In: Werke. Bd. 4, 6. Aufl. Berlin: Dietz, S. 459–493.
- Meda Riquier, Giovanni (2004): Zu Goethes Abhandlung Abendmahl von Leonard da Vinci zu Mailand. In: Weimar 1818. Goethe, Cattaneo, Mylius, Manzoni. Hrsg. v. Serena Bertolucci. Loven di Menaggio: Villa Vigoni. S. 75–77.
- Orioli, Giovanni (1969): Teorici e critici romantici. In: Storia della letteratura italiana, Bd. 7. Hrsg. v. Emilio Cecchi u. Natalino Sapegno. Milano: Garzanti, S. 415–461.
- Ross, Werner (Hrsg.) (1989): Goethe und Manzoni. Deutsch-italienische Beziehungen um 1800. Tübingen: Niemeyer (= Reihe der Villa Vigoni).
- Puppo, Mario (1985): Poetica e critica del romanticismo italiano. Roma: Edizioni Studium.
- Puppo, Mario (1989): Die Schlegel-Rezeption Manzonis. In: Goethe und Manzoni. Deutsch-italienische Beziehungen um 1800. Hrsg. v. Werner Ross. Reihe der Villa Vigoni. Tübingen: Niemeyer, S. 84–88.



---

# Die weiblichen Figuren in Elisabeth Werners Romanen: selbstständige Frauen in nationalen Gewändern

Arianna di Bella (Palermo)

## **Abstract**

*Der folgende Beitrag widmet sich einigen Frauenromanen von Elisabeth Werner, und zwar Ein Held der Feder (1872), Gesprengte Fesseln (1875), Heimatklang, Vineta (1877) und Wege des Schicksals (1909). Das Interesse an Werner ist bis jetzt relativ gering. Doch das literarische Schaffen der Schriftstellerin verdient durchaus Beachtung, scheint es sich von den üblichen Liebes- und Frauenromanen des 19. Jahrhunderts zu unterscheiden.*

*Der Beitrag fokussiert auf die Frauenfiguren, die nicht mehr das Klischee der unterwürfigen Frau bedienen, und die einen Ich-Werdungs-Prozess durchlaufen. Werner lässt ihre Protagonistinnen sich entwickeln, bis sie zu sich selbst finden. Die wernerschen Frauen gelangen nicht durch stumme Duldsamkeit zu einem erfüllten Leben, sondern durch selbstbewusstes Auftreten und Tatkraft. Anhand der Analyse soll aufgezeigt werden, welche Rollen und Attribute den Frauen in Werners Romanen zugeschrieben werden und ob und wie weit diese Frauen sich vom bekannten ‚Aschenputtel-Motiv‘ verabschieden.*

*This article examines the following novels of Elisabeth Werner: Ein Held der Feder (1872), Gesprengte Fesseln (1875), Heimatklang, Vineta (1877) and Wege des Schicksals (1909). Public interest in Werner still seems to be relatively low; however, the literary works of the writer certainly deserve attention, as they differ from the usual romance and women's novels of the 19<sup>th</sup> century.*

*This study analyses female characters who defy the stereotype of subservient wife, often undergoing the process of becoming self-aware. Werner lets characters grow until they find themselves; his women do not reach a fulfilled life through silent forbearance, but through self-confident appearance and energy. The analysis also highlights the particular roles and attributes assigned to women in Werner's novels, and if and how these characters are freed from the 'Cinderella motif'.*

## **Keywords**

*Elisabeth Werner, Frauenromane, Aschenputtel-Motiv, unterwürfige und selbstständige Frau*

*Elisabeth Werner, women's novels, Cinderella motif, subservient and independent woman*

## 1 Einführung

„Beschränkt, passiv, unbedeutend im höchsten Grade, dazu gänzlich untergegangen in Küche und Hauswirtschaft [...]“ (Werner, 1890b, III: 78) – so wird Eleonore, die Protagonistin des Romans *Gesprengte Fesseln* von Elisabeth Werner (1838–1918), zu Beginn der Handlung beschrieben. In *Wege des Schicksals* liest man in Bezug auf eine andere wernersche Hauptperson, Johanna Brankow: „[...] sie ist es gewöhnt, sich zu fügen. [...], sie [ist] ziemlich beschränkt, [...] recht unbedeutend“ (Werner, 1912: 69, 92). Dies sind aber nur zwei der vielen Beschreibungen weiblicher Figuren, die im literarischen Schaffen Werners präsent sind und die dem gewöhnlichen Bild der schwachen und dem Mann unterworfenen Frau zunächst bestens zu entsprechen scheinen.

Die Unterwerfung der Frau hat eine lange Geschichte im europäischen Kontext und sie ist auch im 19. Jahrhundert ein Thema, obwohl gerade in dieser Zeit – und zwar nicht zum ersten Mal – Frauenstimmen laut werden, die sich kritisch damit auseinandersetzen.

Wenn sich damals – und nicht nur in der deutschsprachigen Literatur – häufig Frauen als Protagonistinnen berühmter Werke finden, dann fristen diese oft ihr Dasein zunächst in des Vaters und später in des Ehemanns Schatten, lassen sich dann aber von ihren Lebenserfahrungen mitreißen, sodass dieselben Frauen im Laufe der dargestellten Handlung oft eine selbstständige Position einnehmen (Zitterer, 1997: 44, 46).<sup>1</sup>

So geschieht es auch vielen wernerschen Protagonistinnen, die meist zur Großbourgeoisie gehören. Am Anfang der jeweiligen Erzählung entsprechen sie dem gewöhnlichen Bild der unterdrückten und passiven Ehefrau und Mutter. Im Lauf der Handlung entwickeln sie jedoch angesichts von Enttäuschungen und Schwierigkeiten sowohl eine extreme Willenskraft als auch eine unerwartete Entscheidungsfähigkeit, die die Leser wie auch die weiteren Figuren der Romane zuerst überraschen und die dann geeignet sind, ihnen stark zu imponieren.

Die vorliegende Arbeit fokussiert nach kurzen biographischen Hinweisen zu der noch wenig erforschten Schriftstellerin auf die Untersuchung eben solcher Frauenfiguren in fünf ausgewählten Romanen: *Ein Held der Feder* (1872), *Gesprengte Fesseln* (1875), *Heimatklang* und *Vineta* (1877) sowie *Wege des Schicksals* (1909). Sie sind repräsentativ für eine lange Reihe anderer Protagonistinnen von Werner und stehen auch ihren Schwestern, den weiblichen Figuren Eugenie Marlitt (Friederike Henriette Christiane Eugenie John, 1825–1887) und vor allem Wilhelmine Heimbürg<sup>2</sup> (Emilie Wilhelmine

<sup>1</sup> Man denke zum Beispiel an bekannte weibliche Hauptfiguren der deutschen Literatur wie das ‚empfindsame‘ Fräulein von Sternheim von Sophie von La Roche, oder an die berühmte ‚Realistin‘ Effi Briest von Theodor Fontane. Beide akzeptieren gehorsam die Entscheidungen, die die anderen für sie treffen, aber im Laufe der Handlung scheinen sie durchaus in der Lage, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen, auch wenn das nicht immer zu einer guten Lösung führt.

<sup>2</sup> Es ist bemerkenswert, dass die Hauptfiguren in Heimbürgs Romanen, im Gegensatz zu

Bertha Behrens, 1848–1912), nahe. Dieser Aufsatz versucht zu zeigen, wie Elisabeth Werners Figuren einen Ich-Werdungs-Prozess durchlaufen, der mit demjenigen des ‚klassischen‘ Bildungsromans vergleichbar ist. Sie verabschieden sich von einer Passivität, die als Folge einer falschen Erziehung betrachtet wird, um zu sich selbst zu finden und eine führende gesellschaftliche Rolle zu übernehmen. Wenn die Frauen zuerst als ‚brav‘ und ‚gehorsam‘, also als passiv dargestellt werden, so dient dies ausschließlich als Kritik eines gesellschaftlichen Kodex und nicht als positives Merkmal (vgl. Schönberg, 1986: 77–78; Zitterer, 1997: 48). Im Roman werden sie selbstbewusste Frauen, die Entscheidungen selbstständig treffen, die sogar bereit sind, ein selbstbestimmtes Leben zu führen und auch auf den Ehemann zu verzichten, falls er sich als unzuverlässig erweist. Das ‚Aschenbrödel-Motiv‘, wie Jutta Schönberg es nennt (Schönberg, 1986: 27; Sprengel, 1998, I: 204), das laut einigen Literaturwissenschaftlern in den Romanen von Eugenie Marlitt oder von Fanny Lewald mehr oder weniger stark ausgeprägt ist, mag in seiner Grundkonstellation – die Heldin ist finanziell oder menschlich in Bedrängnis und bekommt am Schluss einen strahlenden und reichen Helden zum Mann (Schönberg, 1986: 27; Sprengel, 1998, I: 204) – in vielen Texten Werners zunächst einmal vorhanden sein. Aber so wie bei Marlitt befreien sich die Protagonistinnen auch bei Werner selbst aus ihrer Unterwürfigkeit, auch ohne den Beistand einer männlichen Figur. Es gelingt ihnen, ihre Erziehung zu Disziplin und extremem Gehorsam zu überwinden.

## 2 Die Autorin

Die Werke Elisabeth Werners, einer der erfolgreichsten Autorinnen der sogenannten deutschen ‚Unterhaltungsliteratur‘ (vgl. Bürger, 1974; Schenda, 1976; Naumann, 1984, IV: 535–558; Oelinger-Platz, 2000) des 19. Jahrhunderts, werden von der wissenschaftlichen Forschung im Gegensatz zu denjenigen anderer Schriftstellerinnen, wie etwa der schon erwähnten Autorinnen Marlitt oder Heimbürg, nahezu gänzlich vernachlässigt. Und dies, obwohl ihr breites literarisches Schaffen, das achtzehn Romane und zahlreiche Novellen umfasst, noch vor einigen Jahrzehnten neu gedruckt und auch in andere Sprachen übersetzt wurde.

Werner schrieb Werke, die heute als Frauenromane oder auch Familienromane bezeichnet werden, d. h. Texte, die für alle Mitglieder einer Familie als geeignete Lektüre empfunden wurden (vgl. Nusser, 2000: 33; Rybska, 2008, I: 199–212). Es ist Eugenie Marlitts Verdienst, den Weg dieser literarischen Gattung für ganz Europa frei gemacht zu haben (vgl. Bonter, 2005; Brauer, 2006). Im deutschsprachigen Gebiet folgen ihr eine ganze Reihe von Autorinnen, die mit der bekanntesten von allen, Hedwig Courths-Mahler (Ernestine Friederike Elisabeth Mahler, 1867–1950), abschließt (zu Courths-Mahler vgl. Atzenhoffer, 2005; Robbert, 2008).

---

den wernerschen Protagonisten, eher den mittleren Schichten der Gesellschaft angehören; man findet z. B. Ärzte, Professoren, Pfarrer, Amtsrichter, Verwalter usw.

Elisabeth Werner, Pseudonym von Elisabeth Bürstenbinder, wird 1838 in Berlin in eine wohlhabende Familie hineingeboren, die sie von jeglichen Kontakten mit der Gesellschaft fernhält. Sie entdeckt ziemlich bald ihre Neigung zur Literatur und beginnt, auch dank der Unterstützung der Mutter, einige Romane zu veröffentlichen, die aber den gewünschten Erfolg zunächst nicht erzielen. Breite Anerkennung bekommt Elisabeth Werner hingegen, als sie, wie Marlitt und Heimbürg, in der Zeitschrift *Die Gartenlaube* – dem berühmten, im Jahre 1853 in Leipzig von Ernst Keil gegründeten illustrierten Familienblatt – Fortsetzungsromane zu verfassen anfängt. In kurzer Zeit wird sie berühmt und tritt in den Kreis der damals bekanntesten deutschen Schriftstellerinnen, die am Erfolg der *Gartenlaube* maßgeblich mitwirken (vgl. Radeck, 1967; Gruppe, 1976; Amann / Wagner, 1996; Koch, 2003). Nach dem Tod des Vaters zieht die Autorin zuerst nach München, wo sie ein Jahr lang bleibt, und schließlich siedelt sie 1896 in das heutige Italien über, wo sie 1918 in Meran im Schloss Labers stirbt.

### 3 Die Werke

Alle wernerschen Protagonistinnen scheinen einander zu ähneln, aber eine jede von ihnen trägt auch ganz eigene Züge. Wenn Werner nun ihre Frauen als Vorbild für ihre Leserinnen gestaltet und sie daher als Verkörperung eines Frauenideals zu verstehen sind, so stellt sich die Frage, welche Merkmale diese Heldinnen haben und wann und inwieweit sie sich vom bekannten ‚Aschenbrödel-Motiv‘ verabschieden. Geht man von einem Selbstfindungsprozess der Protagonistinnen aus, so wird offensichtlich, welche Rolle die Erziehung im Leben der Frauen spielt. Auch unter dem Einfluss des in der Mitte des 19. Jahrhunderts in Frankreich entstandenen Positivismus, der in Deutschland nach und nach rezipiert wird, gilt die Erziehung, wie in der anfänglichen Phase der Aufklärung, als erste Instanz für die Bildung eines Menschen.<sup>3</sup> Es herrscht die Überzeugung, dass eine bestimmte Erziehung auch entsprechende Auswirkungen im Individuum erzeugt, so dass beispielsweise eine Erziehung zu Zurückhaltung oder Unterwürfigkeit auch tatsächlich eine zurückhaltende oder unterwürfige Persönlichkeit formt. Diese Vorstellung finden wir zum Teil in Werners und mehr noch in Wilhelmine Heimbürgs Heldinnen umgesetzt. Diese sind tatsächlich als vollkommenes Resultat einer gezielten Bildung zum passiven Charakter und zum blinden Gehorsam zu verstehen. Werner nimmt dabei eindeutig Stellung gegen die noch geltenden traditionellen Persönlichkeitsmodelle und ist damit nicht allein, denn genau in den Jahren, als sie ihre Romane verfasst, beginnt das ganze Erziehungssystem in Europa in Frage gestellt zu werden. Die in der Mitte der 1860er Jahre einsetzende Frauenbewegung mobilisiert

<sup>3</sup> Im Positivismus spielt, laut Auguste Comte, die Erziehung der Frau eine wesentliche Rolle, da die Frau als Vermittlerin einer positiven Haltung der Kinder betrachtet wird. Für weitere Angaben zum Positivismus, Bildung und Erziehung siehe die *Rede über den Geist des Positivismus* von Auguste Comte (1956).

bereits in den 1890er Jahren hunderttausende von Frauen. In der Umbruchszeit der Jahrhundertwende findet auch die Tradierung männlicher Verhaltensweisen durch Erziehung keine allgemeine Zustimmung mehr.<sup>4</sup>

In der strengen Erziehung der wernerschen Frauen könnte man allerdings auch biographische Spuren einer ebensolchen Erziehung der Autorin erkennen – die Familie versperrte der jungen Schriftstellerin die Welt, aber sie fand durch die Literatur die Möglichkeit, sich eine eigene, selbstständige Existenz aufzubauen.<sup>5</sup>

Werner geht es aber nicht nur um die Frage der Erziehung, in verschiedenen Werken werden weitere Aspekte thematisiert, in erster Linie die ‚Vorbildlichkeit‘ der deutschen Frauen im Gegensatz zu den ‚nicht-deutschen‘ weiblichen Figuren. Wie viele andere Autoren dieser Epoche, zielt Werner hiermit darauf ab, ihren Beitrag zum Aufbau einer ‚deutschen Identität‘ zu leisten, die der Konstituierung der deutschen Nation zu dienen hat (vgl. Wilkending, 2003: 139f.; Auteri, 2011, I: 79–92; Auteri, 2014: 270–282).<sup>6</sup> Daher haben deutsche Frauen außerordentlich zu sein. Ausländerinnen werden von der Schriftstellerin meistens als launische, unreife Wesen und manchmal auch als kalte Rechnerinnen beschrieben – als Frauen also, die nicht nur die edelsten Gefühle absichtlich mit Füßen treten, sondern auch zu allem bereit sind, um ihre eigenen Ziele zu erreichen, sogar dazu, die eigenen Kinder zu verstoßen. Die bescheidenen deutschen Frauen, die nach den strengen gesellschaftlichen Konventionen daran gewöhnt sind, sich ganz den Männern zu unterwerfen und ihre eigenen Ansprüche zu unterdrücken, sind jedoch auch nach der ‚Emanzipation‘ als liebevolle Menschen zu identifizieren, sie verkörpern ‚weibliche‘ Tugenden wie Liebe zu dem Mitmenschen und Opfergeist. Ihnen stellt Werner die ‚nicht musterhaften‘ Ausländerinnen entgegen. Die lieblosen Ausländerinnen verwandeln sich nur dann in liebevolle Menschen, wenn sie das ‚Glück‘ haben, sich in einen deutschen Mann zu verlieben. In den ausgewählten Romanen gibt es hierfür mehrere Belege.<sup>7</sup>

Die Protagonistinnen des Romans *Wege des Schicksals*, die Deutsche Johanna Brankow, die Russin Olga Paulowna und deren russisch-deutsche Tochter Lisbeth, entsprechen

---

<sup>4</sup> Im literarischen Bereich denke man zum Beispiel an Romane wie Heinrich Manns *Professor Unrat*, 1905, oder an Hermann Hesses *Unterm Rad* und an Robert Musils *Die Verwirrungen des Zöglings Törleß*, beide 1906 erschienen.

<sup>5</sup> Die wenigen biographischen Angaben zu Werner sind in Wikipedia (o.J.) und *Letteratura rosa* (o. J.) zu finden.

<sup>6</sup> Nationale Zugehörigkeit, Nationalstolz, Vaterlandsliebe und -treue spielen in den Frauenromanen eine durchweg große Rolle, wobei die Menschen aus verschiedenen Ländern häufig nach nationalen Stereotypen charakterisiert werden: Die Franzosen werden als putzsüchtig und lasterhaft geschildert, die Engländer gelten als reservierte und gelangweilte Individuen und die Amerikaner als gefühllos.

<sup>7</sup> Die Protagonistinnen wie Lisbeth in *Wege des Schicksals* oder Jane in *Ein Held der Feder* sind nur zwei der zahlreichen Belege dafür.

den unterschiedlichen Darstellungen der wernerschen Frauen. Johanna wird zunächst als eine Frau mit beschränkter Mentalität und Handlungsfähigkeit beschrieben. Die russische Nebenfigur Olga Paulowna, die am Anfang unter dem positiven Einfluss ihres deutschen Ehemanns als ziemlich ruhige und anspruchslose Frau geschildert wird, zeigt sich hingegen nach der Verhaftung des Ehegatten, der einer von seinem reichen, in Olga verliebten Arbeitgeber organisierten Verschwörung zum Opfer gefallen ist, als eine ganze andere Person. Sie lässt sich nämlich von diesem viel älteren Bankier verführen und heiratet ihn, um ein prächtiges und luxuriöses Leben zu führen. Olga verwandelt sich in eine Frau von Welt, die sich allzu schnell an Reichtum und Pomp gewöhnt und als so egoistisch und ichbezogen dargestellt wird, dass sie sogar ihre eigene junge und schöne Tochter in den Schatten stellt, um die Aufmerksamkeit der anderen ständig und ausschließlich auf sich selbst zu lenken. Aber die siebzehnjährige Lisbeth, am Anfang launisch, kindisch und gefühllos, hat dank des wieder gefundenen deutschen Vaters die Möglichkeit, sich zu bessern und schließlich zu einer reifen und liebevollen Frau zu werden.

Auch – vielleicht sogar in erster Linie – Johanna durchläuft einen wichtigen Wandel. Im Laufe der Erzählung erwacht nämlich sozusagen ihre wahre Natur: Eigenschaften, die ihr anscheinend angeboren sind, treten nun deutlich hervor. Nachdem sie ihren Mann verlassen hat, weil er seine Zeit mit der angebeteten Olga verbringt, die ihm als Muse gilt, kommt ihr starker Charakter zur Entfaltung. Anstelle des anfänglich gezeichneten Bildes einer unterwürfigen Frau schildert Werner jetzt die Entschlossenheit und das mutige Temperament Johannas. Von Unsicherheit und Schüchternheit sind in der Persönlichkeit der Hauptfigur keine Spuren mehr zu finden.

Das Bild der selbstständigen deutschen Frau wird auch von anderen weiblichen Nebenfiguren bestätigt: Johannas Großmutter, Frau Dankmar, sowie die Haushälterin des Doktors, Frau Wittich, sind wegen ihrer Willenskraft und Entschlossenheit als Individuen zu betrachten, die Werner als Mittel einsetzt, um den Lesern bzw. Leserinnen das Bild der starken deutschen Frau zu vermitteln und dadurch den Kontrast mit den ‚nicht-deutschen‘ ‚Damen‘ in Form von negativen Stereotypen zu akzentuieren.

Auch im Roman *Gesprenzte Fesseln* wird die Vorliebe der Autorin für ihre deutschen Protagonistinnen gegenüber den ausländischen Frauen evident.

Im Mittelpunkt der Handlung stehen hier zwei sehr unterschiedliche Frauen, die gegensätzliche Merkmale aufweisen: einerseits Beatrice Biancona, eine italienische Sängerin mit einem feurigen südlichen Temperament, andererseits Eleonore Almbach, eine deutsche Ehefrau und Mutter, die am Anfang des Werkes – auch wegen ihrer strengen Erziehung – nicht nur still und scheu ist, sondern auch so unterdrückt und beschränkt erscheint, dass sogar vermutet wird, sie sei geistig zurückgeblieben (Werner, 1890b, III: 78).

Im Laufe des Romans wird das Publikum auf einmal Zeuge zweier gründlicher Verwandlungen. Gegen Ende der Geschichte zeigt sich nämlich die lebhafteste, kräftigste und scheinbar nur der Musik ergebene Beatrice Biancona als gefährliche Frau, die aus Rache sogar das Kind ihres Liebhabers entführt; die als leidenschaftlich geschilderte

Sängerin wird zur Teufelin, der mit äußerster Vorsicht zu begegnen ist. Die unscheinbare und schwache Eleonore, die von ihrem Mann nur als ‚Kette‘ betrachtet und wegen der teuflischen Italienerin verlassen wurde, lebt ganz unerwartet endlich wieder auf und findet zu sich selbst (Werner, 1890b, III: 66). Nach der schmerzhaften Trennung vom Ehemann und nach der Zerstörung ihrer Familie wird Eleonore nun von der Autorin als sicher, stolz und unbefangen geschildert, mit einer so edlen Haltung, dass von ihr sogar als ‚Fürstin‘ gesprochen wird (Werner, 1890b, III: 176–179). In der neu geborenen Protagonistin vereinigen sich also alle hoch geschätzten weiblichen Züge, die eine Frau zum Inbegriff der Vollkommenheit erheben: Kraft und Energie sowie Entschlossenheit und Selbstbewusstsein, aber gleichzeitig auch Empfindsamkeit und Liebesfähigkeit. Nach ehrlichem Bereuen versteht der Mann endlich, was für eine zauberhafte Frau er geheiratet hat und was für ein glücklicher Mann er sein könnte, so dass er reumütig (nach Hause) zu seiner Familie zurückkehrt.

Obwohl in *Heimatklang*, *Der Held der Feder* und *Vineta* die Auseinandersetzung zwischen den guten deutschen Heldinnen und den bösen Ausländerinnen immer noch präsent ist, nimmt Werner hier eine markante Richtungsänderung vor. Während sie mit den ersten beiden Romanen die Konsequenzen einer falschen Erziehung hervorhebt, lenkt sie mit den anderen drei Werken hingegen die Aufmerksamkeit der Leserschaft auf das Temperament ihrer weiblichen Figuren. Schon von den ersten Zeilen der Romane an sind die Protagonistinnen tatsächlich energische und selbstbewusste Frauen.

Eleonore Waldow, Protagonistin von *Heimatklang*, ist eine starke und tatkräftige Figur, sie „[...] scheut weder Sturm noch Wogen [...]“ (Werner, 1890c, VI: 240). Sie besitzt Charakterzüge, die Werner schlechthin als typisch deutsche männliche und weibliche Eigenschaften bezeichnet, und auch aus diesem Grund wird die Heldin sofort als die vollkommene Vertreterin des deutschen Volkes angesehen. Die Hauptfigur ist treu, ihrer Heimat sehr verbunden, und dank dieser Einstellung gelingt es ihr, Hellmut, ihren Cousin und Verlobten, seine vergessenen Wurzeln, d. h. sich selbst und seine Identität wiederentdecken zu lassen. Die dargestellte Gesinnung Eleonores hilft Hellmut, der sich zwischen Deutschland und Dänemark seelisch zerrissen fühlt, endlich den richtigen Weg ‚nach Hause‘ zu finden. Eleonore ist die treibende Kraft, durch die es Hellmut gelingt, nicht nur sein Leben selbstständig zu führen, sondern schließlich auch seine Liebe zu der Cousine und zur Heimat zu entdecken – all diese Wandlungen werden selbstverständlich das vom Leser erwartete Happy End bestimmen. Zwei weitere Frauen dienen neben Eleonore als Bestätigung der verbreiteten Klischees ‚typisch deutscher‘ weiblicher Züge. Die betagte Großmutter Eleonores, die aus einer uralten, sehr wohlhabenden deutschen Familie stammt, tritt sehr resolut und konsequent auf, und auch die junge Schleswig-Holsteinerin Eva, die am Anfang kindisch, launisch und bockig ist, zeigt sich als eine gute und reife Frau, nachdem sie sich in Fritz, einen mutigen, tapferen und kämpferischen Soldaten, verliebt hat.

Eine weitere tapfere und starke Figur ist Jadwiga Baratowski, die Hauptfigur des Romans *Vineta*. Diesmal sind aber diese Züge als negativ zu betrachten, und zwar nicht

nur, weil sie eine Polin kennzeichnen, die die Deutschen hasst und sie bekämpft, sondern auch, weil ihr ein ‚typisch‘ deutsches Merkmal fehlt, nämlich die Fähigkeit, Gefühle zu empfinden und zu äußern. Einen Beleg dafür findet man schon in ihrer Beschreibung am Romananfang: „Das tiefe Schwarz des Anzuges, der Kreppschleier [...] deuteten auf einen schweren, [...] kürzlich erlittenen Verlust, aber man suchte vergebens eine Spur vergossener Tränen in diesen Augen [...]“ (Werner, 1890d, VIII: 5). Die tatkräftige und selbstbewusste Jadwiga, die ganz anders als die streng erzogenen deutschen Damen ist, wird also als schlaue, gefühllose Frau dargestellt, die sich nur für den Landgewinn des polnischen Volks zum Nachteil des deutschen interessiert und mächtig und furchtlos ist. Die kalte Manipulatorin übt skrupellos ihre Macht aus und misachtet auch die Gefühle ihrer eigenen Söhne, um ihre politischen Ziele zu erreichen. Diejenigen, die in ihrem Umkreis leben, werden von der Polin respektlos für ihre Pläne instrumentalisiert. Werner schildert von den ersten bis zu den letzten Passagen des Textes die geschickte Rechnerin als eine Frau, die das Kommandieren gewohnt ist und wie ein Generalleutnant kühl Befehle und Aufträge erteilt, ohne sich jemandem unterzuordnen. Alle kapitulieren vor ihrem Willen; ihre ungezähmte Energie und Tatkraft werden von allen gefürchtet. Ihre Nichte, die launische und kindische Wanda Morynski, sieht ihr am Anfang ähnlich, dank der Liebe ihres deutsch-polnischen Cousins Waldemar wird sie aber zu einer reifen Frau, die ihren Gefühlen freien Lauf lässt. Die junge Dame erhebt sich nicht nur gegen ihre Familie, sondern sie begibt sich sogar in Gefahr, um ihren Geliebten vor dem sicheren Tod zu bewahren.

Auch der Roman *Ein Held der Feder* bestätigt die Überlegenheit der deutschen weiblichen Figuren. Jane Forest, oder besser gesagt Johanna Förster, ist hier die zielstrebige und energische Protagonistin. Sie ist die Tochter eines Deutschen, der wegen seines Engagements während der Revolution 1848 nach Amerika fliehen musste. Jane, als ein ‚amerikanisiertes‘ – gemeint ist gefühlloses – Mädchen dargestellt, kommt nach dem Tod ihres Vaters nach Deutschland zurück und entdeckt hier ihre wahre Natur, die seit langem versunken war und nur auf die richtige Zeit wartete, um endlich aufzutauchen. Werner beschreibt ihre Hauptfigur schon auf den ersten Seiten des Romans als eine sehr energische junge Frau. Sie ist stolz, hart wie Stein und hat ein großes Vertrauen in sich selbst und in ihre Fähigkeiten. Noch einmal scheint hier die Erziehung eine wichtige Rolle zu spielen, insofern der Roman auch die Unterschiede zwischen der amerikanischen und der deutschen Erziehung thematisiert. So wundert man sich in Deutschland zum Beispiel, dass einer Frau bei schlechtem Wetter auf der Straße nicht geholfen wird oder dass eine junge Dame frech und frei ihre eigene Meinung äußern darf. Die Amerikanerin Jane hingegen ist der Meinung, dass die Deutschen ein zum Handeln unfähiges Völkchen sind und nur ans Poetisieren denken. Hinsichtlich der gegensätzlichen Wahrnehmungen und Haltungen stehen natürlich Veränderungen an.

Auch in diesem Fall verherrlicht Werner Janes Energie und Selbstbewusstsein nicht von Anfang an, denn der Frau fehle „[...] vor allem jener Zug von Weichheit, den ein Frauenantlitz fast niemals ganz, und dann niemals zu seinem Vorteil, entbehrt“ (Werner, 1890a, VI: 7). Die Autorin wartet, bis Jane ihre ‚Bildungsreise‘ unternimmt und

ihre wahre Heimat, ihre ‚echte‘ deutsche Natur entdeckt und würdigt, um sie dann als ein positives Vorbild für ihre Leserschaft auftreten zu lassen. In Deutschland bleibt Jane weiterhin stark und kräftig, aber hier, nachdem sie sich in den deutschen Professor Walther Fernow verliebt hat, lernt sie auch die Sprache der Gefühle kennen. In der Heimat hat sich der Ich-Werdungs-Prozess endlich erfüllt und erst jetzt wird Jane zur vollkommenen Frau.

## 4 Schluss

Versucht man eine Bilanz zu ziehen, so lässt sich festhalten, dass die deutschen, genauso wie die zwar ausländischen, aber schließlich ‚germanisierten‘ und somit ‚rehabilitierten‘ wernerschen Hauptfiguren nicht nur zum Vorbild für das Publikum werden, sondern auch und vielmehr als neues weibliches – allerdings noch in ein enges nationales Gewand gehülltes – Modell gelten. Sie erscheinen sogar fast als Projektion der heutigen Frau. Wir begegnen Frauen auf dem Weg zur Autonomie, die sich von den gesellschaftlichen Konventionen nicht fesseln lassen, die zugleich fähig sind, mit Kraft und Entschlossenheit ihrem ‚Beruf‘ nachzugehen, doch auch mit Liebe Mutter und Ehegattin zu sein. Mit einem Wort, was Frauen heute genau wissen: Ihnen wird nichts erspart, tüchtig müssen sie sein.

## Literaturverzeichnis

### Quellen

- Werner, Elisabeth (1890a): Ein Held der Feder. In: E. Werners gesammelte Romane und Novellen, Bd. 6. Leipzig: Verlag von Ernst Keil's Nachfolger, S. 5–220.
- Werner, Elisabeth (1890b): Gesprengte Fesseln. In: E. Werners gesammelte Romane und Novellen, Bd. 3. Stuttgart, Berlin, Leipzig: Union Deutsche Verlagsgesellschaft, S. 7–280.
- Werner, Elisabeth (1890c): Heimatklang. In: E. Werners gesammelte Romane und Novellen, Bd. 6. Leipzig: Verlag von Ernst Keil's Nachfolger, S. 223–352.
- Werner, Elisabeth (1890d): Vineta. In: E. Werners gesammelte Romane und Novellen, Bd. 8. Leipzig: Verlag von Ernst Keil's Nachfolger.
- Werner, Elisabeth (1912): Wege des Schicksals. 15., Auflage. Stuttgart, Berlin, Leipzig: Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

### Forschungsliteratur:

- Amann, Klaus / Wagner, Karl (1996): Literatur und Nation. Die Gründung des Deutschen Reiches 1871 in der deutschsprachigen Literatur. Wien, Köln, Weimar: Böhlau.
- Atzenhoffer, Régine (2005): *Ecrire l'amour kitsch: Approches narratologiques de l'oeuvre romanesque de Hedwig Courths-Mahler (1867–1950)*. Bern: Peter Lang.

- Auteri, Laura (2011): *Costruzione di identità e di antagonismo nazionale nella letteratura rosa tedesca e francese tra fine Ottocento e inizio Novecento*. In: *InVerbis. Lingue Letterature Culture*, Jg. I, H. 1, S. 79–92.
- Auteri, Laura (2014): *Die deutsche Nation in den Liebesromanen zwischen Reichsgründung und erstem Weltkrieg*. In: *150 Jahre Italien: Themen, Wege, offene Fragen*. Hrsg. v. Florika Griessner u. Adriana Vignazia. Wien: Präsens, S. 270–282.
- Bonter, Urszula (2005): *Der Populärroman in der Nachfolge von E. Marlitt*. Wilhelmine Heimbürg, Valeska Gräfin Bethusy-Huc, Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Brauer, Cornelia (2006): *Eugenie Marlitt – Bürgerliche, Christin, Liberale, Autorin: eine Analyse ihres Werkes im Kontext der „Gartenlaube“ und der Entwicklung des bürgerlichen Realismus*. Leipzig: Edition Marlitt.
- Bürger, Christa (1974): *Zeitgenössische Unterhaltungsliteratur. Historischer Roman, Sachbuch, Eheroman, Jugendroman*. Frankfurt a. M., München, Berlin: Diesterweg.
- Comte, Auguste (1956): *Rede über den Geist des Positivismus*. Übersetzt, eingeleitet und herausgegeben von Iring Fetscher. Hamburg: Felix Meiner Verlag.
- Gruppe, Heidemarie (1976): *Volk zwischen Politik und Idylle in der ‚Gartenlaube‘ 1853–1914*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Koch, Marcus (2003): *Nationale Identität im Prozess nationalstaatlicher Orientierung*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Möhrmann, Renate (1978): *Frauenemanzipation im deutschen Vormärz. Texte und Dokumente*. Stuttgart: Reclam.
- Naumann, Dietrich (1984): *Populäre Literatur und literarisches Leben. Zum Trivialroman des 19. Jahrhunderts*. In: *Geschichte der Literatur. Literatur und Gesellschaft der westlichen Welt, IV, Das bürgerliche Zeitalter 1830–1914*, S. 535–558.
- Nusser, Peter (2000): *Entwurf einer Theorie der Trivial- und Unterhaltungsliteratur*. In: Nusser, Peter (Hrsg.): *Unterhaltung und Aufklärung. Studien zur Theorie, Geschichte und Didaktik der populären Lesestoffe*. Frankfurt a. M.: Peter Lang, S. 13–53.
- Oelinger-Platz, Wiltrud (2000): *Emanzipationsziele in Unterhaltungsliteratur?* Münster: Lit.
- Radeck, Heide, (1967): *Zur Geschichte von Roman und Erzählung in der ‚Gartenlaube‘ (1853–1914). Heroismus und Idylle als Instrument nationaler Ideologie*. Diss. Erlangen.
- Robbert, Sandra (2008): *Die Rolle der Frau im deutschsprachigen Roman um 1900: Spiegel der Gesellschaft oder reine Unterhaltung? Ein Vergleich zwischen dem Spätwerk Fontanes und den Romanen der Volksautorin Hedwig Courths-Mahler*. Saarbrücken: VDM.
- Rybska, Agnieszka (2008): *Die Entstehung und Erwartungen des neuen Lesepublikums im 18.–19. Jahrhundert*. In: *Wissenschaften im Dialog. Studien aus dem Bereich der Germanistik*. Bd 1. Hrsg. v. János-Szatmári Szabolcs, unter Mitarbeit v. Szűcs Judit. Großwardein: Partium-Verlag, S. 199–212.

- Schenda, Rudolf (1976): *Die Lesestoffe der kleinen Leute. Studien zur populären Literatur im 19. und 20. Jahrhundert.* München: Beck.
- Schönberg, Jutta (1986): *Frauenrolle und Roman. Studien zu den Romanen der Eugenie Marlitt.* Frankfurt a. M., Bern, New York: Peter Lang.
- Sprengel, Peter (1998): *Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1870–1900. Von der Reichsgründung bis zur Jahrhundertwende, Bd. I.* München: Beck, S. 202–209.
- Twellmann, Margrit (1976): *Die deutsche Frauenbewegung. Ihre Anfänge und erste Entwicklung 1843–1889.* Kronberg: Athenaeum.
- Wikipedia (o. J.): Elisabeth Bürstenbinder, [http://it.wikipedia.org/wiki/Elisabeth\\_B%C3%BCrstenbinder](http://it.wikipedia.org/wiki/Elisabeth_B%C3%BCrstenbinder) (7.3.2015).
- Letteratura rosa (o. J.). *La biblioteca delle signorine Salani: autori e illustrazioni*, <http://www.letteraturadimenticata.it/biblsign%20SZ.htm> (2.5.2015).
- Wilkending, Gisela (Hrsg.) (2003): *Mädchenliteratur der Kaiserzeit. Zwischen weiblicher Identifizierung und Grenzüberschreitung.* Stuttgart, Weimar: Metzler.
- Zitterer, Marina (1997): *Der Frauenroman bei Fontane, Lewald und Marlitt. Eine Analyse des feministischen Ganzheitskonzepts im humanistischen Sinn.* Klagenfurt: Institut für Interdisziplinäre Forschung und Fortbildung der Universitäten Innsbruck.



---

# Narrative Spannung in kulturhistorischer Schilderung: Der *Robbenfang* (1861) von C. Rußwurm und *Im Schatten des Todes* (1899) von Rudolfs Blaumanis im Vergleich

Ivars Orehovs (Riga)

## **Abstract**

*Carl Rußwurm (1812–1883) verfolgte in seinem Werk Der Robbenfang. Ein kulturhistorisches Bild, das zuerst auf Deutsch im Rigaischen Almanach im Jahre 1861 erschien, ein ethnographisch-kulturgeographisches Ziel. Darüber hinaus ist es ihm auch gelungen, eine (semi-)fiktionale Zuspitzung der Handlung vorzustellen, die parallele narrative Merkmale zur bekannten lettischen Novelle Nāves ēnā (dt. Im Schatten des Todes, 1899) von Rudolfs Blaumanis (1863–1908) aufweist. Das Anliegen des Beitrags ist eine literarisch vergleichende Untersuchung der Erzählspannungsaspekte dieser beiden unterschiedlichen Genres zugehörigen Werke.*

*Carl Rußwurm (1812–1883) writes from an ethnographic and cultural-geographical perspective in his 1861 work Der Robbenfang. Ein kulturhistorisches Bild (eng. The Seals' Hunting. A Culture Historical Image), first published in 1861 in German in the yearbook Rigaischer Almanach. In addition, he also manages to present a semi-fictional escalation of tension in the storyline. One can observe certain parallel narrative features with the well-known Latvian novella Nāves ēnā (eng. In the Shadow of Death, 1899) by Rudolfs Blaumanis (1863–1908). The aim of this article is to compare aspects of the literary narrative tension in these two works, classified as belonging to different genres.*

## **Keywords**

*Kulturhistorische Schilderung, Novelle, narrative Spannung, didaktische Mittel, zentrale Achse  
culture-historical depiction, novella, narrative tension, didactic means, central axis*

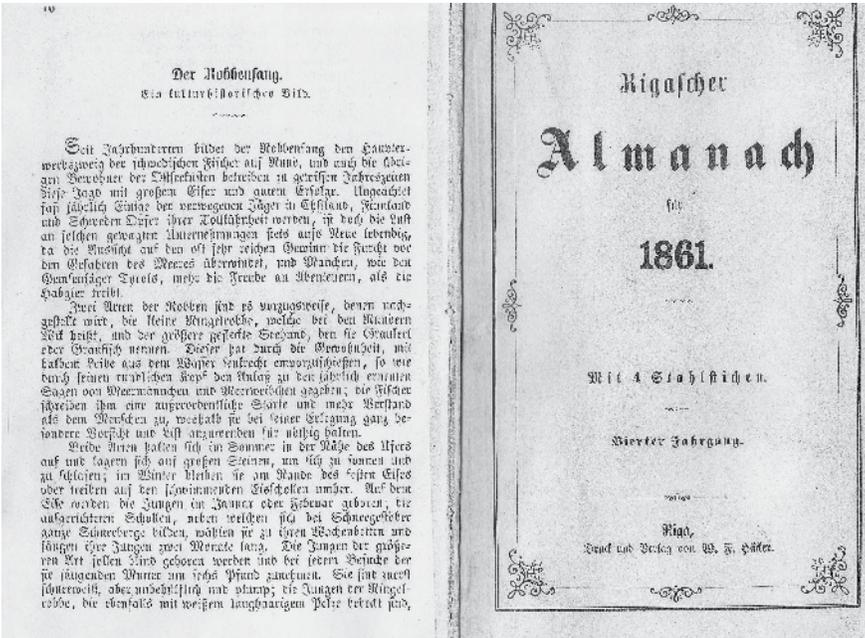


Abb. 1: Das Titelblatt des Jahrbuches *Rigascher Almanach* (1861) und die erste Seite des Werkes von C. Rußwurm *Der Robbenfang. Ein kulturhistorisches Bild*.

## 1 Literatur- und kulturhistorischer Hintergrund zu den beiden Werken

Im Jahre 1861 veröffentlichte der estländische Heimatforscher und Pädagoge Carl Rußwurm auf Deutsch eine landeskundlich-literarische Schilderung unter dem Titel *Der Robbenfang. Ein kulturhistorisches Bild*. Die lettische Übersetzung von Georgs Forstmanis<sup>1</sup> dieser ethnographisch genauen Darstellung der Hauptbeschäftigungen und Bräuche der ehemaligen schwedischen Bevölkerung, die etwa vom 14. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg auf der Ostseeinsel Runö (estn. Ruhnu)<sup>2</sup> und auf anderen estnischen Inseln ansässig gewesen ist, dürfte einen fördernden Einfluss sowohl auf das Selbstbewusstsein der Inselbewohner als auch auf das der Letten ausgeübt haben.

<sup>1</sup> Rusvurms, Karls (1874): Roņu medishana: kulturvehsturigs stahsts, ko is Wahzu raksta *Rigaischer Almanach*, ar viņa isdeweja, W. F. Häcker kunga atwehleschanu pahrtulkoja G. Forstmanis. Jelgava: J. W. Steffenhagen un dehls.

<sup>2</sup> Die Insel liegt nahe dem lettischen Festland, ist aber Teil der Republik Estland.

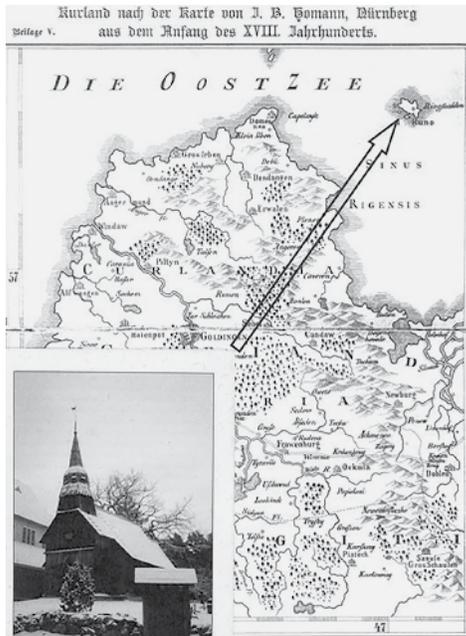


Abb. 2: Die Kirche von Runö (1644) und die Lage der Insel im Rigaer Meerbusen (Quellen: eine Karte von Kurland vom Anfang des 18. Jahrhunderts und ein Infoblatt zur Kirche von Runö).

Der literaturhistorisch erstrangige lettische Schriftsteller Rūdolf Blaumanis, der sich auch durch tiefe Kenntnisse der deutschsprachigen Literatur und Kultur und durch die Veröffentlichung seines ersten eigenen literarischen Werkes auf Deutsch<sup>3</sup> auszeichnet, hat später die berühmte Novelle *Nāves ēnā* (dt. *Im Schatten des Todes*, 1899) auf Lettisch verfasst, in welcher der motivische Hintergrund mit einer dramatischen Zuspitzung der kulturhistorischen Schilderung von Rußwurm, beide Male situiert auf einer Eisscholle, zusammenfällt. Als literarische Anregung zur Entstehung dieser Novelle, die vom Autor selbst ins Deutsche übersetzt und die in einer Reihe mit fünf anderen von ihm übersetzten Novellen im Jahre 1921 auf Deutsch verlegt (vgl. Blaumann, 1921: S. 7–41) worden ist, diente mutmaßlich eine Pressemeldung in der lettischen Zeitung *Mājas viesis* (dt. *Hausgast*), in deren Redaktion Blaumanis arbeitete. Die siebte Zeitschriftennummer des Jahres 1898 beinhaltet eine Nachricht über 240 Fischer aus Viborg, die auf einer vom Sturm weggetriebenen Eisscholle auf dem Finnischen

<sup>3</sup> Die Erzählung *Wiedergefunden. Weihnachtsskizze* in der *Zeitung für Stadt und Land* (Nr. 52, 1882).

Meerbusen trübe Stunden erlebt haben; 40 Fischer seien gerettet worden, das Schicksal der anderen war jedoch bis zum Erscheinen der Ausgabe ungewiss geblieben (vgl. Zälite, 1923). Auch im Text der Novelle findet man einen Hinweis auf die Information aus der Zeitung – seitens der handelnden Personen namens Grünthal und Skrastinsch: „[...] eine ähnliche Geschichte las ich in der Zeitung im vergangenen Jahr aus Arensburg [...]. Hier am kurischen Strande sind ja auch solche Fälle vorgekommen, nur in unserer Gegend hat man so etwas noch nicht erlebt“ (Blaumann, 1921: 12).

Es ist möglich, dass Blaumanis entweder die im Jahre 1861 im *Rigaischen Almanach* auf Deutsch oder die im Jahre 1874 auf Lettisch veröffentlichte kulturhistorische Schilderung von Carl Rußwurm ebenfalls gekannt hat. Eine motivisch und interpretierend vergleichende Analyse dieser zwei literaturhistorisch und kulturgeographisch ähnlichen Texte ist das Ziel dieses Beitrages.

## 2 Thematische Musterung der literarischen Spannungsfelder

Der einführende Teil des Werkes des in Estland beheimateten deutschstämmigen Verfassers Rußwurm stellt ausführlich den schwierigen, nicht selten tragischen Alltag der Robbenfänger vor, ihre Bekleidung und Arbeitsausrüstung sowie zwei Arten der in der Ostsee vorkommenden Robben, die kleine Ringelrobbe und den größeren gefleckten Seehund. Rußwurm weist deutlich darauf hin, dass die gefangenen Robben den Lebensunterhalt der Insulaner bilden, weil das Fleisch „wohlschmeckend ist [...] und Ähnlichkeit mit Hirschfleisch hat“ (Rußwurm, 1861: 19), „der Seehundsmagen zur Verfertigung des Dudelsackes dient [...], die Eingeweide den Schweinen Nahrung gewähren, die Felle [...] zu Schuhen und Kleidern verarbeitet werden“ (Rußwurm, 1861: 20), der Speck aber hauptsächlich „zum Sieden der Seifen und zu anderer Industrie benutzt und gut bezahlt wird“ (Rußwurm, 1861: 20).

Nach dieser landeskundlich charakterisierenden Einleitung folgt eine dramatisierende Steigerung der Darstellung und es entsteht auf Grund des Faktenmaterials der Geschichte eine literarisch entworfene Spannung, allerdings mit einem glücklichen Ende. Es handelt sich dabei um Erlebnisse einer Gruppe Robbenjäger aus dem Kirchspiel Nuckö auf einer Eisscholle im März 1796. Demgegenüber bildet die Gesamtheit des Textes bis zur Entstehung der verhängnisvollen Situation und deren Auflösung danach die Erzählung seitens der Hauptperson – eines scheinbar vom Schicksal gesandten, jungen geschickten Robbenfängers namens Arve Elderbusk – über die eigene Lebensempfindung und die Vergangenheit und Gegenwart der Eilandbewohner. Hier lenkt der Verfasser die Aufmerksamkeit auf die Verflechtung der von ihm selbst in einer anderen Ausgabe (vgl. Rußwurm, 1861) gesammelten Sagen und Legenden von Runö mit der realistischen Darstellung in dieser Schilderung. Damit wird der kulturhistorische Wert der landeskundlich-literarischen Geschichte vervollständigt.

Allerdings bildet sich allmählich eine wahre narrative Spannung im Text dadurch aus, dass am 13. März 1796 „[...] der alte aber noch rüstige Bauer Dükers Matts

(Matthias) mit seinem siebzehnjährigen Sohn Andrus und seinem Nachbarn [...] Christian [...] eine Seehundsjagd unternahm“. Mitgenommen wurden dabei „ein kleiner Holzschlitten“ und ein Hund. Ihnen „schloss sich ein junger Runöer, Arwe (Arwid) Elderbusk, an“ (Rußwurm, 1861: 21) – woraus sich eine Gesamtzahl von vier Robbenjägern mit einem Hund ergibt, verglichen mit 14 Fischern und zwei Pferden in der Novelle von Blaumanis. Die Erzählung von Arwe über die Vergangenheit, über alltägliche und festliche Bräuche wie auch über das handwerkliche Können der Bewohner Runös ist als Unterhaltung zum Zeitvertreib in der Erzählstruktur angelegt, während die Jäger den langen Weg auf dem zugefrorenen Meerbusen zurücklegen und sich bei einer Mahlzeit stärken oder mit den gejagten Robben hantieren. Dieser Textumfang bekleidet etwa zwei Drittel des Gesamttextes und ist im Rahmen des textuell-typologischen Vorhabens seitens des Verfassers oder Verlegers als ethnographisch-kulturhistorischer Teil zu verstehen. Nach dem erfolgreichen Fang mehrerer Robben wird entschieden, dass Christian diese auf Schlitten nach Hause bringen und sich am nächsten Tag wieder der Gruppe anschließen soll. Die Übrigen sollen jedoch den Robbenfang fortsetzen und anschließend auf dem Eis übernachten.

Dann aber, mit dem Wetterumschlag und schicksalhaften Drohungen der Natur, etwa bewölktem Himmel, stürmischem Gegenwind und Schnee, der „den Wanderern die harten Eiskristalle wie Pfeile ins Gesicht schleuderte“ (Rußwurm, 1861: 41), stellt es sich in einer „Viertelstunde“ heraus, dass diese drei Robbenjäger „durch einen breiten Meeresstrom vom Ufer getrennt seien“ (Rußwurm, 1861: 41). Es folgt der Gipfel der narrativen Spannung mit dem Umfang eines Drittels des Gesamttextes. Diesen Teil der kulturhistorischen Schilderung kann man mit den für die Novellengattung charakteristischen Details der inhaltlichen Spannung vergleichen. Situative Parallelen sind in den Werken von Rußwurm und Blaumanis sowohl in der Formulierung eines jeweiligen Gedankenganges mit ähnlichem Inhalt als auch im kompositionell-strukturellen Sinne zu beobachten. So zum Beispiel im Falle der entstandenen Kluft zwischen Eis und Meeresufer – sie ist verbunden mit der Erkenntnis der vermutlich tragischen Folgen des Abtrennens der Eisscholle in der Novelle *Im Schatten des Todes*. Hier erhält die Kluft auch die Bedeutung einer sinnbildlichen ‚Leben-Tod-Grenzscheide‘ mit folgendem vom Erzähler geäußerten Worten: „Sie alle [die Fischer – I. O.] wussten es, dass sie sich mit jedem Augenblick weiter entfernten, nicht bloß vom Ufer des Meeres, sondern auch vom Gestade des Lebens“ (Blaumann, 1921: 10). In der Schilderung *Der Robbenfang* wird die Gefährdung derselben physikalischen Bewegung folgenderweise charakterisiert: „Immer weiter entfernte sich das Eis vom Lande und immer mehr schwand ihre Hoffnung [die der Robbenjäger – I. O.] auf Erhaltung ihres Lebens“ (Rußwurm, 1861: 42). Eine spannungsverstärkende und die Hoffnungslosigkeit vermehrende Einwirkung bildet in beiden Werken auch die Wiedergabe des Anbruchs der Nacht. Der Erzählerkommentar von Rußwurm ist im Kern bedrohlich: „Die Nacht, die besonders unter solchen Umständen keines Menschen Freund ist, brach rasch herein“ (Rußwurm, 1861: 43). Blaumanis entfaltet als treffsicherer Erzähler die Schilderung dieser Naturerscheinung im Hinblick auf die Gemütsverfassung und das Verlangen des menschlichen Wesens:

Und dann wurde es dunkel. Kein Sternlein leuchtete am Himmel, ein scharfer Wind wehte und das Meer heulte und brüllte ringsum. Kein Auge schloß sich. Sie alle starrten in die Finsternis, die sich wie Blei auf die Schultern senkte. [...] Doch während die Nacht mit unendlicher Langsamkeit dahinschwand, wuchs seine [Birkenbaums – I. O.] Verzweiflung von neuem. Das Verlangen, noch zu leben, bäumte sich auf gegen die Vorstellung einer plötzlichen unnatürlichen Vernichtung [...]. (Blaumann, 1921: 23, 26)

Der Morgengrauen reduziert in beiden Werken etwas die Spannung, doch es bestehen dabei konzeptionelle Unterschiede. In der Novelle von Blaumanis herrschte morgens

dasselbe gestrige Bild der Hoffnungslosigkeit: graue Wellen mit weißen Schaumkronen und oben graue Wolken. Das Eisfloß war kleiner und runder geworden, [...]. Die Gesichter der Fischer sahen alle viel älter aus als gestern, und in aller Augen lag jener gequälte Ausdruck, der da entsteht, wenn der Mensch von Geistern heimgesucht wird, [...]. (Blaumann, 1921: 26)

Bei Rußwurm hingegen „erwachte“ der Robbenfänger „Arwe von einem sonderbaren Geräusch, einem Kratzen und Stampfen in der Nähe [...]“, mithin „lebendige Wesen [...]“ (Rußwurm, 1861: 44) ahnend und instinktive Handlungsweise eines Jägers entfesselnd, dazu angelegt, ihn mit dem Speiß in die nötige Richtung zu bewegen. Es stellt sich dann aber heraus, dass die Ursache des Geräusches eine Gruppe Fischer aus Worms<sup>4</sup> war, die ebenfalls auf der Eisscholle übernachtete. Im Rahmen der Konzeption der kulturhistorischen Schilderung von Rußwurm wirkt ein solcher Gedanke hoffnungsbelebend: „Das Unglück verbindet rasch die Unbekanntesten – so verständigten sich die fünf Wormschen Fischer schnell mit dem Ankömmling [...]“ (Rußwurm, 1861: 45); dies geschieht danach auch mit den beiden anderen Kameraden von Arwe.

Thematisch-kompositionelle, die narrative Spannung zuspitzende Parallelen beobachtet man ebenfalls in dem Umstand, dass in der Novelle von Blaumanis

plötzlich ein schmaler, graugrüner Riss sichtbar wurde, [dieser – I. O.] dehnte sich und wuchs und schied die beiden Cubuks, Stuhre und Skapann von den übrigen Gefährten. Von beiden Seiten erschallte Geschrei, die Leute winkten einander mit den Händen zu [...]. Die Entfernung zwischen beiden Eisstücken wuchs geschwind, und schließlich war an ein Hinüberschwimmen von einem zum andern nicht mehr zu denken. (Blaumann, 1921: 18, 19)

Arwe sieht in der Darstellung Rußwurms dagegen „plötzlich“ Andrus „verschwinden, [er – I. O.] eilte rasch ihm nach, aber schon war er durch einen Meeresstrom vom festen Eise getrennt, obgleich er sich mit dem Speiße auf den kleinen Eisschollen über dem Wasser hielt“ (Rußwurm, 1861: 43). Sowohl die von der übrigen Gruppe

<sup>4</sup> Die Insel Vormsi vor der Westküste Estlands.

getrennten Fischer finden sich indes im Abschlussteil der Novelle von Blaumanis auf den zur Rettung erschienenen Booten lebendig ein als auch Arwe, die Hauptfigur der Schilderung von Rußwurm. Er

warf, rasch entschlossen, Flinte, Spieß, Strick und Pelz von sich, stürzte sich hinein in die eisige Flut, hatte bald den ohnmächtig werdenden Freund gepackt und trug ihn schwimmend ans feste Eis. [...] und zog dann, [...], den fast Bewusstlosen aufs Trockne. (Rußwurm, 1861: 43)

In beiden Fällen gibt es somit spannungszuspitzende Fragmente mit sozusagen ‚zeitweilig gelungenen Lösungen‘. Beide Texte durchzieht auch das biblische Opferungsthe-ma. In bedrohlicher Lage und als Manifestation psychologisch-motivierter Überlegungen zwecks des physischen Überlebens ‚riet Arwe‘ zugunsten des entkräfteten Andrus in der Erzählung von Rußwurm ‚den Hund zu schlachten, um durch sein Blut und Fleisch neue Stärkung zu gewinnen‘ (Rußwurm, 1861: 49), obgleich Andrus selbst alle seine Kräfte zusammennahm und von einem solchen Vorhaben Abstand nahm. Textuell entspricht dies den von Grünthal in der Novelle von Blaumanis gesagten Worten: ‚Noch haben wir ja zwei Pferde. In denen ist noch genug warmen Saftes, wenn ihn jemand nötig haben sollte‘ (Blaumann, 1921: 30). In beiden Texten gibt es ebenso im verallgemeinert philosophischen Sinne ein Suchen nach einem ursächlichen Zusammenhang. So kommentiert zum Beispiel im Werk von Rußwurm der Vater Matts das Fallen seines Sohnes ins Wasser und die darauffolgende Rettung als Tatsachenfolge, verbunden mit der rhetorischen Frage: ‚Bald werden wir ja alle drei da liegen, wohin Du eben zu sinken drohdest; das Meer will sein Opfer haben! Hört Ihr die Geister der Tiefe heulen?‘ (Rußwurm, 1861: 43). Der Erzähler in der Novelle von Blaumanis spekuliert demgegenüber darüber, dass in der Nacht die Fischer ‚von Geistern heimgesucht‘ werden, die als Opferung von ihnen das ‚Herzblut‘ beehrten. Dies bildet zu den in der kulturhistorischen Schilderung ausgedrückten Mystifikationen ein intertextuelles Seitenstück.

Im Dienste der kompositionellen Beibehaltung der narrativen Spannung erweist sich in beiden Werken die Darstellung der wechselseitigen Folgerichtigkeit von Hoffnung und Enttäuschung der in Seenot geratenen Männer als besonders relevant: In der Schilderung von Rußwurm wird die Eisscholle an kleineren Inseln vorbeigetrieben. Es werden sogar Menschen gesehen, die entweder aus Sturheit oder aus dem Bewusstsein ihrer Kraftlosigkeit nicht zu Hilfe kommen, bisweilen versuchen sie es auch, jedoch erfolglos. Dem entspricht in der Novelle von Blaumanis das Aufstellen einer Warnflagge mithilfe eines roten Hemdes und das Wachthalten der Männer an jenem Warnsignal, bis dann ‚am Morgen des fünften Tages [...] ein längliches Wölkchen‘ erblickt wird: ‚[...] zuletzt konnte man nicht mehr zweifeln, dass es der Rauch eines vorüberfahrenden Dampfers war‘ (Blaumann, 1921: 37), später aber ‚[...] wurden ihre Blicke immer starrer, immer schauerlicher. Das Wölkchen fing an zu schwinden! Das Dampfschiff näherte sich ihnen nicht, es sah sie nicht oder wollte sie nicht bemerken! Es fuhr an ihnen vorüber!‘ (Blaumann, 1921: 38).

Wie bereits erwähnt, folgt der dramatischen Zuspitzung im *Robbenfang* ein ‚glückliches Ende‘: Nach zwei Tagen der Abenteuer und Erlebnisse erblicken die Robbenjäger am 15. März einen Leuchtturm, topographisch präziser den „Hangöud“ an der Küste des Finnischen Meerbusens. Sie gehen dorthin, dabei noch restliche Hindernisse und Mühen überwindend, gelangen in die Fürsorge der Küstenbewohner und kommen nach sechs Wochen, nach der Wiederaufnahme der Schifffahrtsaison, glücklich zu Hause an (vgl. Rußwurm, 1861: 47–53). Das Durchhalten und die solidarisch koordinierte Handlungsweise der Figuren wird mit folgenden Worten charakterisiert: „[...] doch versprachen sie sich, gemeinschaftlich ihre Kräfte zur Rettung anzubieten, treu sich beizustehen, und bis zum letzten Hauche zusammenzuhalten“ (Rußwurm, 1861: 47).

### 3 Resümee

Zusammenfassend kann man feststellen: Die narrativen Spannungselemente sind in der kulturhistorischen Darstellung *Der Robbenfang* von Carl Rußwurm im Wesentlichen didaktische Mittel, um das ethnographisch und volkskundlich gesättigte Material zu beleben. Demgegenüber ist aber die mit der Dramatik der Novelle *Im Schatten des Todes* von Rüdolfs Blaumanis verbundene narrative Spannung die zentrale Achse, um welche der Autor meisterhaft die in der lettischen Alltagswelt vorkommenden Typen von Leuten versammelt. Dabei vertieft er psychologisch ihre Beweggründe, wobei er auch auf die unterschiedlichen Wahrnehmungen und Voraussetzungen dieser Menschen anspielt. Eben diese machen es schwierig, sich angesichts der Bedingungen einer gemeinsamen existenziellen Gefährdung auf eine übereinstimmende Handlungsweise zu einigen.

### Literaturverzeichnis

- Blaumanis, Rüdolfs (1958): *Nāves ēnā*. In: Ders.: *Kopoti raksti. Trešais sējums*. Rīga: Latvijas Valsts izdevniecība, S. 9–30, 413–415.
- Blaumann, Rudolf (1921): *Im Schatten des Todes*. In: Ders.: *Novellen*. Übersetzt a. d. Lettischen vom Autor. Riga: A. Gulbis Verlag (= Lettische Literatur, Bd. V), S. 7–41.
- Rußwurm, Carl (1861): *Der Robbenfang*. Ein kulturhistorisches Bild. In: *Rigaischer Almanach für 1861*. Jg. 4. Riga: W. F. Hächer, S. 16–53.
- Rusvurms, Karls (1874): *Roņu medishana: kulturvehsturigs stahsts, ko is Wahzu raksta*. *Rigaischer Almanach, ar viņa isdeweja*, W. F. Hächer kunga atwehleschanu pahrtulkoja G. Forstmanis. Jelgava: J. W. Steffenhagen un dehls.
- Rußwurm, Carl (Hrsg.) (1861): *Sagen aus Hapsal, der Wieck, Ösel und Runö*. Gesammelt und eingeleitet von C. Rußwurm, Inspector der Schulen zu Hapsal, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglieder. Reval: Franz Kluge.
- Zālite, Pēteris (1923): *Rūdolfs Blaumanis, viņa darbi un nozīme literatūrā*. Rīga: o. V.

---

Kein Floß der Medusa:  
*Im Schatten des Todes / Nāves ēnā* (1899)  
von Rūdolfs Blaumanis als christlich grundierte  
Gleichniserzählung

Rolf Füllmann (Köln)

**Abstract**

*Die Novelle Im Schatten des Todes (1899) von Rūdolfs Blaumanis ist im Sinne einer wechselnden Optik von einem mehrfachen Schriftsinn durchzogen. Dominierend ist dabei auf der symbolischen Ebene eine christliche Sinngebung, die die Fischer auf dem Eis im Kontext von Jesus und seinen Jüngern darstellt.*

*The novella Im Schatten des Todes / In the Shadow of Death (1899) by Rūdolfs Blaumanis contains various meanings in the sense of changing optics. Christian allegory predominates the work on a symbolic level, drawing parallels between the fishermen on the ice floe and Jesus and his disciples.*

**Keywords**

*gleichnishaftes Erzählen, biblische Bezüge, Aberglaube, Interkulturalität, Baltische Kulturgeschichte, Novelle  
allegorical narration, biblical references, superstition, interculturality, Baltic cultural history, novella*

## 1 Hilfloße Männer auf dem Meer – ein Gemeinplatz der europäischen Kultur

Die in Lettland sogar als Schulstoff allgemein bekannte Novelle *Im Schatten des Todes* von Rūdolfs Blaumanis enthält neben der reinen Handlungsebene auch noch eine religiöse, im Wortsinne evangelische gleichnishafte Sinnenebene, die anhand einer detaillierten Zeichen- und Symbolanalyse im Sinne eines christlichen Existenzialismus herausgearbeitet werden kann.

Die Novelle behandelt eine klassische Extremsituation. Wenn Männer hungernd und hilflos auf einem Floß auf dem Meer treiben, dann ist das eine moralische Bewährungsprobe und eine Grenzerfahrung im Sinne von Karl Jaspers (1973: 204), die oft zu tödlichen Verteilungskämpfen führt. Der in Europa bekannteste Fall einer solchen Extremsituation dürfte das Schicksal der Seeleute der französischen Fregatte ‚Medusa‘ sein. Im Jahre 1816 war sie im südlichen Atlantik vor Afrika gesunken. Nachdem das Schiff auf Grund gelaufen war, befahl der Kapitän den Bau eines Floßes aus Schiffsteilen der Medusa, weil nicht genug Rettungsboote vorhanden waren. Das große Floß, das 8 mal 15 Meter maß, nahm 149 Menschen auf. Auf dem Floß kam es zu kannibalischen Exzessen, so dass am Ende nur noch fünfzehn Personen gerettet werden konnten. Aufgrund eines Erzählberichts von Alexandre Corréard und Jean-Baptiste Henri Savigny schuf der französische Maler Théodore Géricault (1791–1824) das Monumentalgemälde *Le Radeau de la Méduse*, das die unerhörte Begebenheit noch heute für die Besucher des Pariser Louvre festhält.

## 2 *Im Schatten des Todes* von Blaumanis als erzählte Grenzsituation

Während der Augenzeugenbericht über die Schiffbrüchigen der französischen Fregatte „ein verstörendes Dokument über die Brüchigkeit von Humanität, über die Abgründe hinter den in Grenzsituationen zusammenbrechenden Fassaden unserer Zivilisation“ (Wunderlich, 2006; vgl. dazu auch Gowing, 1994: 628–631) ist, schildert Rüdolfs Blaumanis (1863–1908) in seiner Novelle *Im Schatten des Todes* ein geradezu modellhaftes Verhalten intrinsischer Moralität. Auch hier indes zeigt sich eine existenzphilosophische Dimension des Daseins auf einem Totenfloß, die eigentlich nur eine Radikalisierung der anthropologischen Tatsache des menschlichen Seins im Vorlauf auf den Tod ist. Martin Heidegger hat als Todesphilosoph und ‚Meister aus Deutschland‘ diesen Umstand in seinem Hauptwerk *Sein und Zeit* besonders hervorgehoben:

Der Tod ist die *eigenste* Möglichkeit des Daseins. [...] Der Tod gehört nicht indifferent nur dem eigenen Dasein zu, sondern er *beansprucht* dieses als *einzelnes*. Die im Vorlaufen verstandene Unbezüglichkeit des Todes vereinzelt das Dasein auf sich selbst. (Heidegger, 1986: 263)

*Im Schatten des Todes* ist mit seiner Todesverfallenheit eine für Blaumanis eher untypische Männergeschichte. Die Novelle erschien 1899 im Journal *Mājas Viesa Mēnešraksts* (Ziedonis, 1979: 156) und wurde vom Autor rasch ins Deutsche übertragen (Ziedonis, 1979: 159).<sup>1</sup> Blaumanis seinerseits wurde bereits im selben Jahr 1899 in der

<sup>1</sup> Ziedonis verweist auf mehrere Übersetzungen ins Deutsche und Russische (ab 1913). Die Novelle wurde – gleichsam als Schwester des Dramas – auch posthum 1937 in einen Einakter verwandelt (Ziedonis, 1979: 415).

*Illustrierten Weltgeschichte der Literatur* von Johannes Scherr als Novellenautor erwähnt. Zur Literatur der klassischen Moderne um 1900<sup>2</sup> heißt es dort, dass im heutigen Lettland eine „stürmische junge Schule“ versuche, seine „klangreiche Sprache für bedeutende Schöpfungen zu befähigen“ (Scherr, 1899: 445).

### 3 Die Novelle als neueste Nachricht

Der Schreibanlass der Eisnovelle war die Meldung einer schwedischen Zeitung vom 11. Februar 1898, nach der 240 Menschen bei Wyborg auf einer Eisscholle vom Land abgetrieben worden waren von denen nur 40 gerettet werden konnten (vgl. Ziedonis, 1979: 413). Blaumanis reduziert die Anzahl auf vierzehn Männer, welche davon überrascht werden, dass sich das „ungeheure Eisstück“ (Blaumanis, 2014: 5), auf dem sie sich zum Eisfischen aufhalten, bei Tauwetter vom Strand löst. Dies ist ein Vorgang, der bis heute immer wieder an der Ostsee für Nachrichten sorgt. In der Novelle von Blaumanis bestätigt sich somit der schon von Reinhart Meyer (1987) festgestellte Zusammenhang zwischen „Novelle und Journal“ nicht nur durch ihren Erscheinungsort, sondern auch in ihrem Nachrichtenwert.

### 4 Ein homosoziales Experiment im Schatten des Todes

Der Text schildert ein Männerschicksal wie die Versuchsanordnung eines sozialpsychologischen Experiments. Das letztendlich nach einsamen Tagen des bangen Wartens zur Eisscholle auf der Ostsee gelangte rettende Boot ist in der Erzählvariante von Blaumanis zu klein. Es kann nur die aufnehmen, denen ein Los die Rückkehr erlaubt. Für drei dableibende Glücklose bleibt das Ende offen. Die moralische Ungerechtigkeit des Schicksals, auch und gerade für die Gottesfürchtigen, symbolisiert das Glückslos des erwerbsgierigen Salga, des ‚Judas‘ der Gruppe, der selbst an der Todesgrenze auf dem Eis ‚seine‘ Fische noch an die anderen verkaufen wollte.

In dieser eisigen Extremsituation treten demgemäß die Charaktereigenschaften der Figuren in aller Schärfe hervor. Der Text wird so zum homosozialen, ja anthropologischen Modell. Es ist dabei eine bittere Ironie des Schicksals, dass der durch sein Charisma und seine Entschlusskraft die Situation dominierende Anführer Grünthal zu den Übrigbleibenden gehört. Während der ganzen Handlung beruhigt er die anderen, organisiert die Nahrungsaufnahme, indem er Fische verteilt und er lässt ein Notsignal aufstellen. Der Ratgeber Grünthal besiegelt sein eigenes Schicksal im Todesschatten, indem er am Ende das Losverfahren anregt, dem er dann selbst zum Opfer fällt. Die tragische wie thermographische Erzählung über die Letten im Eis hatte übrigens zur

<sup>2</sup> Diese Epoche kann nach ihrem ersten sozialgeschichtlichen Theoretiker Samuel Lublinski (1974) am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts verortet werden.

Folge, dass ihrem Verfasser Blaumanis jener berühmte Pelzmantel gestiftet wurde, der noch heute im Rigaer Blaumanis-Museum in der Alberta iela als eine Art nationale Reliquie aufbewahrt wird (vgl. Ziedonis, 1979: 159).

Der diegetische, fast filmische Handlungsstrang ist die in mehrfacher Hinsicht naturalistische Hauptebene,<sup>3</sup> auf der sich das Geschick der Männer auf dem eben nicht ewigen Eis entspinnt. Die rahmenlose Novellenform und das letztlich offene Ende der Handlung fügen sich gattungsästhetisch in die Moderne des *Fin de Siècle*. Die Novelle galt um 1900 als „diejenige Kunstprosa-Gattung mit der überschaubarsten und am stärksten normierten Tradition“. Und so „gab sie das Feld ab, wo aus dem Aufeinandertreffen von Beharrungsvermögen und Innovationswille eine Vielzahl neuer Formen entstanden“ (Sorg, 2008: 391). Auch die Novelle *Im Schatten des Todes* erweist sich wie andere Gattungsbeispiele als „einsträngig erzählt, transparent durchgeführt und [sie] operiert gerne mit Leitmotiven und Dingsymbolen“ (ebd.).

## 5 Die Novelle unter evangelischem Blickwinkel – eine allegorische Parabel

Die mitmenschliche Aufopferung für andere an der Lebensgrenze jedoch verweist wie das Symbolsystem des Textes über die zeittypische novellistische „Skizze“ (Füllmann, 2010: 71, Bunzel, 2011: 60–61) des Naturalismus hinaus auf eine weitere, eine christlich-evangelische Sinnenebene der Erzählung. Sie ist der Text eines Autors, dessen Herkunftsmilieu durch „unseren Luther“ (Blaumanis, 1921: 87), wie es gleich zu Beginn seiner Novelle *Gewitter* heißt, tief geprägt ist. Nicht grundlos fallen schon „erste Ansätze lettischsprachigen Schrifttums“ mit der sehr frühen Reformation in Riga zusammen. „Mitte der 1520er Jahre entstand auf diese Weise Rigas erste lettische Gemeinde“ (Fülberth, 2014: 68). Zentral bedeutend war des Weiteren für das kulturelle Milieu, in dem Blaumanis sozialisiert wurde, „die auf Anregungen aus Deutschland zurückgehende Herrnhuter Brüdergemeinde [...], die schon im 18. Jahrhundert die ortansässigen Bauern in großer Zahl angezogen und u. a. auch die Schreib- und Lesefähigkeit der bäuerlichen Bevölkerung gefördert hatte“ (Kļaviņš, 2012: 6). So wurde „Livland (auch der estnische Teil) zum Gouvernement mit dem höchsten Bildungsniveau im Russischen Reich“ (Bleiere, 2008: 24). Der Einfluss evangelischer Alltagskultur zeigt sich auch in den *Landvermesserzeiten*, dem ersten modernen lettischen Roman der Gebrüder Kaudzite (1879):

Viele Romanfiguren bedienen sich des frommen Wortschatzes der Herrnhuter und beachten im Allgemeinen, zumindest äußerlich, die formalen Grundsätze der Brüdergemeinde. Ständig werden Bibeltexte zitiert, [...], man spürt die Besessenheit im Streben

<sup>3</sup> „Gegenüber den Mächten der Natur ist der Mensch machtlos. Die Entscheidungen werden an anderer Stelle getroffen.“ (Priedite, 1993: 9)

nach religiöser Auserwähltheit, ja Gottes Name wird sogar beim Alkoholtrinken angerufen. (Kļaviņš, 2012: 11)

Bei dieser kulturellen Prägung der Livländer und Kurländer kann es nicht verwundern, dass unter den sich verloren wählenden Eisfischern in der Blaumanis-Novelle der alte Dauda seine Schicksalsgenossen auf der Scholle zum gemeinsamen Gebet aufruft, ja das Vaterunser im Sinne pietistischer Herzensfrömmigkeit eigenständig variiert. Der gottergebene Greis, der sich später für seinen Sohn opfern wird, regt das Vaterunser der Fischer in der eisigen Todesnot an:

Als das Rot im Westen zu verblassen begann, erhob der alte Dauda feierlich seine Stimme und fragte, ob die Fischer nicht mit ihm zusammen beten wollten? Schweigend blickten die Leute einander an und stellten sich dann um den Greis, welcher in unbeholfener Weise ein langes, herzliches Gebet sprach und zuletzt auf die Knie sank. Die übrigen folgten seinem Beispiel, und dann zitterte es von aller Lippen: ‚Vater unser, der du bist im Himmel...‘ (Blaumanis, 2014: 31)

Es ist nicht allein die religiöse Alltagspraxis, etwa die Tradition des sich Bekreuzigens vor dem Ziehen des Todesloses (vgl. Blaumanis, 2014: 34), die in die novellistische Narration von *Im Schatten des Todes* einfließt. Man kann bei diesem Text durchaus von einem mehrfachen Schriftsinn im Sinne der mittelalterlichen Theologie ausgehen. Das fügt sich zur lettischen Tradition der Herrenhuter, denn im „Pietismus erhält die Schriftauslegung eine betont praktische Funktion“ (RGG 5: 1532). Zentral für das Verständnis der Novelle ist der „allegorische Sinn“ (RGG 5: 1531), mithin die Existenz eines „geistigen Sinns“ (LThK 9: 491) jenseits der Handlungsebene. Gleichnishafte Erzählen, basierend auf den Erzählstrategien der Bibel, hat im Protestantismus eine alte Tradition. Schon Luther hatte „lebenslang [...] die Fabeln Äsops hochgeschätzt“ (Moeller, 1983: 162). Das didaktische parabolische Erzählen spielt jedoch auch im Werk des baltischen Theologen Gotthard Friedrich Ständer (1714–1796) eine prägende Rolle, etwa in seinen *Fabeln und Erzählungen zur Bildung des Witzes und der Sitten der Letten nach ihrer Denkungs- und Mundart abgefasst* (Gotzmann, 2007: 1245). In diese Tradition wuchs Blaumanis schon in seiner Volksschulzeit hinein. Der schwedische Theologe Carl-Martin Edsman umreißt die sinngebende Bedeutung der Gleichniserzählung wie folgt:

Gleichnisse und Parabeln gehören zur allgemeinen und besonders zur religiösen Bildersprache, wo sie sich zur Veranschaulichung der übersinnlichen Wirklichkeit gut eignen. Sie sind deshalb ein natürliches Stilmittel in der volkstümlichen Predigt und Literatur aller Religionen. Gleichnis ist ein erweiterter Vergleich und hat im Unterschied zur Metapher eigenes Leben und eine gewisse Selbständigkeit gewonnen, [...] Gleichnis und Parabel sind durch eine epische Darstellungsweise begünstigt worden. (RGG 2: 1614)

Literarische Fiktion mischt sich hier mit ethischer Sinnstiftung. Bei der philologischen Deutung ist in diesem Kontext dieselbe Methodik anzuwenden wie bei der christlichen Predigt: „Die einzelnen Metaphern sind Zug um Zug zu deuten“ (RGG 2: 1620). Der Gleichnis-Charakter der Novelle von Blaumanis ist schon bei ihren Protagonisten festzustellen. Bereits die Anzahl der Männer auf dem Eis erinnert an Jesus und seine insgesamt dreizehn Apostel<sup>4</sup>, von denen Petrus, Andreas, Jakobus und Johannes ebenfalls Fischer waren. Das in der Novelle auftauchende Element des Verrats an den Schicksalsgenossen, etwa des geldgierigen Salga an den anderen, oder die Tatsache, dass der Mentor Birkenbaum seinen jungen Schützling Karlen letzten Endes auf dem Eis zurücklässt, widersprechen der Apostel-Analogie nicht. Sowohl durch Judas (Mt 26.14–15) als auch durch Petrus (Mt 26.34) wurde Jesus schließlich ebenso verraten. Die nachdrückliche und durchgängige Betonung des Fischerberufs der Novellenprotagonisten, z. B. die Bezeichnung des opferbereiten Anführers Grünthals als „stattliche[r] Fischer“ (Blaumanis, 2014: 29), wirkt angesichts der Tatsache, dass es sich bei den Männern auf dem Eis vom Berufstand her um landständige Kurländer Bauern und ihre Knechte handelt, die nur gelegentlich auf die Scholle und damit auf die Ostsee geraten sind, zunächst merkwürdig. Da heißt es gleich zu Beginn der Erzählung: „Auf dem Eise befanden sich vierzehn Fischer“ (Blaumanis, 2014: 5). Erst die metaphorische Brücke zu den Aposteln als Menschenfischern macht die eigentlich verfehltene Nennung des Berufs nachvollziehbar. Der Fisch ist seinerseits ein frühes, schon vorkonstantinisches Symbol des Christentums (vgl. LCI, 2: 35–42), das in der Bibel bei der *Speisung der Fünftausend* (Mk 6.38) eine zentrale Rolle spielt. Man kann sogar vom Abendmahl in dreierlei Gestalt sprechen, weil der Fisch sich als Abendmahlspeise zumindest in manchen alten Darstellungen Brot und Wein hinzugesellt (LCI, 2: 38). Der Fisch, der auf der Eisscholle als Lebensquell dient, ist ebenso ein etabliertes christliches Symbol wie der Fischerstand:

In der frühen Kirche findet sich das Fischsymbol besonders häufig. [...] Das Auswerfen des Netzes wird von Jesus selbst als Symbol für die Gewinnung von Menschen für den Glauben gesehen. Im Matthäusevangelium beruft Jesus die Brüderpaare Petrus und Andreas, Jakobus und Johannes: ‚Kommt folgt mir nach! Ich werde Euch zu Menschenfischern machen!‘ (Mt 4.19) (Bieger, 2008: 63f.)

Seiner Berufung folgt vor allem der Anführer der Gruppe, der sein Ende selbst besiegelt, indem er als jesuanischer Gesetzgeber das Kreuz für seine Nächsten auf sich nimmt, das durch das todbringende „Kreuzchen“ (Blaumanis, 2014: 34) auf dem Zettel symbolisch verdichtet wird. Der tugendsame Grünthal mit seinem Todeslos ist in seinem sprechenden Namen belegt mit der liturgischen Farbe der Hoffnung, die auch im Volksaberglauben als solche göltig ist (HdA, 2: 1197).

<sup>4</sup> Der Verräter Judas Ischariot wurde mit Hilfe eines Losverfahrens durch Matthias ersetzt (Apostelgeschichte 1.26).

Mit seiner wohlklingenden Stimme und durch sein ruhiges Verhalten beherrschte Grünthal seine Gruppe. Er sprach beinahe ganz allein, erwog die eine und die andere Möglichkeit der Rettung und seine Worte waren voll tröstlicher Zuversicht. (Blaumanis, 2014: 7)

Die Hoffnung, die Grünthal verbreitet, ist im paulinischen Verständnis zusammen mit dem Glauben und der Liebe eine der drei Kardinaltugenden (vgl. RGG, 3, 418). „Sie wird gerade dadurch ausgearbeitet, dass jede weltliche Sicherheit zerschlagen wird“ (ebd.), was die Situation auf dem Eis widerspiegelt. Mit der Hoffnung ist auch die Verheißung der Unsterblichkeit (vgl. LCI, 2: 10) im ‚Schatten des Todes‘ gemeint. Grün ist im dominierenden Luthertum des alten Kurlands und Livlands die Farbe für die „allgemeine Kirchenjahreszeit“ (Biertiz, 1988: 66), die dem Autor Blaumanis in dieser Bedeutung seit seiner Kindheit bekannt gewesen sein dürfte. Der Theologe Eckhard Bieger fasst die symbolische Bedeutung der Farbe Grün wie folgt zusammen:

Diese Farbe steht zwischen dem Rot der Hölle und dem Blau des Himmels. Sie symbolisiert Ausgleich Beschaulichkeit und als Farbe des Frühlings neues Leben. Grün steht auch für das Paradies [...]. Weil die Rettung des Menschen vom Kreuz ausging, malten mittelalterliche Künstler manchmal das Kreuz grün, um es als Lebensbaum darzustellen. (Bieger, 2008: 60f.)

Auch der Verräter Salga, dem seine Silberlinge sogar in der Notlage auf dem Eis wichtiger sind als die Solidarität mit seinen Schicksalsgenossen, wird wie Grünthal mit einer Farbsymbolik belegt; ihm wird in der novellistischen Narration die gelbe Farbe des Neides (vgl. HdA, 2: 1197), einer Hauptsünde nach katholischer Tradition (vgl. KKK, 2003: 2539, 635), zugewiesen:

„Das ist meine Sache, was ich denke,“ entgegnete Salga rau, und sein gelbes Gesicht verzog sich in unzählige Falten und Fältchen, und seine Augen sahen aus wie die eines neidischen Affen. (Blaumanis, 2014: 11)

Die gelbe Farbe ist auch von „böser Vorbedeutung“ (HdA, 3: 580). Neben das Grün der Hoffnung und den gelben Neid als Todsünde tritt als dritte Symbolfarbe in der Novellenkomposition das Rot des Blutes hinzu. Der Bursche Birkenbaum lässt nämlich seinem jungen Schützling Karlen seinen Lebenssaft in einem hochsymbolischen Blutopfer als Getränk zukommen. Neben Grünthal und dem opferbereiten Greis Dauda, der sich am Ende für seinen Sohn opfert, ist der sechzehnjährige Karlen, der Jüngste der Männergruppe, einer derjenigen, die schlussendlich ein wohl tödliches Los erleiden. Der Junge, der sich ausgerechnet den leichtlebigen Birkenbaum zum Mentor wählt, erlebt in den Tagen auf dem Eis eine Art Coming-of-Age-Geschichte, die durch sein wahrscheinliches Ende pervertiert wird. Ihn schmerzt vor allem, dass er das Leben und die Liebe noch nicht erlebt hat, die der ältere Birkenbaum schon ausgiebig

genießen konnte. Birkenbaum nimmt sich den Jungen wortwörtlich und wärmend zur „Brust“ (Blaumanis, 2014: 19), ähnlich wie Jesus seinen Lieblingsjünger beim letzten Abendmahl (Johannes 13, 23). Er opfert für den Jungen selbst seinen Lebenssaft, den er dem Dürstenden als blutiges Getränk zukommen lässt:

„Wenn du es aber nicht mehr aushalten kannst...hör' mal zu ...wenn du es nicht länger ertragen kannst...so...ich...schneid' mich in die Hand.“

Karlen zuckte zusammen, schüttelte sich und warf dann einen verlangenden Blick auf Birkenbaums Hände.

Eine Sekunde später hielt der Bursche seine Linke an des Knaben Munde.

Der Junge ergriff Birkenbaums Hand, versuchte sie wegzustoßen, beruhigte sich und sog...

Dann riß sich der Bursche das Tüchlein vom Halse und umwickelte damit die Hand unterhalb des Daumens. (Blaumanis, 2014: 30)

Das Blut kann natürlich den Durst nicht löschen, was auf eine eher symbolische Bedeutung schließen lässt. Diese ist in der europäischen Kultur durch das christliche Abendmahl determiniert:

Auch wenn Katholiken die Vorstellung vielleicht nicht gefällt, dass sie sich bei der Kommunion [...] das wirkliche Blut Christi einverleiben, so ist ebendies doch ein zentraler Artikel ihres Glaubens. Der Kannibalismus ist ein uraltes Ritual des Menschen. Der Mensch isst das Fleisch eines anderen, um Anteil an der Stärke, der Güte, der Weisheit des ‚Opfers‘ zu erlangen. (Panati, 1998: 169f.)

Das Blutsymbol ist kulturgeschichtlich tief geprägt, denn es „verkörpert [...] schon bei Moses (5. Mose, 12.23; 3. Mose, 17.11) das Lebensprinzip“ (HdA, 1: 1434). Das zwischen Birkenbaum und Karlen ausgetauschte Blut wird im übertragenen Sinne zum „Blut des Bundes“ (Mk 14.34) zwischen dem Jungen und seinem erwachsenen Mentor. Es handelt sich indessen um einen Bund, der im Verrat enden wird, vergleichbar dem des Petrus an Jesus. Sein Leben selbst will der vitale Birkenbaum nämlich bewahren, wenn er letztendlich beschämt ins Rettungsboot einsteigt und den schutzsuchenden Jungen auf der Scholle zurücklässt. Birkenbaum ist ein Lebens- und Überlebenskünstler, wohl einem Bekannten von Blaumanis mit dem Namen Eichenbaums nachgebildet (vgl. Ziedonis, 1979: 414). Die Birke wiederum spendet in Lettland wie im deutschen Aberglauben ihren Lebenssaft in jedem Frühjahr, wenn sie zwecks Weiterverarbeitung angezapft wird: „Das Trinken des Birkensaftes macht gesund und in der Ehe fruchtbar“ (HdA, 1: 1138).

So kann es nicht verwundern, dass der lebensstüchtige Birkenbaum mit seinen „blühenden Wangen“ (Blaumanis, 2014: 9) am Ende zu den Überlebenden zählt, die den „Schatten des Todes“ vorerst überwinden. Dass dieser Sieg als Überleben im rettenden Boot auf den Wellen des Lebens ein vorläufiger ist, ist nichts weniger als ein

existenzielles Faktum des Menschseins, das die gleichnishafte Novelle von Blaumanis über die einzelhafte ‚unerhörte Begebenheit‘ (Goethe) erhebt – hin zu transzendenten wie metaphysischen Diskursebenen. Hinter dem spannungsgeladenen Sensus historicus eines zeitgenössischen Männerschicksals an der Handlungsoberfläche verbirgt sich mithin eine biblische Allegorese.

## Literatur

- HdA 1987 – Bächtold-Stäubli, Hanns (Hrsg.) (1987): Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Berlin, New York: de Gruyter.
- Blaumanis, Rūdolf (2014): Im Schatten des Todes. Hrsg. u. mit einem Nachwort v. Rolf Füllmann. Berlin: hochroth.
- Blaumann, R. [d. i. Rūdolf Blaumanis] (1921): Novellen [= Lettische Literatur Bd. V]. Riga: A. Gulbis Verlag.
- Bleiere, Daina / Butulis, Ilgvars / Feldmanis, Inesis / Stranga, Aivars/ Zunda, Antonijs (o. J. [2008]): Geschichte Lettlands: 20. Jahrhundert. Riga: Jumava.
- Bieger, Eckhard (2008): Bilderlexikon der christlichen Symbole. Leipzig: St. Benno-Verlag.
- Bunzel, Wolfgang (2011): Einführung in die die Literatur des Naturalismus. Darmstadt: WBG.
- Fülberth, Andreas (2014): Riga. Kleine Geschichte der Stadt. Köln, Weimar, Wien: Böhlau.
- Füllmann, Rolf (2010): Einführung in die Novelle. Darmstadt: WBG.
- Gottzmann, Carola L. / Hörner, Petra (2007): Lexikon der deutschsprachigen Literatur des Baltikums und St. Petersburgs. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Berlin, New York: de Gruyter.
- Gowing, Lawrence (1994): Die Gemäldesammlung des Louvre. Mit einer Einleitung von Michel Laclotte. Köln: DuMont Buchverlag.
- Heidegger, Martin (1986): Sein und Zeit. Tübingen: Niemeyer.
- Jaspers, Karl (1973 [1932]): Philosophie. Bd. I: Philosophische Weltorientierung; Bd. II: Existenzerhellung; Bd. III: Metaphysik. München, Zürich: Springer.
- KKK 2003 – Katechismus der katholischen Kirche. Neuübersetzung aufgrund der Editio typica latina (2003). München: Oldenbourg.
- Kļaviņš, Kaspars (2012): Vorwort. In: Landvermesserzeiten, Roman v. Reinis Kaudzīte u. Mātišs Kaudzīte, aus dem Lettischen übersetzt v. Valdis Bisenieks. Salzburg: Verlag Kaspars Kļaviņš, S. 3–27.
- LCI 1994 – Braunfels, Wolfgang (Hrsg.) (1994): Lexikon der christlichen Ikonographie. Begründet von Engelbert Kirschbaum, 8 Bde., 2, Freiburg im Breisgau: Herder.
- LThK 1957 – Höfer, Josef / Rahner, Karl (Hrsg.) (1957): Lexikon für Theologie und Kirche. 2. Aufl., 10 Bde.
- Lublinski, Samuel (1974): Die Bilanz der Moderne. Berlin 1904. Nachdruck: Tübingen: Niemeyer.

- Meyer, Reinhart (1987): *Novelle und Journal*, 2. Bd. Wiesbaden: Franz Steiner.
- Moeller, Bernd (1983): Vorwort zu ‚Etlche Fabeln aus Äsop‘. In: Martin Luther: *Ausgewählte Schriften*. Bd. 5, Hrsg. v. Karin Bornkamm u. Gerhard Ebeling. Frankfurt a. M.: Insel, S. 162.
- Panati, Charles (1998): *Populäres Lexikon religiöser Bräuche und Gegenstände*. Frankfurt a. M.: Eichborn.
- Priedite, Aija (1993): Rudolfs Blaumanis. In: *Baltica. Die Vierteljahresschrift für Baltische Kultur*, H. 2 (Juni), S. 2–18.
- RGG 1986 – Galling, Kurt (Hrsg.) (1986): *Die Religion in Geschichte und Gegenwart – Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft*, 3. Aufl., 6 Bde. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Scherr, Johannes (1899): *Illustrierte Geschichte der Weltliteratur*. 2. Bd. Stuttgart: Franckh'sche Verlagsbuchhandlung.
- Sorg, Reto (2008): Kurze Prosa. In: *Handbuch Fin de Siècle*. Hrsg. v. Sabine Haupt u. Stefan Bodo Würffel. Stuttgart: Kröner, S. 369–414.
- Stuttgarter Erklärungsbibel (1999): *Lutherbibel mit Erklärungen*. Stuttgart: Deutsche Bibelgesellschaft.
- Wunderlich, Dieter (2006): Alexandre Corréard und Jean-Baptiste Henri Savigny: Der Schiffbruch der Fregatte Medusa, [www.dieterwunderlich.de/Correard\\_Savigny\\_medusa.htm#com](http://www.dieterwunderlich.de/Correard_Savigny_medusa.htm#com) (18.5.2016).
- Ziedonis, Arvids (1979): *A study of Rüdolfs Blaumanis*. Hamburg: Helmut Buske-Verlag.

---

## LITERATUR DES 20. UND 21. JAHRHUNDERTS

---

### Der Alte und die Jungen. Stefan George und der deutschbaltische Symbolismus

Jutta Schloon (Bergen)

#### **Abstract**

*Dieser Beitrag untersucht die Bedeutung Stefan Georges für den deutschbaltischen Symbolismus. Ausgangspunkt ist Gero von Wilperts These, Stefan George sei das wichtigste Vorbild für die so genannten Jungen Balten gewesen. Dies wird anhand von programmatischen Texten, autobiografischen Rezeptionszeugnissen und Gedichten überprüft. Zunächst werden die Arbeiten von Bruno Goetz analysiert, dem eine Schlüsselrolle bei der Vermarktung der neuen baltischen Lyrik zukommt. Danach werden zwei Fallbeispiele zur George-Rezeption der Jungen Balten präsentiert: Johannes von Guenther und Otto von Taube. Die Analyse zeigt, dass die Rolle intellektueller Netzwerke bislang nicht genügend berücksichtigt ist und Wilperts These in mehrfacher Hinsicht differenziert werden muss.*

*This paper studies Stefan George's significance for Baltic-German symbolism. The starting point is Gero von Wilpert's hypothesis that Stefan George was the most important model for the so-called Young Baltics. This will be examined on the basis of programmatic texts, autobiographic material and poems. The first part analyses the works of Bruno Goetz, who played a key role in the marketing of the new Baltic poetry. The second part presents two case studies of George's reception: Johannes von Guenther and Otto von Taube. The analysis shows that the role of intellectual networks needs to be emphasized, and that Wilpert's characterization must be differentiated in several respects.*

#### **Keywords**

*Deutschbaltische Literaturgeschichte, Deutschbaltische Dichtung, Symbolismus, Junge Balten, George-Rezeption, Stefan George, Bruno Goetz, Kurt Bertels, Johannes von Guenther, Otto von Taube  
history of Baltic-German literature, Baltic-German poetry, symbolism, Young Baltics, reception of the works of Stefan George, Stefan George, Bruno Goetz, Kurt Bertels, Johannes von Guenther, Otto von Taube*

## 1 Einführung

Was hat Stefan George mit der deutschbaltischen Dichtung zu tun? Auffallend häufig stolpert man in Literaturgeschichten und Überblicksdarstellungen zur deutschbaltischen Lyrik um die Jahrhundertwende über den Namen Stefan George (Behrsing, 1928: 118f., 126, 129; Wilpert, 2005: 211; Lukas, 2006a: 163, 165, 171, 174, 502; Lukas, 2006b: 79). Zu Beginn des 20. Jahrhunderts tritt eine Generation von Lyrikern hervor, die unter dem Namen Junge Balten in die Literaturgeschichte eingegangen sind. Die Jungen Balten gelten als Erneuerer und Modernisierer der deutschbaltischen Lyrik im Zeichen des Symbolismus. Die meisten von ihnen wurden Mitte der 1880er Jahre geboren, wurden kurz nach der Jahrhundertwende literarisch aktiv und prägten zwischen etwa 1905 und 1920 das deutschbaltische literarische Feld. Für diese junge Generation soll vor allem ein Vertreter der älteren Generation Vorbild gewesen sein: Stefan George, geboren 1868. Gero von Wilpert schreibt in seiner *Deutschbaltischen Literaturgeschichte* von 2005:

Sucht man nach Vorbildern in der binnendeutschen Lyrik, so steht dort in dieser Zeit Stefan George an erster Stelle. Es scheint, daß seine aristokratische Haltung und das Distanzierte seiner Sprachgestaltung und Bildwahl baltischer Mentalität näherstanden als etwa der Sprachfluß Rilkes, dessen Slawophilie seinem Einfluß abträglich gewesen sein mag. (Wilpert, 2005: 211)

Diese These soll im Folgenden überprüft werden: Lässt sich tatsächlich eine Rezeption Stefan Georges unter den Jungen Balten nachweisen? Wilpert begründet die Vorbildfunktion Georges spekulativ mit einer Mentalitätsverwandtschaft. Inwieweit stimmt diese Wertung?

Mein Beitrag zielt darauf ab, Wilperths These zu differenzieren und damit neue Perspektiven auf die bislang kaum erforschte George-Rezeption in der deutschbaltischen Lyrik zu eröffnen.

Neben Wilperths Literaturgeschichte finden sich diesbezüglich lediglich einige Hinweise in Liina Lukas' Arbeiten zum deutschbaltischen Literaturfeld um die Jahrhundertwende (Lukas, 2006a; Lukas, 2006b) sowie ein knapper Exkurs zur poetischen George-Rezeption im *Stefan-George-Handbuch* (Aurnhammer, 2012: 844f.).

Der vorliegende Artikel hat zwei Teile: Im ersten Teil werde ich zwei Arbeiten von Bruno Goetz vorstellen, dem eine Schlüsselrolle bei der Vermarktung der neuen baltischen Lyrik zukommt. Dies sind zum einen die Anthologie *Die jungen Balten* von 1916 – das prägnanteste Manifest der neuen Dichtergeneration – sowie ein Artikel über *Neue baltische Lyrik* von 1913. Im zweiten Teil dieses Beitrags werde ich eine mögliche George-Rezeption anhand von zwei Fallstudien zu deutschbaltischen Dichtern stichprobenartig untersuchen. Zum Schluss werden die Ergebnisse thesenartig zusammengefasst.

## 2 Bruno Goetz: *Die jungen Balten* (1916) und *Neue baltische Lyrik* (1913)

Wer sind nun die Jungen Balten? Die Bezeichnung stammt aus dem Titel der gleichnamigen Anthologie, die der deutschbaltische Schriftsteller und Publizist Bruno Goetz 1916 veröffentlicht hat (Goetz, 1916). Soweit ich sehe, sind die Jungen Balten tatsächlich eine publizistische Schöpfung von Bruno Goetz: Unter dem werbewirksamen Label ‚Die jungen Balten‘ subsumierte er eine Reihe von Schriftstellern, die bis dahin nicht als Dichtergruppe existiert hatten. Er stellte die jungen baltischen Dichter in eine assoziative Traditionsreihe mit anderen ‚jungen‘ Dichterbewegungen wie dem Jungen Deutschland, dem Jungen Wien oder auch dem Jungen Estland (Noor-Eesti, vgl. Lukas, 2006a: 163). Während beispielsweise das Junge Wien tatsächlich eine miteinander örtlich und gedanklich im engsten Austausch arbeitende Dichtergruppe war, standen die Jungen Balten nur vereinzelt in mehr oder weniger intensivem Kontakt zueinander.<sup>1</sup> In jedem Fall waren die Jungen Balten eine im Vergleich zur binnendeutschen Literatur um etwa 15 bis 20 Jahre verspätete Avantgarde.

Welche Dichter führte Goetz unter dem Titel „Die jungen Balten“ auf? Seine Anthologie enthält 118 Gedichte von zwölf Dichterinnen und Dichtern: Herbert von Hoerner, Elfriede Skalberg, Otto von Schilling, Kurt Bertels, Guido Hermann Eckardt, Siegfried von Vegesack, Paul Graf Keyserlingk, Gustav Specht, Johannes von Guenther, Hellmuth Krüger, Bruno Goetz und Otto Freiherr von Taube.<sup>2</sup> Bruno Goetz stellte die Gedichte größtenteils aus Zeitungen und Zeitschriften zusammen; lediglich Kurt Bertels, Otto von Taube und Johannes von Guenther hatten zu diesem Zeitpunkt bereits selbstständige Lyrik-Veröffentlichungen vorzuweisen.

Im Vorwort zu seiner Anthologie zieht Bruno Goetz eine strikte Trennlinie zwischen älterer und neuerer deutschbaltischer Lyrik: „Die jungen baltischen Dichter fußen also nicht eigentlich auf der älteren baltischen Dichtung. [...] Ihre geistige Heimat ist Deutschland“ (Goetz, 1916: X). Den größten Unterschied zwischen den älteren und den jüngeren deutschbaltischen Dichtern sieht Goetz in ihrer „grundsätzlichen Einstellung zum Wort“ und bezieht die neuere baltische Lyrik auf eine anti-mimetische, symbolistische Poetik: „Die berühmte ‚Nachahmung der Natur‘, auch die idealisierende, schönfärbende Nachahmung, verbietet sich von selbst: Form, Wort, Bild, Dinge werden zum symbolisch-mythischen Ausdruck der seelischen Erschütterungen des Dichters“ (Goetz, 1916: XVIII). Hier kommt nun Stefan George ins Spiel. Während die

<sup>1</sup> Einige der als ‚Junge Balten‘ verkauften Dichter kannten sich tatsächlich und standen in regem Austausch miteinander, etwa Johannes von Guenther und Herbert von Hoerner (Klassenkameraden aus Mitau [Jelgava]; vgl. Guenther, 1969: 38). Guenther kannte auch Bruno Goetz; Goetz wiederum gehörte zum Kreis um Elfriede Skalberg und Paul Schieffmann (Guenther, 1969: 309).

<sup>2</sup> Zahlenmäßig am stärksten vertreten sind Gustav Specht mit 18 Gedichten und Elfriede Skalberg mit 16 Gedichten.

älteren baltischen Dichter laut Goetz unter dem Einfluss von Heine, Lenau und Geibel gestanden hätten, orientierten sich die neueren an anderen Vorbildern. Die „geistigen Ahnherrn“ der neuen baltischen Dichter sind laut Goetz „vor allem Hölderlin, dann Novalis, Brentano, Arnim, Jean Paul, Platen und von den Neueren Liliencron, George und Mombert“ (Goetz, 1916: XIX).

Diese Namensliste von Vorbildern wirft ein relativierendes Licht auf die anfangs genannte These Wilperts, Stefan George habe als Vorbild für die deutschbaltische Lyrik dieser Zeit „an erster Stelle“ gestanden. In Goetz' Vorwort zum wichtigsten Manifest der Jungen Balten ist George jedenfalls nur einer von vielen, ja steht sogar gleichberechtigt neben heute als eher zweitrangig eingeschätzten Dichtern wie Detlev Liliencron und Alfred Mombert.

Ein Seitenblick auf einen früheren Artikel von Bruno Goetz über *Neue baltische Lyrik*, der 1913 in der *Deutschen Monatsschrift für Russland* erschien, zeigt allerdings noch einen ausgeprägteren Bezug zu Stefan George: Sowohl in Goetz' poetologischen Überlegungen über das Primat der Form in der Lyrik, die er mit einem George-Zitat beglaubigt (Goetz, 1913: 167), als auch in einem von Gustav Specht verfassten Dichtergedicht auf Dante und George ist Stefan George in diesem Artikel präsent (Goetz, 1913: 255). Goetz vertritt in diesem Artikel ein gleichermaßen emphatisches wie elitäres Kunstverständnis. Stefan George ist einer von vier Dichtern, die Goetz als repräsentativ für seine Zeit ansieht – neben Hugo von Hofmannsthal, Alfred Mombert und Detlev Liliencron (Goetz, 1913: 167f.).

Als Zwischenergebnis lässt sich also festhalten, dass Bruno Goetz in beiden Veröffentlichungen Stefan George zu den Vorbildern der Jungen Balten rechnet. Während George im Artikel von 1913 recht prominent figuriert, erscheint er im Vorwort der Anthologie von 1916 jedoch nur noch als ein Glied einer längeren Reihe von „geistigen Ahnherrn“ (Goetz, 1916: XIX).

### 3 Fallstudien zur George-Rezeption in der deutschbaltischen Dichtung

Nach dieser kurzen Sichtung von Bruno Goetz' Publizistik soll nun in einem zweiten Schritt die George-Rezeption der Jungen Balten untersucht werden. Dabei verfolge ich folgende Leitfragen: In welchen literarischen Milieus verkehrten die deutschbaltischen Dichter und welchen Netzwerken gehörten sie an? Auf welche Weise rezipierten sie Georges Dichtung? Lassen sich in den Gedichten deutschbaltischer Dichter Spuren einer produktiven George-Rezeption nachweisen?

Der heterogene Inhalt der Anthologie *Die jungen Balten* kann im Rahmen dieses Beitrags nicht vollständig gewürdigt werden – nur so viel: Nicht alle hier enthaltenen Gedichte werden dem Anspruch auf hohe Formkunst und Innovation gerecht, den Goetz im Vorwort erhebt. In den meisten Gedichten der Anthologie lassen sich zwar keinerlei Bezüge auf Stefan Georges Dichtung erkennen. Gero von Wilpert meinte jedoch,

in den Gedichten von Kurt Bertels, der zu den Pionieren der modernen baltischen Lyrik zählt (Goetz, 1916: XIX), „gelegentliche [...] Anklänge [...] an Stefan George“ wahrzunehmen (Wilpert, 2005: 212). Auch in Bruno Goetz' Lyrik sieht Wilpert „das Vorbild Georges durchscheinen“ (Wilpert, 2005: 214). Diesen Hinweisen folgt Achim Aurnhammer, der einschränkend formuliert: „Allerdings zeigt sich Stefan Georges Einfluss bei den ‚Jungen Balten‘ [...] in sehr vermittelten Formen der Nachahmung: starkes Formbewusstsein, erlesene Lexik, Vorliebe für Synästhesien und Zwischentöne, Vermeidung äußerlicher Realien – das sind Charakteristika von Stefan Georges Lyrik, die auch bei Kurt Bertels [...] oder Bruno Goetz [...] begegnen“ (Aurnhammer, 2012: 844f.) In Bertels' Werk ist eine konkrete George-Rezeption jedoch nur schwer nachzuweisen, da sich aufgrund seines frühen Todes 1910 keine Rezeptionszeugnisse oder weiteren Schriften erhalten haben. Bertels' Schwiegermutter und sein Schwager waren allerdings seit etwa 1904 mit Karl Wolfskehl befreundet (Blasberg, 1993: 443). Wolfskehls Salon in München war eines der wichtigsten Zentren des George-Kreises. Man kann also vermuten, dass Bertels über diese persönlichen Verbindungen mit Georges Dichtung vertraut gewesen ist. Auch Bruno Goetz war mit Karl Wolfskehl befreundet. Für Goetz spielte George nachweislich eine Rolle als intellektueller Referenzpunkt (vgl. Sombart, 1994: 161): Gegenüber Arthur Behrsing gab er an, als Dichter habe er „Goethe, Nietzsche, Hölderlin, Platen, Stefan George und Walt Whitman [die entscheidenden Anregungen]“ zu verdanken (Behrsing, 1928: 118). Goetz' kulturkritische Abhandlung *Neuer Adel* (1930) bezieht sich schon im Titel auf ein Gedicht aus Georges *Der Stern des Bundes* (1914). Allerdings finden sich in Goetz' Lyrik, ähnlich wie bei Bertels, keine konkreten intertextuellen Verweise auf George. Insofern verbleibt die Analyse der produktiven George-Rezeption sowohl bei Bertels als auch bei Goetz vorerst im Bereich der Vermutungen.

Im Folgenden sollen deshalb zwei Fallbeispiele präsentiert werden, die sich auf handfestere Rezeptionszeugnisse stützen können und die geeignet sind, die George-Rezeption der Jungen Balten schlaglichtartig zu beleuchten: Johannes von Guenther und Otto von Taube.

### 3.1 Fallstudie 1: George-Rezeption bei Johannes von Guenther

Johannes von Guenther's zentrale Rolle für die George-Rezeption in der deutschbaltischen Literatur ist meines Wissens bislang noch nicht wissenschaftlich aufgearbeitet worden.<sup>3</sup> Die folgenden Ausführungen stellen einen ersten Versuch dar, dieses Desiderat einzulösen.

Der in Mitau (Jelgava) geborene Johannes von Guenther (1886–1973) lebte überwiegend in Deutschland, jedoch teilweise auch in Kurland und St. Petersburg. In seiner

<sup>3</sup> Bei Aurnhammer (2012) fehlt Guenther ganz, da Aurnhammer sich ausschließlich auf die Anthologie *Die jungen Balten* stützt, in dem Guenther's einschlägige von George inspirierte Gedichte nicht enthalten sind.

Autobiografie *Ein Leben im Ostwind* bezeichnete er sich selbst treffend als „homme de lettres“ (Guenther, 1969: 231). Er war Lyriker, Romanschriftsteller und Übersetzer aus dem Russischen. Guenther verfügte über beeindruckende intellektuelle Netzwerke, fühlte sich sowohl im deutschen (München) als auch im russischen (St. Petersburger) literarischen Milieu zuhause. Er war mit fast allen wichtigen Persönlichkeiten des literarischen Lebens seiner Zeit bekannt oder befreundet: In Deutschland mit Richard Dehmel, Hugo von Hofmannsthal, Rudolf Alexander Schröder und deutschbaltischen Dichtern wie Bruno Goetz und Herbert von Hoerner. In Petersburg fand er Zugang zum Kreis der Symbolisten um Wjatscheslaw Iwanow und war mit dem Dichter Alexander Block befreundet (Guenther, 1969: 110, 120). Vor allem aber stand sein frühes Werk ganz im Banne Stefan Georges.

Wie er in seinen Erinnerungen schreibt, fiel ihm im Jahre 1903 „der zweite Auswahlband der ‚Blätter für die Kunst‘ in die Hände“, der ihn „gleich mit lebhafter Abneigung gegen Stefan George und die Seinigen erfüllte. Ja, ich fühlte mich bemüßigt, nach Absolvierung der Schule einen großen Aufsatz wider Stefan George zu schreiben“ (Guenther, 1969: 51f.). Dieser Aufsatz wurde jedoch nie veröffentlicht. Erst durch die Vermittlung von Theodor Lessing und Franz Hessel gewann Guenther ein positiveres Bild von George (Guenther, 1969: 69f., 80f.), v. a. zeigte er sich beeindruckt von der George’schen Art der Gedichtrezitation (Guenther, 1969: 82). Guenther’s Abneigung schlug nun in glühende Verehrung um (Guenther, 1969: 80f.). In den folgenden Jahren wurde Guenther zum unermüdlichen Vermittler Georges in Deutschland, Russland und im Baltikum.

Stefan George hat Johannes von Guenther in mehrfacher Hinsicht beschäftigt: Nicht nur prägte Georges Stil Guenther’s eigene Lyrik, sondern Guenther schrieb auch die erste auf Russisch erschienene Monografie über den Dichter George sowie zahllose Artikel; auch hielt er Vorträge über George. George war für Guenther ein Leitstern, und er versäumte es nie, George seinen Freunden und Bekannten näherzubringen, wenn diese ihn noch nicht kannten (vgl. Guenther, 1969: 112). Nach eigener Aussage gelang es Guenther, über seinen lettischen Schüler Woldemar Damberg sogar „George in das lettische Geistesleben einzuführen. Auf ähnliche Weise konnte ich George auch der estnischen Presse vorstellen, ebenfalls ohne ein Wort estnisch zu sprechen“ (Guenther, 1969: 144; vgl. Lukas, 2006b: 79).

Wie steht es nun mit Guenther’s Lyrik? Guenther gibt in seiner Autobiografie zu, seine frühen Verse hätten „[ge]georgelt“ (Guenther, 1969: 87, 145). Sein frühester Gedichtband *Schatten und Helle* von 1905 war mir leider nicht zugänglich.<sup>4</sup> Aber zumindest in seinem zweiten Gedichtband *Fahrt nach Thule* (1916), in dem Gedichte aus den Jahren 1906 bis 1914 versammelt sind, „georgelt“ es gewaltig. Nicht nur verwendet Guenther in diesem Gedichtband viele typische George-Vokabeln wie „wallen“, „Graun“, „los“ oder „indes“ – es findet sich unter diesen Gedichten sogar ein Sonett mit expliziten intertextuellen Bezügen zu George:

<sup>4</sup> Leider war dieser Gedichtband in keinem mir oder der Universitätsbibliothek Bergen zugänglichen Bibliotheks- oder Antiquariatskatalog verzeichnet.

V.

Ich sprach von einem Dichter streng und gross,  
 Von einem Turm, das neue Land zu schauen  
 Weit hinter ‚Traum und Tod‘ im klaren, blauen  
 Gewölb des Himmels über jedem Los.

Du hörtest still und deine grossen grauen  
 Augen errieten viel und sagten nichts:  
 Den Schiffer sahen sie im Meer des Lichts  
 Mit seinem kühnen gläubigen [sic!] Vertrauen.

Erst als ich sprach vom Wunder: Maximin, –  
 Und Gott der dunklen Stimme Ton verliehn  
 Und Farbe – glänzten auf die grauen Lichter,

Indes der Abend bronzen uns beschien,  
 Und glühend sprachst du: nun erkenn ich ihn,  
 An Qual und Sieg erkenn ich so den Dichter.

(Guenther, 1916: 43)

Das Sonett zeigt das lyrische Ich in einem didaktisch-pädagogischen Gespräch mit einem Du, das heißt in einer Vermittlerrolle. Der „Dichter streng und gross“ (V. 1), über den das lyrische Ich spricht, ist durch die Anspielungen auf Georges Gedichtband *Der Teppich des Lebens samt den Liedern von Traum und Tod* (1900) und auf Georges Kunstgott ‚Maximin‘ aus *Der Siebente Ring* (1907) für den Eingeweihten als Stefan George zu erkennen. Das Gedicht beschreibt einen hermeneutischen Vorgang, der von der erratenden Ahnung hin zu einem erkennenden Verstehen führt. Durch die religiösen Untertöne rückt das Geschehen in die Nähe eines Erweckungserlebnisses (göttlich inspirierte Rede des lyrischen Ichs, V. 10; Gegenstand der Rede ist ein übernatürliches Geschehen, ein „Wunder“, V. 9). Die Inspiration des Sprechers springt am Ende auch auf den Zuhörer über, was durch Ausdrücke wie „glänzen“ (V. 11) und „glühen“ (V. 13) unterstrichen wird. Guenther's Sonett zeugt von Ehrfurcht, Würdigung und Hochschätzung Stefan Georges und spiegelt vermutlich autobiografisch erlebte Vermittlungssituationen wider, in denen Guenther seine Freunde von George überzeugen wollte (vgl. Guenther, 1969: 112, 195f.). Formal zeigt sich die Nähe zu Georges Lyrik in der Wahl des von George bevorzugten Versmaßes, nämlich des jambischen Fünfhebers, und in der Verwendung der Temporalkonjunktion „indes“ am Versanfang des zweiten Terzetts.

Auf Johannes von Guenther trifft Wilperts These also zu: George stand für ihn an erster Stelle, jedenfalls am Anfang seiner Karriere als Lyriker – später findet er seinen eigenen Ton und wird zumindest in der eigenen lyrischen Produktion unabhängiger von George.

### 3.2 Fallstudie 2: George-Rezeption bei Otto von Taube

Otto von Taube ist vielleicht der heute noch bekannteste unter den deutschbaltischen Dichtern der Moderne. Geboren 1879 in Reval (Tallinn), lebte Taube seit 1892 bis zu seinem Tode 1973 in Deutschland. Vermutlich kam er über das Münchner Milieu um Karl Wolfskehl in Berührung mit dem George-Kreis, ohne jedoch George jemals persönlich kennenzulernen (Taube, 1969: 311).

Otto von Taubes Verhältnis zu Stefan George schwankte zwischen Ablehnung und Faszination. Ähnlich wie Johannes von Guenther fand Taube an Georges Versen zunächst keinen Gefallen (Rosteck, 1996: 102). Taubes Einschätzung änderte sich radikal, als er 1904 Georges *Das Jahr der Seele* (1897) rezipierte. Begeistert von diesem Werk las Taube sich, wie sein Biograf Manfred Rosteck es formuliert hat, „wie im Rausch durch alle bis dahin von George veröffentlichten Gedichtbände hindurch“ (Rosteck, 1996: 104). Eine Zeitlang verehrte Taube Stefan George, wie er in seinen Erinnerungen *Stationen auf dem Wege* berichtet: „[Stefan George] galt mir groß als Dichter, als Künstler – nicht als Menschenvorbild; ich hatte seinem Werke Freude, Erhebung, Schulung, Zucht zu danken“ (Taube, 1969: 310). Allerdings bewahrte Taube trotz aller Verehrung kritische Distanz: Nicht nur lehnte er den Meisterkult um Georges Person ab, sondern er hielt auch Georges Übertragungen fremdsprachiger Dichter und manche von Georges Gedichten für misslungen (Taube, 1969: 310–312). Aus einer bei Arthur Behrsing abgedruckten Liste mit Dichtern, die Taube nach eigener Aussage „bewußt nachgeahmt“ habe (Behrsing, 1928: 119f.), geht hervor, dass George nur eines unter vielen weiteren symbolistischen und ästhetizistischen Vorbildern für ihn war. Wichtiger als George wurde für Taube die Freundschaft mit Rudolf Alexander Schröder und Hugo von Hofmannsthal (Rosteck, 1996: 106, 120f.), die zum literarischen Kreis um den Insel-Verlag gehörten. Dieser Kreis stand in Rivalität und teilweise offener Feindschaft zum George-Kreis. Folgerichtig finden sich in Otto von Taubes erstem Gedichtband *Verse* von 1907 sowie auch in seinen folgenden Gedichtbänden kaum Spuren einer produktiv-poetischen George-Rezeption (vgl. Aurnhammer, 2012: 845).

## 4 Fazit

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Wilperts eingangs zitierte These von der Bedeutung Stefan Georges für die Jungen Balten durch die Befunde nur teilweise bestätigt wird. Wilperts These muss in mehrfacher Hinsicht differenziert werden.

Erstens möchte ich seine Spekulation einer aristokratischen Mentalitätsverwandtschaft zwischen den deutschbaltischen Dichtern und George durch eine handfestere Begründung der George-Rezeption ersetzen: Wie die Fallbeispiele zeigen, war es vor allem die Zugehörigkeit zu einem bestimmten literarischen Milieu und zu bestimmten Kreisen, die eine George-Rezeption beförderten. Im Falle der jungen deutschbaltischen Dichter laufen die Fäden in München zusammen, genauer im Salon von Karl Wolfskehl.

Zweitens muss Wilperts These von der zentralen Bedeutung Georges für die Jungen Balten in dreifacher Hinsicht eingeschränkt werden. Im Hinblick auf die Reichweite gilt, dass Stefan George nicht für alle Jungen Balten wichtig war; viele Gedichte in der Anthologie *Die jungen Balten* weisen keinerlei spürbare Einflüsse von George auf. Eingeschränkt werden muss Wilperts These auch im Hinblick auf die Ausschließlichkeit: Wo George als Vorbild genannt wird, geschieht dies meist in einem Atemzug mit anderen deutschsprachigen Dichtern der klassisch-romantischen Tradition oder der europäischen Literatur der Jahrhundertwende. Lediglich für Johannes von Guenther spielt George als Vorbild eine recht exklusive Rolle. Schließlich muss Wilperts These auch im Hinblick auf die Dauer der Rezeption eingeschränkt werden: Für manche deutschbaltischen Lyriker war George in einer frühen Phase ihres Schreibens wichtig, die Rezeption blieb zeitlich begrenzt, etwa bei Otto von Taube. Selbst bei dem von George begeisterten Guenther findet sich der Gedanke, George sei etwas, dass es zu überwinden gelte, um zum Eigenen finden zu können.

Spuren einer George-Rezeption in der deutschbaltischen Lyrik lassen sich also sowohl in den Lebenszeugnissen als auch in den poetischen Erzeugnissen einiger deutschbaltischer Dichter finden – allerdings sind diese im letzteren Falle oft so subtil, dass man ihnen in des Wortes eigentlicher Bedeutung nachspüren muss, um sie sichtbar zu machen.

## Literaturverzeichnis

- Aurnhammer, Achim (2012): Poetische Rezeption. In: Stefan George und sein Kreis. Ein Handbuch. Hrsg. v. Achim Aurnhammer, Wolfgang Braungart, Stefan Breuer u. Ute Oelmann Berlin, Boston: de Gruyter, Bd. 2, S. 829–897.
- Behrsing, Arthur (Hrsg.) (1928): Grundriß einer Geschichte der baltischen Dichtung. Leipzig: Fernau.
- Bertels, Kurt (1905): Der Morgenreiter. Gedichte. Berlin, Leipzig: Schuster & Loeffler.
- Blasberg, Cornelia (Hrsg.) (1993): „Jüdisch, römisch, deutsch zugleich...“. Karl Wolfskehl. Briefwechsel aus Italien. 1933–1938. Hamburg: Luchterhand.
- Goetz, Bruno (1913): Neue baltische Lyrik. In: Deutsche Monatsschrift für Rußland, Jg. 2, S. 166–180 und S. 247–257.
- Goetz, Bruno (Hrsg.) (1916): Die jungen Balten. Gedichte (= Die Baltischen Provinzen, Bd. 4). Berlin-Charlottenburg: Felix Lehmann.
- Guenther, Johannes von (1916): Fahrt nach Thule. München: Georg Müller.
- Guenther, Johannes von (1969): Ein Leben im Ostwind. Zwischen Petersburg und München. Erinnerungen. München: Biederstein.
- Lukas, Liina (2006a): Baltisaksa kirjandusväli 1890-1918. Tartu, Tallinn: Tartu Ülikool.
- Lukas, Liina (2006b): Die Deutschbalten auf dem estnischen literarischen Feld um 1900. In: Different inputs – same output? Autonomy and dependence of the arts under different social-economic conditions: the Estonian example. Hrsg. v.

- Cornelius Hasselblatt. Maastricht: Shaker (= Studia Fenno-Ugrica Groningana, Bd. 3), S. 72–88.
- Rosteck, Manfred (1996): „Diese leidige Zeit“. Studien zum Werk des baltendeutschen Dichters Otto Freiherr von Taube. Hamburg: Dr. Kovač.
- Sombart, Nicolaus (1991): Jugend in Berlin. 1933-1943. Ein Bericht. Erw. u. überarb. Aufl. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch.
- Taube, Otto von (1907): Verse. Berlin, Leipzig: Curt Wigand.
- Taube, Otto von (1969): Stationen auf dem Wege. Erinnerungen an meine Werdezeit vor 1914. Heidelberg: Lothar Stiehm.
- Wilpert, Gero von (2005): Deutschbaltische Literaturgeschichte. München: Beck.

---

# Frauengestalten zwischen Bürger- und Künstlertum im Werk von Philipp Keller (1891-1973)

Martin Maurach (Opava)

## **Abstract**

*Der Aufsatz führt in das literarische Werk des Arztes und Schriftstellers Philipp Keller (1891-1973) anhand der Frauenfiguren in seinen beiden längeren Erzählungen Gemischte Gefühle (1913) und Ärmliche Verhältnisse (postum, 1994) sowie anhand ungedruckter Aufzeichnungen ein. Insbesondere Gemischte Gefühle spiegelt die Vitalismus- und Bürger-Künstler-Problematik der Dekadenzliteratur um 1900. Vor diesem Hintergrund wird Gemischte Gefühle mit Tonio Kröger von Thomas Mann verglichen. Keller überträgt Mann'sche Themen gleichsam ins Kleinbürgerliche. Die Erzählungen Kellers verarbeiten die ungewollte geschlechtliche Initiation einer jungen Frau einmal aus weiblicher, dann aus männlicher Erzählperspektive. Insbesondere Bertheline aus Gemischte Gefühle erscheint literarisch moderner und emanzipierter, als es die teils am literarischen Realismus, teils an einer objektivierenden Philosophie orientierten Reflexionen Kellers nahelegen.*

*The essay introduces literary works by the dermatologist and author Philipp Keller (1891-1973). Attention is given to women in his stories Gemischte Gefühle (Mixed Sentiments) (1913) and Ärmliche Verhältnisse (Poor Conditions, postum 1994) and some unedited manuscripts. Gemischte Gefühle reflects issues of the literature of decadence from about 1900 as the philosophy of vitalism ('Lebensphilosophie') and the conflicting ways of living between artists and the bourgeoisie. Gemischte Gefühle is also compared to Tonio Kröger by Thomas Mann. Keller apparently transfers some of Mann's issues into the petite bourgeoisie, exploring the involuntary introduction of a woman into sexual life from both female and male viewpoints. Bertheline from Gemischte Gefühle appears more modern and more independent than one would infer from Keller's reflections, which are apparently influenced by literary realism, philosophical objectivism and metaphysics.*

## **Keywords**

*Philipp Keller, Literatur um 1910, Geschlechterrollen  
Philipp Keller, literature about 1910, gender*

## 1 Philipp Keller (1891–1973): Schreiben und Leben

Philipp Keller wäre auch als Arzt gern Schriftsteller geblieben. Von seinem Schulfreund Karl Otten, dem bedeutenden expressionistischen Lyriker und Erzähler, wollte er auch sein Handbuch über die *Behandlung der Haut- und Geschlechtskrankheiten* „beurteilt wissen [...], denn es ist genauso gefeilt wie ein Roman“ (DLA Marbach, an Otten, 20.12. 1946). Viele Jahre hindurch führte Keller, dessen erste längere Erzählung *Gemischte Gefühle* 1913 in Leipzig bei Rowohlt erschienen war, philosophische Notizbücher, in denen er sich mit ethischen und anthropologischen Grundfragen auseinandersetzte. Dennoch hat er vermutlich in den frühen 1920er Jahren die Entwürfe zu seinem dritten ‚Roman‘ irgendwann liegen gelassen. Insofern beschränkt sich sein weiteres literarisches Werk im Wesentlichen auf den ‚zweiten Roman‘ *Ärmliche Verhältnisse*, den Werner Jung erst 1994 aus dem Nachlass herausgegeben hat, und auf einige kurz vor dem Ersten Weltkrieg in Zeitschriften erschienene Erzählungen. An Otten schreibt Keller viel später nach London: „Schriftsteller zu sein oder überhaupt zu schreiben, ist wohl das schönste, was ich mir denken kann. [...] Ich bin zu verwöhnt schlecht zu arbeiten + zu faul gut zu arbeiten“ (DLA Marbach, 23.11. 1952).

Bereits in einer Tagebuchaufzeichnung vom 9. 6. 1918 hat er das „Glück des Schriftstellers“ gerühmt, dessen Grundlage ein „idealisierter Realismus“ sei, eine „Offenheit zum Bestehenden“, dank derer „nichts verschmäht wird zum Aufbau einer höheren Welt“. Hieß es dort, dass für den Schriftsteller „was vorher Leiden war, jetzt ein immer wieder zu geniessendes sich Klären ist, eine geordnete Heiterkeit, was vorher irres Stammeln war“, so bekannte er wenige Tage zuvor, er wolle

nicht ein Besonderer sein, sondern der Mensch; ich will alles mit Inbrunst gesehen haben, stets in Fülle liebend mich bewegen. Ich will dies Leben bis zum letzten Augenblick genie[s]sen, das heisst bei mir: fähig sein, empfinden, mich freuen dürfen an Erweiterung meiner Einsicht [...]. (Nachlass Boos)

Neben der Beobachtungsgabe des angehenden Mediziners mag es diese Offenheit für die „Erweiterung [s]einer Einsicht“ gewesen sein, die ihn in seinem ersten und einzigen zu Lebzeiten gedruckten Buch *Gemischte Gefühle* den für die damalige Zeit nicht alltäglichen Versuch unternehmen ließ, die Geschichte der ungewollten Einführung einer jungen Frau ins Geschlechtsleben aus deren eigener Perspektive zu schreiben.

Das Postulat, dass der Mensch „wesentlich“ werden solle, richtete sich gegen die naturalistischen und psychologisierenden Tendenzen der Zeit. Von Angelus Silesius hatte es der 1915 gefallene elsässische Dichter Ernst Stadler in sein Gedicht *Der Spruch* übernommen, das in Kurt Pinthus' berühmte Sammlung *Menschheitsdämmerung* einging (Pinthus, 1980: 196). Gegen manchen expressionistischen Überschwang der Zeitgenossen scheint *Gemischte Gefühle* durchaus eine Tendenz zur Klarheit, Verknappung, Allgemeingültigkeit auszuzeichnen, wie sie Kellers Selbstreflexion fordert.

Schon seine Schulkameraden sagten ihm in der Abiturientenzeitung des Aachener Kaiser-Wilhelm-Gymnasiums nach, „ohne Mühe, rasend schnell“ Verse machen zu können (RWTH MED: 4), und sein Reifezeugnis vom 16.02.1910 bescheinigt ihm die Absicht, sich dem „Studium der Literatur zu widmen“ (RWTH MED). Schließlich hatte Keller im gleichen Jahr bereits den *Aachener Almanach* herausgegeben, der unter anderem Gedichte von Walter Hasenclever, Karl Otten und Ludwig Strauss enthielt (Reprint in Ackermann / Jung, 1992: 109–144, hier 138–142).

Geboren wurde Keller am 19. September 1891 in Aachen als Sohn des Kaufmanns Stephan Reiner Philipp Keller und seiner Ehefrau Amalie Josephine Hubertine Magdalena, geb. Hoffmann, die ebenfalls aus Aachen stammte. Keller hatte als ältester Sohn noch vier Brüder, von denen drei das Kleinkindalter überlebten, und eine Schwester.

Anstatt der Literatur studierte Keller im Sommersemester 1910 zunächst Philosophie, dann jedoch Medizin in München, Leipzig, Freiburg im Breisgau und Berlin. Wie er sich später erinnert, brachte ihn erst das Studium in Leipzig 1911 enger mit Hasenclever zusammen, der seinerseits die Verbindung zu Ernst Rowohlt, Kurt Pinthus und Kurt Wolff herstellte. In seinem Tagebuch vermerkt Keller für den 6. Dezember 1911 den Abschluss des Vertrages mit Rowohlt über *Gemischte Gefühle* (Nachlass Boos).

Im Ersten Weltkrieg musste Keller an der West- wie auch an der Ostfront als Feldhilfsarzt, später als Feldunterarzt Dienst tun. 1916, also mitten im Krieg, heiratete er Elfriede Feederle, die damals Philologie studierende Tochter eines Rechtsanwalts aus Freiburg. Die Ehe blieb kinderlos.

Keller habilitierte sich 1923 in Freiburg und erhielt dort 1928 eine außerordentliche Professur, die er jedoch Ende 1933, nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten, aufgeben musste. Er verlor auch seine Stelle als Oberarzt an der universitären Hautklinik. Da er der Sozialdemokratischen Partei angehörte, wurden unmittelbar nach Kriegsende politische Gründe als Anlass dafür genannt (RWTH MED). Insbesondere soll die gleichgeschaltete ‚nationalsozialistische Studentenschaft‘ gedroht haben, seine Vorlesungen durch „Unruhen“ zu stören (RWTH MED).

Keller kehrte nach Aachen zurück und überstand dort den Nationalsozialismus als privat praktizierender Kassenarzt. Er gab seine hautärztliche Praxis erst 1971, mit achtzig Jahren, aus gesundheitlichen Gründen auf, nachdem er zwischenzeitlich zum ärztlichen Direktor der Aachener Städtischen Hautklinik aufgestiegen war. Am 22. Mai 1973 starb Philipp Keller in Aachen.

## 2 Kellers Erzählungen *Gemischte Gefühle* und *Ärmliche Verhältnisse*: Genese, Handlung, innerer Zusammenhang

Kellers beide längere Erzählungen, *Gemischte Gefühle* und *Ärmliche Verhältnisse*, erzählen beinahe denselben Plot aus verschiedenen Blickwinkeln.

Bertheline Gröger, die Hauptfigur aus *Gemischte Gefühle* und Tochter eines Buchhalters, wird gegen ihren Willen von dem großsprecherischen Studenten Hessemann



schwanger. Um seinetwillen verlässt sie den unglücklich in sie verliebten Gymnasiasten Frank van Holm. Sie folgt Hesemann in die Universitätsstadt auf ein bescheidenes Untermietzimmer. Ihr Kind kommt tot zur Welt und wandert in den Sektionssaal. Bertheline verkehrt danach noch eine Weile in der ärmlichen studentischen Bohème um Hesemann, der ihr zunehmend gleichgültig wird und sich eine bürgerliche zweite Geliebte hält. Bertheline erzählt ihre Geschichte der noch unerfahrenen Studentin Marie Schuhmacher, die sich daraufhin mit einem Freund Hesemanns einlässt, dem bohémehaften Pseudogenie ‚Heinrich Heinrich‘ Krahles. Dann kehrt Bertheline zu Mutter und Bruder zurück, schlägt sich mit Büroarbeiten durch und heiratet schließlich den verwitweten, bürgerlich-bescheidenen Reimanns, der bereits einen kleinen Sohn hat.

Die ungewollte Initiierung einer jungen Frau ins Geschlechtsleben wird in *Gemischte Gefühle* aus der weiblichen Perspektive Berthelines erzählt, in *Ärmliche Verhältnisse* aus männlicher. Zugrunde liegt vermutlich ein Erlebnis Kellers während seiner Studienzeit in München 1911 (Ackermann / Grimm, 2003: 177–210). Die beiden Erzählungen verarbeiten es vor dem Hintergrund der zeittypischen Geschlechterphilosophie mit Blick auf allgemeine anthropologische Fragen.

Interessant erscheint hier ein Seitenblick auf Kellers Produktionsweise, der erste Skizzen zu *Gemischte Gefühle* zwischen seine Münchner Vorlesungsmitschriften kritzelte (RWTH MED). Als herausragende Eigenschaft von Bertheline erscheint in diesem offenbar spontanen Entwurf interessanterweise die „Gier“ (zitiert nach der unten wiedergegebenen Zeichnung), wohl auch die Gier nach sexuellen Erfahrungen.

*Gemischte Gefühle* und *Ärmliche Verhältnisse* sind in enger zeitlicher Nachbarschaft entstanden. In einer Tagebucheintragung vom 23. Oktober 1911 (Nachlass Boos) gibt Keller den Plot von *Ärmliche Verhältnisse* als Erzählung eines Bekannten wieder. Die Hauptfiguren Irma und Elisabeth sind die ungleichen Töchter einer verarmten Adelsfamilie, die sich zusammen mit ihrer Mutter mühsam in bürgerlichen Berufen durchs Leben schlagen. Bader, eine Figur, die an den Gymnasiasten Frank van Holm erinnert, ist in der zweiten, ersichtlich in Freiburg spielenden Erzählung ein Student.

Überlegungen, die Keller wohl während der Arbeit an seiner dritten längeren Erzählung anstellte, können auch für Hesemanns Verhältnis zu Bertheline in *Gemischte Gefühle* gelten:

Was geschieht also, wenn der Mann die Frau erotisiert? Er, der jenseits der Höhe ist, weckt sie zur Höhe. Er, der neurasthenisch, zynisch, blasiert ist, erlebt ihren positiven, lebendigen Aufschwung. [...] Jetzt aber weckt er ihr Dämonion mit ihrer Erotik. Sie wächst über ihn hinaus, unaufhaltsam. (Nachlass Boos)

Es ist diese erotische ‚Erweckung‘, die bei Bertheline in *Gemischte Gefühle* in einen Prozess der Reifung und Desillusionierung umschlägt und Irma – in *Ärmliche Verhältnisse* – am Schluss zur Hingabe auch an Hesemann (der in beiden Erzählungen vorkommt) und schließlich dann zu ihrer unaufgeklärten Flucht treibt.

Mit der ‚Neurasthenie‘ und ‚Nervosität‘ greift Keller ein zeittypisches Thema der Moderne auf. Man mag daran denken, dass wenige Jahre zuvor Sigmund Freud auf den Spuren der ‚Hysterie‘ seine Theorie des Unbewussten zu entwickeln begonnen hatte. Ebenso erscheint bedenkenswert, wieweit Keller die zu seiner Zeit modernen Vorstellungen des Geschlechterkampfes bei Henrik Ibsen und August Strindberg oder etwa das Postulat der sexuellen Mannigfaltigkeit bei Otto Weininger in die Prosa bescheidener, kleinbürgerlicher und studentischer Verhältnisse übersetzt, wie zeitgemäß seine Vorstellung der Geschlechterrollen wirklich ist. Wie sich Bertheline zwischen Bohème-Illusionen und einem bürgerlich-eingehegten Geschlechtsleben entwickelt, soll unten ein Vergleich mit einigen Aspekten von Thomas Manns *Tonio Kröger* noch deutlicher zeigen.

Kellers Zeichnung mit ihrer in Berthelines Profil eingeschriebenen „Gier“ mag also einerseits veranschaulichen, wie die einmal ‚erotisierte‘ Frau in seiner Vorstellung ‚über den Mann hinauswächst‘, bis sie beinahe als junger kleinbürgerlicher ‚Vamp‘ erscheint. Andererseits wirkt die Vorstellung eher traditionell und patriarchalisch, dass die Frau auf eine derartige ‚Erweckung‘ durch den Mann überhaupt angewiesen sein sollte. Die Figur Bertheline könnte in dieser Hinsicht origineller, fortschrittlicher sein, als es in der Selbstaussage ihres Verfassers erscheint.

In undatierten Aufzeichnungen, die möglicherweise erst nach Kellers kurzer militärischer Ausbildung zu Beginn des Ersten Weltkriegs entstanden sind, formuliert er einen inneren Zusammenhang zwischen seinen beiden längeren Erzählungen (Nachlass Boos): In *Gemischte Gefühle* habe er erkannt, „dass selbst das Kleinste, durch Liebe verklärt, Annehmlichkeiten preisgibt“. Es sei dies „der erste Schritt zur Philosophie des Alltäglichen“. Keller fährt fort: „Wie nun aber, wenn die Neigung zum Stoffe aufhört, wenn der Mensch objektiver wird, ins [ä]usserste Elend ohne Selbsttäuschung, selbst ohne die der Sentimentalität, hinabsteigen will, wenn die Verhältnisse objektive und ärmliche werden?“ Die zweite längere Erzählung, *Ärmliche Verhältnisse*, erscheint hier gleichsam als eine Versuchsanordnung, die das in *Gemischte Gefühle* erstmals verarbeitete Geschehen zwischen den Geschlechtern unter anderen Bedingungen wiederholt. Kellers vorläufiges Fazit in seinen Aufzeichnungen: „Da kann nichts mehr gefunden werden als Demut, als [so?] innige Überzeugung, dass das Leben kein Vergnügen sei. Also glaubt man wohl an Gott? Noch nicht.“ (Nachlass Boos)

Die innere Verbindung zwischen beiden Erzählungen ist also im Kontext metaphysischer Fragen zu suchen, wie sie Keller auch in seinen philosophischen Notizbüchern beschäftigten. Der Schrecken über die ungewollte und zugleich unvermeidliche ‚Erweckung‘ der weiblichen Geschlechtlichkeit erscheint später sublimierbar zur Suche nach metaphysischem Sinn. Endeten *Gemischte Gefühle* mit Berthelines Rückkehr ins – gehobene – Bürgertum und *Ärmliche Verhältnisse* mit einem etwas vagen Appell an das einigende Schicksal einer „durch eine trostlose Zeit zerrütteten“ Generation (Keller, 1994: 160), so folgt in der theoretischen Rückschau Kellers eine quasi noch im letzten Moment abgegebene Wendung zum Religiösen. Die Schreibweise von *Ärmliche Verhältnisse* als einer gleichsam bewusst experimentierenden Weiterentwicklung des

erotischen Grundthemas erscheint nicht zufällig abstrakter, wesentlich stärker von gelegentlich ausufernden Reflexionen geprägt als die frühere Erzählung, in welcher die Zwänge und Lebenslügen einer kleinbürgerlichen Familie mit satirischer Schärfe ins Bild gesetzt werden. Die aus männlicher Sicht erzählte Erweckung der weiblichen Sexualität mag schon stilistisch nicht frei von einer gewissen Verdrängungs- oder auch Sublimierungstendenz sein.

### 3 Kellers *Gemischte Gefühle*: Ein Tonio Kröger im Kleinbürgertum?

Weit über gewisse, wohl kaum zufällige Namensähnlichkeiten hinaus erscheint *Gemischte Gefühle* auch vor diesem Hintergrund wie eine kleinbürgerliche Variation von Thomas Manns *Tonio Kröger*. Das lässt sich insbesondere anhand der Motivik des Feuers in *Gemischte Gefühle* belegen, daneben auch anhand der Sehnsucht nach Italien, einem Land, mit dem eben nicht nur Tonio Kröger einen Gegensatz zum bürgerlich-steifen, aber auch ‚sicheren‘ Norden, eine Heimat von Künstlertum und freizügiger Erotik assoziiert. Beide Erzählungen, *Gemischte Gefühle* wie *Tonio Kröger*, gehören jedenfalls in den Kontext der sich mit der Lebensphilosophie auseinandersetzenen, Dekadenzerfahrungen verarbeitenden Literatur um 1900. Rückblickend bezeichnet Keller die Figur des Hesemann nach dem Ersten Weltkrieg als einen „Vitalist[en]“ (Nachlass Boos).

Bertheline Grögers Lebens- und Liebeshunger wird in *Gemischte Gefühle* durch die Klavierlehrerin Marthe Karstens mit kleinen lesbischen Spielchen erweckt, was an die homoerotischen Aspekte der Beziehung zwischen Tonio Kröger und Hans Hansen erinnern mag. Bertheline wird hoffnungslos von dem Gymnasiasten Frank van Holm angebetet – wie Ingeborg Holm von Tonio Kröger. Wenn Bertheline am Schluss, wie bereits angedeutet, nach einem letzten Beinahe-Abenteuer mit dem reichen Zigarrenfirmen-Erben Kistenmaker den bescheidenen Reimanns heiratet, erscheint sie gereifter als Frank, der ihr noch immer hoffnungslos anhängt und sie – ebenso wie ihre Mutter – noch lange für unschuldig hält. Während Frank Walt Whitman liest und Bücher schreiben möchte, kann Bertheline sogar eine gewisse Emanzipiertheit in die Ehe retten. Bereits die Initiative zum ersten Kuss ging Frank gegenüber von ihr aus (Keller, 1990: 22f.). Dass sie, nicht nur bezogen auf die ihr nachgesagte „Gier“ oder ihre Wünsche, eine starke junge Frau zu sein scheint, wird nur teilweise relativiert durch die Bedeutung, die kleine Kinder und damit die künftige Rolle als (Stief-)Mutter für ihre Entwicklung haben.

Ausgerechnet zusammen mit der skurrilen Figur Krahles durchlebte Bertheline zuvor in einem Park eine durch Feuersymbolik herausgehobene Unterredung, während der sie ein fremdes Kind tröstet und insofern eine spätere Mutterrolle antizipiert. Aus diesem „Garten“ vertreibt sie ein „Wärter“ (Keller, 1990: 78), das Kind bleibt bei seiner rechtmäßigen Betreuerin. Trotz dieser Anspielung ist damit das Paradies beiden noch nicht endgültig verschlossen. Krahles stellt „den Schein“ auf dem Gesicht, „wenn die Mutter die Lampe hereintrug“, dem „Laternenanzünder“ gegenüber, der „mit dem Stab in der Lampe herum [stochert], kaum wird sie hell, so drückt er sich ins Dunkel“ (Keller,

1990: 78f.). Es erscheint kaum nötig, dass der Erzähler kurz darauf Hesemann noch leibhaftig ‚vorbeihuschen‘ lässt (Keller, 1990: 79). Wenn Bertheline später beim endgültigen Bruch mit der Klavierlehrerin, der sie ihre erotische Initiation verdankte, wiederholt beteuert, sie wolle „anständig werden“ (Keller, 1990: 107), so hat ausgerechnet das verlotterte Pseudo-Genie Krahles mit seiner kaum verschlüsselten bildlichen Kurzfassung ihrer Geschichte ihr die Richtung zum Feuer der mütterlichen Lampe gewiesen – im Gegensatz zum alsbald verschwundenen „Laternenanzünder“ (Keller, 1990: 79), der, wie Keller in seiner bereits zitierten Aufzeichnung schrieb, die Frau lediglich ‚erotisiert‘, ihr ‚Dämonion‘ weckt. Auf diese Notiz zurückgreifend, lässt sich festhalten, dass in *Gemischte Gefühle* auch eine zunächst lesbische Initiation Bertheline über ihre späteren männlichen Partner hinauswachsen lässt. Insofern ist auch hierin die Erzählung selbst umfassender, vieldeutiger als Kellers theoretisches Programm.

Tonio Kröger bei Thomas Mann dagegen erlebt den Geist und die Kunst ja als lebensfeindliches „Eis“ (Mann, 2004a: 243–318, hier 315);<sup>1</sup> nicht nur deshalb erscheint dem zwischen Bürger- und Künstlertum Hin- und Hergerissenen die Wärme Italiens besonders anziehend. Ein vergleichbares Motiv findet sich, in kleinbürgerliche Verhältnisse gewendet, auch in *Gemischte Gefühle*: Während Tonio Krögers Mutter, von der er seine künstlerischen Neigungen herleitet, „von ganz unten auf der Landkarte“ stammt und „von unbestimmt exotischem Blut“ ist (Mann, 2004a: 247, 317), handelt es sich bei Bertheline selbst um ein ungewolltes Kind, und zwar ausgerechnet um die Folge einer „Unbedachtsamkeit nach der italienischen Nacht eines Gesangvereins“ (Keller, 1990: 10). Ihr an Tuberkulose erkrankter Vater soll später auf ärztlichen Rat nach Italien fahren, kann sich das als kleiner Angestellter aber nicht leisten. Während seine Tochter ihm ersatzweise aus Reiseprospekten und Zeitungen über dieses Land vorliest, kann sich Hesemann bei ihren Eltern als Italienkenner vorstellen, kurz bevor er Bertheline verführt (Keller, 1990: 29–31). So klar umrissen sind Möglichkeiten und Grenzen exotistischen Fernwehs im Kleinbürgertum. Wenn schließlich Berthelines Hochzeitsreise als Frau Reimanns sie später ausgerechnet nach Italien führt (Keller, 1990: 136), integriert diese Reise nicht nur das vermeintlich Exotische ins bürgerliche Alltagsleben, sondern wirkt wie der abschließende Ausgleich für die vorausgegangenen, eher unglücklichen Zusammenstöße mit dem populärkulturellen Mythos Italien.

Tonio Kröger begegnet in Dänemark vermeintlich den Zeugen und Beziehungskonstellationen aus seiner bürgerlichen Jugend wieder. Dadurch lebt sein ‚Herz‘ trotz der Erstarrung infolge seines dekadenten Künstlertums wieder auf, so dass er schließlich programmatisch die „Bürgerliebe zum Menschlichen“ für nicht nur ästhetisch, sondern vor allem auch moralisch gut erklären kann (Mann, 2004a: 318). Dagegen ist es bei Keller – wie gesehen – ausgerechnet das verkrachte Pseudogenie Krahles, der Bertheline auf den Weg der bürgerlichen Heirat und (Stief-)Mutterschaft bringt. Im Übrigen lässt Kellers Erzählung aber vor allem erkennen, dass das ‚Gewöhnliche‘ im Kleinbürgertum alles andere als eine ‚Wonne‘ ist. Lässt Thomas Mann seine Hauptfigur

<sup>1</sup> „Erstarrung; Öde; Eis; und Geist! Und Kunst!“

am Ende gleichsam zum Autor ihrer selbst heranreifen (Mann, 2004b: 194), folgt der genau beobachtende und seine Gestalten lakonisch demaskierende Erzähler bei Keller doch keineswegs einem derart emphatisch überhöhten Autorkonzept.

Interessant erscheint bei Keller im Wesentlichen das ‚Eigenleben‘ seiner Figur Bertheline, die insgesamt selbständiger, ‚emanzipierter‘ wirken mag, als es seiner Vorstellung von der ‚Erotisierung‘ der Frau durch den Mann entsprechen würde. Feuermotivik und das Bild vom „Laternenanzünder“ (Keller, 1990: 79) sollen einerseits offenbar genau dieses Modell der Geschlechterrollen in *Gemischte Gefühle* poetisch konkret umsetzen; doch andererseits erscheint Bertheline als Figur weniger passiv oder fremdbestimmt, als es nahelegt.

Ein ähnlicher Zwiespalt findet sich auch in Kellers von ihm selbst dokumentierten Lektüren und seinen philosophisch-spekulativen Überlegungen zum inneren Zusammenhang von *Gemischte Gefühle* und *Ärmliche Verhältnisse*. Seine Tagebücher deuten an, dass er zur Entstehungszeit der älteren Erzählung Heinrich Mann (der Bruder wird übrigens nicht erwähnt) und Frank Wedekind las, mit welchem er in München auch persönlichen Umgang hatte; ferner Robert Musils *Verwirrungen des Zöglings Törleß* – und andererseits aber auch den eher neuklassizistischen Erzähler Paul Ernst und vor allem Honoré de Balzac, u. a. das *Chagrinleder* (Nachlass Boos). Die Poetik des großen französischen Realisten mag ihren Niederschlag dann vielleicht nicht nur in den desillusionierenden Aspekten von Berthelines Eheschließung und Lossagung von Frank gefunden haben, sondern auch in seinen Überlegungen über die ‚ärmlichen Verhältnisse‘, die den Menschen „objektiver“ erscheinen ließen, zur „Demut“ und zur Metaphysik, zum Gottesglauben zurückführten (Nachlass Boos). Seine gleichsam doppelte Versuchsanordnung der Geschlechterverhältnisse offenbart damit doch eher den Blick des philosophisch geschulten Arztes als den einer antimetaphysischen, von der Dämonie des Geschlechterkampfes gepackten Moderne.

## Literaturverzeichnis

- Ackermann, Gregor / Grimm, Gunter E. (2003): ‚Mein Tagebuch beginnt eine öffentliche Sache zu werden.‘ Aus Philipp Kellers Tagebüchern 1911/12. In: JUNI. Magazin für Literatur und Politik, H. 35/36, S. 177–210.
- Ackermann, Gregor / Jung, Werner (Hrsg.) (1992): Verstaubte Liebe. Literarische Streifzüge durch Aachen. Aachen: Alano.
- Keller, Philipp (1994): *Ärmliche Verhältnisse*. Hrsg. u. mit einem Nachwort v. Werner Jung. Aachen: Weidle Verlag bei Alano.
- Keller, Philipp (1990): *Gemischte Gefühle*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Keller, Philipp: Briefe an Karl Otten. Deutsches Literaturarchiv Marbach.
- Keller, Philipp: Teilnachlass bei Günter Keller in Boos.
- Keller, Philipp: Teilnachlass im Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule (= RWTH MED).

- Mann, Thomas (2004a): Tonio Kröger. In: Frühe Erzählungen 1893–1912 (= Große kommentierte Frankfurter Ausgabe, Bd. 2.1). Frankfurt a. M.: S. Fischer, S. 243–318.
- Mann, Thomas (2004b): Frühe Erzählungen. 1893–1912. Kommentar von Terence J. Reed unter Mitarbeit v. Malte Herwig (= Große kommentierte Frankfurter Ausgabe, Bd. 2.2), Frankfurt a. M.: S. Fischer.
- Pinthus, Kurt (Hrsg.) (1980 und öfter, zuerst 1920): Menschheitsdämmerung. Ein Dokument des Expressionismus. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

---

# In den Flüssen nördlich der Zukunft – Nordische Landschaften in Gedichten von Paul Celan

Paweł Piszczatowski (Warschau)

## **Abstract**

*Der Artikel befasst sich mit den poetischen Darstellungen von nordischen Landschaften in den Gedichten Paul Celans. Kontrapunktisch angelegte Parallelen zu Höllenbeschreibungen Dantes und John Miltons, Grafiken von Edgar Jené und Walter Benjamins Auffassung der Erinnerungskategorie bilden dabei die Bezugspunkte für die Analyse von ausgewählten lyrischen Texten Celans aus verschiedenen Perioden seines Schaffens. Es wird versucht zu veranschaulichen, in welcher Weise Bilder des Nordens bei Celan zu utopischen Gedächtnisräumen stilisiert werden.*

*The article presents the poetic depictions of Nordic landscapes in the poems of Paul Celan. Contrapuntal parallels to the descriptions of Hell by Dante and John Milton and images of Edgar Jené and Walter Benjamin's conception of memory form the reference points for the analysis of Celan's selected poems from different periods of his work. An attempt is made to illustrate the manner in which images of the North in Celan's works are stylized as utopian spaces of memory.*

## **Keywords**

*Paul Celan, Schoah, Gedächtnis, nordische Landschaften, Nordlicht  
Paul Celan, Shoah, memory, Nordic landscapes, aurora borealis*

## **1 Einleitung**

Die topographische Verortung von Paul Celans Gedichten gewinnt im Zusammenhang mit Celans Ausführungen in der Meridian-Rede eine gewichtige poetologische Relevanz:

Von hier aus, also vom ‚Commoden‘ her, – sagt Celan – aber auch im Lichte der Utopie, unternehme ich – jetzt – Toposforschung:

Ich suche die Gegend, aus der Reinhold Lenz und Karl Emil Franzos, die mir auf dem Weg hierher und bei Georg Büchner begegneten, kommen. Ich suche auch, denn ich bin

ja wieder da, wo ich begonnen habe, den Ort meiner eigenen Herkunft.

Ich suche das alles mit wohl sehr ungenauem, weil unruhigem Finger auf der Landkarte – auf einer Kinder-Landkarte, wie ich gleich gestehen muß.

Keiner dieser Orte ist zu finden, es gibt sie nicht, aber ich weiß, wo es sie, zumal jetzt, geben müßte, und ... ich finde etwas!

Meine Damen und Herren, ich finde etwas, das mich auch ein wenig darüber hinwegtröstet, in Ihrer Gegenwart diesen unmöglichen Weg, diesen Weg des Unmöglichen gegangen zu sein.

Ich finde das Verbindende und wie das Gedicht zur Begegnung Führende.

Ich finde etwas – wie die Sprache – Immaterielles, aber Irdisches, Terrestrisches, etwas Kreisförmiges, über die beiden Pole in sich selbst Zurückkehrendes und dabei – heitererweise – sogar die Tropen Durchkreuzendes –: ich finde ... einen *Meridian*. (Celan, 1999: 12)

Die Topoi – im literalen Sinne des Wortes als geographische Orte verstanden – sind bei Celan Markierungen einer auf Begegnung ausgerichteten Bewegung der Worte, die eine Selbstfindung des traumatisierten und von Verlusten gekennzeichneten Ich in der figurativen Sprache der Lyrik implizieren und sich somit auf die utopische Perspektive einer posttraumatischen Rekonstruktion der verlorenen Orte der Kindheit eröffnen, auf Nicht-Orte einer Begegnung mit der in der Katastrophe der Schoah untergegangenen Welt.

Das topographische Panorama ist in Celans Gedichten sehr breit. Ein besonderes Gewicht gewinnen dabei die horizontalen Topographien von Ost und West, die auch den Lebensweg des Dichters umschließen. Die poetologische Figur des Meridians impliziert aber vor allem die Platzierung der lyrischen Topoi auf der vertikalen Koordinatenachse von Nord und Süd, wie es etwa in dem Gedicht *Hüttenfenster* aus dem Band *Die Niemandsrose* der Fall ist, in dem die Sternbilder der nördlichen und der südlichen Hemisphäre (Arktur und Alpha Centauri) zu einer Weltmatrix stilisiert werden, in der die Buchstaben des hebräischen Alphabets (Alpha – Alef) eine performative Potenz gewinnen, die dem kabbalistischen Glauben nachempfunden ist, nach welchem Gott die Welt aus den Schriftzeichen der Thora erschaffen hatte (Celan, 2005: 157–159).

Im folgenden Text werden die Celan'schen Bilder von nordischen Landschaften in den Blick genommen. Berücksichtigt werden dabei vor allem diejenigen Texte Celans, in denen die nordischen Schnee- und Eislandschaften einen utopischen Raumentwurf schaffen, in dem eine Erinnerung verortet wird, die auf die poetische Zeugenschaft von der monströsen Katastrophe der Judenvernichtung angelegt ist. Zwischen utopischer Hoffnung und desillusioniertem Untergangsbewusstsein oszillierend, bewegen sich die Gedichte in einem intertextuellen Raum, in dem sie nach Anhaltspunkten suchen, an denen eine Gedächtnisarbeit der poetischen Sprache ihren Anfang nehmen kann.

## 2 Das Paradies aus Eis und Celans messianische Eschatologie

In John Miltons *Paradise Lost* heißt es:

Jenseits des Stromes liegt ein eisig Land,  
Wild, dunkel und von ew'gem Sturm gepeitscht,  
Mit Wirbelwind und grauser Hagelflut,  
Die auf dem festen Lande nimmer schmilzt,  
Nein, sich zu Bergen häuft, und nur wie Trümmer  
Uralter Säulen scheint. Rings tiefer Schnee  
Und Eis [...].  
Die Luft brennt eisig dort, und arge Kälte  
Bewirkt, was sonst nur Feuerglut vermag.  
Dahin von Furien mit Harpyenfüßen  
Geschleppt, gelangen die Verdammten all,  
Und fühlen wechselweis den bitteren Tausch  
Der ärgsten Grade, durch den Wechsel nur  
Fühlbarer noch; – von Flammenbetten stürzen  
In's Eis sie nieder, daß die Aetherwärme  
Erstirbt in ihnen; regungslos zu schwächen,  
Und festgebannt und ringsum eingefroren [...].<sup>1</sup>  
(Milton, o. J.: 41f.)

Die kalten Schnee- und Eislandschaften, in denen Milton seine Vision der Hölle angesiedelt hat, bilden bereits in Dantes Beschreibung des Infernos die Kulisse des tiefsten Höllenkreises:

Da sah ich, mich hinwendend, einen Teich,  
So vor als unter mir von Eis umzogen,  
Daß er dem Glas und nicht dem Wasser gleich.  
Nicht ziehn der österreichischen Donau Wogen  
Im Winter an solch dickes Eisgewand,  
Noch dort der Don im kalten Himmelsbogen,  
Wie hier [...]. (Dante, 1843: 150f.)

Auch wenn Kälte, Schnee und Eis nicht automatisch mit dem Norden gleichzusetzen sind und der neunte Höllenkreis Dantes sich im Mittelpunkt der Erde befindet, so führt doch Dantes Assoziationskette, die durch die Benennung der Flüsse Don und Donau entsteht, unweigerlich zu den nördlichen Weltregionen. Die infernaln

---

<sup>1</sup> Den Verweis auf John Milton verdanke ich Tomasz Szybisty.

Eislandschaften seien demnach eine multiplizierte Version von subpolaren klimatischen Extremitäten und nur als solche vorstellbar.

Angesichts dieser Tradition der Höllendarstellung kann die Tatsache nicht verwundern, dass die nordischen Landschaften nur selten zu einem Gegenstand affirmativer Metaphorisierung in der europäischen Literatur werden. In Gedichten Paul Celans, eines Zeugen der Hölle der Schoah, begegnen sie uns mitunter in kontrapunktischer Spiegelung der hergebrachten Bildlichkeit. Im Gedicht *Eis, Eden* aus dem Band *Die Niemandsrose* werden sie sogar zu einer Landschaft des verlorenen Paradieses selbst:

EIS, EDEN

Es ist ein Land Verloren,  
da wächst ein Mond im Ried,  
und das mit uns erfroren,  
es glüht umher und sieht.

Es sieht, denn es hat Augen,  
die helle Erden sind.  
Die Nacht, die Nacht, die Laugen.  
Es sieht, das Augenkind.

Es sieht, es sieht, wir sehen,  
ich sehe dich, du siehst.  
Das Eis wird auferstehen,  
eh sich die Stunde schließt.  
(Celan, 2005: 132)

Das Gedicht gehört zu den wenigen in Celans Œuvre, die sich durchgehend reimen, und entspricht in seiner rhythmisch-melodischen Struktur dem bekannten Weihnachtslied *Es ist ein Ros' entsprungen* (vgl. Lehmann, 2003: 108). Die winterliche Landschaft des Gedichtes würde zwar zu der typischen Szenerie dieses Festes passen und auch auf der Ebene der Theologie des Textes, die eine nächtliche Geburt des Kindes mit der Hoffnung auf die Auferstehung verbindet, scheint das Gedicht die christliche Dogmatik direkt anzusprechen, aber der jüdische Dichter schreibt hier weit mehr als ein neues Weihnachtslied.

Wie bereits die Überschrift suggeriert, verbindet Celans Text extreme Gegensätze: die Erinnerung an das verlorene Paradies – das erfrorene Land heißt „Verloren“ – mit Bildern der Eiswüste, die bei Dante und Milton zur Landschaft der Hölle gehören, Wasser und glühendes Feuer, Kälte und Wärme, letztendlich auch den Tod der erfrorenen „Uns“, die im Gedicht mit dem Leben des sehenden Augenkindes sprechen und die Finsternis der Nacht mit seinem Augenlicht.

Das Gedicht inszeniert diese *coincidentia oppositorum* in einer geradezu alchemischen Manier. Die Konjunktion der Gegensätze führt zu Transformationen in der

sprachlichen Substanz des Gedichtes: Das unbestimmte „es“, welches das Gedicht initiiert, wird im vierten Vers zu einer Repräsentation des Landes „Verloren“, das „(umher) glüht [...] und sieht“, um sich im letzten Vers der zweiten Strophe in ein „es“ zu verwandeln, welches für das aus dem „es“ der Landschaft geborene Augenkind steht. Die Konjunktion und Transmutation leitet auch die Konjugation ein, die gleich darauf, in den beiden ersten Versen der dritten Strophe geübt wird. Es ist ein poetisches Verfahren, das bereits aus *Es war Erde in ihnen*, dem ersten Gedicht des Bandes *Die Niemandrose* bekannt ist. Während aber dort das Verb „graben“ konjugiert wird und die einzige „Gestalt“, die aus diesem Prozess hervorgeht, ein blinder Wurm ist: „Ich grabe, du gräbst und es gräbt auch der Wurm“ (Celan, 2005: 125), wird hier vom „sehen“ gesprochen und es kulminiert in der Wahrnehmung eines Du: „Ich sehe dich“ und der Proklamation einer bevorstehenden Resurrektion.

Das Pathos dieser Eschatologie kann freilich durch die Anmerkung relativiert werden, dass es sich allein um die Auferstehung des Eises handelt und nicht der unter ihm Erfrorenen. Diese dezente Ironie durchbricht die affirmative Exaltiertheit der letzten Strophe, annulliert aber keineswegs die in ihr hörbar werdende, messianische Hoffnung. Wenn es auch freilich keine Hoffnung auf die Auferstehung der Toten sein kann, so ist es wohl mindestens Hoffnung auf eine Atemwende, darauf, dass von unter dem Eis eine Stimme erklingen kann, ein noch immer glühender Kern einer lebendigen Sprache der Dichtung, eines Kindes der Augen.

### 3 Dichterischer Augen-Blick in den Gedächtnisabgrund

In der Meridian-Rede sprach Celan von der Büchner'schen Lucile, der „Kunstblinden“, die aber „den Sprechenden [...] ‚sprechen sieht‘, [...] Sprache wahrgenommen hat und Gestalt, und zugleich auch [...] Atem, das heißt Richtung und Schicksal“ (Celan, 1999: 3), als von derjenigen, die mit ihrem „Es lebe der König!“ ein „Gegenwort“ ausgesprochen hat, das „ein Akt der Freiheit“ und „ein Schritt“ sei (Celan, 1999: 3). Wenig später sagte er, er habe „bei Lucile der Dichtung zu begegnen geglaubt“ (Celan, 1999: 6). Vielleicht ist also Lucile, welche die Sprache mit den Augen als Gestalt wahrnimmt und das poetische Gegenwort repräsentiert, auch eine Figur der Sprache als „Augenkind“ und der Gestalt des Du, die aus der Konjugation des Sehens hervortritt?

Geht man aber weiter zurück zu Celans dichterischen Anfängen aus der Zeit vor der endgültigen Übersiedlung nach Paris, begegnet man seinem Essay zu einigen Bildern des Wiener Freundes und surrealistischen Malers Edgar Jené. In dem Text kommt wiederum ein „Augenkind“ vor, diesmal als der „Sohn des Nordlichtes“:

Das Nordlicht [...] hat jetzt einen Sohn, und Edgar Jené war der erste, der ihn sah. Da wo der Mensch in den Schneewäldern seiner Verzweiflung in Fesseln erstarrt ist, kommt er groß vorüber. Bäume sind ihm kein Hindernis, er schreitet über sie hinweg, er schlägt auch sie in seinen weiten Mantel, er macht sie zu seinen Gefährten [...]. Daß er [der

Sohn] es ist, auf den gewartet wird, erkennt man in seinen Augen: sie haben gesehen, was alle gesehen haben und mehr. (Celan, 2000: 159)

Die Gestalt aus Jenés Gemälde wird zu einer messianischen Figur stilisiert, zu einem, „auf den gewartet wird“ und der die Menschen aus den Fesseln der Verzweiflung befreien kann. Die Augen, die mehr gesehen haben als alle, fungieren dabei als eine Legitimierung des Kommenden und sein Erkennungsmerkmal.

Das Augenmotiv zieht sich durch zahlreiche Gedichte Celans hindurch. In *Das Wort vom Zur-Tiefe-Gehen* heißt es: „was sich in dein Aug schrieb, vertieft uns die Tiefe“ (Celan, 2005: 125). Der Sohn des Nordlichtes, dessen Gestalt geradezu monströs und golemartig die gesamte Bildszene beherrscht, hat zwei verschiedene Augen. Das im Schatten versteckte ist schwarz und öffnet sich auf eine abgründige Leere, das andere ist weit geöffnet und starrt auf die Eislandschaft unter ihm. Dem Betrachter ist es unmöglich, weder dem einen noch dem anderen mit seinem Blick zu begegnen. Wie könnte er also herauslesen, was sich in sie eingeschrieben hatte? Die Frage, auf Celan bezogen, hat einen grundlegenden poetologischen Charakter. Wie kann ein Gedicht, das sich – wie bereits angedeutet – als ein Augenkind zu verstehen gibt, all das, was in der Tiefe des Gesehenen verschwindet, aufbewahren und weitertragen? Wie kann ein Gedicht ein Medium der Erinnerung sein, die in der leeren Tiefe des Traumas versunken ist? Wie kann ein *Eis-Eden* gedacht werden, wenn die *Eis-Hölle* die Hölle des Vergessens ist? Der Strom, hinter welchem sich die Hölle bei Milton in der polaren Landschaft erstreckt, ist schließlich

Lethe die Quelle der Vergessenheit,  
 Sein Wasserlabyrinth. Wer daraus trinkt,  
 Verißt im Nu sein Wesen, seinen Stand  
 Und Lust und Leid, Vergnügen so wie Qual. (Milton, o. J.: 41)

Auch wenn das Vergessen die endgültige Ruhe verspricht, verschreibt sich Celans Gedicht dem Gedenken: „Vielleicht darf man sagen, daß jedem Gedicht sein ‚20. Jänner‘ eingeschrieben bleibt? Vielleicht ist das Neue an den Gedichten, die heute geschrieben werden, gerade dies: daß hier am deutlichsten versucht wird, solcher Daten eingedenk zu bleiben?“ (Celan, 1999: 8).

Wenn Celan in der Meridian-Rede von „solchen Daten“, wie dem „20. Jänner“ spricht, so meint er nicht nur jenen Tag, an dem Büchners Lenz „durchs Gebirg“ ging und ein Unbehagen darüber empfand, „dass er nicht auf dem Kopf gehen konnte“ (Celan, 1999: 7), sondern auch den Tag, an dem am Berliner Wannsee die „Endlösung der Judenfrage“ beschlossen wurde. Celans Gedicht will auch *solcher* Daten eingedenk bleiben und schafft daher unterschwellige Verknüpfungen zwischen seinen sprachlichen Gesten und dem Abgrund einer postkatastrophischen Welt, aus dem es Erinnerungsspuren herausholt, um sich gegen deren Auslöschung und das Vergessen auszusprechen.

## 4 An den Marken der Utopie: Celan und Benjamin

Um das Gebot des dichterischen Gedenkens geht es auch – unter anderem zumindest – in dem Gedicht *In den Flüssen* aus dem Band *Atemwende*.

In den Flüssen nördlich der Zukunft  
werf ich das Netz aus, das du  
zögernd beschwerst  
mit von Steinen geschriebenen  
Schatten.  
(Celan, 2005: 176)

In seinem Exemplar von Walter Benjamins *Schriften* hat Celan deutliche Lesespuren hinterlassen, die auf das zitierte Gedicht verweisen:

Gewiß treten die meisten Erinnerungen, nach denen wir forschen, als Gesichtsbilder vor uns hin. Und auch die freistehenden Gebilde der *mémoire involontaire* sind noch zum guten Teil isolierte, nur rätselhaft präsente Gesichtsbilder. Eben darum aber hat man, um dem innersten Schwingen in dieser Dichtung sich wissend anheimzugeben, in eine besondere und tiefste Schicht dieses unwillkürlichen Eingedenkens sich zu versetzen, in welcher die Momente der Erinnerung nicht mehr einzeln, als Bilder, sondern bildlos und ungeformt, unbestimmt und gewichtig von einem Ganzen so uns Kunde geben wie dem Fischer die Schwere des Netzes von seinem Fang. Der Geruch, das ist der Gewichtssinn dessen, der im Meere der Temps perdu seine Netze auswirft. (Benjamin, 1977: 323, vgl. Richter et al., 2004: 289)

Die Meere der verlorenen Zeit macht Celan zu den Flüssen nördlich der Zukunft, verlegt sie also in eine Zeit, die künftig der Zukunft und in eine Landschaft, die nördlich des Nordens liegt, in eine Nicht-Zeit und einen Nicht-Raum also. Präziser wäre vielleicht zu sagen: in eine Sphäre, in der sich Zeit und Raum gegenseitig aufheben, in welcher sich die Zeit endgültig verliert oder einfriert. Und wenn die Zeit einfriert, friert auch ihr Fluss ein. Die Zeit wird zum Stillstand um den Preis ihres eigenen Endes. Im eisigen Norden sind aber weder Paradies noch Hölle angesiedelt. Das Gedicht kümmernt sich nicht um das Ende der Zeiten im eschatologischen Sinne. Es ist eher eine Projektion des eigenen Todes des Ich, welches um den Preis seines eigenen Endes in das Totenreich nördlich der Zukunft eintritt, um zu versuchen, in den Flüssen der Vergessenheit Gedächtnissplitter zu aufzuspüren.

Das Anliegen ist nicht einfach, insbesondere wenn die Flüsse eingefroren sind. Das Eis lässt die Gesichter der Toten nur sehr unscharf erscheinen. Ihre Namen sind nicht mehr zu nennen, anders also als in Celans frühem Gedicht *In Ägypten*, wo es noch hieß:

Du sollest zum Aug der Fremden sagen: Sei das Wasser.  
 Du sollst, die du im Wasser weißt, im Aug der Fremden suchen.  
 Du sollst sie rufen aus dem Wasser: Ruth! Noemie! Mirjam! (Celan, 2005: 42)

Der reife Celan vertraut nicht mehr dieser reparativen Potenz eines poetischen Bildes. Die Sprache des Gedenkens kennt keine einzelnen Namen der Toten. Sie kann sie nur „unbestimmt“ erscheinen lassen, bildlos und ungeformt, aber gewichtig. Bevor aber das Gewicht des Netzes uns von dem Fang Kunde gibt, wird es selbst beschwert. Dazu bedarf es eines Anderen, eines Du und einiger schwerer Gegenstände, Steine etwa, die an das Netz gebunden werden können, damit es im Wasser versinkt. Zwar erscheint dies alles sehr sachgerecht, doch kann es unmöglich gelingen. Zum einen, weil die Gewässer eingefroren sind, und zum anderen, weil das Du keine Steine zur Verfügung hat, sondern nur von ihnen „geschriebene Schatten“, wie die Worte des Gedichts, das in seiner „allereigensten Sache spricht“, wie Celan es in der Meridian-Rede formulierte (vgl. Celan, 1999: 8). Auf der anderen Seite können nur sie, als gänzlich körperlose Gebilde durch das Eis hindurch, auch „in eines *Anderen Sache* [...] sprechen“ (Celan, 1999: 8). Das Gedicht, das nördlich der Zukunft in den Flüssen steht, steht gleichsam „*im Geheimnis der Begegnung*“ (Celan, 1999: 9), „es wird Gespräch“. „Erst im Raum dieses Gesprächs konstituiert sich das Angesprochene“, das „durch Nennung zum Du Gewordene“ und es bringt auch „sein Anderssein“ ins Gedicht (Celan, 1999: 9) ein, welches das dem Anderen „Eigenste mitsprechen [läßt]: dessen Zeit“ (Celan, 1999: 10). Was das Gedicht hat, ist allein die Sprache, alles in ihm, das Ich, wie das Du, ist ihr Gebilde, so kann das Gedicht als Fangnetz auch nur durch sie beschwert werden, nur sie kann ihm Gewicht verleihen, damit es sich „in eine besondere und tiefste Schicht“ des Gedenkens begeben kann. Hat Benjamin vom Geruch als dem „Gewichtsinn dessen, der im Meere der Temps perdu seine Netze auswirft“ gesprochen, so ist es in Celans nordischen Landschaften vor allem der hörbar werdende Klang. Die das Netz beschwerenden, von *Steinen geschriebenen Schatten* lassen an den Schnee denken, der in Form von „schwarzen Flocken“ die Botschaft über den Tod von Celans Mutter „aus ukrainischen Halden brachte“ (Celan, 2005: 19), mit dem das lyrische Ich des ersten Gedichts aus dem Band *Atemwende* bewirtet werden will (Celan, 2005: 175), und der – blickt man in die Endphase von Celans Schaffen – in seiner Bühnenpartie (*Schneepart*) eine klingende Krume der Beständigkeit aus dem Eis heraushaut – im Schatten eines Wortes, im Klang eines Lautes um die Leerstelle über dem Wirbel des Wassers herum:

Flachräume schirken  
 übers  
 geriffelte Eis;

die Wortschatten  
 heraushaun, sie klatfern  
 rings um den Krampen  
 im Kolk. (Celan, 1999: 320)

## 5 Resümee

Der geographische Norden ist in den besprochenen Gedichten Celans vorwiegend in Form von imaginären Schnee- und Eis- und Flusslandschaften vertreten, die an die in der literarischen Tradition verankerten Topoi von Hölle und Paradies kontrapunktisch angelehnt sind. Das Lichtspiel der *Aurora borealis*, optische Reize und das Auge als Apparat ihrer sinnlichen Wahrnehmung, sind Motive, die – angesichts der Poetologie Celans, die in der Meridian-Rede ausgeführt wurde und der intertextuellen Verflechtungen seiner Gedichte – dieses Imaginarium mit dem Erinnerungsdiskurs verbinden, der für Celan prinzipiell mit der Zeugschaft von der Schoah einherging. Die Gedichte oszillieren zwischen messianischer Hoffnung und Verbalisierung eines traumatischen Verlustes der Bodenständigkeit, aus dem sich die Notwendigkeit des Blicks in den Abgrund des Unausprechlichen ergibt. Celans lyrische Sprache als Medium der Erinnerung und der Mediation zwischen den Toten und der Welt der Überlebenden sucht in dieser Bildlichkeit nach einer synästhetischen Form der Materialität, die in den konsonantischen Lautkrümmungen einen Modus der linguistischen Performanz erblickt, in dem sich die durch die Geschichte korrumpierte Sprache an ihren akustischen Quellen wieder verfestigt und dem schweigenden Vergessen Widerstand leisten kann.

### Literaturverzeichnis

- Benjamin, Walter (1977): *Gesammelte Schriften*. Hrsg. v. Rolf Tiedemann u. Hermann Schweppenhäuser. Bd. 3. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Celan, Paul (1999): *Der Meridian. Endfassung – Entwürfe – Materialien*. Hrsg. v. Bernhard Böschstein u. Heino Schmall. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Celan, Paul (2000): *Gesammelte Werke in sieben Bänden*. Hrsg. v. Beda Allemann u. Stefan Reichert. Bd. 3. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Celan, Paul (2005): *Die Gedichte. Kommentierte Gesamtausgabe in einem Band*. Hrsg. u. kommentiert v. Barbara Wiedemann. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Dante Alighieri (1843): *Die göttliche Komödie*. Aus dem Italienischen übersetzt u. erklärt v. Karl Ludwig Kannegießer. 1. Teil, 4. Aufl., Leipzig: Brockhaus.
- Richter, Alexandra / Alac, Patrik / Badiou, Bertrand (Hrsg.) (2004): *Paul Celan, La Bibliothèque philosophique. Die philosophische Bibliothek*. Paris: Éditions ENS rue d'Ulm.
- Lehmann, Jürgen (2003): *Kommentar zu Paul Celans „Die Niemandsrose“*. Heidelberg: Winter.
- Milton, John (o. J.): *Das verlorene Paradies*. Übers. v. Adolf Böttger. Leipzig.



---

Rückblicke mit Fallstricken? Schriftsteller  
aus der DDR über ihre Reisen in den Westen.  
Eine erste Betrachtung nach der ‚Wende‘ erschienener  
autobiographischer Texte

Frank Thomas Grub (Uppsala)

**Abstract**

*In der DDR erschienen zahlreiche Bücher, deren Gegenstand Reisen in das sogenannte ‚westliche‘ Ausland bilden. Der Beitrag versucht eine erste Antwort auf die Frage zu geben, ob und gegebenenfalls wie die Autorinnen und Autoren nach der ‚Wende‘ auf diese Reisen bzw. die daraus hervorgegangenen Bücher zurückblicken. Eine Betrachtung der Autobiographien Das gute Leben von Fred Wander und Abspann von Hermann Kant zeigt, dass das Schreiben über Reisen bei Wander konstitutiver Teil seines (schriftstellerischen) Selbstverständnisses ist und somit auch einen Teil der Werkkontinuität darstellt. Bei Kant ist es dagegen eine Ausnahme geblieben, die eher eine Unterbrechung der schriftstellerischen Karriere im Zuge der Auseinandersetzungen um den Roman Das Impressum darstellt.*

*In the GDR, numerous books on travel to so-called ‘Western’ foreign countries were published. This article aims to determine if (and how) travel authors reflected after the ‘Wende’ on the journeys that inspired their books. A careful examination of the autobiographies Das gute Leben by Fred Wander and Abspann by Hermann Kant reveals significant differences. While travel writing is a constituent and thus enduring component of Wander’s (literary) self-understanding, it remains an exception for Kant. For the latter, travel writing emerges primarily as an interruption of his literary career, connected with the discussions of his novel Das Impressum.*

**Keywords**

*Reiseliteratur, DDR, ‚Wende‘, Fred Wander, Hermann Kant  
travel literature, GDR, ‘Wende’, Fred Wander, Hermann Kant*

## 1 Einleitung

Obwohl den meisten Bürgerinnen und Bürgern der DDR bis zur ‚Wende‘ Reisen in den Westen verwehrt waren, beschäftigen sich diverse, kontinuierlich über 40 Jahre, aber verstärkt in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre erschienene Bücher mit dem ‚westlichen‘<sup>1</sup> Ausland. Zu den Hauptreisezielen zählen Frankreich (vgl. dazu Grub, 2011b), Irland (vgl. dazu Grub, 2011a) und Schweden (vgl. dazu Grub, 2009 und 2011c); es existieren aber auch Bände über Dänemark und Finnland (vgl. dazu Grub, 2011c), die Niederlande und die USA, um nur einige Beispiele zu nennen.

Wer in den ‚politischen‘ Westen reisen durfte, noch dazu um ein Buch zu schreiben, war „Privilegierter und gesellschaftlich Beauftragter“ (Zwirner, 1986: II) zugleich und erfüllte somit eine nicht unproblematische Doppelrolle. Bereits dieser Umstand legt nahe, dass es sich bei den im Folgenden meist vorläufig als ‚Reisebücher‘<sup>2</sup> bezeichneten Text-Bild-Bänden um Publikationen handelt, die in einem spezifischen, nicht zuletzt auch politischen Kontext angesiedelt sind.

Die besonderen Entstehungsbedingungen dieser Bücher im Literatursystem der DDR lassen sich nicht nur auf der Grundlage von Akten des so genannten ‚Druckgenehmigungsverfahrens‘ rekonstruieren, sondern auch mit Hilfe von nach der ‚Wende‘ erschienenen Selbstzeugnissen, zu denen Autobiographien im engeren und autobiographische Texte im weiteren Sinne, Interviewbände sowie die Dokumentation von Korrespondenzen zählen.

Bei der Betrachtung dieser Texte sind vor allem die folgenden Fragen von Interesse: Blicken die Autorinnen und Autoren überhaupt auf ihre Reisen zurück? Falls ja: Wann und wie tun sie das? Geben die autobiographischen Schriften Auskunft über die Ziele der Reisen bzw. deren Beschreibung? Und nicht zuletzt: Wie sehen die Autorinnen bzw. Autoren diese Reisen in der Rückschau? Lassen sich zum Beispiel Legitimationsstrategien im Zusammenhang mit den unternommenen Reisen erkennen, und wie sehen diese gegebenenfalls aus? Es geht im Folgenden also weniger um die Primärtexte selbst, als vielmehr um den Versuch einer Aufarbeitung ihrer Entstehung.

## 2 Kontinuität oder Wandel? – Ein kurzer Überblick und zwei Beispiele

Ein Blick auf die zahlreich erschienenen Reisebücher bzw. Text-Bild-Bände ergibt zunächst ein Wiedersehen mit einigen bekannten Namen, das heißt Schriftstellerinnen

<sup>1</sup> Mit ‚westlich‘ wird hier weniger auf die Himmelsrichtung im engeren Sinne Bezug genommen als vielmehr auf das sogenannte ‚kapitalistische Ausland‘ im weiteren Sinne, das heißt z. B. auch die sogenannten ‚nordischen Länder‘.

<sup>2</sup> Der Begriff ‚Reisebericht‘ wird im Rahmen des vorliegenden Beitrags bewusst vermieden, da er gattungsspezifisch zu eng gefasst erscheint.

und Schriftstellern, die auch in anderen Kontexten hervorgetreten sind: Fred Wander (1917–2006), Walter Kaufmann (\*1924), Hermann Kant (\*1926), Heinz Czechowski (1935–2009), Gerti und Reiner Tetzner (beide \*1936) und Irene Runge (\*1942) dürften die prominentesten unter ihnen sein. Hinzu kommen Reinhard Ulbrich (\*1953) – ein Autor, der vor allem nach der ‚Wende‘ schreibend in Erscheinung getreten ist (vgl. insbesondere Ulbrich, 1998a, 1998b; Kämper / Ulbrich, 1995; Ulbrich / Kämper, 1996, 1997a, 1997b)<sup>3</sup> – und weitere Namen wie zum Beispiel Hartmut Reiber (\*1950) sowie Anne und Bruno Storm (1924–2013), die einem breiteren Publikum vermutlich unbekannt geblieben sind. Vor diesem Hintergrund ließen sich also Schriftstellerinnen und Schriftsteller im traditionellen und in der DDR auch institutionalisierten Verständnis von anderen schreibenden Personen abgrenzen. Diese Abgrenzung stellt dabei kein wie auch immer geartetes Qualitätsurteil dar, sondern bezieht sich zunächst einmal lediglich auf die Publikationsmöglichkeiten und die gegebenenfalls damit verbundenen Erwartungshaltungen auch der Öffentlichkeit. Vor diesem Hintergrund erstaunt es also nicht, dass – mit Ausnahme von Reinhard Ulbrich – die weniger bekannten Autorinnen und Autoren nach der ‚Wende‘ nicht oder mit völlig anderen Texten (vgl. z. B. Reiber, 2008) schreibend in Erscheinung getreten sind und – zumindest zum jetzigen Stand der Recherchen – auch keine Zeugnisse der Meta- oder zumindest Selbstreflexion existieren.

Im Folgenden seien deshalb zwei Autoren genauer betrachtet, die auf den ersten Blick kaum gegensätzlicher sein könnten: Fred Wander und Hermann Kant. Von beiden Autoren liegen Autobiographien vor, in denen auch von den Reisebüchern die Rede ist, wenn auch in völlig unterschiedlichem Maße.

## 2.1 Suchbewegungen: Fred Wander

Wander (d. i. Fritz Rosenblatt) nimmt unter den Reisebuchautorinnen und -autoren eine Sonderstellung ein: Als österreichischer Staatsbürger durfte er ohnehin weitgehend unbeschränkt reisen. 1996 erschienen unter dem Titel *Das gute Leben* seine *Erinnerungen*, denen 2006 eine überarbeitete Fassung folgte – versehen mit dem erweiterten Untertitel *Das gute Leben oder Von der Fröhlichkeit im Schrecken*. Darin erklärt er:

Ich war auch in den darauffolgenden Jahren als Gast privilegiert in einem Grad, den ich oft als peinlich und unerträglich empfand. Ich habe nie über DDR-Verhältnisse geschrieben und überließ die Kritik an den Zuständen in diesem merkwürdigen Land den dort lebenden Autoren. (Wander, 2006: 148)

Wander nimmt aber auch unabhängig von seinem staatsbürgerrechtlichen Sonderstatus eine besondere Rolle im Kreise der Reiseliteraten aus der DDR ein: Er ist der

---

<sup>3</sup> Ulbrich veröffentlichte zudem nach der ‚Wende‘ weitere Reisebücher und stellt damit eine Ausnahmereihe dar (vgl. u. a. Ulbrich / Wrba, 1997; Gronau / Ulbrich, 1995; Pompe / Ulbrich, 2002; Pompe / Ulbrich / Winterfeld, 2000).

einzig Autor, der kontinuierlich Reisebücher schrieb, das heißt vom Ende der fünfziger Jahre (vgl. Wander, 1958) bis in die siebziger Jahre hinein (vgl. Wander / Wander, 1978) entsprechende Texte veröffentlichte. Zudem können große Teile seiner Autobiographie auch als Reisetext gelesen werden, denn Reisen hat für Wander, dessen Leben sich als ständiges Unterwegssein verstehen lässt (vgl. dazu auch Krauss, 2002, 2005), zweifellos eine besondere Funktion, auf die auch die Wahl seines Pseudonyms verweist.

Über die Entstehung seines Korsika-Buches, das 1958 im Verlag *Neues Leben* erschien, erklärt Wander in *Das gute Leben*:

Das Ende meines Aufenthaltes in Leipzig stand bevor, und ich hatte die Idee, mit Maxie nach Korsika zu fahren, um ein Buch über diese abenteuerlich anmutende Insel zu schreiben. Warum gerade Korsika? Wir wußten nur zwei Dinge, die uns interessierten – dieses Felseneiland war zu einem großen Teil mit Macchia bedeckt, jenem undurchdringlichen Buschwald, welcher der französischen Widerstandsbewegung den Namen gab [...]. Es war auch [...] das erste Land Europas, in dem bereits 1943 ein allgemeiner Volksaufstand gegen die Hitler-Mussolini-Besetzung zur Befreiung der Insel führte. (Wander, 2006: 177)

Im Grunde genommen handelt es sich bei der mit *Korsika – noch nicht entdeckt* verbundenen Reise um Fred und Maxie Wanders Hochzeitsreise; die beiden hatten am 13. Juli 1956 geheiratet (vgl. Wander, 2006: 179): „Für uns war es das Jahr der Entscheidung, wir hatten beschlossen, im Juli zu heiraten. Alles Weitere lag noch im dunkeln. [...] Wir liebten uns. Und eine größere Reise, mit einem Stück harter Arbeit verbunden, würde alle Unklarheiten unserer Situation überbrücken.“ (Wander, 2006: 177f.) Der Verlag *Neues Leben*, so Wander, habe ihm „sofort einen Vertrag“ gegeben –

was mich verblüffte, und [sie; F.Th.G.] versprachen, einen Vorschuß nach Wien zu überweisen. Das Geld ist nie angekommen. Und als ich am 1. November, vertragsgemäß, das Manuskript und die Fotos beim Verlag abliefern und fragte, warum sie ihr Versprechen nicht gehalten hatten, sagten sie mir: „Wir haben nie geglaubt, daß Sie das Buch wirklich schreiben würden!“ (Wander, 2006: 178)

Auf seine Erinnerungsbriefe habe er keine Antwort bekommen (vgl. ebd.), so dass er die Reise, die ohnehin nur mit äußerst sparsamen Mitteln stattfinden konnte, selbst finanzieren musste. Gegen Ende der Reise verkaufte Wander seine Spiegelreflexkamera aus DDR-Produktion für 700 Francs (vgl. Wander, 2006: 180); am Vortag hatte er bereits seine Schreibmaschine „verhökert, wie die Berliner sagen!“ (Ebd.)

In *Das gute Leben* schildert er noch einmal den Verlauf der Reise und fasst damit letztlich auch das Buch zusammen. Während seine Frau Maxie im Korsika-Text auffällig abwesend ist, stellt Wander rund vierzig Jahre später rückblickend fest: „Ich merkte plötzlich, wie ich diese Reise, wie ich alle Eindrücke durch Maxies Augen erlebte. Ihr Entzücken über die fremde Welt, ihre innere Lebendigkeit erfüllten mich mit Freude.“

(Wander, 2006: 182) Und kurz darauf heißt es: „Wir waren ohne viel Mühe mitten in das Leben dieser fremden Welt eingedrungen. Und ich genoß es, in Maxies Gesicht die Freude zu lesen, die Schönheit des Daseins zu spüren.“ (Wander, 2006: 183)

Diese Kommentare gehen weit über das Anekdotische hinaus, tritt doch Maxie bis zu *Provenzalische Reise* in keinem der Bücher in nur andeutungsweise vergleichbarer Form in Erscheinung. Für das Korsika-Buch wäre dies noch nachvollziehbar, nicht aber für die danach erschienenen Bände, die sehr viel persönlicher gehalten sind.

Zu erfahren ist des Weiteren, dass das Buch innerhalb von sechs Wochen geschrieben (vgl. Wander, 2006: 184) und dass Wander schließlich doch noch bezahlt wurde, jedoch „in DDR-Währung, der Verlag habe keine Devisen zur Verfügung, hieß es! Also mußten wir hinfahren, um das Honorar in der DDR zu verbrauchen.“ (Wander, 2006: 185) Insofern bedingen Reisebücher und Aufenthalt in der DDR einander wechselseitig und erklären auch Wanders mehr oder weniger häufig betonte wenn nicht Zugehörigkeit zu so doch Assoziation *mit* der DDR-Literatur (vgl. z. B. Emmerich, 1996: 191).<sup>4</sup>

Wanders nächstes Reisebuch handelt von einer Paris-Reise, die nur wenige Jahre später stattfand:

Reise nach Paris im Sommer 1962, um ein Buch über diese einzigartige Stadt zu schreiben, so wie ich es seit langem plante und in Skizzen, kleinen Geschichten und Entwürfen vorbereitet hatte. Um brauchbares Material zu sammeln, Menschengeschichten, Bilder, benötigten wir vielleicht sechs Monate Zeit, wenn nicht ein Jahr. Und die Reise nährte die Illusion, wir könnten uns eine Basis schaffen, neue Freunde, Verbindungen, vielleicht eine erschwingliche Wohnmöglichkeit, um zurückzukehren in mein gelobtes Land, wie ich es insgeheim sah. (Wander, 2006: 207)

Die Reise steht unter dem Eindruck des Mauerbaus im Jahr zuvor; jener wird auch in Wanders Autobiographie nur eine Seite davor thematisiert. Während Frankreich, insbesondere Paris, für Fred Wander Ort des Exils war und somit der Ort des (Über-)Lebens, war die Paris-Reise für Maxie eine Premiere (vgl. Wander, 2006: 208). Für sie bedeutete jene Reise aber auch die Konfrontation mit den Erzählungen und der Biographie ihres Mannes; er hält in diesem Zusammenhang fest: „[...] ich beobachtete heimlich Maxie. Ihr Gesicht leuchtete, sie war genügend vorbereitet, denn ich hatte ihr, seitdem wir uns kannten, alle meine verrückten Geschichten erzählt.“ (Wander, 2006: 209)

Die materielle Situation der Reisenden hatte sich mittlerweile verbessert; dieses Mal war Fred Wander mit gleich vier Fotoapparaten (vgl. ebd.) unterwegs; insgesamt verbrachten die Wanders fünf Monate in Paris, „in drei Etappen“ (ebd.). In *Das gute Leben* ist zu erfahren, dass Maxie in Paris an ihrem Band *Guten Morgen, du Schöne* arbeitete (vgl. Wander, 2006: 210); ansonsten werden vor allem Hintergründe persönlicher

---

<sup>4</sup> Nebenbei sei bemerkt, dass im Zusammenhang mit der Korsika-Reise auch das ebenfalls bei *Neues Leben* erschienene und von Horst Bartsch illustrierte Jugendbuch *Bandidos* (1963) entstand, in dem es auch um das besetzte Korsika und dessen Befreiung geht.

Begegnungen geschildert (vgl. Wander, 2006: 213ff.). Dabei spielte nicht zuletzt der Zufall eine Rolle, wie sich an folgender Erklärung Wanders zeigt, der die Rue Mouffetard fotografieren möchte: „Von dieser Straße Bilder machen, mitten in der bewegten Menge, war unmöglich.“ (Wander, 2006: 216) Er begibt sich deshalb in eine Wohnung, um von dort aus Fotos zu machen, trifft darin einen Studenten aus Südfrankreich, der sich für sein Projekt interessiert und die Wanders dann drei Wochen lang begleitet (vgl. 216f.). Zehn Jahre später besuchen sie ihn in Südfrankreich, wo er bei Recherchen für den Band *Provenzalische Reise* erneut behilflich ist (vgl. Wander, 2006: 217f.).

Für Wander bleibt in der Rückschau stets auch die Frage aktuell, warum er letztlich nicht ganz nach Frankreich umgezogen ist, das er immer wieder als Sehnsuchtsort schildert. Einem solchen Schritt standen offenbar vor allem materielle Gründe entgegen:

Wir sind nicht nach Frankreich gezogen. [...] Meine Fotoreportagen und Artikel, die ich zum Teil auch in Wien veröffentlichen konnte, brachten nicht genug, um im Westen eine Wohnung mieten zu können. Wir waren jedoch in der Lage, wenigstens einmal jährlich nach Paris zu fahren. (Wander, 2006: 231)

Immer wieder kommt Wander auf weitere Reisebuchprojekte zurück: „In mir reifte der Plan, ein neues Buch zu schreiben, vielleicht über Holland oder die Provence.“ (Wander, 2006: 234) Im Gegensatz zu anderen Autorinnen und Autoren konnte er sämtliche von ihm erwähnten Projekte realisieren, auch wenn er nicht detailliert auf alle Reisen eingeht. So spielt der 1972 erschienene Band über die Niederlande, *Holland auf den ersten Blick*, keine größere Rolle in der Autobiographie. Der Paris-Band jedenfalls ermöglichte ihm eine materiell gesicherte Existenz in der DDR: „Im Jahr 1966 war in Berlin unser Parisbuch erschienen. Wir konnten unsere Schulden bezahlen, und es blieb so viel übrig, daß wir mehrere Monate sorgenfrei zu leben hatten, neue Möbel kaufen konnten, Kleidung, Wäsche und zwei gute Fotoapparate.“ (Wander, 2006: 238)

Die Wanders erhielten auch Gegenbesuch aus Paris (vgl. Wander, 2006: 279) und bereiteten zudem ihre Provence-Reise im April 1974 vor, aus der das bereits erwähnte einzige Reisebuch hervorging, das Fred und Maxie Wander gemeinsam als Autoren ausweist: *Provenzalische Reise*. Um dieses Projekt zu realisieren, reiste Maxie Wanders Mutter aus Wien an, „um Haus und Kinder zu hüten.“ (Wander, 2006: 280) Maxies Krebserkrankung, an der sie 1977 starb, verhinderte weitere gemeinsame Reisen. Maxie kommt in den Passagen des Buches, in denen es um ihre Krankheit geht, selbst zu Wort; abgedruckt finden sich „Ein Brief von Maxie“ (Wander, 2006: 308f.) und Tagebuchauszüge (vgl. Wander, 2006: 309). In den letzten Kapiteln von *Das gute Leben* kommt Wander anlässlich einer Provence-Reise 1984 wieder auf die Provence-Reise von 1974 zurück (vgl. Wander, 2006: 381ff.).

Auch über die ganz konkreten Schreibbedingungen gibt Wander Auskunft: „Ich erinnere mich an jenen heißen Sommer, als ich das Buch über die Provence schrieb, ich fuhr manchmal für einige Tage an den Schwielowsee, wie ich es öfter machte, um in Ruhe arbeiten zu können.“ (Wander, 2006: 311) Ähnlich wie im Falle des Korsika-Bu-

ches entstanden mehrere, stärker fiktional geprägte Bücher im Zusammenhang mit den Paris-Aufenthalten: die längere Erzählung *Ein Zimmer in Paris* (1975) und der Roman *Hôtel Baalbek* (1991).

In *Das gute Leben* schildert Fred Wander nicht nur Hintergründe zu den publizierten Reisebüchern, sondern schreibt diese gewissermaßen fort, indem er neue Berichte über Reisen nach Paris und in die Provence ergänzt; auch hier nimmt er Bezug auf andere literarische Texte, beispielsweise zitiert er Gorki (vgl. Wander, 2006: 238) und Petrarca (vgl. Wander, 2006: 289). In diesem Sinne verhält sich Wanders Autobiographie komplementär zu den Reisebüchern, ist allerdings – dies dürfte der Gattung geschuldet sein – noch persönlicher gehalten und stärker wertend im Rückblick, insbesondere wenn es um die Darstellung von Beziehungsverhältnissen geht, etwa im Hinblick auf Freunde in Frankreich. Vor diesem Hintergrund sei deshalb die These formuliert, dass Wanders Autobiographie selbst ein Reisebuch ist, dessen Anspruch über den allegorischen Aspekt der Lebensreise weit hinausgeht. Hierfür spricht auch folgende Reflexion: „Ich wußte noch immer nicht, was für ein Buch ich schreiben würde. Und vielleicht schrieb ich mein Leben lang an dem gleichen Buch und würde nie damit fertig werden!“ (Wander, 2006: 297) Wie bereits erwähnt, deutet Wanders Nachname als bewusst gewähltes Pseudonym auf den Aspekt der Bewegung und des Reisens hin, das nicht zwangsläufig mit einem räumlichen Ziel verbunden sein muss, sondern eine Qualität an sich darstellt und vermutlich auch eine Strategie der Bewältigung seiner Lagererfahrungen sein dürfte. *Das gute Leben* endet denn auch mit der Feststellung: „Ich bin unterwegs, mein Gepäck ist leicht“, gefolgt von dem im Anschluss an einige Leerzeilen zentriert gedruckten Wort „ENDE“ (Wander, 2006: 399; Hervorhebung im Original).

## 2.2 Politische Räume: Hermann Kant

Die Feststellung, dass Hermann Kant sich in vielerlei Hinsicht von Wander unterscheidet, mag banal erscheinen. Gemeinsam ist beiden jedoch neben einer die DDR bejahenden politischen Grundhaltung eine Lagererfahrung, allerdings unter höchst unterschiedlichen Bedingungen: Wander als Verfolgter der Nationalsozialisten und Kant als Kriegsgefangener in Polen – eine Erfahrung, die er in *Der Aufenthalt* (1977) auch literarisch verarbeitete. Kant soll hier ausdrücklich nicht als der ambivalente Funktionär gesehen werden, als der er meist in seiner Rolle als Vizepräsident (ab 1969) und dann Präsident (1978–1990) des Schriftstellerverbandes der DDR dargestellt wird; vielmehr soll der Fokus auf der Textbetrachtung liegen. In seiner 1991 erschienenen Autobiographie *Abspann. Erinnerung an meine Gegenwart* kommt dem Reisen ein weitaus geringerer Stellenwert zu als bei Wander. Im Hinblick auf die im Rahmen dieses Beitrags thematisierten Fragen stellt er zusammenfassend fest:

Aber das Argument, der Reportageband „In Stockholm“ [...] zeige, welch schöne Ergebnisse bei solcher Kooperation erzielt werden könnten, durfte man öfter hören. Von der

Tatsache, daß dieses Buch einzig durch den Einfall seines Verlegers und die Arbeit der Autoren zustande gekommen war, ließ sich die Legende nicht stören. (Kant, 1991: 311)

Hinter diesen für Außenstehende nahezu unverständlichen Anspielungen verbergen sich nicht zuletzt die Konflikte im Zuge der Veröffentlichung des Romans *Das Impressum*, auf die Kant zuvor eingeht (vgl. Kant, 1991: 286ff. sowie Gutschke, 2007: 79ff.). Jener zweite Roman Kants hätte ursprünglich 1969 erscheinen sollen, kam aber erst 1972 in den Buchhandel (vgl. Gutschke, 2007: 79). Mit *In Stockholm* passierte dagegen das Umgekehrte: Das Erscheinen des Bandes war für 1972 geplant, die Publikation wurde jedoch vorgezogen, so dass der Band im Jahr zuvor erschien – ein Vorgang, der auch im Zusammenhang mit der Anerkennung der DDR durch Schweden 1972 und dem ab 1967 erfolgten Aufbau eines DDR-Kulturzentrums in Stockholm stehen dürfte.

Kant zufolge geht die Anregung zu *In Stockholm* auf Jürgen Gruner beim Verlag *Volk und Welt* zurück, der eine Reihe über (west-)europäische Städte plante. Der Brisanz des Unterfangens war sich Kant durchaus bewusst: „Jürgen Gruner [...] lud mich im Frühjahr 70 ein, zusammen mit dem Buchgestalter und Fotografen Lothar Reher ein Buch über Stockholm zu machen. Fraglos ging das nur mit Duldung in den obersten Rängen.“ (Kant, 1991: 315f.)

*In Stockholm* erschien als einziges von Kants Büchern nicht auch im Westen (vgl. Gutschke, 2007: 207); und in dem groß angelegten Interview mit Irmtraud Gutschke, Literaturredakteurin beim *Neuen Deutschland*, thematisiert Kant 2007 sein Stockholm-Buch nicht weiter – ein Befund, der angesichts des 250 Seiten starken Interviewbandes zumindest auffällig ist. Gutschke geht allerdings auf das Reisen von Schriftstellerinnen und Schriftstellern in den ‚politischen‘ Westen ein; sie erklärt:

Es gab für DDR-Schriftsteller, die im Westen leben wollten, neben der Möglichkeit des Ausreiseantrags, was oftmals mit Pressionen verbunden war, noch eine komfortablere Variante: das Dauervisum. [...] Das bedeutete ja praktisch, daß man sich zwischen Ost und West bewegen konnte, als ob es keine Grenze gäbe. (Gutschke, 2007: 139; im Original kursiv)

Über die Vor- und Nachteile des Dauervisums und dessen Vergabepaxis kann man geteilter Auffassung sein; aus den damit verbundenen Möglichkeiten lässt sich aber zumindest teilweise der sprunghafte Anstieg von Reisebüchern am Ende der achtziger Jahre erklären: Zumindest für einige Schriftstellerinnen und Schriftsteller war das Reisen nun weitgehend uneingeschränkt möglich. Jenes Privileg könnte aber auch ein Erklärungsmuster für die öffentlichen Angriffe gerade auf bekanntere Autorinnen und Autoren der DDR unmittelbar nach der ‚Wende‘ bieten. Kant thematisiert denn auch in einer seiner Repliken jene „Privilegien“ (Gutschke, 2007: 140).

### 3 Fazit – Schlussbemerkungen

Über sein Reisebuch reflektierte Kant nach der ‚Wende‘ kaum – zumindest nicht öffentlich. Dies soll nun keineswegs einer moralischen Bewertung unterzogen werden, sondern steht vielmehr im Einklang mit dem Befund, dass kaum ein Autor oder eine Autorin von Reisebüchern in der DDR entsprechende Überlegungen nach dem Mauerfall publizierte. Dies mag angesichts der Vielzahl von Publikationen im engeren Sinne autobiographischer Art erstaunen, denn für viele stellten die mit ‚Wende‘ und ‚Einheit‘ verbundenen Prozesse ganz offensichtlich Anlässe dar, um Bilanz zu ziehen und somit das eigene Handeln mit einer gewissen Distanz zu betrachten. Es dürfte jedoch einen Unterschied darstellen, ob jemand sich genuin als Schriftstellerin bzw. Schriftsteller betrachtete oder nicht. Eine gesellschaftliche Rolle – und auch ein Verlust derselben – dürfte Schriftsteller oder zumindest in der Öffentlichkeit bekannte Personen eher zur Feder greifen lassen.

Die Frage nach etwaigen Legitimationsstrategien lässt sich also aufgrund der Materialsituation – zumindest vorläufig – nicht beantworten; wohl aber die nach den im Titel angedeuteten Fallstricken: Vergleicht man nämlich die seit der ‚Wende‘ zugänglichen Druckgenehmigungsverfahren- und Verlagsakten mit den autobiographischen Zeugnissen, so zeigt sich zumindest teilweise ein anderes Bild: Bei Kant werden politische Aspekte deutlicher erkennbar, und bei Wander finden sich politisch motivierte Diskussionen um die Textgestalt, die er in *Das gute Leben* nicht weiter thematisierte.<sup>5</sup> Aus dem hier angedeuteten Befund voreilige Schlüsse zu ziehen, dürfte jedoch problematisch sein, zumal es sich bei den Akten um strategische Dokumente handelt, an die nicht immer auch ein unbedingter Wahrheitsanspruch zu stellen ist.

Festzuhalten bleibt also vor allem Folgendes: Während das Schreiben über Reisen bei Wander konstitutiver Teil seines (schriftstellerischen) Selbstverständnisses ist und somit auch einen Teil der Werkkontinuität darstellt, ist es bei Kant eine Ausnahme geblieben, die eher eine Unterbrechung der schriftstellerischen Karriere im Zuge der Auseinandersetzungen um den Roman *Das Impressum* darstellt. Infolgedessen wurde das Stockholm-Buch auch von der Literaturwissenschaft kaum beachtet – obwohl es stilistisch durchaus an Kants Prosawerk anknüpft.

Das schriftliche Erinnern der einen ist keineswegs höher zu bewerten als das Schweigen der anderen, das teilweise an beschränkten Partizipationsmöglichkeiten am literarischen Leben im vereinten Deutschland liegen dürfte, aber auch mit Scham bezüglich der damals privilegierten Rolle zu tun haben könnte. Und nicht zuletzt mit dem Bedeutungsverlust der Reisebücher an sich, die in der DDR eine sehr konkrete Funktion erfüllten, die sie seit dem Fall der Mauer eingebüßt haben: schreibend ein Fenster auch zur ‚westlichen‘ Welt zu öffnen.

<sup>5</sup> Die im Zusammenhang dieses Beitrags vor allem interessierenden Teile der Akten sind nicht uneingeschränkt öffentlich zugänglich. Deshalb kann der entsprechende Befund oben lediglich andeutungsweise formuliert werden. Eine differenzierte Analyse des Materials muss weiteren Untersuchungen vorbehalten bleiben.

## Literaturverzeichnis

- Emmerich, Wolfgang (1996): *Kleine Literaturgeschichte der DDR. Erweiterte Neuausgabe.* Leipzig: Gustav Kiepenheuer Verlag.
- Gronau, Emanuel / Ulbrich, Reinhard (1995): *Irland sehen & erleben.* München: Südwest.
- Grub, Frank Thomas (2009): Hermann Kant und Lothar Reher zum „Kaffee bei Familie A, B, C, D, E, F, G“. *Schweden-Bilder aus DDR-Sicht.* In: *Autobiographisches Schreiben in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur.* Bd. 3: *Entwicklungen, Kontexte, Grenzgänge.* Hrsg. v. Michael Grote u. Beatrice Sandberg. München: Iudicium, S. 173–187.
- Grub, Frank Thomas (2011a): „Bei mir regnet’s schon“: *Irland aus DDR-Sicht.* In: *Grenzen überschreiten – transitorische Identitäten: Beiträge zu Phänomenen räumlicher, kultureller und ästhetischer Grenzüberschreitung in Texten vom Mittelalter bis zur Moderne.* Internationale Tagung des MOVENS-Netzwerkes, Greifswald, 13.–16. Mai 2010. Hrsg. v. Monika Unzeitig. Bremen: edition lumière, S. [67]–79.
- Grub, Frank Thomas (2011b): *Mögliche und unmögliche Reisen: Frankreich aus DDR-Sicht.* In: *Text im Kontext 9. Beiträge zur 9. Arbeitstagung schwedischer Germanisten,* 7.–8. Mai 2010, Umeå. Hrsg. v. Mareike Jendis, Anita Malmqvist u. Ingela Valfridsson. Umeå: Umeå universitet (= Umeå Studies in Language and Literature 14), S. [22]–44.
- Grub, Frank Thomas (2011c): *Mögliche, unmögliche und nachgeholte Reisen: Schweden, Finnland und Dänemark aus DDR-Sicht.* In: *Begegnungen. Das VIII. Nordisch-Baltische Germanistentreffen in Sigtuna vom 11. bis zum 13.6.2009.* Hrsg. v. Elisabeth Wåghäll Nivre, Brigitte Kaute, Bo Andersson, Barbro Landén und Dessislava Stoeva-Holm. Stockholm: Stockholm University (= Acta Universitatis Stockholmiensis / Stockholmer Germanistische Forschungen 74), S. 355–369.
- Gutschke, Irmtraud (2007): *Hermann Kant. Die Sache und die Sachen.* Berlin: Das Neue Berlin; erneut: Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag, 2011.
- Kämper, Andreas / Ulbrich, Reinhard (1995): *Wir und unser Trabant.* Berlin: Rowohlt Berlin.
- Kant, Hermann (1972): *Das Impressum. Roman.* Berlin: Rütten & Loening.
- Kant, Hermann (1977): *Der Aufenthalt.* Berlin: Rütten & Loening.
- Kant, Hermann (1994): *Abspann. Erinnerung an meine Gegenwart.* Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag [zuerst: Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag, 1991].
- Kant, Hermann (Text) / Reher, Lothar (Bild) (1971): *In Stockholm.* Berlin: Volk und Welt.
- Krauss, Hannes (2002): *Reise-Erinnerungen an das Exil. Zur Prosa Fred Wanders.* In: *Der Deutschunterricht. Beiträge zu seiner Praxis und wissenschaftlichen Grundlegung,* Jg. LIV, H. 4, S. 48–55.
- Krauss, Hannes (2005): *(W)anders Reisen. Reiseberichte aus zwei Jahrzehnten.* In: *Fred Wander. Leben und Werk.* Hrsg. v. Walter Grünzweig u. Ursula Seeber. Bonn: Weidle, S. 172–187.

- Pompe, Ingolf / Ulbrich, Reinhard (2002): Cornwall. Devon – Somerset – Wiltshire. München: Bucher.
- Pompe, Ingolf / Ulbrich, Reinhard / Winterfeld, Bettina (2000): Traumstraßen Großbritannien. England. Schottland. Irland. München: Südwest.
- Reiber, Hartmut (2008): Grüß den Brecht. Das Leben der Margarete Steffin. Berlin: Eulenspiegel Verlag.
- Ulbrich, Reinhard (1998a): Spur der Broiler. Wir und unser goldener Osten. Berlin: Rowohlt Berlin.
- Ulbrich, Reinhard (1998b): Knigge für Deutsche: Über den Umgang mit Ostmenschen. / Über den Umgang mit Westmenschen. Ein Wendebuch. Graphiken von Axel C.A. Jirsch. Köthen: Micado.
- Ulbrich, Reinhard / Kämper, Andreas (1996): Kleines Lexikon großer Ostprodukte. Gemäß TGL Nullachtfünfzehn aufgezeichnet von Reinhard Ulbrich und fotografiert von Andreas Kämper. Köthen: Micado.
- Ulbrich, Reinhard / Kämper, Andreas (1997a): Grüner Pfeil und Ferkeltaxe. Ein ostdeutsches Fahrtenbuch. Ziemlich alphabetisch geführt von Andreas Kämper (Bild) und Reinhard Ulbrich (Text). Köthen: Micado.
- Ulbrich, Reinhard / Kämper, Andreas (1997b): Sandmännchen im Trabi-Land. Das Ostalgie-Kultbuch. Düsseldorf/München: Econ & List TB.
- Ulbrich, Reinhard / Wrba, Ernst (1997): London. München: Bucher (Metropolen der Welt).
- Wander, Fred (1958): Korsika – noch nicht entdeckt. Berlin: Verlag Neues Leben.
- Wander, Fred (1963): Bandidos. Illustrationen von Horst Bartsch. Berlin: Verlag Neues Leben (= Spannend erzählt 50).
- Wander, Fred (1967): Doppeltes Antlitz. Pariser Impressionen. Berlin: Volk und Welt.
- Wander, Fred (1972): Holland auf den ersten Blick. Impressionen von einer Autoreise. Leipzig: Brockhaus.
- Wander, Fred (1975): Ein Zimmer in Paris. Erzählung. Berlin, Weimar: Aufbau Verlag; erneut: Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag, 1995.
- Wander, Fred (1991): Hôtel Baalbek. Roman. Berlin, Weimar: Aufbau Verlag; erneut: Göttingen: Wallstein, 2007.
- Wander, Fred (1996): Das gute Leben. Erinnerungen. München, Wien: Hanser.
- Wander, Fred (2006): Das gute Leben oder Von der Fröhlichkeit im Schrecken. Erinnerungen. Göttingen: Wallstein.
- Wander Fred / Wander, Maxie (1978): Provenzalische Reise. Leipzig: Brockhaus.
- Zwirner, Barbara (1986): „Besseres Land – schöne Welt“. Sozialistischer Patriotismus und Welterfahrung in der Reiseliteratur der DDR nach dem VIII. Parteitag der SED 1971. Berlin: Freie Universität [Diss.].



---

## Böhmen liegt am Meer – zur Produktivität einer kontrafaktischen Ortsangabe in der Literatur und bildenden Kunst nach 1945

Silke Pasewalck und Dieter Neidlinger (Tartu)

### **Abstract**

*Wie erklärt es sich, dass der in Shakespeares Komödie *The Winter's tale* geprägte Topos eines böhmischen Meeres in Kunst und Literatur nach 1945 vielfach aufgegriffen wurde? An drei Beispielen wird untersucht, wie der Bezug künstlerisch umgesetzt und poetologisch reflektiert wird. Der Rekurs auf die kontrafaktische Ortsangabe erklärt sich vor dem Hintergrund der Schuld- und Verlusterfahrung des Zweiten Weltkrieges. Während die Ortsangabe bei Franz Fühmann (*Böhmen am Meer*, 1962) ihrer Widersprüchlichkeit beraubt und damit ihrerseits ideologisch in Dienst genommen wird, sperren sich sowohl Bachmanns Gedicht *Böhmen liegt am Meer*, 1964, als auch Anselm Kiefers gleichnamiges Gemälde (1995) gegen jegliche Form der Festlegung.*

*Why have literature and art after 1945 often referred to the literary topos "Bohemia lies at the sea", going back to Shakespeare's play *The Winter's Tale*? The article addresses this question using three examples, examining how the counterfactual location is realised and poetologically reflected. The interest in this Shakespearian topos can be understood against the background of guilt and loss as consequences of the Second World War. Whereas in Fühmann's story *Böhmen am Meer* (1962) the topos loses its contradictoriness, both Bachmann's poem *Böhmen liegt am Meer* (1964) and Kiefer's painting of the same name (1995) avoid any kind of determination.*

### **Keywords**

*Topos eines böhmischen Meeres, kontrafaktische Ortsangabe, Literatur und Kunst nach 1945, Schuld- und Verlusterfahrung nach dem Zweiten Weltkrieg  
literary topos "Bohemia lies at the sea", counterfactual location, Literature and art after 1945, guilt and loss as consequences of the Second World War*

Anselm Kiefer beruft sich in seiner Dankesrede zum Friedenspreis des deutschen Buchhandels im Jahr 2008 auf ein Gedicht von Ingeborg Bachmann: „Böhmen liegt am Meer“, diesem Bild von Ingeborg Bachmann glaub ich mehr als den Landkarten oder der Geographie“ (Kiefer, 2008: 18). Bachmann selbst betont in ihrer Vorlesung *Der Umgang mit Namen*, die sie im Rahmen der Vorlesungsreihe *Fragen zeitgenössischer Dichtung* um die Jahreswende 1959 / 1960 hielt, dass im „Atlas, den nur die Literatur sichtbar macht [...] [, die] Landkarte [...] sich nur an wenigen Stellen mit den Karten der Geographen [deckt]“ (Bachmann, 41993, Bd. 4: 239). In beiden Aussagen geht es um das Phänomen kontrafaktischer Ortsangaben in der Poesie bzw. Kunst. Diese werden nicht nur legitimiert und mit einer eigenen Ontologie ausgestattet, sondern ihnen wird sogar eine höhere Glaubwürdigkeit bzw. erweiterte Bedeutung zugeschrieben. Im Folgenden sei dem spezifischen Potential der kontrafaktischen Ortsangabe ‚Böhmen liegt am Meer‘ nachgegangen, die auf Shakespeares Komödie *The Winter's tale* (1611, dt. *Ein Wintermärchen*) zurückgeht und in Kunst und Literatur vielfach aufgegriffen wurde. An drei Beispielen aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts möchten wir zeigen, was den Topos des böhmischen Meeres für die Künste nach 1945 so interessant macht und wie der Bezug künstlerisch umgesetzt und poetologisch reflektiert wird: an Franz Fühmanns Erzählung *Böhmen am Meer* (1962), an Ingeborg Bachmanns Gedicht *Böhmen liegt am Meer* (1964) und schließlich an Anselm Kiefers gleichnamigem Gemälde (1995).

## 1 Shakespeares ‚Erfindung‘ eines Böhmens am Meer

Scene III. Bohemia. A Desert Country near the Sea.

*Enter Antigonus with a Babe, and a Mariner.*

Antigonus

Thou art perfect then, our ship hath toch'd upon

The deserts of Bohemia?

Mariner

Ay, my lord; and fear

We have landed in ill time.

(Shakespeare, 1958: 1342)

Aller geographischen Kenntnis nach ist die Aussage bei Shakespeare unzutreffend, denn es gibt in Europa kaum eine Region, die so sehr im Binnenland liegt wie Böhmen. Abgesehen davon, dass Shakespeare mitunter geographische Unkenntnis unterstellt wurde (vgl. hierzu Rota, 2011: 71), gibt es eine weitere Möglichkeit, dieses ‚Böhmen am Meer‘ zu erklären, nämlich als bloße literarische Fiktion. Im letzteren Fall meint Shakespeares Böhmen überhaupt nicht das reale Land, sondern ein erfundenes Königreich. In beiden Fällen wird das Rätsel der Kontrafaktur aufgelöst.<sup>1</sup> Warum hat

<sup>1</sup> Es gab im Kontext von Shakespeares Komödie auch in der Bildenden Kunst Projektionen

Shakespeare, wenn er einen Ort erfinden wollte, auf einen realen Ortsnamen rekurriert? Problematisch sind beide Erklärungen vor allem deshalb, weil jeweils die Spannung zwischen Fakten und Fiktionen verloren geht, und womöglich, so die Hypothese, kommt es gerade auf diese an. Denn dieses Böhmen am Meer markiert zugleich den Wechsel zwischen zwei Orten und zwei Welten, was für die Handlungsentwicklung von Shakespeares Stück eine nicht unerhebliche Rolle spielt. Shakespeare muss den Namen mit Bedacht gewählt und die kontrafaktische Aussage bewusst gesetzt haben, um die Spannung der Komödie darin zum Ausdruck zu bringen. Ästhetisch betrachtet entsteht diese Spannung zwischen ‚märchenhaftem‘ Ort und realem Land, zwischen Ausweglosigkeit und Utopie, zwischen Erstarrung und Lösung.

Doch wie erklärt sich der wiederholte Rekurs auf Shakespeares ‚Böhmen am Meer‘ in Kunst und Literatur nach 1945?<sup>2</sup>

## 2 Franz Fühmann: *Böhmen am Meer* (1962)

In Fühmanns Erzählung *Böhmen am Meer* fährt der intradiegetische Erzähler im Mai 1955, zehn Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, das erste Mal nach längerer Zeit ans Meer und nimmt sich als Urlaubslektüre just Shakespeares *Wintermärchen* mit. Darüber hinaus gibt es auffällige Ähnlichkeiten zwischen der Shakespeare'schen und der Fühmann'schen Figurenkonstellation: Die Zimmerwirtin Hermine Traugott, die einen seltsam leblosen und erstarrten Eindruck macht und deren Geheimnis der Erzähler auf den Grund geht, entspricht der zur Salzsäule erstarrten Hermione im Referenztext. Der Baron von L., der für das Trauma Hermiones verantwortlich ist, entspricht Leonte, dem tyrannischen König von Sizilien, und Hermine Traugotts Sohn schließlich verweist auf Hermiones und Leontes Tochter bei Shakespeare, die in der Wildnis der böhmischen Küste ausgesetzt wird.

Doch was macht Fühmann in seiner Erzählung aus der kontrafaktischen Aussage? Er nutzt den Topos im expliziten Rekurs auf Shakespeare, um ein Tabu zu brechen

---

einer böhmischen Küste, denen 1999 eine Ausstellung gewidmet wurde. Das heißt, das Rätsel beschäftigt nicht nur die Philologie, sondern auch die Kunstgeschichte. Die Ausstellung bietet als Lösung den historischen Kontext an: „In der Zeit der militärischen und religiösen Auseinandersetzungen, der Bilderstürme und Naturzerstörung entwarfen die Künstler eine Vorstellung von einer befriedeten Natur, die häufig auch ein Ort der göttlichen Offenbarung war. Die Gemälde stellten ein Land der Verheißung dar, das in Wirklichkeit – wie Ingeborg Bachmanns ‚Böhmen‘ – unerreichbar war, es sei denn, der Betrachter durchwanderte die Wald- und Hügellandschaft in seiner Phantasie.“ Vgl. Codart, o. J.

<sup>2</sup> Vgl. hierzu auch Rota, 2011. Andrea Rota geht der intertextuellen Verarbeitung des Begriffs und den Umschreibungen von Shakespeares *Wintermärchen* in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur nach, bei Franz Fühmann, Ingeborg Bachmann und Volker Braun.

und eine der ersten ‚Umsiedlererzählungen‘ der DDR-Literatur zu schreiben. Der Topos verliert dabei indes seine Kontrafaktizität, da die Böhmen, die der Erzähler auf seiner Urlaubsreise antrifft, nach der Umsiedlung / Vertreibung<sup>3</sup> tatsächlich am Meer leben. Fühmann arbeitet auf der Folie von Shakespeares Stück, um zum einen eine Ideologie bloßzustellen: Die Blut und Boden-Ideologie der Nationalsozialisten wird in der Gestalt des Barons von Z. Lügen gestraft, in dessen Vision sich Böhmen unter nationalsozialistischer Herrschaft so sehr ausdehnen sollte, dass es einmal bis zum Eismeer reichen würde. Zum anderen gewinnt unter der Voraussetzung des Verzichts sowohl auf Gebietsgewinn als auch auf die Zurückgewinnung der alten Heimat – ein Verzicht, der an die Anerkennung der deutschen Schuld gekoppelt wird – eine politische Utopie Gestalt, in der Böhmen nach der Umsiedlung – nicht zuletzt im übertragen politischen bzw. geschichtspolitischen Sinne – nun qua persona tatsächlich am Meer liegt. Während die Erlösung aus der Starre und verfahrenen Situation bei Shakespeare durch den Ortswechsel markiert und motiviert ist, der zugleich vom historisch lokalisierbaren zum imaginären Ort wechselt, findet sich bei Fühmann hingegen ein Wechsel von ideologischer Vision zum realen Ort und realpolitischer Ambition. Die Lösung wird am Ende der Erzählung durch den aus dem Wasser steigenden Sohn angedeutet:

„Das ist Klaus, der Sohn von Frau Traugott“, sagte der Bürgermeister, und ich gab dem Jungen die Hand und sah beglückt, wie er naß und strahlend vor mir stand, ein junger fröhlicher Mensch, der im Meer gebadet hatte, und nun sah ich jene andre Frau, die Königin aus dem Märchen, die, Stein, nach sechzehn Jahren beseelt vom Sockel stieg, und

<sup>3</sup> In West- und Ostdeutschland gab es für ein und dasselbe Phänomen zwei unterschiedliche Bezeichnungen. Die Bezeichnung *Umsiedler* findet sich neben *Rücksiedler* oder *Heimkehrer* in jenen Kundmachungen und Sonderbefehlen, die das Verlassen des Landes gegenüber den Deutschen anordneten. In der DDR verwendete man schließlich offiziell den Terminus *Umsiedler* und bezeichnete damit „diejenigen Personen, die [...] als Deutsche ihren Heimatort verlassen mußten“ (Merker, 1947: 24); Flüchtlinge, die nicht in ihre Heimat zurückkehren konnten, waren damit definitorisch exkludiert. In der BRD hingegen etablierte sich die Bezeichnung *Vertriebener* (allerdings meist im Plural verwendet), bzw. in manchen Kontexten war auch von *Heimatvertriebenen* die Rede. Als Formel hat sich früh *Flucht und Vertreibung* im kollektiven Gedächtnis Westdeutschlands festgesetzt; beispielsweise wurden 1955 und 1965 Sonderbriefmarken zum Gedenken an Flucht und Vertreibung herausgegeben. Da im Westen zwischen Flüchtlingen und Vertriebenen nicht so kategorial unterschieden wurde wie im Osten, differieren neben den Bezeichnungen auch die Betroffenenzahlen. Obwohl sich hinter den unterschiedlichen Konzepten und Begriffen letztlich auch die politische Frage der Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze und ihre Implikationen verbarg, hat sich im wiedervereinigten Deutschland, das diese Grenze anerkannt hat, die westdeutsche Terminologie weitestgehend durchgesetzt, wohl auch weil sie die Realität des Phänomens deutlich weniger euphemistisch umschreibt.

ich sah die Königin und die ehemalige Magd und sah, daß sie in ihrem Sohn erlöst war, und ich wußte, ich durfte auch für sie selbst noch hoffen.

Frau Traugott kam ums Haus, einen dampfenden Krug in der Hand. „Ich hab Tee g'macht“, sagte sie, und ihre Stimme klang ohne Ton, und sie sah an uns vorbei auf die Düne, und auf der Düne wehte grün im frischen Wind das Gras, und wir hörten die brausende See, die ewig an Böhmens Küste schlug. (Fühmann, 1993: 318)

Die Verschiebung der Handlung bei Shakespeare wird bei Fühmann in eine Verschiebung der Heimat übersetzt, und die kontrafaktische Aussage eines ‚Böhmen am Meer‘ wird zur konkreten ‚Böhmin am Meer‘, die diesen Ort als ihre neue Heimat mit-samt den politischen Implikationen anerkennen soll, womit sich der Text gleichsam ideologisch eindeutig verortet. Zwar entbehrt der Rekurs auf Shakespeare nicht literarischer Raffinesse, allerdings unter Preisgabe der Spannung, die gerade in der kontrafaktischen Aussage liegt (vgl. hierzu auch Kirschner, 2003: 110). Dass Fühmann den Heimatverlust literarisch überhaupt zur Sprache gebracht hat, war in seiner Zeit progressiv und bleibt sein Verdienst. Die Schuld- und Verlusterfahrung des Zweiten Weltkrieges im Rekurs auf Shakespeare nicht der faktischen Spannung zu berauben, sondern in die kontrafaktische Aussage zu übersetzen, wagte hingegen Ingeborg Bachmann.

### 3 Ingeborg Bachmann: *Böhmen liegt am Meer* (1964)

In Ingeborg Bachmanns Gedicht *Böhmen liegt am Meer* findet sich der Bezug auf Shakespeares Böhmen an exponierter Stelle, im Titel.<sup>4</sup> Die Referenz ist auch biographisch rekonstruierbar: Der Prag-Besuch im Jahr 1964 fällt mit ihrer Beschäftigung mit Shakespeare im Kontext einer Auftragsarbeit zusammen. Die Frage, ob Bachmann Fühmanns Erzählung kannte, halten wir hingegen für unerheblich; eine intertextuelle Beziehung zwischen seiner Erzählung und ihrem Gedicht besteht unseres Erachtens nicht. Doch welche poetische Funktion erhält die kontrafaktische Aussage in ihrem Gedicht?

Böhmen liegt am Meer  
Sind hierorts Häuser grün, tret ich noch in ein Haus.  
Sind hier die Brücken heil, geh ich auf gutem Grund.  
Ist Liebesmüh in alle Zeit verloren, verlier ich sie hier gern.

Bin ich's nicht, ist es einer, der ist so gut wie ich.

---

<sup>4</sup> Hans Höllers Edition ist der Hinweis zu verdanken, dass der erste Titel des Gedichts, *Grüne Häuser in Prag*, noch auf die reale Erfahrung von Häusern am Wasser, also auf Prag an der Moldau, verweist. Bachmann, 1998: 95–133.

Grenzt hier ein Wort an mich, so laß ich's grenzen.  
Lieg Böhmen noch am Meer, glaub ich den Meeren wieder.  
Und glaub ich noch ans Meer, so hoffe ich auf Land.

Bin ich's, so ists ein jeder, der ist soviel wie ich.  
Ich will nichts mehr für mich. Ich will zugrunde gehn.

Zugrund – das heißt zum Meer, dort find ich Böhmen wieder.  
Zugrund gerichtet, wach ich ruhig auf.  
Von Grund auf weiß ich jetzt, und ich bin unverloren.

Kommt her, ihr Böhmen alle, Seefahrer, Hafenhuren und Schiffe  
unverankert. Wollt ihr nicht böhmisch sein, Illyrer, Veroneser,  
und Venezianer alle. Spielt die Komödien, die lachen machen

Und die zum Weinen sind. Und irrt euch hundertmal,  
wie ich mich irrte und Proben nie bestand,  
doch hab ich sie bestanden, ein um das andre Mal.

Wie Böhmen sie bestand und eines schönen Tags  
ans Meer begnadigt wurde und jetzt am Wasser liegt.

Ich grenz noch an ein Wort und an ein andres Land,  
ich grenz, wie wenig auch an alles immer mehr,

ein Böhme, ein Vagant, der nichts hat, den nichts hält,  
begabt nur noch, vom Meer, das strittig ist, Land meiner Wahl zu sehen.  
(Bachmann, 19934, Bd. 1: 167f.)

Auf die kontrafaktische Aussage ‚Böhmen liegt am Meer‘ insistiert das Gedicht gerade nicht als rein geographische oder wie bei Fühmann als politische Standortbestimmung, sondern als poetische und poetologische Ortsangabe. Diese kristallisiert zur Chiffre, zu einer „Art magischer Formel“, wie Christine Ivanović (2002: 111) in ihrer Interpretation des Gedichts schreibt. Die Zauberformel behält eine unauflöbliche Spannung<sup>5</sup>, in der Ort und Wort, die Ortsbezeichnung Böhmen und die Beschreibung als Ort am Meer, zugleich bestehen. Der Topos bzw. die Formel wird zur paradoxalen Figur von Erreichbarkeit und Unerreichbarkeit, wie dies auch in Bachmanns Gedicht *Das Spiel ist aus* sehr gut zum Ausdruck kommt:

<sup>5</sup> Peter Horst Neumann (1982: 86) interpretiert diese Spannung als Dialektik von Untergang und Rettung des lyrischen Ich.

Nur wer an der goldenen Brücke für die Karfunkelfee  
das Wort noch weiß, hat gewonnen.

Ich muss dir sagen, es ist mit dem letzten Schnee  
im Garten zerronnen.

(Bachmann 1993a, Bd. 1: 85)

Der Reim *gewonnen* / *zerronnen* bezeugt das Zugleich des Zuhaltens auf die Utopie im Schreiben und des Eingedenkbleibens von dessen Vergeblichkeit – diese Spannung drückt sich in der kontrafaktischen Aussage aus, wenn Bachmann in einem Interview 1973 provokativ auf deren Wahrheitsgehalt insistiert:

Nun gibt es einen Streit zwischen Shakespeare und einem seiner allergescheitesten Zeitgenossen, Ben Johnson, der ihm vorgeworfen hat, er sei ungebildet, ein schlechter Dichter, er wisse nicht einmal, dass Böhmen nicht am Meer liegt. Wie ich nach Prag gekommen bin, habe ich gewusst, doch Shakespeare hat Recht: Böhmen liegt am Meer. (Zit. n. Kłańska, 2001: 332)

Ohne auf die weitgreifenden sprachphilosophischen Implikationen und die poetologische Programmatik des Gedichts weiter einzugehen, sei die Behandlung des Raumes bzw. der Grenze näher fokussiert, mittels derer das Gedicht den Bedingungen für die Verortung Böhmens als Binnenland in der Mitte Europas den Boden entzieht. Diese Bedingungen sind namentlich die Reduktion des Raums auf das Horizontale und die Grenzen innerhalb dieser Zweidimensionalität.

Das Gedicht verbalisiert erstens das Wort ‚Grenze‘:6 Was unser Raumkonzept jedoch zudem herausfordert, ist, dass zweitens das Subjekt und Agens des Satzes das ‚Wort‘ ist. „Grenzt hier ein Wort an mich, so laß ich’s grenzen“ (V. 5), Und weiter:

Ich grenz noch an ein Wort und an ein andres Land,  
ich grenz, wie wenig auch an alles immer mehr,  
ein Böhme, ein Vagant, der nichts hat, den nichts hält,  
begabt nur noch, vom Meer, das strittig ist, Land meiner Wahl zu sehen. (V. 21–24)

Das lyrische Subjekt tauscht die grammatische Position mit dem Wort und es kommt ein weiteres Objekt hinzu: ‚das andere Land‘. Damit ist zum einen nicht mehr die Rede von Grenze als geographischer bzw. politischer Grenze, sondern von einem an Wort und Welt grenzenden Subjekt, wobei dieses Grenzen zum anderen weder statisch

---

<sup>6</sup> Auch Christine Ivanović (2002: 113) schreibt: „Auffällig erscheint [...], daß Bachmann den Begriff ‚Grund‘ nominal verwendet (V. 2) bzw. die Vertikale der Bewegung ‚zugrund(e)‘ (V. 9–11) und ‚von Grund auf‘ (V. 12) betont, wohingegen die Grenze an keiner Stelle substantivisch, sondern in durchaus ungewöhnlicher Weise ausschließlich akzidental gebraucht wird (V. 5, V. 21f.)“.

noch schon gegeben ist, sondern in Kontradiktionen wie ‚mehr im Weniger‘, ‚begabt aus der Besitzlosigkeit‘ oder ‚Land als Meer‘ gefasst wird. ‚Grenzen‘ impliziert sodann keine Abgrenzung, sondern vielmehr Verbindung.

Der Raum, in dem das lyrische Ich agiert, wird neu konzeptualisiert und kontradiktorisch bestimmt. Die Horizontale auf Meereshöhe, in der die Grenze von Land und Meer geographisch gefasst ist, wird in die Vertikale ausgerichtet: „Ich will zugrunde gehn [...] wach ich ruhig auf / Von Grund auf weiß ich jetzt“ (V. 9–11). Auf diese Verse steuert die Kaskade aus Konditionalsätzen im ersten Teil des Gedichtes in einer Bewegung von Land und Meer zu und mündet in die grammatische Ellipse eines Wissens ohne Bestimmung des Gewussten.

Diese Übersetzung der Konzepte von Grenze und Raum, von Subjekt und Welt, von Diktion und Kontradiktion, drückt sich auch in der Form des Gedichts aus: Die ersten 12 Verse gehorchen der Form des Alexandriners. Der sechshebige Jambus mit seiner Zäsur in der Mitte bietet sich zur Darstellung von Ordnung und Opposition an. So sind beispielsweise die Häuser des ersten Verses, die grün sind, offensichtlich die Spiegelungen der Häuser im Wasser, die weder betreten noch bewohnt werden können, und doch behauptet die konditionale Aussage genau dies: „Sind hierorts Häuser grün, tret ich noch in ein Haus.“ Der zweite Vers erzeugt ebenfalls eine widersprüchliche Ordnung, indem behauptet wird, wer auf einer Brücke sei, der habe guten Grund unter sich, obgleich er doch über Wasser geht. Ab dem 13. Vers ändert sich die Syntax. Endeavor jeder Vers mit einem Punkt, was den Zeilen einen „harten definitiven Charakter“ (Neumann, 1982: 86) und eine Gesetztheit verlieh, so stößt nun „in der hymnischen Apostrophe (V. 13–20) und in der Engführung der Schlusstrophe die Syntax über die Vergrenze hinaus“ und erzeugt eine Dynamik und Bewegung. Zwar bleibt der Alexandriner weiterhin die dominante Versform, doch gerade an jenen Stellen, wo er aussetzt, „schwingt die Sprache ins Freie“ (Neumann, 1982: 86).

Im Meer ist der feste Grund unten, deshalb muss das lyrische Ich im doppelten Sinne „zugrunde gehen“ (V. 9), das heißt ‚zugrunde‘ und ‚zum Grunde‘. Damit erreicht die paradoxe Spannung des Gedichts ihren Höhepunkt, wobei ‚zum Grunde‘ ebenfalls im doppelten Sinne zu verstehen ist; als ‚von Grund auf‘, d. h. grundsätzlich zu werden, und vom Grunde des Meeres in eine Vertikalbewegung zu gelangen. Die an der Kartographie orientierte Ordnung des Raumes wird in Bachmanns Gedicht in eine Vertikaldynamik überführt,<sup>7</sup> dies erinnert an Paul Celans Meridian-Rede (1959), in der dieser im Rekurs auf Büchners *Lenz*-Erzählung formuliert: „Wer auf dem Kopf geht, meine Damen und Herren, – wer auf dem Kopf geht, der hat den Himmel als Abgrund unter sich“ (Celan, 1968: 141). Einer ähnlichen Umkehrung der räumlichen Kategorien ist es zu verdanken, dass Böhmen in Bachmanns Gedicht „eines schönen Tags / ans Meer benadigt wurde und jetzt am Wasser liegt“ (V. 19f.)<sup>8</sup>.

<sup>7</sup> Darauf verweist auch Anke Bennholdt-Thomsen (2011: 32) in ihrer Gedichtinterpretation: „Das Bemerkenswerte, weil Radikale in Bachmanns Umgang mit dem Topos besteht [...] in der Umkehrung der Blickrichtung.“

<sup>8</sup> Zu Recht stellt Christine Ivanović Bezüge zu Paul Celans Poetik her. Vgl. Ivanović, 2002: 110.

Diese erklärtermaßen *poetische* sowie poetologische Ortsangabe hat indes – in weit radikalerem Maße als bei Fühmann – *politische* Dimensionen, stellt Bachmanns Gedicht als „Böhmisches Manifest“ (Neumann, 1982: 84) doch nicht nur geographische Grenzen, sondern auch politische Grenzziehungen in Frage. Anlässlich eines Besuchs in der Hauptstadt der damaligen Tschechoslowakischen Republik Mitte der 1960er Jahre entzieht die kühne Behauptung ‚Böhmen liegt am Meer‘ ebenso der Grenzziehung des Kalten Krieges sowie der gesamten ethnischen Nachkriegsordnung nach 1945 den Boden.<sup>9</sup>

#### 4 Anselm Kiefer: *Böhmen liegt am Meer* (1995)

Ich denke in Bildern. Dabei helfen mir Gedichte. Sie sind wie Bojen im Meer. (Kiefer, 2008: 15)

Das Spannungsverhältnis von Utopie und Aporie, die Übersetzung von Zustand in Bewegung, die Paradoxie von Möglichkeit und Entscheidung ist auch für Anselm Kiefers Rekurs auf die kontrafaktische Aussage relevant: Kiefer rekurriert auf den Topos über den Bildtitel sowie über eine ins Bild geschriebene Textur. Sein Gemälde *Böhmen liegt am Meer*<sup>10</sup>, das auf das Jahr 1995 datiert ist, bezieht sich auf das gleichnamige Bachmannsche Gedicht und darüber vermittelt auf Shakespeare und den Topos des böhmischen Meeres. Deshalb steht der Bezug zu Bachmann im Vordergrund.

Dabei handelt es sich nur vermeintlich um eine Intermedialität von Bild und Wort, denn in erster Linie haben wir es mit einer Intertextualität zu tun, insofern es sich bei den Worten auf dem Bild weder um eine Montage noch um ein bloßes Zitat handelt (vgl. hierzu grundlegend Klotz, 1992). Das Verhältnis von Wort und Bild fasst Kiefer entwicklungspsychologisch, insofern wir als Kind die Welt zunächst in Bildern und Lauten erfahren, zu denen bzw. aus denen sich dann die Welt in Worten und zu Vorstellungen formt.<sup>11</sup> Entsprechend haben wir es nicht mit zwei unabhängigen Medien zu

<sup>9</sup> Vgl. hierzu auch Neumann, 1982: 87: „Im Namen des ‚ans Meer begnadigten Landes‘ ist die politische Landschaft mitbenannt.“

<sup>10</sup> Eine digitale Bildansicht findet sich unter: [https://pagophila.files.wordpress.com/2012/04/kiefer\\_boehmen.jpg](https://pagophila.files.wordpress.com/2012/04/kiefer_boehmen.jpg) (27.5.2016). Genau genommen handelt es sich nicht nur um ein einziges Bild; zu nennen wäre neben dem auf 1995 datierten das auf 1996 datierte Gemälde gleichen Titels, das heute im Metropolitan Museum in New York zu sehen ist. In unserem Kontext ist ein Vergleich der Bilder jedoch nicht erforderlich.

<sup>11</sup> In seiner Friedenspreisrede sagt Kiefer (2008: 17): „Ich bin aufgewachsen am Rhein, dem Grenzfluss. Aber schon damals war es nicht nur eine geographische Grenze. Man hörte das Klatschen des Wassers gegen das mit Steinen befestigte Ufer, man sah die Lichter am anderen Ufer und die gefährlichen Wirbel im Fluss selbst. [...] Als Kind hatte ich natürlich noch keine Vorstellung von dem Land, das da Frankreich hieß.“ (Hervorhebungen SP und DN)

tun. Der Text ist deshalb nicht in Form eines technischen Verfahrens in das Bild montiert, sondern wie mit Kinderhand auf den schmalen Streifen des Horizonts gemalt bzw. geschrieben. Aber die ins Bild geschriebene Textur funktioniert nicht als Zitat, denn dann würde sie zur Kontrafaktur werden, weil sich Bild und Wort widersprechen; was wir hingegen mit bzw. außer den Worten sehen, folgt der Semantik der Worte nicht, indem es die Behauptung beispielsweise illustriert, sondern vielmehr schreibt das Bild, so paradox dies klingt, den Bachmann'schen Text weiter.<sup>12</sup>

Wir sehen keine Küste, sowenig wir eine im Gedicht erkennen können. Man vergleiche dazu kontrastiv das Bild *Wildziegenjagd an der Küste* von Adam Willaerts aus dem Jahr 1620. Es bezieht sich ebenfalls auf den Böhmen am Meer-Topos; der niederländische Maler Willaerts lässt die böhmischen Felsen steil aus dem Meer ragen.<sup>13</sup> Während bei Willaerts die Landschaftsfiktion im Bildraum realistisch umgesetzt wird (die Imagination zum konkreten Bild wird), verweigert sich Kiefers Bild gerade dieser Visualisierung, ja die Aussage ‚Böhmen liegt am Meer‘ ist in den Horizont einer wüsten Landschaft geschrieben, weil es nicht um die faktische, sondern um die kontrafaktische Behauptung geht – also weder um einen Widerspruch zu Bachmann noch um eine Bestätigung einer geografischen Behauptung. Das eine wie das andere würde die Worte Bachmanns stillstellen, anstatt ihnen den Raum bzw. Grund weiterzuführen zu geben. Vielmehr führt ein Feldweg den Blick des Betrachters, den eine Blumenwiese säumt bzw. umschließt und der perspektivisch auf einen Streifen Horizont am oberen Bildrand zuläuft, wo sich der Weg verliert. Doch dieses vermeintlich idyllische Landschaftsmotiv ist durch die Malweise konterkariert, insofern die Natur nicht farbenfroh blüht, sondern uns wie verbrannt entgegentritt. Der Horizont, der neben dem Weg das Bild strukturiert, ist keinesfalls der Ausweg oder visuelle Lichtblick, vielmehr löst sich die Räumlichkeit und Perspektivik des Bildes in der Struktur der in Schichten aufgetragenen Materialien auf. Der Blick ist auf eine unsichtbare Tiefe des Materials selbst verwiesen, das weniger darstellen will, als weit mehr – wie Schrift – den Rezipienten auf sich selbst, seine Vorstellung, seine Sprache, seine Geschichte verweist.

In seiner Rede, die Anselm Kiefer anlässlich der Entgegennahme des Friedenspreises des deutschen Buchhandels 2008 gehalten hat, betont er: „Böhmen liegt am Meer“;

<sup>12</sup> Es ist Kiefers ganz eigene Provokation gegenüber den bildenden Künsten, dass der Text sich als Text in das Bild einschreibt. In der Absage an Geographie, an Karten, auf denen Land und Orte verzeichnet sind, steckt ein noch tieferer Zweifel an der bildlichen Darstellbarkeit überhaupt. Bildmotiv, Material, Form und Farbe stellen nicht in erster Linie etwas dar, sondern verweisen aus sich heraus auf Bedeutung. Vgl. hierzu Werner Spies (2008), der über Kiefers Rekurs auf Sequenzen aus der Dichtung schreibt: „Mit verstellter Kinderhand hat Kiefer Zitate von Ingeborg Bachmann, Paul Celan, Chlebnikov oder Bibelsprüche eingetragen. Es geht bei der Auswahl keineswegs nur um Titel für die Bilder. Die Sätze gehören, das spüren wir schnell, untrennbar zum Werk“.

<sup>13</sup> Eine digitale Bildansicht findet sich unter: <https://reproarte.com/de/themenauswahl/stilrichtungen/marinemalerei/wildziegenjagd-an-der-kueste-detail> (15.5.2016)

diesem Bild von Ingeborg Bachmann glaub ich mehr als den Landkarten oder der Geographie“ (Kiefer, 2008: 18). Kiefer nennt die Worte Bachmanns selbst ein Bild, was noch einmal verdeutlicht, dass sich in seinen Augen eine Abbildung oder Bebilderung von selbst verbietet. Offenkundig hat Kiefer damit zudem einen doppelten Bildbegriff im Blick; auf der einen Seite das Bild, das die Worte zu erzeugen vermögen, das auf der anderen Seite aber nicht dem einer Küste, an dem Meer und Land sich statisch begrenzen, entspricht. Sein Bild so wie die Worte von Bachmann verweigern sich und uns die gewohnte Ordnung des Raumes, seine Statik und Distanz. Die bloße Vorstellung ebenso wie die Differenz, die ein Kunstwerk zur dargestellten Welt gleichsam als doppelte *conditio sine qua non* setzt, wird in einen ästhetischen Raum übersetzt. Das Medium der Oberfläche bzw. des Raumes, Farbe und Form als Mittel sowie jegliches künstlerische Resultat stehen immer in Frage und mutieren von der Darstellung eines Objekts zum dargestellten Objekt selbst, das immer über sich hinaus bzw. auf sich selbst verweist. Damit entsteht gerade keine Ansicht von Welt mit ihren Grenzen, sondern die Darstellung verweist auf ein Weiter, ein Dahinter bzw. Darunter – bar jeder Beruhigung. In Kiefers Gemälden werden Schichten aufgetragen, um die verschütteten Schichten in uns offenzulegen.<sup>14</sup>

Kiefer fasst diesen Gedanken in seiner Friedenspreisrede und verdeutlicht seinen Bezug zu Bachmanns Gedicht mit den folgenden Worten:

„Ich grenz, wie wenig auch, an alles immer mehr“: Jede Grenze ist Illusion, aufgerichtet, um uns zu beruhigen und einen festen Ort vorzugaukeln. Aber ohne Grenzen, ohne diese Illusion von Grenzen sind wir nicht lebensfähig, weder als einzelne, noch im Verhältnis zu den anderen. „Ich grenz, wie wenig auch, an alles immer mehr“: Dieser wunderbare Satz überspringt, übersetzt, kunstvoll den Dualismus und kommt zu etwas ganz Anderem, Tieferem, dessen Rätsel mich immer wieder beschäftigen. „Böhmen liegt am Meer“, diesem Bild von Ingeborg Bachmann glaub ich mehr als den Landkarten oder der Geographie. (Kiefer, 2008: 18)

Nicht zufällig ist das Bachmann-Zitat im Bild genau oben an der Horizontlinie angebracht – es wird damit zum Ort einer Reflexion über Grenzen, zum einen die Bildgrenze, zum anderen die Grenze zwischen dem, was darstellbar und dem, was nicht darstellbar ist – aber durch die Konkurrenz von Material und Motiv, von Grenze und Entgrenzung denkbar und erfahrbar wird. Die Landschaft und die Worte von Bachmann grenzen somit an den Betrachter, in dem sein Blick durch das Bild nicht in eine dargestellte Welt entführt, sondern der Blick umgekehrt und die Distanz zwischen Bild und Betrachter (bzw. Wort und Leser) in ein ‚Angrenzen‘ überführt wird.

---

<sup>14</sup> Martina Sauer (2006: 189) weist darauf hin, dass „den Arbeiten Anselm Kiefers eine ‚Palimpseststruktur‘ zugrunde liege. Demnach bilden das Material, die Schrift und die Motive Schichten, die eine ständige ‚Überschreibbarkeit‘ garantieren“.

Der Gedankengang des Aufsatzes sei abschließend kurz zusammengefasst: Der wiederholte Rekurs auf Shakespeares Topos eines böhmischen Meeres nach 1945 erklärt sich nicht zuletzt vor dem Hintergrund der Schuld- und Verlusterfahrung des Zweiten Weltkrieges. Während bei Fühmann die Ortsangabe indes ihrer Widersprüchlichkeit und ihres kontraintuitiven Charakters beraubt und damit ihrerseits ideologisch in Dienst genommen wird, sperren sich sowohl Bachmanns Gedicht als auch Kiefers Gemälde gegen jegliche Form der Verortung, Stillstellung und Festlegung. Gerade aus diesem Grund rekurren sie in ihren Arbeiten auf die kontrafaktische Aussage, die damit eine sowohl poetologische als auch politische Wirksamkeit erhält.

### Literaturverzeichnis

- Bachmann, Ingeborg (41993): Werke. Hrsg. v. Christine Koschel, Inge von Weidenbaum u. Clemens Münster. München: Piper.
- Bachmann, Ingeborg (1998): Letzte unveröffentlichte Gedichte, Entwürfe und Fassungen. Edition und Kommentar v. Hans Höller. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bennholdt-Thomsen, Anke (2011): Donaustrom und Meer. Wasser-Landschaften als Erinnerungs-Orte in Ingeborg Bachmanns Werk. Bratislava: Comenius-Universität Bratislava.
- Celan, Paul (1968): Ausgewählte Gedichte. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 131–148.
- Codart (o. J.): Im Blickfeld: Böhmen liegt am Meer: die Erfindung der Landschaft um 1600, <http://www.codart.com/exhibitions/details/16/> (16.5.2016).
- Fühmann, Franz (1993): Erzählungen 1955–1975. Rostock: Hinstorff.
- Ivanović, Christine (2002): Böhmen liegt am Meer. In: Werke von Ingeborg Bachmann. Interpretationen. Hrsg. v. Mathias Mayer. Stuttgart: Reclam, S. 108–121.
- Kłańska, Maria (2001): Ingeborg Bachmanns Gedicht „Böhmen liegt am Meer“ im Dialog mit Shakespeares Drama „Ein Wintermärchen“. In: *Studia Niemcoznawcze* 21, S. 331–342.
- Kiefer, Anseln (2008): Dankesrede zum Friedenspreis des deutschen Buchhandels. Abrufbar unter: <http://www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de/sixcms/media.php/1290/2008%20Friedenspreis%20Reden.pdf>, S. 1–19 (27.5.2016).
- Kirschner, Lutz (2003): „Böhmen am Meer“. Zu Franz Fühmanns Umsiedler-Erzählung. In: *Berliner Debatte Initial*, Jg. 14, H. 6, S. 108–113.
- Klotz, Volker (1992): Zitat und Montage in neuerer Literatur und Kunst. In: *Literatur und bildende Kunst. Ein Handbuch zur Theorie und Praxis eines komparatistischen Grenzgebietes*. Hrsg. v. Ulrich Weisstein. Berlin: Erich Schmidt, S. 180–195.
- Merker, Paul (1947): Die nächsten Schritte zur Lösung des Umsiedlerproblems. Berlin: Dietz.
- Neumann, Horst Peter (1982): Ingeborg Bachmanns Böhmisches Manifest. In: *Gedichte und Interpretationen*. Bd. 6: Gegenwart. Hrsg. v. Walter Hinck. Stuttgart: Reclam, S. 84–91.

- Rota, Andrea (2011): ‚Böhmen am Meer‘. Umschreibungen von Shakespeares ‚Wintermärchen‘ bei deutschsprachigen Autoren der Gegenwartsliteratur. In: *Deutschsprachige Literatur und Dramatik aus der Sicht der Bearbeitung. Ein hermeneutisch-ästhetischer Überblick*. Hrsg. v. Fabrizio Cambi u. Fulvio Ferrari. Trento: Dipartimento di Studi Letterari, Linguistici e Filologici (Labirinti 134), S. 71–86.
- Sauer, Martina (2006): Faszination und Schrecken. Wahrnehmungsvorgang und Entscheidungsprozeß im Werk Anselm Kiefers. In: *Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft*, Jg. 51, H. 2, S. 183–210.
- Shakespeare, William (1958): *The Winter’s Tale*. In: *The London Shakespeare. A New Annotated and Critical Edition of the Complete Works*. Bd. II. The Comedies. Hrsg. v. John Munro. London: Eyre & Spottiswoode, S. 1299–1393.
- Spies, Werner (2008): Laudatio zum Friedenspreis des deutschen Buchhandels an Anselm Kiefer. Abrufbar unter: <http://www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de/sixcms/media.php/1290/2008%20Friedenspreis%20Reden.pdf>, S. 1–19 (27.5.2016).



---

# „und diese Notizen müssen jetzt notiert sein und nicht später“: Zu Erinnerung, Wahrheit und Fälschung in Thomas Bernhards *Die Ursache*

Guro Sandnes (Bergen)

## **Abstract**

*Dieser Artikel untersucht einige selbstreflexive Kommentare über das Schreiben und die Erinnerung in Die Ursache. Eine Andeutung (1975), den ersten Teil von Thomas Bernhards fünfbändiger Autobiographie (1975–1982). Der Erzähler nimmt sich vor, seine Jahre in einem Salzburger Internat während des Zweiten Weltkriegs darzustellen. Reflexionen über Wahrheit und Fälschung sowie polemische ‚Hassreden‘ über die Stadt Salzburg überschatten teilweise den Inhalt seiner Kindheitsgeschichte. Was können uns Reflexionen wie diese über Thomas Bernhards Verhältnis zur Selbstbeschreibung sagen? Die Darstellung oszilliert zwischen dem Paradox, dass die Wahrheit nicht erzählt werden kann und dem Beharren darauf, es trotzdem zu versuchen. Um den Erinnerungen und der Wahrheit so nah wie möglich zu kommen, versucht er sich in einen unmittelbaren Schreibzustand hineinzusetzen.*

*The paper discusses Thomas Bernhard's Die Ursache. Eine Andeutung (1975), the first of five autobiographical novels later published in the volume Die Autobiographie. The text deals with the years Bernhard spent at the boarding school in Salzburg during the beginning of the Second World War. Meta-reflexive remarks on writing, 'life writing', truth and memory are inserted into and almost overshadow the descriptions of childhood memories. What can these reflexive remarks say about Bernhard's relation to self-descriptions? Which writing practice is the best 'truth searching' practice? The description oscillates between the paradox that the truth cannot be told and the insistence of trying. In order to get a truthful hold on the memories, he tries to put himself in an immediate writing condition.*

## **Keywords**

*Autobiographie, autobiographisches Schreiben, Schreibprozess, Erinnerung, Thomas Bernhard, Wahrheit  
autobiography, life writing, writing process, memory, Thomas Bernhard, truth*

„Eine Beschönigung ist unzulässig.“ (Ur: 103f.)<sup>1</sup>

## 1 Einleitung

*Die Ursache. Eine Andeutung* (1975) ist der erste Teil des autobiographischen Fünfbände-Werks von Thomas Bernhard, das zwischen 1975 und 1982 herausgegeben wurde. Der erste Band handelt von den Jahren des Erzählers in einem Salzburger Gymnasium. Das Werk ist in zwei Teile gegliedert, deren Titel nach den zwei Direktoren des Gymnasiums *Grünkranz* und *Onkel Franz* benannt sind. In *Die Ursache* geht es eben um die (polemische) Auseinandersetzung des Erzählers mit der ‚nationalsozialistisch-katholischen‘ – zwischen Nationalsozialismus und Katholizismus wird nicht weiter differenziert – ‚Verpestung‘ des Internats, der Stadt Salzburg und ihrer Bevölkerung; die Direktoren sind auch Vertreter der nationalsozialistischen Ideologie bzw. des Katholizismus. Wie sich dies genau abspielt, kommt nicht so sehr zum Ausdruck, die Darstellung wird in gewisser Weise von der Reflexion und der Thematisierung des Darstellens überschattet. Denn Thomas Bernhards Kindheitsbeschreibungen enthalten zahlreiche metatextuelle Reflexionen über universelle Fragen nach Wahrheit und Fälschung, Erinnerung und Lüge. Die Dichotomie von Wahrheit und Fälschung steht, in verschiedenen Nuancen und oft im Bezug zu existentiellen Fragen, die mit den Kindheitserinnerungen verknüpft sind, im Mittelpunkt der Reflexionen des Erzählers: „Die Tatsachen sind immer erschreckende, und wir dürfen sie nicht mit unserer [...] Angst vor diesen Tatsachen zudecken und die ganze Naturgeschichte als Menschengeschichte dadurch verfälschen [...] wo wir doch wissen, daß die ganze Geschichte nur [...] als verfälschte Geschichte weitergegeben worden ist.“ (Ur: 21) Was können uns Kommentare wie dieser über Thomas Bernhards Verhältnis zur Selbstbeschreibung sagen? Um dieser Frage nachzugehen, soll im Weiteren zunächst ein Blick auf die Autobiographieforschung respektive auf ihre Positionen zu Erinnerung und Wahrheit geworfen werden.

Ich werde zunächst Neumanns (2005a, 2005b), Aichingers (1989) und Pascals (1965) Positionen hierzu kurz zusammenfassen. Das autobiographische Schreiben Bernhards hat als Stoff hauptsächlich die Erinnerung. Birgit Neumann formuliert den Erinnerungsvorgang als „Akt der Vergegenwärtigung spezifischer Gedächtnisbestände“ (Neumann, 2005a: 22). Sie stellt fest, dass „Erinnerungen keine Reproduktionen vorgängiger Realität [sind], sondern eine dynamische Form der Aktualisierung von identitätsrelevanten Erfahrungen“ (vgl. Neumann, 2005b: 152). Hier zeigt sich die Authentizitätsproblematik, denn der Erinnerungsvorgang besitzt eine eigene Gesetzmäßigkeit. Ingrid Aichinger fasst dies, ähnlich wie Neumann, wie folgt zusammen:

1. Kein Erlebnis ist so, wie es erlebt wurde, zu wiederholen, die frühere Erlebniswirklichkeit daher niemals adäquat reproduzierbar.
2. Was bewahrt wird, ist nicht das Erlebnis selbst, sondern nur die Vorstellung davon, die keineswegs die Fülle des Damaligen

<sup>1</sup> In diesem Beitrag wird *Die Ursache* als „Ur“ zitiert.

umschließt. 3. Nicht nur diese Vorstellungen, auch die mit ihnen verbundenen Bedeutungsgefühle unterliegen einer ständigen Wandlung. (Aichinger, 1989: 181)

Demzufolge hängt das, was man im Erinnerungsprozess reproduziert, von der Lage und den Gefühlen des ‚Jetzt‘ ab – mit anderen Worten beruht die Erinnerung auf den Prämissen der Gegenwart und nicht auf denen der Vergangenheit und ist deshalb im Großen und Ganzen der eigenen Subjektivität unterworfen. Aichingers Auffassung des Erinnerungsvorgangs scheint allerdings sehr absolut zu sein, indem sie die Unmöglichkeit davon feststellt, dass ein Erlebnis und die Gefühle, die mit diesem verknüpft waren, adäquat reproduziert werden können. In *Die Ursache* wird (durch metareflexive Kommentare) gezeigt, wie der Erzähler versucht, diese Unmöglichkeit herauszufordern, in dem er sich vornimmt, den dunklen, geheimnisvollen und scheinbar unzugänglichen Raum der Vergangenheit aufzusuchen. Laut dem obigen Zitat geht es in der Autobiographie Bernhards darum, Tatsachen nicht zuzudecken.

Was ist also der Wahrheitsbegriff der autobiographischen Erzählliteratur? „Jenseits der Tatsachenwahrheit, jenseits der ‚Ähnlichkeit‘ liegt jene einzigartige Wahrheit des von innen gesehenen Lebens, die die Autobiographie geben muss; und in dieser Hinsicht ist sie unersetzlich und ohne Rivalen.“ (Pascal, 1965: 229) Mit diesem Satz erklärt Roy Pascal die Art Wahrheit, auf der das autobiographische Schreiben beruht. Im Erzählvorgang zeigt sich das wechselseitig abhängige und teils problematische Verhältnis zwischen Erinnerung, Identität und Narration. Denn es geht um eine subjektive Wahrheit. Schon der Dilthey-Schüler Georg Misch erklärte die Wahrheit der Autobiographie als eine Wahrheit, die „[...] nicht so sehr in den Teilen zu suchen ist, als in dem Ganzen, das mehr ist als die Summe der Teile“. Denn auch der „aufrichtigste Autobiograph“ würde „manche charakteristischen Einzelheiten vergessen oder verschweigen [...]“. (Misch, 1949: 13) Dementsprechend ist die Autobiographie in erster Linie als persönlicher Bericht aufzufassen. Darüber hinaus zeigt das moderne autobiographische Erzählen ein gesteigertes Maß an grenzüberschreitender Selbstreflexivität, die in poetologischer Weise die Gattung der Autobiographie ebenso sehr wie die eigene Erinnerung in Frage stellt.

Um dem Hauptanliegen dieses Aufsatzes, Erinnerung und Wahrheit in *Die Ursache* zu untersuchen, gerecht zu werden, sollen im Folgenden vor allem anhand einer Passage des autobiographischen Werks verschiedene poetologische Aspekte als Erinnerungs- bzw. Fiktionalisierungsstrategien untersucht werden. In einem ersten Schritt werde ich mich mit der Funktion der Räume sowie mit einigen rhetorischen Stilmitteln beschäftigen, in einem zweiten Schritt werde ich die selbstreflexiven Kommentare zum Schreibprozess untersuchen und in einem dritten Schritt die Kommentare des Erzählers zur Wahrheit und Fälschung näher betrachten.

## 2 Der Erinnerungsort

Aleida Assmann spricht von der Bedeutung der Orte für die Konstruktion von Erinnerungen und stellt fest, dass die Orte nicht nur „die Erinnerung festigen und beglaubigen, indem sie sie lokal im Boden verankern, sie verkörpern auch eine Kontinuität der Dauer, die die vergleichsweise kurzphasige Erinnerung von Individuen, Epochen und auch Kulturen, die in Artefakten konkretisiert ist, übersteigt“ (Assmann, 2006: 299).

Bei Thomas Bernhard ist es vor allem die Stadt Salzburg, die den Ausgangspunkt der Autobiographie darstellt, und die ihm sowohl zum Erinnerungsort als auch zur Ursache des Schreibens wird.<sup>2</sup> In *Die Ursache* heißt es:

Diese Stadt hat alle, deren Verstand sie nicht mehr verstehen konnte, ausgestoßen und niemals, unter keinen Umständen, mehr zurückgenommen, wie ich aus Erfahrung weiß, und sie ist mir aus diesen aus Hunderten von traurigen und gemeinen und entsetzlichen und tatsächlich tödlichen Erfahrungen zusammengesetzten Gründen immer eine mehr und mehr unerträgliche geworden und bis heute im Grunde unerträgliche geblieben und jede andere Behauptung wäre falsch und Lüge und Verleumdung und diese Notizen müssen jetzt notiert sein und nicht später, und zwar in diesem Augenblick, in welchem ich die Möglichkeit habe, mich vorbehaltlos in den Zustand meiner Kindheit und Jugend und vor allem meiner Salzburger Lern- und Studierzeit zu versetzen mit der für eine solche Beschreibung als Andeutung notwendigen Unbestechlichkeit und aufrichtigen Schuldigkeit, dieser Augenblick, zu sagen, was gesagt werden muß, was angedeutet sein muß, muß ausgenutzt werden, der Wahrheit von damals, der Wirklichkeit und Tatsächlichkeit, wenigstens in Andeutung zu ihrem Recht zu verhelfen, denn allzu leicht kommt auf einmal nurmehr noch die Zeit der Verschönerung und der unzulässigen Abschwächung, und alles ist diese Lern- und Studierstadt Salzburg für mich gewesen, nur keine schöne, nur keine erträgliche, nur keine, welcher ich heute zu verzeihen hätte, indem ich sie verfälsche. (Ur: 45f.)

In diesem Zitat wird die Stadt Salzburg, die für Mozart und ihre Festspiele berühmt ist, in ihr Gegenteil verkehrt, in eine mit anthropomorphen Eigenschaften ausgestattete, unheimliche und provinzielle Stadt, welche die eigenen Bewohner, und zwar „alle, deren Verstand sie nicht mehr verstehen konnte“, ausstößt. Die Beschreibung ist abstrakt, weder die Stadt noch die Erfahrungen werden konkretisiert (vgl. auch Bürger, 1987: 46). Auch wer die Ausgestoßenen sind, bleibt vage. Jedoch betrachtet sich der Erzähler schon am Anfang des Werks als dieser Gruppe zugehörig: „Diese Stadt hat [...]

<sup>2</sup> Der Plan zu einer Autobiographie entstand während eines Spaziergangs durch die Stadt, den der Autor mit dem Direktor des Suhrkamp Verlags, Siegfried Unseld, zusammen unternommen hatte, wie Unseld es in einer Notiz berichtet: „Bernhard war in bester erzählerischer Stimmung und erzählte mir – ganz offensichtlich von der Salzburger Atmosphäre bestimmt – von seiner Jugend und Kindheit.“ (Fellinger / Huber et al., 2009: 272f.).

ihn immer und zu allen Zeiten und in allen Fällen bis zum heutigen Tage zurückgewiesen, abgestoßen [...]“ (Ur: 10) In Anbetracht der in der Einleitung genannten Thematik wird plausibel, dass die Gruppe der „Ausgestoßenen“ die Selbstmörder, die Künstler und die Kritiker mit einbezieht, oder alle, die nicht „(hundertprozentige[n]) Katholiken“ oder „(hundertprozentige[n]) Nationalsozialisten“ (Ur: 77) sind, denn „die nicht-dazugehörige Minderheit ist eine lächerliche“ (Ur: 77). Damit scheint es naheliegend anzunehmen, dass mit den, wie es im obigen Zitat heißt, „traurigen und gemeinen und entsetzlichen und tatsächlich tödlichen Erfahrungen“, wofür dieser Ort die Schuld tragen muss, der Nationalsozialismus angesprochen wird. Dies kommt allerdings erst nach und nach zum Ausdruck. Der Erzähler hält an seiner Beurteilung fest und verallgemeinert zugleich seine persönlichen Erfahrungen mit der Behauptung, sie beträfen alle, die sich der Stadt nicht anpassen konnten. Es ist die für Bernhard charakteristische Erzählweise, die hier zur Geltung kommt, die wenig explizit ist, aber desto generalisierender und behauptender. In diesem Beispiel werden die persönlichen Erfahrungen des Erzählers auf die Allgemeinheit projiziert und zum Teil des kollektiven Gedächtnisses der Stadt Salzburg gemacht. Hinter der „perfide[n] Fassade“ (Ur: 11) verbergen sich sowohl die persönlichen Erinnerungen des Erzählers als auch eine fürchterliche kollektive Geschichte.

Die eher abstrakte Beschreibung der Stadt, welche auch die Vagheit der Erinnerungen widerspiegelt, gibt dem Erinnerungsort, in Kombination mit der negativen Beurteilung und der Konnotation des Todes, ein nahezu unheimliches, mystisches und geheimnisvolles Gepräge. Die Mystik der Stadt wird ein Anlass dazu, versuchsweise die Gesetzmäßigkeit des Erinnerungsvorgangs, wie im obigen Zitat beschrieben, zu widerlegen und die Schwelle zu dieser scheinbaren Unzugänglichkeit der Vergangenheit zu überschreiten. Plausibel ist, da die Stadt eine „mehr und mehr unerträgliche geworden“ ist, dass das Dunkle in der Vergangenheit den Erzähler immer öfter aufsucht und eine Bearbeitung fordert. Das Aufsuchen der Stadt heißt damit auch eine Suche nach den Ursachen seiner Gefühle für die Stadt. Die Tatsache, dass dieser tödliche und für den Erzähler unerträgliche Ort, mit dem er nichts zu tun haben möchte, auch seine Heimat ist, erscheint ihm allerdings als ein großes Paradox, was er mitten in seiner Abrechnung mit der Vergangenheit feststellt: „Und gerade hier, auf diesem mir angeborenen Todesboden, bin ich zuhause und mehr in dieser (tödlichen) Stadt und in dieser (tödlichen) Gegend zuhause als andere [...]“ (Ur: 47)

Die Eigenschaft des Orts verbindet erstens die Stadt mit einem wichtigen Motiv des Werkes, nämlich dem Todes- und Selbstmordmotiv. Zweitens drückt diese Eigenschaft eine schicksalhafte und nahezu unmögliche Beziehung des Erzählers zu seiner Stadt aus. Als eine zugleich tödliche und unentbehrliche Heimat wird sie ihm zum Verhängnis – das Heimliche wird hier in sein Gegenteil umgekehrt, ins Unheimliche. Dies erinnert an Freuds Erklärung des Unheimlichen in seinem gleichnamigen Artikel: „der Gegensatz zu heimlich, heimisch, vertraut“ (Freud, 1919). Ungleich der Etymologie des Wortes *unvertraut* meinte Freud, dass das Wort *unheimlich* sich sowohl auf das Vertraute, oder genauer das einst Vertraute, als auch auf das Unvertraute bezieht. Dies

stimmt somit mit der Beschreibung der Heimat überein. Die Heimat ist sowohl heimlich als auch unheimlich, zugleich vertraulich und unzuverlässig. Das Unzuverlässige wird mit der Zeit immer deutlicher und macht die Stadt wahrscheinlich auch „mehr und mehr unerträglich“ (Ur: 46). Denn die Beschuldigungen werden nach und nach konkreter, obwohl nicht weniger polemisch: Die Stadt sei eine „in Jahrhunderten vom Katholizismus gemein abgedroschene und in Jahrzehnten vom Nationalsozialismus brutal vergewaltigte [...]“ (Ur: 77). Der Geist der Stadt sei deshalb ein „katholisch-nationalsozialistische[r] Ungeist“ (Ur: 77) und die einst vielleicht vertraute Heimat wandle sich mit der Einsicht des Erwachsenen in eine unheimliche. Freuds Verständnis des Unheimlichen umfasst darüber hinaus die Wiederkehr des Verdrängten. Für den Erzähler repräsentiert die Stadt vor allem den Ort seiner Kindheit und damit auch den Ort, in dem seine Erinnerungen bewahrt sind. Die Stadt ist deshalb für ihn ein „Geistes- und Gefühlszustand“ (Ur: 98), gegen den er kämpft, den er aber trotzdem immer wieder aufsucht. Die polemische Erzählweise vermittelt den Eindruck, das Verhältnis des Erzählers zu seiner Heimat sei nicht nur eine Hassliebe-Relation, sondern es sei mit Widerstand verbunden, als ob der Ort eine tödliche Krankheit wäre, die Teil seines Selbst sei und die er nicht loswerde.<sup>3</sup> Scheinbar kann er nur in diesem Gefühlszustand, in dem das Verdrängte erscheint, die erforderte Wahrheit finden.

Jedoch bekommt man den Eindruck, dass seine in Klammern gesetzte Konnotation der Stadt – „in dieser (tödlichen) Stadt und in dieser (tödlichen) Gegend“ (Ur: 47) – durch den übertreibenden Ton vor allem eine Hassrede bildet und damit eine vornehmlich ästhetische Funktion hat. Die Klammer wie auch die Wiederholung des Wortes „tödlich“ haben außerdem eine Wirkung des Unfertigen und des Prozessualen und vermitteln den Eindruck, dass die Auseinandersetzung mit der Kindheit ein andauernder und un abgeschlossener Prozess ist.

Dass Salzburg als die „Lern- und Studierstadt“ präsentiert wird, wie es im oben angeführten Zitat heißt und welches so viel bedeutet wie die Stadt, in der der Erzähler das Gymnasium besuchte, ist damit nicht ohne Ironie. In vieler Hinsicht stellt die Internatszeit für den Erzähler eine Leidensgeschichte dar: Gelernt werden vor allem die Züchtigungsmethoden der während des Krieges nationalsozialistischen und nach dem Krieg katholisch orientierten Schulleitung. Da die Schuldirektoren die Exekutiven der

<sup>3</sup> Mit der Beschäftigung und Thematisierung der eigenen Heimat fügt sich Bernhard in eine lange Tradition in der österreichischen Literatur ein, vgl. W. G. Sebald in seinem Essayband zur österreichischen Literatur, *Unheimliche Heimat*: „Aufgrund der besonderen, vielfach traumatischen Entwicklung, die Österreich von dem weit ausgedehnten Habsburger-Imperium zur diminutiven Alpenrepublik und von dieser über den Ständestaat und den Anschluß an das unselige Großdeutschland bis zur Neubegründung in den Nachkriegsjahren durchlaufen hat, nimmt der mit Begriffen wie Heimat, Provinz, Grenzland, Ausland, Fremde und Exil umrissene Themenbereich in der österreichischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts eine auffallend prävalente Stellung ein.“ (Sebald, 1991: 11)

zwei Ideologien sind, die auch die Stadt in ihrer Allgemeinheit beherrschen, sind sie – neben der Stadt in ihrer Allgemeinheit – die Zielscheibe einer radikal formulierten Hassrede und die Ursache des Schreibens. Die Polemik der Schilderungen und der Mangel an Konkretheit der Erinnerungen und des Ortes deutet darauf hin, dass das Erzählen an sich wichtiger ist als der Inhalt des Erzählten.

### **3 Die Unmittelbarkeit als Voraussetzung für die Erinnerung und das Erzählen**

Christa Bürger beschreibt die abstrakte Erzählweise in der Autobiographie Bernhards folgendermaßen: „Der Schreibende mißtraut in eins der Erfahrbarkeit der Realität und der Mittelbarkeit von Erfahrung und ersetzt die Beschreibung, die er nicht mehr erträgt, durch ein Verfahren der polemischen Übertreibung.“ (Bürger, 1987: 47) Wie oben schon gezeigt, stimmt dies insofern, als dass der Gehalt der Erfahrungen im Diffusen bleibt und statt einer Konkretisierung auf bernhardsche Art und Weise generalisiert wird. Was Bürger allerdings vernachlässigt, ist, dass die mangelnde Konkretheit nicht nur durch polemische Übertreibungen, sondern auch durch ein – wenn auch inszeniertes – Reflektieren über Erinnerungskonstruktionen entsteht. Der Erzähler versucht auch deutlich, durch eine höchstmögliche Unmittelbarkeit des Erzählten den erlebten Erfahrungen so nah wie möglich zu kommen. Bernhard gibt also die Mimesis nicht direkt auf, sondern er malt ein fragmentiertes Bild der Vergangenheit, das von seinen eigenen Selbstreflexionen unterbrochen wird.

Die Unmittelbarkeit gilt nahezu als Voraussetzung für die wahrhafte Erinnerung und die Kindheitserzählungen. Die Nähe des Erzählers, d. h. des schreibenden Ichs, zum Ort wird sowohl durch den Gebrauch des Präsens als auch durch die Thematisierung des Schreibens betont:

[...] und diese Notizen müssen jetzt notiert sein und nicht später, und zwar in diesem Augenblick, in welchem ich die Möglichkeit habe, mich vorbehaltlos in den Zustand meiner Kindheit und Jugend und vor allem meiner Salzburger Lern- und Studierzeit zu versetzen mit der für eine solche Beschreibung als Andeutung notwendigen Unbestechlichkeit und aufrichtigen Schuldigkeit [...] (Ur: 46).

Der fließende Erzählstrom schafft den Eindruck, dass der Erzähler sich in einen meditativen Schreibzustand hineinzuschreiben versucht, um die Erinnerungen möglichst wahrheitsgetreu (re)konstruieren zu können. Offenbar ist er davon überzeugt, dass die Erinnerungen nur in diesem Zustand entworfen werden können. Man muss sich in den Ort der Erinnerung, der hier der Ort der Kindheit ist, hineinversetzen, um die ‚Wahrheit von damals‘ schreiben zu können. Der Zustand hat offenbar eine selbst-suggestive Kraft, welche einer Meditation ähnelt. Der Zustand, in den der Erzähler sich hineinzuschreiben sucht, ähnelt damit seiner eigenen ‚Selbstmordmeditation‘ aus der

dargestellten Schulzeit, die als Schutz vor den nationalsozialistischen und katholischen Erziehungs-, oder besser gesagt Züchtigungsmethoden, zur Überlebensstrategie wurde. Denn im Salzburger Gymnasium, welches den thematischen Mittelpunkt in *Die Ursache* bildet, findet der Ich-Erzähler seinen Freiraum in der Schuhkammer des Internats. In dieser Kammer, unter dem Vorwand Geige zu üben, fängt das Spiel des Erzählers mit Selbstmordgedanken, seine „Selbstmordmeditation“ (Ur: 16), an: „Immer wenn er künftig in die Schuhkammer eintritt, tritt er in den Selbstmordgedanken ein.“ (Ur: 14) Denn Selbstmord und Selbstmordgedanken überschatten das meiste und sind ein wichtiges Leitmotiv im Werk. In diesem Spiel entwickeln sich die Kreativität und die künstlerischen Eigenschaften des Ich-Erzählers, die den Ausgangspunkt seines Weges zu einem schreibenden Menschen ausmachen. Die Meditation fungiert als ein Rückzug aus der Wirklichkeit, die der Erzähler damals, als 13-Jähriger, nur in der Kammer unternehmen kann. Das schreibende Ich muss sich an seiner Stelle in einen bestimmten Zustand versetzen, in den Erinnerungsraum treten, der, ähnlich wie der Selbstmordraum, ein Raum des Schaffens ist, um die Geschichte wahrhaft erzählen zu können.

Das sinnliche Wahrnehmen der Vergangenheit zeigt sich an mehreren Stellen in den Beschreibungen, u. a. in den Schilderungen des Verscharrrens (die Selbstmörder „werden *verscharrt*, *nicht begraben*“ (Ur: 19)) eines Schülers des Salzburger Gymnasiums:

Diese beiden Friedhöfe sind voller Beweise für die Richtigkeit meiner Erinnerung, die mir, dafür danke ich, durch nichts verfälscht worden ist und die hier nur Andeutung sein kann. Den an der Verscharrstelle schweigenden Grünkranz in seinen Offiziersstiefeln, die in schamvollem Entsetzen in pompöser Schwärze dastehenden sogenannten Anverwandten des Selbstmörders, die Mitschüler, die einzigen an der Verscharrstelle um die Wahrheit und um die ehrliche Fürchterlichkeit der Wahrheit Wissenden, die den Vorgang solcher Verlegenheitsbegräbnisse beobachten, sehe ich, Wörter, mit welchen sich die sogenannten hinterbliebenen Erziehungsberechtigten von dem Selbstmörder zu distanzieren versuchen, während sie ihn in seinem Holzsarg in die Erde hinuntergelassen haben, höre ich. (Ur: 19)

Hier sind es die Verben *sehe* und *höre*, welche die Vergegenwärtigung und die Unmittelbarkeit der Erinnerungen verdeutlichen. Die Erinnerung wird durch die Friedhöfe als „Beweis“ als richtig eingeschätzt, wieder wird also auf einer eigenen Wahrheit beharrt, die auf die Gesellschaft projiziert wird, ohne dass dafür argumentiert oder darüber reflektiert wird. Trotzdem kommt durch die im Grunde hartnäckige Behauptung ein Paradox in Form der leitmotivischen Andeutung wieder. *Die Ursache* ist in vieler Hinsicht ein Gedenken und eine Verteidigung der Selbstmörder und des Selbstmords, der zur Zeit der Kindheit des Erzählers stark tabuisiert war. Unter anderem ist es der Schuldirektor Grünkranz, der die Schuld für die Selbstmorde tragen soll. Grünkranz repräsentiert, wie schon erwähnt, das gleiche wie Salzburg: Er ist der geheime, übelgesinnte und gewalttätige Machthaber in der Gesellschaft. Die Strategie des Erzählers, er

solle „[s]ich vorbehaltlos in den Zustand [s]einer Kindheit und Jugend“ (Ur: 46) versetzen, betrifft eben die Rücksichtslosigkeit gegenüber Grünkranz und der Stadt Salzburg, wie auch gegenüber sich selbst, um nichts zu verschönern oder zu verfälschen. Jedoch ist er nur im Jetzt, „in diesem Augenblick“ (Ur: 46), imstande, rücksichtslos zu sein und dieser Augenblick muss deshalb ausgenutzt werden. Die radikale Erzählweise, die grandiose Übertreibung, hebt das Künstlerische des Textes hervor, lässt aber zugleich die Beschreibungen über die Wahrheit hinausgehen. Denn auf welche Wahrheit wird in *Die Ursache* beharrt?

#### 4 Wahrheit vs. Fälschung

und jede andere Behauptung wäre falsch und Lüge und Verleumdung [...], dieser Augenblick, zu sagen, was gesagt werden muß, was angedeutet sein muß, muß ausgenutzt werden, der Wahrheit von damals, der Wirklichkeit und Tatsächlichkeit, wenigstens in Andeutung zu ihrem Recht zu verhelfen [...]. (Ur: 46)

Die Wörter *Wahrheit*, *Wirklichkeit* und *Tatsächlichkeit* werden in Opposition zu den Wörtern *Verschönerung*, *Abschwächung*, *Lüge* und *Verleumdung* wie zu *falsch* und *verfälschen* gesetzt. Eine gerechte und wahrhafte Aufzeichnung müsste voraussetzen, dass nichts verschönert und damit verfälscht wird – denn die Lern- und Studierstadt sei alles gewesen, „nur keine schöne, nur keine erträgliche“ (Ur: 46). Die unbeschönigte Wahrheit soll also dargestellt oder wenigstens angedeutet werden. Und was für eine Schreibpraxis kann eine Wahrheit, die nicht verfälscht oder verschönert, erzeugen? Um überhaupt eine Einsicht darin zu bekommen, kann man nach ihrem Gegensatz fragen, also was die Wahrheit nicht ist. Ein Vergleich des Begriffes mit ihrem Gegensatz könnte dabei helfen, den Begriff aufzuklären. Dieses Spiel mit den Gegensatzpaaren, das andauernde Pendeln zwischen Wahrheit und Wirklichkeit auf der einen Seite und Lüge, Fiktion und Verschönerung auf der anderen Seite, kann damit als eine Manifestation auf eine Schreibpraxis verstanden werden, die Einsicht in die Wahrheit sucht.

Zugleich ist es hier die beschönigte Wahrheit, die von der Gesellschaft definiert ist, die als die einzige zivilisierte gilt. Zu oft ist der Erzähler abgeschwächt und fühlt sich versucht, jene beschönigte Wahrheit zu erzählen. Auf diese Weise stellt die Wahrheitsuche des Erzählers einen politisierten Kampf dar, gegen einen von der Gesellschaft definierten Wahrheitsbegriff. Das Erzählen ist offenbar ein stetiger Kampf gegen die inneren Dämonen, die eine der Gesellschaft angemessene Wirklichkeitsdarstellung fordern. Der unmittelbare Schreibzustand, der die Wahrheit fördern soll, bezieht eine „Unbestechlichkeit und aufrichtige[n] Schuldigkeit“ (Ur: 46) ein, ein Widerstand gegen das von der Gesellschaft definierte Korrekte und Anständige. Der vorbehaltlose Schreibzustand kann das hervorbringen, was sowohl von der zivilisierten Seite des Ichs als auch von der Gesellschaft unterdrückt ist. Denn „die Zeit macht aus ihren Zeugen immer Vergessende“ (Ur: 31) und die Stadt habe „ihre Erinnerung ausgelöscht“ (Ur: 36).

Folglich nimmt er sich vor, die Geschichte zu korrigieren und Salzburg, die als die schönste Stadt auf der Erde gelte, ungeschminkt, unbeschönigt und wahrhaft darzustellen.

Jedoch scheinen ihm auch die eigenen Empfindungen unzuverlässig zu sein. Obwohl der Erzähler behauptet, es seien die Empfindungen von damals, die hier erzählt werden, scheint er selber nicht davon überzeugt zu sein. Wieder schafft der monomatische Erzählstrom den Eindruck, als ob der Erzähler wahrheitssuchend versuche, sich in den richtigen Zustand hineinzuschreiben:

An dieser Stelle muß ich wieder sagen, daß ich notiere oder auch nur skizziere und nur andeute, wie ich damals empfunden habe, nicht wie ich heute denke, denn die Empfindung von damals ist eine andere gewesen als mein Denken heute, und die Schwierigkeit ist, in diesen Notizen und Andeutungen die Empfindung von damals und das Denken von heute zu Notizen und Andeutungen zu machen, die den Tatsachen von damals [...] entsprechen [...]. (Ur: 74).

Durch das ganze Werk kommt ein leitmotivisches Jonglieren mit den Ausdrücken *Wahrheit*, *Wirklichkeit* und *Andeutung* vor, wobei das letzte vor allem als Korrelat zu den ersten zwei benutzt wird. Dies spiegelt die Unzuverlässigkeit, die der Erzähler gegenüber der Wahrheit fühlt, welches sogar im Untertitel des ersten autobiographischen Bandes formuliert wird: *Eine Andeutung*. Der Titel *Die Ursache* verspricht auf einer existentiellen Ebene eine Antwort auf Fragen wie ‚Wer bin ich?‘, ‚Wie bin ich zu dem geworden, der ich bin?‘, ‚Wie bin ich zum Schriftsteller geworden?‘, und so weiter. *Die Ursache* erzeugt, besonders in Anbetracht des Titels der Pentalogie, *Die Autobiographie*, beim Leser eben die Erwartung, dass man zumindest eine authentische Geschichte der Genese und der Entfaltung des Ichs erzählt bekommen soll, während der Untertitel auf ironische Art und Weise sich dieser Versprechung gleich entzieht.

Mit *Andeutung* ist laut der oben zitierten Textstelle erstens so viel wie der Versuch gemeint: Ein Versuch, authentisch und wahrhaft zu erzählen, ohne zu verschönern oder zu lügen. *Andeutung* entzieht sich aber jedem Wahrheitsanspruch, jeder Versprechung alles zu erzählen, oder die volle Wirklichkeit wiederzugeben. Zweitens öffnet dies die Möglichkeit, die eigene Kindheit zu stilisieren oder zu fiktionalisieren: Es öffnet eine sprachliche Erforschung des Möglichen. Somit erscheint das Erzählte als ein Oszillieren zwischen dem Bemühen, wahrhaft zu erzählen und sich hineinzusetzen in die Kindheit, und der Resignation, nämlich der Erkenntnis, dass die Wahrheit nicht erzählt werden kann. Damit offenbart sich bei Bernhard eine Dialektik zwischen seiner Radikalität, seinem Beharren auf der Wahrheit und der Relativierung derselben Wahrheit.

## 5 Fazit

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass der Erzähler sich der Unzugänglichkeit der Erinnerungsräume bewusst ist. Trotzdem muss er den Versuch machen, dem Abstand entgegenzutreten und eine wahrhafte Geschichte seiner Zeit im Salzburger Internat darzustellen, nicht wenigstens als Widerstand gegen die Stadt, welche diejenigen, die nicht zu ihr passten, abstieß, inklusive ihn selbst. Um diesen unzugänglichen Raum zu erreichen, versucht er sich in einen vorbehaltlosen wahrheitssuchenden Schreibzustand hineinzuversetzen. Der Schreibzustand ist einer Meditation ähnlich, welcher ihn zugleich zum Selbstmordraum im Salzburger Internat, zum Raum des künstlerischen Schaffens, hinzieht. Eine radikale und polemische Anklage gegen die Stadt geht mit einem monomanischen Erzählstrom ineinander über, der den Versuch des Ichs darstellt, die epistemologische Tür in die Vergangenheit zu öffnen. Der Versuch bleibt eine Andeutung, die einen Raum im Dazwischen bildet, zwischen Wahrheit und Verfälschung, auf dem leitmotivisch beharrt wird und der sich dadurch gegen jeglichen Angriff wehrt.

## Bibliographie

- Aichinger, Ingrid (1989): Probleme der Autobiographie als Sprachkunstwerk. In: *Die Autobiographie: Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Hrsg. v. Günter Niggli. Darmstadt: WBG, S. 170–199.
- Assmann, Aleida (2006): *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München: Beck.
- Bernhard, Thomas (2004): *Werke in 22 Bänden*. Hrsg. v. Martin Huber u. Wendelin Schmidt-Dengler. Bd. 10: *Die Autobiographie. Die Ursache. Der Keller. Der Atem. Die Kälte. Ein Kind*. Hrsg. v. Martin Huber u. Manfred Mittermayer. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bürger, Christa (1987): Schreiben als Lebensnotwendigkeit. Zu den autobiographischen Fragmenten Thomas Bernhards. In: *Sehnsuchtsangst. Zur österreichischen Literatur der Gegenwart*. Colloquium an der Universität von Amsterdam. Hrsg. v. Alexander Bormann. Amsterdam: Rodopi (= *Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik* 21), S. 43–73.
- Fellinger, Raimund / Huber, Martin / Ketterer, Julia (Hrsg.) (2009): *Thomas Bernhard. Siegfried Unseld. Der Briefwechsel*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Freud, Sigmund (1919): *Das Unheimliche*. In: *Kleine Schriften II.*, Kap. 29, <http://www.projekt.gutenberg.de> (15.1.2016).
- Misch, Georg (1949): *Geschichte der Autobiographie. Erster Band: Das Altertum*. Erste Hälfte. Dritte stark vermehrte Ausgabe. Bern: Francke.
- Neumann, Birgit (2005a): *Erinnerung, Identität, Narration. Gattungstypologie und Funktionen kanadischer Fictions of Memory*. Berlin, New York: de Gruyter.

- Neumann, Birgit (2005b): Literatur, Erinnerung, Identität. In: Gedächtniskonzepte der Literaturwissenschaft. Theoretische Grundlegung und Anwendungsperspektiven. Hrsg. v. Astrid Erll u. Ansgar Nünning. Berlin, New York: de Gruyter.
- Pascal, Roy (1965): Die Autobiographie. Gehalt und Gestalt. Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz: Kohlhammer.
- Sebald, W. G. (1991): Unheimliche Heimat. Essays zur österreichischen Literatur. Salzburg: Residenz Verlag.

---

## Absurde Heimat: Herta Müllers *Der Mensch ist ein großer Fasan auf der Welt*

Anna M. Heermann (Bergen)

### **Abstract**

*Für viele von uns ist Heimat nichts Anderes als „eine Chiffre für den Anspruch auf eine vertraute Welt“ (Cremer / Klein, 1990: 34). Was geschieht jedoch, wenn der Anspruch plötzlich erlischt und Heimat zum Inbegriff des Absurden wird? Mein Beitrag nimmt diese Frage zum Ausgangspunkt einer näheren Beleuchtung von Herta Müllers Erzählung *Der Mensch ist ein großer Fasan auf der Welt* (1986). Ausgehend vom Begriff des Absurden, das ich im Spiegel von Camus' *Der Mythos des Sisyphos* (1942) und Samuel Becketts *Warten auf Godot* (1953) erkunde, will meine Untersuchung alternative Sichtweisen auf Heimat im Text der rumäniendeutschen Autorin präsentieren.*

*For many of us, Heimat is nothing other than “a cipher for the expectation of a familiar, trusted world” (Cremer / Klein, 1990: 34). What happens, however, if that expectation suddenly disappears and Heimat becomes an epitome of the absurd? The present article uses this question as a starting point for closer examination of Herta Müller's novel *The Passport* (1989; *Der Mensch ist ein großer Fasan auf der Welt*, 1986). Beginning with the idea of the absurd, explored through Camus's *The Myth of Sisyphus* (1942) and Samuel Beckett's *Waiting for Godot* (1953), alternative viewpoints on Heimat (the notion of home) in the text of the Romanian-German author are presented.*

### **Keywords**

*Heimat; Absurde, das; Herta Müller; Rumäniendeutsche Literatur; Deutsche Literatur aus Osteuropa; Interkulturelle Literatur; Gegenwartsliteratur  
Heimat; home, the notion of; Absurde, the; Herta Müller; Romanian-German Literature; German Literature from Eastern Europe; migrant literature; contemporary literature*

## 1 Einleitung

Heimat, das ist für viele von uns „eine Chiffre für den Anspruch auf eine vertraute Welt“ (Cremer / Klein, 1990: 34). Was geschieht jedoch, wenn dieser Anspruch plötzlich erlischt und Heimat zum Inbegriff des Absurden wird? Diese Frage bildet den Ausgangspunkt meiner Untersuchung von Herta Müllers frühem Prosawerk *Der Mensch ist ein großer Fasan auf der Welt* (1986), das ein Jahr vor der Übersiedlung Müllers aus dem westrumänischen Banat nach Deutschland erschien. Im Mittelpunkt der Erzählung steht das Warten der Familie Windisch auf ihre Pässe. Seitdem Windisch jedoch beschlossen hat, das deutsche Dorf seiner Herkunft im kommunistischen Rumänien der Achtzigerjahre zu verlassen, versteht er die Welt nicht mehr. Anstatt über Tüchtigkeit und moralische Integrität führt der Weg zum Pass durch die Betten der Provinzbehörden. Die gute alte Zeit der kollektiven Leitideale – einst ein immanenter Bestandteil der banatschwäbischen Identität – scheint passé. Während sich Windisch, an seiner neuen, absurden Lebenswirklichkeit verzweifelnd, in seiner Warteschleife windet, tritt Windischs Tochter Amalie unter der Regie ihrer Mutter zum horizontalen Marathon an und ebnet damit für sich und ihre Familie den Ausweg aus der absurden Heimat.

Im Folgenden werde ich zwei Aspekte des Absurden näher in den Blick nehmen: Zunächst gehe ich auf Windischs existenziellen Wartemodus ein, in dem sich das Absurde als „Erfahrung der totalen Sinnlosigkeit“ (Andreotti, 2009: 418) zeigt. Diesen Aspekt werde ich durch Parallelen zu Samuel Becketts Meisterstück des Absurden *Warten auf Godot* illustrieren, das den Sinnverlust vor dem Hintergrund eines währenden Wartemodus reflektiert. Anschließend rückt Amalies Ausweg aus dem Absurden in den Fokus. Ihre Prostitution für den Pass gründet in ihrer Erkenntnis der eigenen, weiblichen Ohnmacht in den männlich dominierten, totalitären Strukturen des Dorfes. Im Spiegel von Albert Camus' moderner Interpretation des *Mythos des Sisyphos* betrachtet, emanzipiert sich Amalie somit zur absurden Heldin und Erlöserin ihrer Familie, die durch die Annahme ihres Schicksals den Weg für alle in den Westen ebnet. Die Emanzipation seiner Tochter und Windischs Machtverlust als Familienoberhaupt legen ferner die Auflösung traditioneller Geschlechterrollen nahe. Damit stellt sich nicht zuletzt die Frage, ob das Absurde zum Nährboden weiblicher Emanzipation wird.

## 2 Warten auf Windisch

Kriegerdenkmal, verblühtes Gestrüpp, Dämmerung. Mit dieser endzeitlichen Bilderwelt beginnt die Erzählung, in der Windisch gleich zu Anfang nur eines sehen kann: „Das Ende ist da.‘ Seit Windisch auswandern will, sieht er überall im Dorf das Ende. Und die stehende Zeit, für die, die bleiben wollen.“ (Müller, 2009: 5) Um dem Sog der Starre zu entkommen, zählt Windisch:

Windisch zählt jeden Morgen, wenn er ganz allein über die Straße in die Mühle fährt, den Tag. Vor dem Kriegerdenkmal zählt er die Jahre. Am ersten Pappelbaum dahinter, wo das Fahrrad immer in dieselbe tiefe Stelle fährt, zählt er die Tage. Und abends, wenn Windisch die Mühle zusperrt, zählt er die Jahre und Tage noch einmal. (Müller, 2009: 5)

So vergeht zwar die Zeit, aber Windischs Leben scheint stillzustehen. Er ist gefangen in einer gleichwährenden Routine des Zählens, die, einer Zwangshandlung ähnelnd, seinen immer gleichen Weg durch das Dorf zur Mühle begleitet. Windisch, der sich nach dem Ende seines Wartens auf den Pass sehnt, wirkt ohnmächtig, der Zeit geradezu hilflos ausgeliefert, die an seinem stillgelegten Leben vorbeitickt. Dennoch gibt sich Windisch, der Müller der Gemeinde, nicht geschlagen. In der Hoffnung auf himmlischen Beistand wendet sich der Müller zielsicher an Gott. Zur Kapelle eilend, schlägt er das Kreuz, greift zur Türklinke, um die Tür öffnen, aber „[d]ie Kirchentür ist zugeperrt“ (Müller, 2009: 6). Kein Gott weit und breit, der seinem Leben und Leiden einen Sinn geben oder gar ein Fünkchen Hoffnung auf eine Wendung zum Guten versprühen könnte. Folglich scheint es wenig verwunderlich, dass Windisch am Ende ist. Die Landschaft als Inbegriff des Endes mit seiner „tiefe[n] Stelle“ (Müller, 2009: 5), in die der Protagonist jeden Tag aufs Neue hineinfährt, offenbart sich in diesem Zusammenhang als Spiegelbild seines psychischen Zustandes (vgl. Midgley, 1998: 26). Gleichzeitig deutet sich in der Entgrenzung von Landschaft und Protagonist der Ich-Verlust des Müllers an. Spätestens jetzt ereilt den Leser die bange Ahnung, dass Windisch nicht nur verloren wirkt; er ist verloren, denn während er noch mit vollem Mehlsack auf seinen Pass wartet, hat sich selbst Gott längst aus dem Staub gemacht, hinweg über alle Berge, raus aus dem tristen Tal des Todes, wo gerade einmal Grabblumen und Unkraut gedeihen (vgl. Müller, 2009: 5). Zurückgelassen in diesem Vakuum des Verfalls, in einer Welt, die seiner Sinnsuche mit Sinnlosigkeit begegnet und sich jedem seiner Versuche, sie rational, im Zählen zu begreifen, vehement entzieht, präsentiert sich Windischs Nahwelt als sinnverweigernder Hort des Absurden. Hier, so lassen die Endzeitstimmung und der abtrünnige Allmächtige zudem erahnen, ist Heimat als sinnstiftende Entität längst verloren.

In einem weiteren Versuch seinem Stilleben zu entkommen, wendet er sich an den Nachtwächter. Zusammen schlagen sie den Heimweg ein. Allerdings ist dieser paradoxerweise nicht von einer klaren Vorwärts-, sondern gleichermaßen von einer Rückwärtsbewegung geprägt, die, sich gegenseitig aufhebend, stets in Starre auflösen. So nimmt beispielsweise Windisch zunächst „sein fahrendes Bild“ im Mühlenteich wahr und geht daraufhin – anstatt vorwärts – „einen Schritt zurück“, wobei sein Blick schließlich zum „stehende[n] Bild des Strohschobers“ (Müller, 2009: 7) schweift. Darüber hinaus ist ihr gemeinsamer Weg in eine Landschaft eingebettet, welche die statische Grundsituation Windischs akustisch unterstreicht: „Die Mühle ist stumm. Stumm sind die Wände, und stumm ist das Dach. Und die Räder sind stumm.“ (Müller, 2009: 6) Alles „ist ruhig“ (Müller, 2009: 7). In Anbetracht dieser omnipräsenten Starre scheint es wenig verwunderlich, dass die Handlung ebenfalls zum Stillstand kommt. Sie wirkt

geradezu ausgebremst, da sie von der szenischen Darstellung des Gesprächs zwischen dem Nachtwächter und dem Müller überlagert wird, die den gesamten Heimweg dominiert. Damit werden sowohl die Landschaft als auch die Handlung zum Pendant der „stehende[n] Zeit“ (Müller 2009: 5), die gleichermaßen in der Unterhaltung der Männer durchscheint. Thematisch kreist diese um das selbstbestimmte Sexualleben der verstorbenen Frau des Nachtwächters und von Windischs Tochter Amalie, dem sie als Familienoberhäupter ohnmächtig gegenüberstehen. Ihr antiquiertes Frauenbild, das die Frau als Lustobjekt ihres Ehemannes sieht,<sup>1</sup> weckt den Eindruck, dass die Zeit auch in den Köpfen der Freunde stehen geblieben ist:

„Ich habe ihr alles verziehn“, sagte der Nachtwächter. „Ich habe ihr den Bäcker verziehn. [...] Das ganze Dorf hat mich ausgelacht.“ [...] „Weiß Gott“, sagte Windisch, „wozu gibt es sie, die Frauen.“ Der Nachtwächter zuckt die Schultern: „Nicht für uns“, sagt er. „Nicht für mich, nicht für dich. Ich weiß nicht, für wen.“ [...] „Und die Töchter“, sagte Windisch, „weiß Gott, auch die werden Fraun.“ [...]

„Meine Tochter“, sagt Windisch, er wiegt den Satz im Kopf, „meine Amalie ist auch nicht mehr Jungfrau.“ (Müller, 2009: 9)

Dabei besticht wie der Heimweg auch das Gespräch durch eine auffällig statische Tendenz, denn anstatt sich zu entwickeln, verläuft es stets zirkulär. Dies spiegelt sich in den wiederholt aufkommenden, plumpen Kommentaren der Männer wider, aus denen weder neue Erkenntnisse noch ein fruchtbares Fazit gewonnen werden kann.<sup>2</sup> Der repetitive Inhalt wird ferner mittels monotoner Inquit-Formeln unterstrichen, die den Dialog einrahmen: Windisch sagt, der Nachtwächter sagt, aber niemand fragt, flüstert, ruft oder schreit. Infolgedessen verkümmert zuletzt auch die Sprache zum Abbild des Absurden, das sich hier im Gewand einer öden Heimat zeigt, in der das Gesetz der Gleichförmigkeit den Kreislauf des Stilllebens diktiert.

Windischs Leben im Leerlauf, das allein von der Hoffnung geleitet scheint, das Warten müsse bald ein Ende haben, bildet augenfällige Parallelen zu Samuel Becketts Drama *Warten auf Godot*, einem klassischen Werk des Absurden Theaters. Vor dem Hintergrund einer gleichbleibenden Landschaft, in dem gerade einmal ein Bäumchen schwach gedeiht, können auch die Hauptfiguren in Becketts Drama, Wladimir und Estragon, kaum in Gang kommen. Wie gelähmt verharren die beiden Figuren über zwei Akte hinweg in einem ähnlichen Leerlauf aus sich wiederholenden Dialogfetzen (vgl.

<sup>1</sup> Das Frauenbild der Freunde ist etwa im 19. Jahrhundert stehengeblieben, als sexuelle Lust bei Frauen einer „niederträchtige[n] Verleumdung“ gleichkam, denn „Mädchen, Ehefrauen und Mütter hatten keine Sexualität zu haben. Die wenigen, die eine hatten, waren Huren [...]“ (Lenz, 2009: 112).

<sup>2</sup> Dies wird vor allem am Fazit des Nachtwächters selbst deutlich, das geradewegs wieder zurück zum Ausgangspunkt des Gesprächs führt: „Ich sag dir, Windisch [...] die Frauen betrügen.“ (Müller, 2009: 10)

Anders, 1961: 216), die an das Gespräch Windischs mit dem Nachtwächter erinnern, da sie in der immer gleichen Feststellung münden: Sie müssen bleiben, weil sie auf Godot warten, der jedoch niemals kommt. Im Resultat hat nicht nur das Warten Wladimirs und Estragons am Ende des Stückes kein Ende, sondern auch keinen Sinn.<sup>3</sup> Auf diese Weise werden neben den Hoffnungen der Figuren auf die Ankunft Godots ebenso die Erwartungen des Publikums an das Theaterstück ad absurdum geführt. Anstelle einer Handlung, in der die Ausgangssituation des Wartens in eine Endsituation überführt wird, wird der Zuschauer in Becketts Stück wie auch in Müllers Werk lediglich mit einer sich „hinziehenden Agonie des Wartens“ (Pfister, 2002: 130) konfrontiert, die nach dem „Prinzip einer endlosen in sich kreisenden Wiederholung“ (Pfister, 2002: 131) strukturiert ist. Über die Dialoge hinaus wird dies vor allem darin deutlich, dass der zweite Akt eine variierte Wiederholung des ersten Aktes ist (vgl. Esslin, 1968: 45). Angesichts dieses Wiederholungswahns, in dem alles Tun letztendlich doch wieder im Warten mündet, das sich wiederum stets in Sinnlosigkeit erschöpft, wird das Warten zum Inbegriff der Ohnmacht im aussichtslosen Kampf gegen den Sinnverlust. Während der Irrlauf gegen den Sinnverlust bei Beckett vor allem in den Dialogen der erstarrten Figuren durchscheint, setzt sich der Irrlauf in Windischs Fall topographisch und mental fort. Nachdem sich die Wege des Nachtwächters und des Müllers wie aus dem Nichts, mitten im Gespräch und auf dem Heimweg trennen, irrt der Protagonist zwischen den Häusern seines Dorfes umher. Mit jedem seiner Schritte und jedem Blick in die beleuchteten Wohnstuben seiner Nachbarn zerrinnen zunehmend die Grenzen zwischen Erinnerungen und gegenwärtigen Eindrücken, bis der Müller schließlich mit einer Uhr vor Augen in einen Zustand der totalen Zeitlosigkeit versinkt: „Neben dem Kachelofen hat die Wanduhr einen langen weißen Fleck geschlagen. [...] Er hört den weißen Fleck der Wanduhr ticken und sieht das Ziffernblatt aus schwarzen Flecken. Ohne Zeiger ist die Zeit. Nur die schwarzen Flecken drehen sich.“ (Müller, 2009: 19)

Windischs deformierter Blick zeugt allerdings nicht primär davon, dass er neben Gott nun auch von allen guten Geistern verlassen ist. Vielmehr manifestiert sich in Windischs schwindendem Sehvermögen, dass dem Protagonisten die Welt entgleitet, weil es ihm widerstrebt, sich mit einer sinnentleerten und unveränderbaren Welt abzufinden, der er machtlos ausgeliefert ist. Er will nicht einsehen, was der Nachtwächter längst akzeptiert hat, dass „[d]er Mensch [...] ein großer Fasan auf der Welt“ (Müller, 2009: 9) und damit dem titelgebenden rumänischen Sprichwort zufolge per se ohnmächtig ist. Windisch hingegen hält von Stolz geblendet an seinem Irrglauben fest, dass der Mensch „stärker als das Vieh“ (Müller, 2009: 9) sei.<sup>4</sup> Er ist überzeugt, sein Schicksal selbst in der

<sup>3</sup> Entgegen ihres Beschlusses zu gehen, „rühren sich“ Wladimir und Estragon nach jedem der beiden Akte „nicht von der Stelle“ (vgl. Beckett, 2013: 139 u. 233).

<sup>4</sup> Die unterschiedlichen Positionen, welche Windisch und der Nachtwächter einnehmen, decken sich mit Müllers ambivalentem Bild des Fasans, das sie wie folgt beschreibt: „Der deutsche Fasan ist der Prahler, der selbstsichere, arrogante Mensch; der rumänische Fasan ist der Verlierer, der seinem Leben nicht gewachsen ist, der Vogel, der nicht fliegen

Hand zu haben, obwohl es in den Händen der Provinzbehörden liegt, die ihn unlängst zum Vieh, zu ihrem Packesel degradiert haben: „Noch fünf Transporte, Windisch, sagte der Bürgermeister, und zu Neujahr das Geld. Und zu Ostern hast du den Paß.‘ [...] ‚Der zwölfte Transport seitdem, und zehntausend Lei und Ostern ist längst gewesen, denkt Windisch“ (Müller, 2009: 16). Somit offenbart sich in Windischs verzerrtem Blick ferner seine verzerrte Weltsicht. Tatsächlich glaubt der Müller, er warte auf die Gunst der Stunde, der er – seiner Logik nach – mit jedem Sack Mehl näherkommen sollte. In Wirklichkeit warten die Dorfautoritäten jedoch auf Windisch, auf seine Einsicht, dass der Schlüssel zum Tor in den Westen nicht in seinen Mehlsäcken, sondern im Schoße seiner Tochter liegt. Für Windischs aussichtslosen Aufstand gegen die unvermeidbare Prostitution seiner Amalie für den Pass, hat der Nachtwächter nur ein müdes Lächeln übrig: „[D]eine Tochter kommt auch noch dran. Der Pfarrer macht sie katholisch, und der Milizmann macht sie staatenlos.“ (Müller, 2009: 51) Er weiß, dass der Müller in seinem Vorhaben nur scheitern kann. Windischs erfolglose Anläufe, dem Sog der Starre zu entkommen und dem Warten auf den Pass ein Ende zu bereiten, geben dem Nachtwächter Recht. Mehr noch können Windischs gescheiterte Versuche in diesem Zusammenhang als Symptome seines vollzogenen Wandels zum ohnmächtigen Fasan gedeutet werden. Ähnlich dem ungelenken Federtier, das trotz seiner Flügel kaum in der Luft vorankommt, kommt auch Windisch bei den Behörden nicht weiter. Er scheint in einer absurden Situation gefangen, in der Tüchtigkeit und moralische Integrität – die Leitwerte der deutschen Enklave – plötzlich nichts mehr zählen.<sup>5</sup> Anstatt jedoch seine Ohnmacht einzusehen und sich den Bedingungen der allmächtigen Dorfbehörden zu beugen, windet sich Windisch weiterhin in seiner Warteschleife, nicht gewillt das Absurde als Teil seiner neuen Lebenswirklichkeit und immanenten Aspekt seiner Heimat zu akzeptieren. Getrieben von Angst, seine männliche Ehre zu verlieren und Schande über die Familie zu bringen, startet der Müller den nächsten, sinnlosen Anlauf, an die Ausreisepapiere zu kommen. Frau Windisch und seine Tochter hingegen haben die Zeichen der neuen Zeit unlängst erkannt und sind nicht mehr gewillt, auf Windischs Einsicht zu warten. Als der Müller abermals nach einem erfolglosen Tag ohne Pass nach Hause kommt, wendet sich das Blatt im Hause Windisch. Seine Frau ist fertig mit dem Besen und fertig mit Windisch, wie sich im Wegsperrern des phallischen Arbeitsgerätes verdeutlicht. Das Kehren des Hofes bildet den Auftakt zur *Tabula rasa*: „Jetzt geht’s nicht um die Schande“, lässt sie ihren Mann wissen „[...] jetzt geht es um den Paß.“ (Müller, 2009: 74) Auf diese Weise erklärt sie Windischs alte Heimat, in der Ehre und Schande noch eine Rolle spielten, als vergangen und mit ihr den Müller selbst, der als Mann versagt hat. Er wird nicht mehr konsultiert, sondern knallhart vor vollendete Tatsachen gestellt: Die Prostitution seiner Tochter für den Pass ist beschlossene Sache. Amalie muss sich opfern.

---

kann und ziemlich groß und schwer ist, von der Kugel des Jägers getroffen wird.“ (Haines / Littler, 1998: 16)

<sup>5</sup> Ironischerweise hat der Müller aber diesen selbst unlängst abgeschworen, wie die Bestechung des Bürgermeisters mit Mehl nahelegt.

### 3 Amalies Ausweg aus dem Absurden

Gleichwohl kommt dies wenig überraschend, denn bei genauerem Hinsehen ist Amalie die Opferrolle bereits in ihrer Kindheit eingeschrieben, wenn sich ihr Spielkamerad Rudi an ihr vergeht:

Er legte Amalie trockene Kletten ins Haar. „Du hast einen Dornenkranz“, sagte er. „Du bist verwünscht. Ich liebe dich. Du mußt leiden.“ [...] Er schob ihr Kleid hinauf. [...] Er saugte an Amalies Brustwarzen. Amalie schloß ihre Augen. Rudi biß ihr in die kleinen, braunen Knoten. Amalies Brustwarzen waren geschwollen. (Müller, 2009: 40)

Während Windisch damals schon über Ehre und Schande lamentiert und, von sich selbst eingenommen, als moralischer Leithammel seiner Frauen, präventiv prophezeit, dass Amalie ihnen noch Schande machen würde (vgl. Müller, 2009: 40), ist seine Tochter bereits einen Schritt weiter. Infolge der Misshandlung durch Rudi wird sich Amalie zum einen ihrer Ohnmacht als Frau in der männlich dominierten Dorfwelt bewusst. Zum anderen begreift sie den Wert ihres Körpers innerhalb dieser Strukturen (vgl. Midgley, 1998: 28). Aus diesem Grund schöpft sie auch später als junge Frau aus diesem einzigen Kapital, über das sie verfügt. So weist die Christus-Allusion in der Misshandlungsszene ebenso auf Amalies spätere Rolle als Erlöserin voraus, die durch das Opfer ihres Körpers die Freiheit für sich und ihre Familie ermöglicht. Nicht zuletzt lässt ihre Erlöserrolle Windischs Entmachtung als Oberhaupt der Familie durchscheinen, denn seine unbedachten Worte werden zur selbsterfüllenden Prophezeiung. Vor diesem Hintergrund kann Windischs Zeitzählerei zu Anfang der Erzählung ferner als Countdown zu seinem eigenen Sturz vom Thron als Herr im Haus gedeutet werden. Windisch, der mit seinen Mehlsäcken zum Helden seiner Frauen werden wollte, scheitert demnach an sich selbst, an seiner Selbstverblendung und der fehlenden Einsicht, dass sein Weltbild veraltet, ja geradezu weltfremd ist.

Weltfremd ist Amalie hingegen keinesfalls, denn die Verschiebung der Machtverhältnisse im Hause Windisch gründet in ihrem klaren Blick. Anders als ihr Vater kann Amalie ihre weibliche Ohnmacht innerhalb der totalitären Machtmechanismen des Dorfes erkennen und akzeptieren. Aus diesem Grund kämpft Windischs Tochter im Gegensatz zu ihm erst gar nicht gegen ihr Schicksal an, sondern stellt sich diesem bewusst im roten Kleid, bewaffnet mit Lippenstift und Spitzenwäsche. Dabei illustriert Amalies äußerer Wandel zur verführerischen *Femme fatale* ihre innere Emanzipation: Sie ist längst kein Opfer der männlichen Hegemonie mehr, das sich – wie einst als junges Mädchen durch Rudi – als Lustobjekt missbrauchen lässt. Vielmehr instrumentalisiert Amalie nun selbst ihren Körper, um die Dorfautoritäten mit ihren Reizen zu betören und ihnen den Pass für sich und ihre Familie zu entlocken.<sup>6</sup> Ihre Emanzipation zum

<sup>6</sup> An dieser Stelle stimme ich nicht mit Nicole Bary (1990), Graziella Predoiu (2001: 87) und Gisela Beste (1997: 27f.) überein, die Amalie ausschließlich eindimensional als Opfer betrachten.

Subjekt erinnert an jene des Sisyphos, der in der radikalen Neuinterpretation des Mythos nach Albert Camus durch die Annahme seines schrecklichen Schicksals zum Herrn über dieses wurde. Gefangen in einem „Raum ohne Himmel und einer Zeit ohne Tiefe“ (Camus, 2011: 142) – kurzum: in einer absurden Heimat – akzeptiert Sisyphos, dass er ein gleichförmiges Leben in einer Verkettung endloser Wiederholung fristen wird, da ihn „[d]ie Götter [...] dazu verurteilt [hatten], einen Felsblock unablässig den Berg hinaufzuwälzen, von dessen Gipfel der Stein kraft seines eigenen Gewichtes wieder hinunterrollte“ (Camus, 2011: 141). Anstatt wie Windisch an seiner Ohnmacht zu verzweifeln, begreift Sisyphos jedoch, dass er sein Weltbild anpassen muss, um Herr über sein Schicksal zu werden. So erkennt Sisyphos, dass trotz des sinnlosen „Kampf[es] gegen den Gipfel“ jeder noch so kleine Handgriff in der „Reihe unzusammenhängender Handlungen“ die Möglichkeit birgt „von ihm geschaffen“ (Camus, 2011: 145) zu werden. Demzufolge kann er sich mit jedem seiner Handgriffe sein Schicksal zu Eigen machen und überführt auf diese Weise den Felsen, der die „Ursache seiner Qual sein sollte“ (Camus, 2011: 143), in die Quelle seines Glücks. Ähnlich Amalie, die ihren Körper zu ihrer Sache erklärt, über die allein sie bestimmt und welche ihr niemand nehmen kann, weiß auch Sisyphos, dass ihm niemand seinen Stein nehmen kann, ohne ihn von den Fesseln seiner Strafe zu befreien. Folglich überwinden Amalie und Sisyphos ihr Schicksal, in dem sie sich von veralteten, dualistischen Denkstrukturen verabschieden und Macht und Ohnmacht sowie „Glück und Absurdität“ als „untrennbar“ (Camus, 2011: 144) betrachten. Im Resultat erwächst Heimat im Zeichen des Absurden nicht nur zu einem Hort totaler Hoffnungslosigkeit und sinnwidriger Sinnverweigerung, wie sie Windisch erscheint. Für Sisyphos und Amalie, die das Absurde als Teil ihrer Lebenswirklichkeit, ihrer Heimat akzeptieren, wird das Absurde zum Ausgangspunkt ihrer selbstbestimmten Existenz und zum Nährboden ihrer Emanzipation.

Amalies Sehnsucht nach einem selbstbestimmten Leben, in dem sie frei über ihren Körper und ihr Sexualleben entscheiden kann, spiegelt sich symbolisch in jener Vase wieder, von der sie nicht müde wird zu schwärmen:<sup>7</sup> „Seit einem Monat redet Amalie von einer Bodenvase aus Kristall. Sie zeigt vom Fußboden zu ihren Hüften rauf. ‚So hoch ist sie‘, sagt Amalie. ‚Sie ist dunkelrot. Auf der Vase ist eine Tänzerin mit einem weißen Spitzenkleid.‘“ (Müller, 2009: 46) In ihrer Form an das weibliche Geschlecht erinnernd, wird die Vase zum Motor ihrer Prostitution für den Pass, mit welcher sie sich zum einen von den antiquierten Geschlechterbildern ihres Vaters und gleichzeitig aus der totalitären Dorfheimat befreit. Ihren Höhepunkt erreicht Amalies Emanzipation zur absurden Heldin in der Gestalt einer *Femme fatale* mit der symbolischen

<sup>7</sup> Mit meiner Auslegung der Vase als Symbol der sexuellen Unabhängigkeit stütze ich mich auf Freuds Deutung, die das weibliche Geschlecht in „all[ ] jene[n] Objekte[n]“ dargestellt sieht, welche die „Eigenschaft teilen, einen Hohlraum einzuschließen, der etwas in sich aufnehmen kann“ (Freud, 1969: 157). Als dekoratives Hohlgefäß kommt diese Eigenschaft auch der Bodenvase zu.

Kastration<sup>8</sup> (vgl. Freud, 2010: 201) ihres Vaters, die seine Entmachtung als Herr im Hause endgültig besiegelt: „Windisch spürt seine Augäpfel in den Händen. Seine Augen ohne Gesicht.“ (Müller, 2011: 83) Ferner betont der Verlust seines Sehvermögens einmal mehr die Selbstverblendung des Müllers, der den Bezug zu seiner Lebenswirklichkeit mit dem Ausbruch des Absurden endgültig verloren hat. Somit erlischt für Windisch analog zu seinem Augenlicht auch seine Heimat als „Chiffre für den Anspruch auf eine vertraute Welt“ (Cremer / Klein, 1990: 34). Heimat erscheint ihm nunmehr als eine sinnwidrige Welt, sobald die Macht in den Schoß seiner Tochter übergeht. Letzteres ist vor allem darauf zurückzuführen, dass der Müller einzig und allein aus seiner männlichen Macht Sinn schöpft, die er sich mit der Projektion traditioneller Geschlechterbilder auf seine Frauen sichert. Anders als Windisch klammern sich Amalie und Frau Windisch nicht an alte Zeiten, sondern erkennen das Absurde als Möglichkeit, sich aus der allgegenwärtigen männlichen Hegemonie zu befreien. Von ihrem Gelingen zeugt Frau Windischs äußerer Wandel zur koketten westlichen Dame, als sich die Familie mit dem Pass in der Hand zum Bahnhof aufmacht, um ihre Dorfheimat in Richtung Westen zu verlassen. Amalie hingegen trägt als Trophäe ihres Triumphs über die männlichen Machtmechanismen des Dorfes und über die alte Heimat ihres Vaters die inzwischen erstandene Bodenvase unter dem Arm, mit der sie in ihr neues, selbstbestimmtes Leben schreitet. Nur Windisch scheint wieder nicht voranzukommen. Anstatt einem vermeintlich neuen Leben in einer neuen Heimat entgegenzugehen, dreht er sich abermals im Kreis und kehrt ausgerechnet dorthin wieder zurück, wo er bereits am Anfang der Erzählung stand: an der „tiefe[n] Stelle“ (Müller, 2009: 105), die auch hier wieder seinen psychischen Zustand abbildet. Folglich wird Windisch trotz seiner Übersiedlung in das Land seiner Ahnen in keiner neuen Heimat ankommen, da Heimat ihm exklusiv als regressives, das heißt vergangenheitsbezogenes und somit statisches Produkt männlicher Macht erscheint. Für seine Frauen aber eröffnet das Absurde nicht nur den Weg in eine emanzipierte Existenz, sondern ermöglicht gleichzeitig eine neue Perspektive auf Heimat als dynamisch gedachtes, progressives Gefüge.

## Literaturverzeichnis

- Anders, Günther (1961): Die Antiquiertheit des Menschen. Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution. Bd. 1. München: Beck.
- Andreotti, Mario (2009): Die Struktur der modernen Literatur. 4. vollständig neu bearb. u. aktualisierte Aufl. Bern: Haupt.
- Bary, Nicole (1990): Grenze – Entgrenzung in Herta Müllers Prosaband „Der Mensch ist ein großer Fasan auf der Welt“. In: Germanica, Jg. 4, H. 7, <http://germanica.revues.org/2502> (25.9.2015).

---

<sup>8</sup> Auf den Zusammenhang von Erblindung bzw. Angst um die Augen und Kastration geht Freud (2010: 201) in *Das Unheimliche* ein.

- Beckett, Samuel (2001): *Warten auf Godot – En attendant Godot – Waiting for Godot*. Hrsg. v. Joachim Kaiser. Berlin: Suhrkamp.
- Beste, Gisela (1997): *Kommunikation und Identität in Herta Müllers Erzählung „Der Mensch ist ein großer Fasan auf der Welt“*. In: *Deutschunterricht*, Jg. 50, H. 3, S. 124–129.
- Camus, Albert (2001): *Der Mythos des Sisyphos*. Reinbeck: Rowohlt Taschenbuchverlag.
- Cremer, Will / Klein, Ansgar (1990): *Heimat in der Moderne*. In: *Heimat. Analyse, Themen, Perspektiven*. Bd. 1. Hrsg. v. Will Cremer u. Ansgar Klein. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 33–55.
- Esslin, Martin (1968): *The Theatre of the Absurd*. Revised and enlarged edition. Harmondsworth: Penguin.
- Freud, Sigmund (1940): *Die Symbolik im Traum*. In: *Freud, Sigmund: Gesammelte Werke*. Bd. 11: *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*. Unter Mitwirkung v. Marie Bonaparte, hrsg. v. Anna Freud, Edward Bibring, Willi Hoffer, Ernst Kris, Otto Isakower. London: Imago, S. 150–172.
- Freud, Sigmund (2010): *Das Unheimliche*. In: *Freud, Sigmund: Dichter und das Phantasieren*. Schriften zur Kunst und Kultur. Hrsg. v. Oliver Jahraus. Stuttgart: Reclam, S. 187–227.
- Haines, Brigid / Littler, Margaret (1998): *Gespräch mit Herta Müller*. In: *Herta Müller*. Hrsg. v. Brigid Haines. Cardiff: University of Wales, 1998, S. 14–24.
- Lenz, Ilse (Hrsg.) (2009): *Die Neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied. Ausgewählte Quellen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Midgley, David (1998): *Remembered Things. The Representation of Memory and Separation in „Der Mensch ist ein großer Fasan auf der Welt“*. In: *Herta Müller*. Hrsg. v. Brigid Haines. Cardiff: University of Wales, S. 25–35.
- Müller, Herta (2009): *Der Mensch ist ein großer Fasan auf der Welt*. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch.
- Pfister, Manfred (2002): *Nachwort*. In: *Samuel Beckett: Waiting for Godot*. Hrsg. v. Manfred Pfister. Stuttgart: Reclam, S. 125–150.
- Predoiu, Graziella (2001): *Faszination und Provokation bei Herta Müller. Eine thematische und motivistische Auseinandersetzung*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.

---

# Metaphorisches Sprechen in der Poesie von Aldona Gustas

Sigita Barniškienė (Kaunas)

## **Abstract**

*In diesem Beitrag wird versucht, Metaphern in den Gedichtbänden Symbiosefrauen, Sphinxfrauen und Zu zweit über die Liebe der zeitgenössischen Berliner Malerpoetin Aldona Gustas mithilfe der linguistischen Methode der Identifikation von Metaphern (MIP – Metaphor Identification Procedure) darzustellen und zu analysieren. Die durchgeführte Analyse hat zum Schluss geführt, dass die gewählte Methode sich gut bewährt hat, um die Quellen der poetischen Metaphern in den gewählten Gedichten ausfindig zu machen: Naturerscheinungen, Tiere, Dinge und Wörter dienen in den meisten Gedichten als Ausgangsbereich für das metaphorische Sprechen über den menschlichen Körper und die Liebe von Aldona Gustas.*

*The article examines metaphors in the selections of poems Symbiosefrauen, Sphinxfrauen and Zu zweit über die Liebe by the contemporary German poet and artist Aldona Gustas, using the linguistic method of Metaphor Identification Procedure (MIP). The analysis suggests that the chosen research method, based on the highlighting of sources of metaphors in the chosen poems, has been successful. The research has found that natural phenomena, animals, objects and words form the source domain in Gustas' poetry, conveying concepts denoting the human body and love.*

## **Keywords**

*Metapher, Quellenbereich, Zielbereich, Beziehungen zwischen den Ziel- und Quellendomänen metaphor, source domain, target domain, cross-domain mapping*

## **1 Aktuelle Forschungen zu konzeptuellen Metaphern**

Die Einsicht, dass die Metapher nicht primär ein stilistisches und dekoratives Mittel der Sprache, sondern ein wichtiges kognitives Phänomen ist, das auf allen Gebieten der menschlichen Tätigkeit und Kommunikation verwendet wird, hat sich in den letzten Jahren in den Arbeiten vieler Forscher durchgesetzt. Wie Gerard Steen (2010: 1)

bemerkt, wird seit dem Jahre 1986 die wissenschaftliche Zeitschrift *Metaphor and Symbol* herausgegeben, die Gesellschaft für Metaphernforschung und -anwendung (*Association for Researching and Applying Metaphor* RaAM) wurde 2006 gegründet und Metaphern werden in der Psychologie, Philosophie, Linguistik, Poetik, Geschichte, Anthropologie, Diskursanalyse und in anderen Disziplinen untersucht. Die heutige Metaphernforschung stützt sich auf das grundlegende theoretische Werk der amerikanischen Wissenschaftler George Lakoff und Mark Johnson *Metaphors We Live By* (1980), dt. *Leben in Metaphern* (1998). Das geschieht mit Recht, weil dieses Buch außerordentlich viele Ideen zum Verständnis der konzeptuellen Metaphern und zum Umgang mit ihnen enthält.

Hans-Harry Drößiger bewertet die Rolle des weichenstellenden Werks von Lakoff und Johnson wie folgt:

Mit dem Werk von Lakoff / Johnson (1980; dt. 1998) ist es gelungen, die Metaphorik aus dem Niveau des Marginalen, des Ornativen und des Zufälligen herauszuheben und ihr eine Basis im alltäglichen Denken und Sprechen zu geben. Trotz mancher Kritik an Lakoff / Johnson und ihrer Nachfolger [sic] ist aber gerade diese Charakteristik des Normalen an und in der Metaphorik der fruchtbare Ansatz. (Drößiger, 2007: 123)

Die „konzeptuelle Metapher“ („conceptual metaphor“) wurde zum Kernstück des Theoriegebäudes, und zwar so, dass Metaphorik letztlich als die wesentliche Art und Weise menschlichen Denkens begriffen werden sollte. Metaphorik sei eine alle anderen kognitiven Prozesse und Gegebenheiten beeinflussende / determinierende Angelegenheit (Drößiger, 2007: 111).

Es gibt heute unterschiedliche Untersuchungen von konzeptuellen Metaphern, die sowohl theoretische, methodologische als auch praktische, lexikographische oder didaktische Ziele verfolgen. Dazu gehören z. B. theoretisch-methodologisch ausgerichtete Arbeiten von Gerard Steen (2010), Raymond W. Gibbs Jr. et al. (2004), Tina Krennmayr (2013) und kontrastive Analysen von Metaphern mit dem didaktischen Ziel, den Lernern den Zugang zu den fremdsprachlichen Metaphern zu erleichtern (Strietz / Kopchuk, 2009) oder Übersetzungsprobleme von Metaphern zu erforschen (Schäffner, 2004). Auch die Zusammenstellung eines Lexikons der konzeptuellen Metaphern nach ihren Gebrauchsdomänen in den Diskursen der Politik, der Wirtschaft, der Medizin und des Sports (Būdvytytė-Gudienė et al., 2014) bilden ein breit gefächertes Panorama der Metaphernforschung.

## 2 Zielsetzung und Methode

Mein Ziel in diesem Beitrag besteht in der Analyse von poetischen Metaphern in der Dichtung von Aldona Gustas (geb. 1932 in Karceviškiai, Litauen), einer Berliner Marlerpoetin, die viele Gedichtbände mit eigenen Illustrierungen herausgegeben hat. In

diesem Beitrag werden Metaphern in den Gedichtbänden *Symbiosefrauen*, *Sphinxfrauen* und *Zu zweit über die Liebe* mithilfe der linguistischen Methode der Identifikation von Metaphern (MIP – Metaphor Identification Procedure) ausfindig gemacht und analysiert. Dabei hat sich die von Tina Krennmayr beschriebene Methode der konzeptuellen „mappings“ als besonders gut geeignet erwiesen, weil unter ihrer Anwendung wesentliche Eigenschaften von Metaphern hervorgehoben und nachgewiesen werden können: Ähnlichkeitsmerkmale, Vergleichs- und Analogiestrukturen, Quellen- und Zielkonzepte werden konsequent sukzessive formuliert (Krennmayr, 2013). Es ist spannend zu verfolgen, was für Metaphernkonzepte die Dichterin schafft und mit welchen linguistischen Metaphern diese realisiert werden. Die gewählte Methode soll auch zeigen, wie die Rezeption, der Verständnisprozess und die Interpretation von Metaphern funktionieren.

Über die besondere Beschaffenheit der Kunstwerke und die Rolle von poetischen Metaphern für die Neustrukturierung unserer Erfahrung haben sich Lakoff / Johnson in folgender Weise geäußert:

Neue Metaphern können neue Wege des Verstehens aufzeigen und deshalb neue Realitäten schaffen. Dies ist besonders deutlich im Falle der poetischen Metapher, bei der die Sprache das Medium ist, mit dem neue konzeptuelle Metaphern kreiert werden. [...] Vom Standpunkt der Erfahrung aus betrachtet, ist ein Kunstwerk generell eine Sache der auf der Imagination beruhenden Rationalität und ein Medium, das neue Realitäten zu schaffen vermag. (Lakoff / Johnson, 2014: 269)

Steen erläutert in seinem Buch, dass sich seine Metaphernanalyse auf die Identifikationsschritte MIP der Pragglejazz-Gruppe stützt, nennt seine Methode MIPVU, weil er sowie seine Kolleginnen und Kollegen an der Vrije Universiteit in Amsterdam tätig sind und wendet diese Methode bei der Analyse von Metaphern in den Pressenachrichten, im Gespräch, im akademischen Diskurs und in der fiktionalen Literatur an (Steen, 2010). Den Kern der MIPVU bilden folgende Feststellungen bei der Klärung der metaphorischen Bedeutung einer Aussage: die kontextuelle Bedeutung des Ausdrucks, die Hauptbedeutung des Ausdrucks entsprechend einem Wörterbuch, der Vergleich der konkreten Referenz mit der abstrakten Situation und der Vergleich des Verständlichkeitsgrades der kontextuellen Bedeutung aufgrund der Ähnlichkeit mit der Hauptbedeutung (Steen, 2010: 91).

### 3 Poetische Metaphern in der Dichtung von Aldona Gustas

Die poetische Realität von Gustas ist aus unkonventionellen Metaphern aufgebaut, die der Leserin / dem Leser neue Welten und Einsichten eröffnen. Auch ihre Zeichnungen leisten dazu ihren Beitrag, besonders in den Bänden *Symbiosefrauen* (1994) und *Sphinxfrauen* (1999), in denen phantastische fragmentierte Frauenfiguren mit den

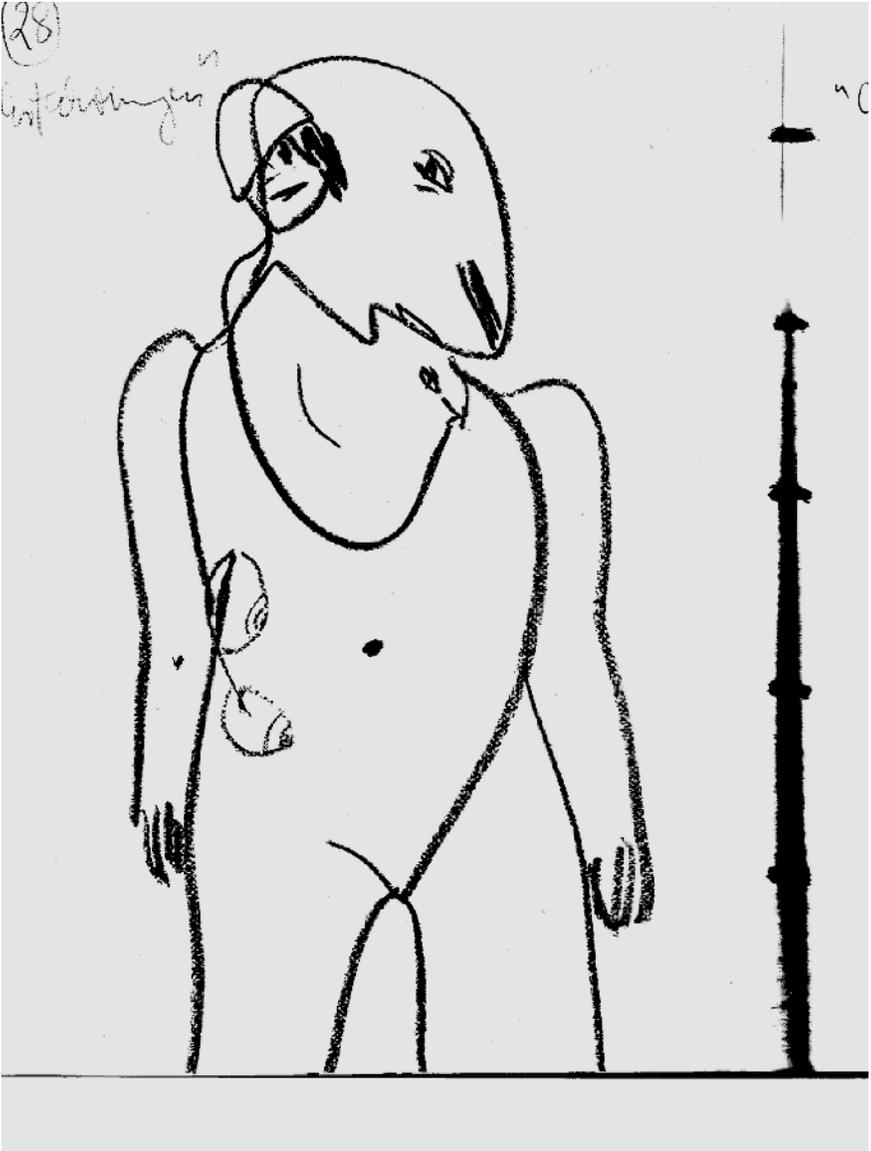


Abb. 1: Eine Zeichnung von Aldona Gustas aus *Symbiosefrauen* (Gustas, 1994: 28)

Körperteilen von Fischen, Vögeln oder anderen Lebewesen auftreten. Die Bezeichnung *Symbiosefrauen* lässt in der Vorstellung des Rezipienten ein Doppelwesen entstehen, was sich im Gedichtband in vielen Formen und Varianten bestätigt.

Bei der näheren Betrachtung einiger Aussagen über die Augen der Symbiosefrauen bemerkt man den Zusammenhang zwischen den Symbiosefrauen und der Natur:

1. Die Augen brunnig. (31)
2. [...] die Augen lauter Brombeeren. (31)
3. Krokodilreich sind ihre geschlossenen Augen. (31)

In der ersten Aussage kann man das Adjektiv *brunnig* als Neubildung und Ableitung von dem Substantiv *der Brunnen* auffassen und als eine Metapher verstehen sowie analysieren.

Bei der Analyse stütze ich mich maßgeblich auf die Fünf-Schritte-Methode von Gerard Steen und Tina Krennmayr, die 1) die Identifikation der metaphorischen Wörter, 2) die Identifikation von Propositionen, 3) die Identifikation des offenen Vergleichs, 4) die Identifikation der analogen Struktur und 5) die Identifikation des cross-domain mappings umfasst (vgl. Krennmayr, 2013: 13). Die drei letzten Schritte werden im Folgenden anhand von ausgewählten metaphorischen Ausdrücken aus der Dichtung von Gustas dargestellt und zur Hervorhebung der Quellendomänen von Metaphern angewendet.

#### AUGEN SIND BRUNNEN

In dem angeführten metaphorischen Konzept kann das Verhältnis der Similarität folgenderweise bezeichnet werden: AUGEN (Zielkonzept) SIND BRUNNEN (Quellenkonzept). Analoge Strukturen lassen sich formulieren wie folgt: TIEFE UND GEHEIMNISVOLLE (AUGEN) (Zielkonzept); BRUNNEN (NICHT-HUMAN) (Quellenkonzept). Beziehungen zwischen Elementen der Ziel- und Quellendomänen (cross-domain mapping) können mit folgenden Strukturen wiedergegeben werden:

BRUNNEN > TIEF UND GEHEIMNISVOLL;  
NICHT-HUMAN > AUGEN.

Die bei der Analyse hervorgehobenen Eigenschaften des Quellenkonzepts (TIEF UND GEHEIMNISVOLL) werden mit dem Zielkonzept in Verbindung gesetzt, während sie im poetischen Text explizit nicht ausgedrückt werden.

#### AUGEN SIND BROMBEEREN

Die Metapher soll Augen der Symbiosefrauen charakterisieren, wobei das Quellenkonzept – die Brombeeren – beim Rezipienten die Vorstellung der dunkelblauen Farbe

hervorrufen. Folgende Schritte bei der Analyse des angeführten metaphorischen Ausdrucks können verfolgt werden:

1. Similaritätsverhältnis: DIE AUGEN (Zielkonzept) SIND BROMBEEREN (Quellenkonzept).
2. Analoge Strukturen: DUNKELBLAUE AUGEN (Zielkonzept); BROMBEEREN (NICHT-HUMAN) (Quellenkonzept).
3. Cross-domain mapping: BROMBEEREN > DUNKELBLAU; NICHT-HUMAN > AUGEN.

Die Analyse des metaphorischen Ausdrucks KROKODILREICH SIND IHRE GESCHLOSSENEN AUGEN kann wie folgt dargestellt werden:

1. Similaritätsverhältnis: GESCHLOSSENE AUGEN (Zielkonzept) SIND KROKODILREICH (Quellenkonzept).
2. Analoge Strukturen: HINTER DEN GESCHLOSSENEN AUGEN (Zielkonzept) VERBERGEN SICH GEFÄHRLICHE PHANTASIEN (Quellenkonzept).
3. Cross-domain mapping: KROKODILREICH > GEFÄHRLICH; TIERISCH > GESCHLOSSENE AUGEN.

Das Heranziehen der Tierwelt für die Beschreibung des menschlichen Körpers und der Menschenbeziehungen kann man in vielen Metaphern von Gustas bemerken, wie zum Beispiel im folgenden Ausdruck:

SIE SCHLAGEN DIR HERZZÄHNE INS FLEISCH

Man kann die angeführte metaphorische Aussage paraphrasieren wie folgt: IHR HERZ HAT BEISSENDE ZÄHNE.

Die Identifikation der Vergleichsstruktur kann so formuliert werden:

1. IHR HERZ (Zielkonzept) IST TIERISCHES GEBISS (Quellenkonzept).
2. Analoge Strukturen: TIERISCHES GEBISS KANN SCHMERZEN VERURSACHEN (Quellenkonzept); IHR HERZ (HUMAN) (Zielkonzept).
3. Cross-domain mapping: TIERISCHES GEBISS > SCHMERZ; NICHT-HUMAN (BEISSEN) > HERZ.

In der behandelten Metapher *Sie schlagen dir Herzzähne ins Fleisch* kann man auch andere mögliche Bedeutungen vermuten: das erfundene Symbioseorgan *Herzzähne* kann auch ein ambivalentes Gefühl – die Hassliebe – bedeuten.

Bereits anhand dieser angeführten poetischen Metaphern kann man feststellen, dass der Mapping-Prozess zu folgenden Ergebnissen geführt hat: Wenn die Augen der

Symbiosefrauen in der Zieldomäne erscheinen, haben sie ihre Äquivalente in der Quellendomäne als nicht menschliche Elemente, wie z. B. eine Anlage (der Brunnen), eine Frucht (die Brombeere), ein Raubtier (das Krokodil). Das Herz der Symbiosefrauen, ein konventionelles Symbol der Liebe, wird durch den Mapping-Prozess auch der tierischen Sphäre durch das Merkmal BEISSEN zugeteilt.

Im Gedichtband *Sphinxfrauen* (Gustas, 1999) gibt es eine Gruppe von Metaphern, die ein ungewöhnliches Verhältnis des lyrischen Ichs zum eigenen Körper ausdrücken. Dieses Konzept könnte man folgendermaßen formulieren: EIGENE KÖRPERTEILE SIND DINGE. In dem Sprachbild „Ich verlasse langsam mein Gesicht aus den Händen, spricht eine Sphinxfrau in den Spiegel“ (Gustas, 1999: 11) kann man folgende Metaphernkonzepte hervorheben:

1. Identifikation der Vergleichsstruktur: MEIN GESICHT (Zielkonzept) IST EIN DING (Quellenkonzept).
2. Analoge Strukturen: EIN DING KANN MAN (VER)LASSEN (Quellenkonzept); DAS GESICHT IST EIN UNTRENNBARER KÖRPERTEIL (Zielkonzept).
3. Cross-domain mapping: VERLASSEN > EIN DING; TRENNBAR > DAS GESICHT

Eine neue Sicht auf den eigenen Körper entsteht durch das metaphorische Konzept MEIN GESICHT IST EIN DING.

Das metaphorische Konzept EIGENE KÖRPERTEILE SIND DINGE wird auch in den folgenden poetischen Metaphern realisiert: „Mit einer Handvoll Psyche springen Sphinxfrauen ins Meer“ (Gustas, 1999: 15), „Sphinxfrauen zirkulieren in ihrem Blut. Wie aus Versehen küssen Sie ihr Herz mit Dankbarkeit“ (Gustas, 1999: 15), „Unversehens fiel ich mir selbst in die Arme. Hautunter“ (Gustas, 1999: 12).

Im jüngsten zweisprachigen Gedichtband *Zu zweit über die Liebe* von Aldona Gustas und Julius Keleras (Gustas, 2014) kann man einige Metaphernkonzepte der Liebe herausstellen, zum Beispiel:

1. LIEBE IST EINE NATURERSCHEINUNG
2. LIEBE IST EIN WORT

Als linguistische Realisierungen des ersten Konzepts können folgende Metaphern betrachtet werden: „die Liebe ist ein Nelkenkopf“ (38), „die Liebe ist eine liegende Rose auf Glatteis“ (47), „die Liebe ist eine gepuderte Schneeflocke“ (65), „die Liebe ist eine blaue Erdbeere“ (73), „die Liebe blüht täglich so vor sich hin“ (109), „die Liebe ist ein offener See mit geschlossenen Rosen“ (112). Anhand der genannten linguistischen Metaphern kann das erwähnte Metaphernkonzept noch in folgender Weise präzisiert werden:

LIEBE IST EINE ÄSTHETISCHE NATURERSCHEINUNG.

Das Element der Schönheit ist meines Erachtens allen angeführten Quellenkonzepten eigen. In einigen Metaphern kommt jedoch noch eine Eigenschaft hinzu – etwas Außerordentliches, Überraschendes, Rares, wie zum Beispiel in den metaphorischen Ausdrücken „die Liebe ist eine gepuderte Schneeflocke“ (65) und „die Liebe ist eine blaue Erdbeere“ (73). Man kann die Quellendomäne als ästhetisch, aber nicht real existierend bezeichnen; in diesem Fall wäre das metaphorische Konzept so aufzufassen:

LIEBE IST EINE SCHÖNE NATURERSCHEINUNG IN UNSERER VORSTELLUNG.

Eindeutig sind diese Metaphern nicht. Der Leser kann sich fragen, was eine gepuderte Schneeflocke zu bedeuten hat. In meiner Interpretation kann man folgendermaßen vorgehen:

1. das Similaritätsverhältnis: LIEBE (Zielkonzept) IST EINE GEPUDERTE SCHNEEFLOCKE (Quellenkonzept).
2. Analoge Strukturen: SCHÖN SEIN (LIEBE) (Zielkonzept); GEPUDERTE SCHNEEFLOCKE (REAL NICHT EXISTIERENDE, ABER SCHÖNE NATURERSCHEINUNG) (Quellenkonzept).
3. Cross-domain mapping: GEPUDERTE SCHNEEFLOCKE > SCHÖN, REAL NICHT EXISTIEREND; IDEAL, KURZLEBIG > LIEBE.

Aus dem Mapping ergibt sich eine mögliche Interpretation des metaphorischen Konzepts: LIEBE IST EIN SCHÖNES IN UNSERER VORSTELLUNG EXISTIERENDES GEFÜHL.

Ein anderes originelles metaphorisches Konzept von Gustas ist DIE LIEBE IST EIN WORT. Zu diesem Konzept kann man bei der deduktiven Vorgehensweise folgende originelle Aussagen von Gustas finden: „die Liebe ist ein Kosewort“ (24), „die Liebe ist Wörtererst“ (15), „die Liebe ist Wortort“ (30), „die Liebe ist ein Wort für Zungen geformt“ (48), „die Liebe ist ein einsames Wort voller Fliegen“ (49), „die Liebe ist Lippenbekenntnis“ (57), „die Liebe ist ein Herzwort“ (66), „die Liebe ist ein Geschlechtswort“ (67), „die Liebe ist ein gestrandetes Wort im Hochgebirge“ (89), „die Liebe ist Wortbrot“ (106).

Die Liebe wird mit dem Wort in Verbindung gebracht, weil das Liebesgeständnis auch mit Worten ausgedrückt wird. Dem Mund schenkt die Autorin eine besondere Aufmerksamkeit – nicht umsonst heißt die letzte Ausstellung ihrer Zeichnungen *Mundfrauen*. Aus dem Mund kommen die Worte, mit dem Mund küsst man sich, um die Liebe auszudrücken. Durch den Mund nehmen wir die Nahrung auf, um am Leben zu bleiben. Deswegen erscheint mir die Metapher „die Liebe ist Wortbrot“ einerseits sehr sparsam in der Ausdrucksform, andererseits vielsagend durch ihre unterschiedlichen Konzepte:

1. DIE LIEBE IST LEBENSNOTWENDIG.
2. DIE LIEBE WIRD DURCH WORTE AUSGEDRÜCKT.

## 4 Schlussfolgerungen

Die durchgeführte Analyse hat gezeigt, dass die schrittweise Herausarbeitung der Ziel- und Quellenkonzepte, der analogen Strukturen aufgrund der Similaritätsverhältnisse sowie der Beziehungen zwischen Elementen der Ziel- und Quellendomänen der metaphorischen Aussagen effektiv zur Verdeutlichung der poetischen Dichtung führen kann. Die gewählte Methode der Metaphernforschung, die die deduktive und die induktive Vorgehensweise vereint, hat sich meines Erachtens gut bewährt. Als Quellbereiche der Körper- und Liebesmetaphern in der Dichtung von Aldona Gustas wurden bei der Analyse Naturerscheinungen, Dinge, Tiere und Wörter festgestellt, es wurden außerdem ihre Beziehungen zu den Zielbereichen nachgewiesen.

Die linguistische Methode der Identifikation von Metaphern (MIP – *Metaphor Identification Procedure*) kann bei weiteren Untersuchungen von Metaphern in unterschiedlichen Textsorten und Diskursen produktiv angewendet werden.

### Literaturverzeichnis

- Būdvytytė-Gudienė, Aina / Gudavičius, Aloyzas / Jurgaitis, Nedas / Papaurėlytė-Klovienė, Silvija / Toleikienė, Reda (2014): Konceptualiosios metaforos viešajame diskurse. Konceptualiųjų metaforų žodynas. Vilnius: BMK leidykla.
- Drößiger, Hans-Harry (2007): Metaphorik und Metonymie im Deutschen. Untersuchungen zum Diskurspotenzial semantisch-kognitiver Räume. Hamburg: Dr. Kovač.
- Gibbs, Raymond W. Jr. / Lima, Paula Lenz Costa / Francozo, Edson (2004): Metaphor is grounded in embodied experience. In: *Journal of Pragmatics*, Jg. 36, H. 7, S. 1189–1210.
- Gustas, Aldona (1994): Symbiosefrauen. Zeichnungen und Prosa. Berlin: Corvinus Presse.
- Gustas, Aldona (1999): Sphinxfrauen. Texte und Zeichnungen. Berlin: Corvinus Presse.
- Gustas, Aldona (2014): Zu zweit über die Liebe. Vilnius: Naujoji Romuva.
- Krennmayr, Tina (2013): Top-down versus bottom-up approaches to the identification of metaphor in discourse. [www.metaphorik.de/sites/www.metaphorik.de/files/journal-pdf/24\\_2013\\_krennmayr.pdf](http://www.metaphorik.de/sites/www.metaphorik.de/files/journal-pdf/24_2013_krennmayr.pdf) (30.5.2015).
- Lakoff, George / Johnson, Mark (2014): *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern*. 8. Aufl. Heidelberg: Carl-Auer Verlag.
- Schäffner, Christina (2004): Metaphor and translation: some implications of a cognitive approach. In: *Journal of Pragmatics*, Jg. 36, H. 7, S. 1253–1269.
- Steen, Gerard (2010): *A method for linguistic metaphor identification: from MIP to MIPVU*. Amsterdam: Benjamins.
- Strietz, Monika / Kopchuk, Ljubov (2009): Metaphern in Deutsch als Fremdsprache, <http://edoc.hu-berlin.de/oa/bookchapters/revOvD3vHTo/PDF/26OUV05BPJMI.pdf> (30.5.2015).



---

# Die Erinnerungskultur der 1990er-Jahre. Ein Vergleich der Romane *Der Vorleser*, *Faserland* und *Morbus Kitahara*

Christian Rink (Helsinki)

## **Abstract**

*Der vorliegende Beitrag analysiert drei Romane des Jahres 1995 vor dem zeitgeschichtlichen erinnerungskulturellen Hintergrund der 1990er-Jahre in Deutschland. Aufgezeigt wird, welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten in den Romanen hinsichtlich der inhaltlichen wie strukturellen Kritik am Konzept des negativen Gedächtnisses festzustellen sind.*

*The paper addresses how three novels published in 1995 reflect and criticize Germany's culture of remembrance in the 1990s. After introducing the concepts of "Erinnerungskultur" and "negatives Gedächtnis", and the most relevant contents of Germany's culture of remembrance in the 1990s, the paper analyses differences and similarities in the novels in terms of content and structure.*

## **Keywords**

*Erinnerungskultur, negatives Gedächtnis und fiktionale Literatur, Kritik und Reflexivität  
culture of remembrance, collective memory and fiction, criticism and point of view*

## **1 Einleitung**

Im vorliegenden Aufsatz werden drei wirkungsmächtige Romane aus dem Jahr 1995 vor dem Hintergrund der in den 1990er-Jahren vorherrschenden erinnerungskulturellen Ereignisse und des prägenden Metanarrativs des negativen Gedächtnisses analysiert. Es handelt sich um Bernhard Schlinks *Der Vorleser*, Christian Krachts *Faserland* und Christoph Ransmayrs *Morbus Kitahara*. Die Ausgangsfrage ist, ob und wie die drei Texte erinnerungskulturelle Fragestellungen zum Konzept eines negativen Gedächtnisses sowohl thematisch als auch strukturell reflektieren und sich somit ins kollektive Gedächtnis eingeschrieben haben. Festzuhalten ist hierzu, dass alle drei Werke nicht zuletzt zur Schullektüre in Deutschland gehören.

Nach einer kurzen Erläuterung des kulturwissenschaftlichen bzw. erinnerungstheoretischen Konzepts der Erinnerungskultur und des negativen Gedächtnisses, des konkreten erinnerungskulturellen Hintergrunds der 1990er-Jahre sowie des reflexiven Potentials fiktionaler Literatur soll danach gefragt werden, wie die genannten Texte sich jeweils im erinnerungskulturellen Raum verorten. Die konkreten Fragestellungen sind dabei, wie in den Büchern eine Reflexion und Kommentierung der damaligen Erinnerungsform an den 2. Weltkrieg und den Holocaust auf inhaltlicher und narrativer Ebene erfolgt. Darüber hinaus soll zumindest andeutungsweise die Frage nach den Gründen für die jeweilige Wirkung im erinnerungskulturellen Raum gestellt werden.

Damit fußt mein Beitrag sowohl methodisch als auch thematisch auf meiner Doktorarbeit aus dem Jahr 2012 (Rink, 2012), in der ich Christian Krachts *Faserland*, Martin Walsers *Ein springender Brunnen* und Günter Grass' *Im Krebsgang* miteinander verglichen und einen Wandel in der Erinnerungskultur in Deutschland v. a. in den 1990er-Jahren nachgezeichnet habe.

## 2 Erinnerungskultur, fiktionale Literatur, negatives Gedächtnis

Erinnerungskultur kann für Deutschland zunächst als Summe aller wirkungsmächtigen, öffentlichen Erinnerungsvorgänge seit dem Ende des 2. Weltkriegs, die in der Gegenwartsgesellschaft relevant sind, definiert werden und beinhaltet die Erinnerung an die DDR und vorrangig diejenige an den 2. Weltkrieg, insbesondere den Holocaust (vgl. Cornelißen, 2010). In Abgrenzung zum Konzept Reinhart Kosellecks, der den Begriff des negativen Gedächtnisses prägte (vgl. Koselleck, 2002), wird hier negatives Gedächtnis als eine Form der nationalen Erinnerungskultur verstanden, die sich ganz bewusst auf eine negative, schreckliche Vergangenheit bezieht und dies emphatisch mit einem Erinnerungsgebot an kommende Generationen verbindet. Erinnerungskultur ist dabei als wissenschaftliches Analyseinstrument problematisch, da der Terminus eine außergewöhnlich große Extension aufweist. Er lässt sich kaum genau definieren, ohne dass wichtige Faktoren ausgespart werden, und läuft umgekehrt Gefahr, beliebig zu werden, wenn alle Faktoren und Elemente berücksichtigt werden. Eine weitere Besonderheit liegt darin, dass er, wie Christoph Cornelißen (2010: 1) festhält, „erst seit den 1990er-Jahren Einzug in die Wissenschaftssprache gefunden hat“ und somit ein verhältnismäßig neuer Begriff ist. Dabei lässt der Entstehungszusammenhang und die Emphase, die er beinhaltet, darauf schließen, dass er ebenso ein Produkt des kulturwissenschaftlichen Gedächtnisbooms wie der öffentlichen Erinnerungsvorgänge der 1990er-Jahre ist (vgl. Assmann / Frevert, 1999). Betont wird hier stets, dass Erinnerung eine Interpretation der Vergangenheit ist.

Dass Vergangenheit stets eine Konstruktion aus gegenwartsgeleiteten, kulturgebundenen Interessen und Erfahrungen ist, ist mittlerweile zu einer oft zitierten Grundannahme der Kulturwissenschaft geworden und geht im Wesentlichen auf die Studien von Jan Assmann zurück:

Vergangenheit ist eine soziale Konstruktion, deren Beschaffenheit sich aus den Sinnbedürfnissen und Bezugsrahmen der jeweiligen Gegenwart her ergibt. Vergangenheit steht nicht naturwüchsig an, sie ist eine kulturelle Schöpfung. (Assmann, 2005 [1992]: 48)

Fiktionale Literatur, die „im Medium ästhetischer Konstrukte die Mittel zur gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit durchsichtig“ macht (Mecklenburg, 2003: 436), hat für die Deutung der Erinnerungskultur, wie es vor allem Astrid Erll beispielhaft herausgearbeitet hat, ein besonderes Erkenntnispotential, wenn sie Gedächtnisinhalte strukturell und thematisch reflektiert:

Museumsexponate, Geschichtsbücher, Historienfilme, Alltagserzählungen und Denkmäler bilden einen Horizont von Versionen des Zusammenhangs von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, dessen Konstruiertheit in der Regel nur dann offensichtlich wird, wenn wir ganz bewusst eine Beobachterposition einnehmen. (Erll, 2005b: 257)

In der Auseinandersetzung mit der Perspektivität fiktionaler Literatur und ihrer Reflexion gesellschaftlicher Wirklichkeitskonstruktionen lässt sich eine solche „Beobachterposition“ einnehmen. Festzuhalten ist darüber hinaus, dass fiktionale Literatur ebenfalls Anteil am Inhalt des kollektiven Gedächtnisses hat und dieses mitprägt.

Im vorliegenden Beitrag soll daher danach gefragt werden, welche Inhalte und (Meta-)Narrative in den Romanen dargeboten und reflektiert werden. Für ein besseres Verständnis des Reflexionscharakters der Werke ist zunächst der konkrete erinnerungskulturelle Inhalt der 1990er-Jahre zu skizzieren.

### 3 Der erinnerungskulturelle Rahmen der 1990er-Jahre

Die 1990er-Jahre allgemein und das Jahr 1995 im Besonderen wurden von einer außergewöhnlich hohen Zahl an erinnerungskulturellen Ereignissen geprägt. Damit einhergehend vollzog sich eine zunehmende Normierung von Gedächtnisinhalten und -formen, wie es Edgar Wolfrum (2008: 2) konstatiert: „Alle Vergangenheitsdebatten werden mittlerweile von Normierungen begleitet.“ Im Zentrum standen dabei die Erinnerung an den Holocaust aus der Perspektive der Opfer (vgl. Jureit / Schneider, 2010). Als wichtigste Elemente des zugrunde liegenden Metanarrativs sind ein Erinnerungsgebot für kommende Generationen und die Verbindung der Erinnerung mit der kollektiven nationalen Identität des wiedervereinigten Deutschlands zu nennen. Dies zeigt sich exemplarisch in der Rede zur Einführung des am 3. Januar 1996 durch Proklamation des damaligen Bundespräsidenten Roman Herzog eingeführten und auf den 27. Januar festgelegten Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus, der allen Opfergruppen, insbesondere jedoch den jüdischen Opfern gewidmet ist:

Die Erinnerung darf nicht enden; sie muss auch künftige Generationen zur Wachsamkeit mahnen. Es ist deshalb wichtig, nun eine Form des Erinnerns zu finden, die in die Zukunft wirkt. Sie soll Trauer über Leid und Verlust ausdrücken, dem Gedenken an die Opfer gewidmet sein und jeder Gefahr der Wiederholung entgegenwirken. (Herzog, 1996)

Nach der Wiedervereinigung 1990 hatte sich der neue deutsche Staat mit zwei verschiedenen Erinnerungskulturen zum 2. Weltkrieg und zum Holocaust auseinanderzusetzen. Der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit in der sozialistischen DDR war in seiner Ausprägung in den Gedenkstätten und Museen, in den pädagogischen Institutionen und in seiner Funktion und Ausprägung im kulturellen wie politischen Bereich verschieden zum Umgang in der BRD. Nach 1990 wurden diese Differenzen zugunsten des Modells der BRD aufgehoben. Zudem hatte man sich nun im gesamtdeutschen Staat mit dem Erbe der SED-Diktatur auseinanderzusetzen. Erkennen lässt sich diese Auseinandersetzung in der Gedenkstättenkonzeption des Bundes, die ab 1990 ausgearbeitet wurde, 1999 ihre erste Fassung erhielt und 2008 überarbeitet wurde. Darin wird die zentrale identitätsstiftende Rolle des Gedenkens an den Holocaust für den wiedervereinigten Staat deutlich:

Die Bundesregierung trägt mit der Fortschreibung der Gedenkstättenkonzeption [...] der historischen Verpflichtung Deutschlands Rechnung: Ihr Ziel ist es, Verantwortung wahrzunehmen, die Aufarbeitung zu verstärken und das Gedenken zu vertiefen. Das Verständnis der eigenen Geschichte trägt zur Identitätsbildung jeder Nation bei. (Gedenkstättenkonzeption, 2008: 1)

Hervorgehoben wird, dass neben dem hierarchisch übergeordneten Gedenken an die Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft daneben auch der Opfer der SED-Diktatur zu gedenken sei. Zu erkennen ist, dass dies nach dem Modell der bestehenden Formen der Erinnerungskultur zu geschehen habe. Bemerkenswert ist darüber hinaus, dass explizit das Gedenken an die Opfer als wesentliche Aufgabe genannt wird und die Auseinandersetzung mit der Täterschaft auf politisch-symbolischer Ebene als nationales Erbe weitestgehend ausgespart wird. Zudem ist hervorzuheben, dass diese Form des Gedenkens als Erinnerungsgebot explizit an die nachfolgenden Generationen gerichtet wird:

Darauf beruht unsere gemeinsame Verantwortung, das Gedenken an das menschliche Leid der Opfer wachzuhalten. Geschichte muss konsequent aufgearbeitet werden. Jeder Generation müssen die Lehren aus diesen Kapiteln unserer Geschichte immer wieder neu vermittelt werden. (Ebd.)

Die Herausbildung einer Erinnerungskultur, die als zentrales Element das Gedenken an den Holocaust ausweist, wird somit zum identitätsstiftenden Element des wiedervereinigten Deutschland. Ein wichtiges Ereignis hierbei war die 1993 erfolgte Debatte um

die *Neue Wache* in Berlin, die unterschiedslos als *Zentrale Gedenkstätte der Bundesrepublik Deutschland für die Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft* allen Opfern gewidmet war und nicht explizit den jüdischen Opfern, was auf Kritik in der Bevölkerung stieß – wohl auch deswegen, weil 1994 Steven Spielbergs *Schindlers Liste* äußerst erfolgreich auch in den deutschen Kinos lief und für eine weitere Sensibilisierung der Öffentlichkeit durch eine medienwirksame Darstellung des Holocausts sorgte. 1995 fanden zahlreiche öffentliche Debatten um das negative Gedächtnis wie entsprechende Maßnahmen zu dessen Etablierung statt. Dies ging mit den Gedenkveranstaltungen zum 50. Jahrestag des Kriegsendes einher. Intensiviert wurde dies durch zwei ‚Wehrmachtsausstellungen‘, d. h. Wanderausstellungen des *Hamburger Instituts für Sozialforschung*, die die Verbrechen der Wehrmacht thematisierten, ihre aktive Beteiligung am Massenmord im Osten offenlegten und somit den lange Zeit in Deutschland gehegten Mythos von der ‚anständigen Armee‘ widerlegten. Die Ausstellungen waren in zwei verschiedenen Versionen von 1995 bis 1999 und von 2001 bis 2004 zu sehen und entfachten eine breite gesellschaftliche Debatte zur Rolle der Wehrmacht in der NS-Zeit (vgl. Hartmann / Hürter / Jureit, 2005).

Dies sind nur die allerwichtigsten erinnerungskulturellen Inhalte der 1990er-Jahre. Es scheint allgemein, als rückte man seit den 1990er-Jahren mehr und mehr die Aufgabe der Festschreibung einer bestimmten Form der Erinnerung in den Mittelpunkt. Im Folgenden ist zu fragen, wie sich die drei Romane hier positionieren.

## 4 Analyse der Romane

### 4.1 *Der Vorleser*

*Der Vorleser* von Bernhard Schlink ist nicht nur national ein äußerst erfolgreiches Buch.<sup>1</sup> Spätestens nach der Besprechung des Romans in der in den USA populären Fernsehsendung *Oprah's Book Club* 1999 wurde der Roman auch zu einem großen internationalen Erfolg (zur internationalen Rezeption, den unterschiedlichen Bewertungen und den Verkaufszahlen vgl. Hall, 2013). Und auch wenn die Hollywood-Verfilmung aus dem Jahr 2008 *The Reader* kein kommerzieller Erfolg war, hat sie sicherlich dazu beigetragen, dass Schlink zu einem der bekanntesten deutschsprachigen Autoren im In- und Ausland zählt (vgl. hierzu Donahue, 2010). Vor dem Erscheinen des *Vorlesers* hatte Schlink, der zwischen 1988 und 2005 als Richter am Verfassungsgericht in Nordrhein-Westfalen tätig war, Kriminalromane veröffentlicht, die sich ebenfalls mit den Themen nationalsozialistische Vergangenheit und persönliche Schuld beschäftigen, er war jedoch nur einem kleineren Publikum bekannt. Bemerkenswert ist, dass Schlink ein ausdrückliches

---

<sup>1</sup> Da alle Bücher unter anderem zur Schullektüre in Deutschland gehören und mehrmals besprochen und analysiert wurden, wird hier auf Inhaltswiedergaben verzichtet und die Konzentration auf die eingangs vorgestellten Fragen gelegt (vgl. zum Inhalt, zur Rezeption und zum didaktischen Potential des *Vorlesers* Hegenmoser, 2005; Reisner, 2011).

Programm mit dem Roman verfolgt. Es ging ihm nach eigener Auskunft darum, die Themen Holocaust, Schuld / Täterschaft und auch die historische, seiner Meinung nach mangelhafte, Aufarbeitung des 2. Weltkriegs im öffentlichen Bewusstsein zu verankern:

Natürlich habe ich mich gefragt, ob die Bewegung der Fantasie zu der Erschütterung passt, die der Welt der Lager geschuldet ist. Aber es geht darum, das Geschehen in die kollektive Erinnerung zu integrieren. Und dazu müssen wir es uns auf allen Ebenen aneignen, auf der wissenschaftlichen, dokumentarischen, künstlerischen. [...] Wenn die nächste Generation von dieser Vergangenheit erreicht werden soll, müssen ihr die Ereignisse auf allen Ebenen und in vielen Gestalten begegnen. Das ist der Stellenwert heutiger Fiktionalisierungen. (Schlink, 2000)

Das wiedergegebene Zitat zeigt exemplarisch, dass der Roman und seine Intention deckungsgleich sind mit dem vorherrschenden Metanarrativ und dem Erinnerungsgebot der 1990er-Jahre. Die Aufnahme von Elementen des Kriminalromans, die einfache und konventionelle Struktur, d. h. die rückblickende, weitgehend chronologische Darstellung der damaligen Ereignisse innerhalb eines klassischen Erzählrahmens, bei dem stückweise Enthüllungen zur Täterschaft und Verantwortlichkeit der Protagonistin Hanna Schmitz preisgegeben werden, haben sicherlich den Erfolg des Romans begünstigt. Wenn auch im Roman die Fiktionalität des Geschriebenen immer wieder reflektiert wird, wie im folgenden Beispiel, ist dennoch festzuhalten, dass hier eine Geschichte als Narrativ der Entschuldung angeboten wird.

Den Vorsatz, Hannas und meine Geschichte zu schreiben, habe ich bald nach ihrem Tod gefaßt. Seitdem hat sich unsere Geschichte in meinem Kopf viele Male geschrieben, immer wieder ein bißchen anders, immer wieder mit neuen Bildern, Handlungs- und Gedankenketzen. So gibt es neben den Versionen, die ich geschrieben habe, viele andere. Die Gewähr dafür, daß die geschriebene die richtige ist, liegt darin, daß ich sie geschrieben und die anderen Versionen nicht geschrieben habe. Die geschriebene Version wollte geschrieben werden, die vielen anderen wollten es nicht. (Schlink, 1995: 206)

Festzuhalten ist dabei auch, dass das Analphabetentum Hanna Schmitz' als letztllicher Grund für ihre Tätigkeit als Aufseherin in einem Außenlager von Auschwitz ein pauschales Entschuldungsangebot darstellt, dass in Deutschland auf breite Zustimmung stieß – erkennbar am großen Erfolg des Romans. Gestützt wird dies durch Scheinreflexionen des Autors. Durch die späte Wandlung Hannas wird die öffentliche Geschichtsauffassung der Möglichkeit einer individuellen Aufarbeitung und Versöhnung gestützt. In weiten Strecken ist der Roman auch eine kritische Auseinandersetzung mit der Vergangenheitsbewältigung während der Studentenbewegung in den 1960er-Jahren, in dem einer kollektiven Verurteilung und Aufarbeitung eine individuelle entgegengesetzt wird. Das kann als Beitrag, aber auch als Kommentar zur umfassenden medialen Berichterstattung 1995 gelesen werden.

## 4.2 *Faserland*

Am deutlichsten wird die Kritik am negativen Gedächtnis und der Aufarbeitungspraxis der sogenannten 68er-Generation im Gründungstext der Popliteratur: Christian Krachts Roman *Faserland* (vgl. allgemein zu Kracht und *Faserland* v. a. Drügh, 2007 und Birgfeld / Conter, 2009). Der Text gewinnt sein kritisches Potential dadurch, dass er sprachlich wie thematisch „auf Protestformen zurück[greift], die vor allem von denen nicht verstanden werden, die Kritik und Aufklärung institutionalisiert haben“ (Frank, 2003: 219). Und das ist in Deutschland zum Zeitpunkt der Veröffentlichung des Textes die Generation der 68er, die sich ihrerseits gegen die Verdrängung der nationalsozialistischen Vergangenheit in der Nachkriegszeit wandte. Dementsprechend besteht die größte Provokation des Textes meines Erachtens in den Verstößen gegen einen institutionalisierten Sprachgebrauch, wie er die Erinnerungskultur in den neunziger Jahren beherrscht. Die Aussage des mit einer sowohl persönlichen als auch kollektiven gestörten Erinnerung ausgestatteten Ich-Erzählers, „Ich weiß, das klingt jetzt komisch, aber ich sage das trotzdem mal: Ab einem bestimmten Alter sehen alle Deutschen aus wie komplette Nazis“ (Kracht, 1995: 93), fordert auch durch die lakonische Art und Weise bewusst heftige Reaktionen heraus. Durch den Roman zieht sich neben der Kritik an den Normierungen vor allem das Zurückweisen des Erinnerungsgebots, welches beim Protagonisten schon nahezu pathologische Züge annimmt:

Während ich mit Menschen ins Taxi einsteige, die ich gar nicht kenne, sehe ich ganz kurz auf das Plakat in einer Glasvitrine, sehe mich selbst gespiegelt in der Vitrine und dahinter dann das Plakat für den Film, der gerade läuft: Stalingrad. Ich muss wieder an den alten Mann mit den acht Fingern im Hotel denken, und dann sehe ich mich, wie gesagt, gespiegelt in der Vitrine, mein Kopf trägt plötzlich einen Stahlhelm, und in diesem Moment denke ich, dass das alles auch mir hätte passieren können und noch viel schlimmer und dass ich wahnsinniges Glück habe, im demokratischen Deutschland zu leben, wo keiner an irgendeine Front muss mit siebzehn. Das ist natürlich SPD-Gewäsch, was ich da denke, aber ich bin schließlich auch höllisch betrunken. (Kracht, 1995: 97)

Der durchgehende Ästhetizismus Krachts kann somit als eine Kritik am negativen Gedächtnis interpretiert werden und enthält somit auch ein politisch-moralisches Programm (vgl. Hagestedt, 2009), indem die Generation des Protagonisten mit deutlichen ironischen Untertönen als Opfer einer verfehlten Holocaust-Eduktion dargestellt wird:

Zürich ist schön. Hier gab es nie einen Krieg, das sieht man der Stadt sofort an. [...] Das Feine an der Schweiz ist, dass auf den Türen der Geschäfte Stoßen steht und nicht Drücken, und dass hier nichts plattgebombt worden ist und vielleicht auch, dass hier die Trambahnen auf Asphalt fahren, der nicht aufgerissen worden ist im Krieg, sondern die Füße der Menschen seit Jahrzehnten trägt. (Kracht, 1995: 147)

Liest man *Faserland* als missglückten Bildungsroman bzw. Antibildungsroman, dann bietet hier die Gesellschaft dem Protagonisten nicht zuletzt wegen des negativen Gedächtnisses und der damit verbundenen Normierungen nicht die Entfaltungsmöglichkeiten, die er braucht. Als Konsequenz dieses Scheiterns endet der Roman auch im angedeuteten Selbstmord bzw. der Flucht aus Deutschland.

### 4.3 *Morbus Kitahara*

Den komplexesten Roman, was die narrative Struktur betrifft, stellt Christoph Ransmayrs Dystopie *Morbus Kitahara* dar, indem ein Nachkriegsdeutschland gezeichnet wird, in dem der Morgenthau-Plan realisiert wurde und das daher in der Zeit stillzustehen scheint: „Moor lag in einer anderen Zeit. Moor lag über den Wolken.“ (Ransmayr, 1995: 342) Sich selbst geißelnde ‚Büßergemeinschaften‘ ziehen dabei durch das Land und die alliierten Besatzer lassen regelmäßige Rituale veranstalten, die an die Verbrechen des Krieges erinnern sollen:

Major Elliot allerdings blieb unerbittlich. Die Lettern der *Großen Schrift* mußten nach jeder Schneeschmelze frisch gekalkt werden, und immer noch viermal im Jahr, jeweils im Oktober, im Januar, im April und im August, wurden die Uferdörfer zu *Stellamour's Party* in den Steinbruch befohlen und standen in langen Reihen zwischen Grundwassertümpeln und turmhohen Wänden aus grünem Granit. Anstatt den Dingen ihren Lauf und die Schrecken der Kriegsjahre allmählich blaß und undeutlich werden zu lassen, erfand Elliot für diese Parties immer neue Rituale der Erinnerung. (Ransmayr, 1995: 44)

Diese Erinnerungsrituale und die ‚Büßergemeinschaften‘ lassen sich als zeitaktuellen Kommentar zur dargestellten fortschreitenden ‚realen‘ Normierung der Erinnerungskultur und der Herausbildung eines negativen Gedächtnisses als Basis einer kollektiven, nationalen Identität deuten. Das kann als Absage Ransmayrs an die Möglichkeit der kollektiven wie individuellen Verarbeitung gesehen und als Kritik am Zustand der Erinnerungskultur der 1990er-Jahre gelesen werden:

Zurückgekommen in den Steinbruch? Ich bin nicht zurückgekommen. Ich war im Steinbruch, wenn ich in den ersten Jahren der Stellamourzeit durch die Schutthalden von Wien oder Dresden oder durch irgendeine andere dieser ungepflügten Städte gegangen bin. Ich war im Steinbruch, wenn ich irgendwo bloß das Klirren von Hammer und Meißel gehört oder nur dabei zugesehen habe, wie einer irgendeine Last über irgendeine Stiege auf seinem Rücken trug - und wenss nur ein Rucksack voll Kartoffeln war. Ich bin nicht zurückgekommen. Ich war niemals fort. (Ransmayr, 1995: 219)

Die Dystopie, die Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Verhältnis der fiktionalen Welt des Romans zur historischen Realität aufweist, stellt durch die komplexe Struktur, die oftmals nicht eindeutig festzustellende Fokussierung und ständige

Pro- und vor allem Analepsen, die nur teilweise vom Erzähler beglaubigt werden und rückblickend vorheriges Geschehen relativieren, eine implizite Aufhebung von kausalen und logischen temporalen Relationen dar (vgl. Schauer, 2010: 129–142). Der Roman ist somit auch auf der strukturellen Ebene eine Kritik an der vorherrschenden Erinnerungskultur neben der inhaltlichen, teils impliziten Kritik an sinnentleerten, kollektiven und individuellen Erinnerungsritualen.

## 5 Fazit und Ausblick

In diesem Rahmen konnte cursorisch gezeigt werden, wie in den drei behandelten Texten aus dem Jahr 1995 eine Reflexion und Kommentierung der Erinnerungskultur auf inhaltlicher und narrativer Ebene erfolgt.

Alle Texte eint dabei, dass sie sowohl inhaltlich als auch zumindest teilweise strukturell eine implizite wie explizite Kritik an einer konfrontativen und ritualisierten Erinnerungspraxis mit fortschreitender Normierung im negativen Gedächtnis in den 1990er-Jahren darstellen. Christian Kracht und Bernhard Schlink galten und gelten dabei als Sprachrohre ihrer Generation, offensichtlich u. a. bedingt durch die Konventionalität der Bücher in großen Teilen, der Verdichtung von typischen Erfahrungen und erfolgten identifikatorischen Lektüren. Am provozierendsten und kritischsten ist der Roman von Kracht, der sich ganz bewusst vom Modus der politisch-moralischen Verständigung der damaligen Jahre abwendet und gerade deswegen von Zeitgenossen als „Befreiung“ erlebt wurde (vgl. Rink, 2012). Der Roman richtet sich letztlich gegen die Normierungen und das negative Gedächtnis, stellt aber letztlich auch einen eigenen Beitrag innerhalb der Erinnerungskultur dar, der den Diskurs vorantreibt und gesellschaftliche ‚Sagbarkeitsregeln‘ erweitert. In der Kritik und allgemein in der Aussage am stärksten dem Mainstream entsprechend ist der Roman *Der Vorleser*, der nicht zuletzt aus diesem Grund so erfolgreich gewesen sein dürfte. Strukturell am eindeutigsten und inhaltlich am uneindeutigsten stellt *Morbus Kitahara* eine Reflexion und Kritik an der Erinnerungskultur der 1990er-Jahre dar.

Letztlich dürften alle drei Romane durch ihre inhaltliche und strukturelle Kritik bzw. Erweiterung des vorherrschenden Metadiskurses zu einem Wandel innerhalb der deutschen Erinnerungskultur beigetragen haben, wie ich ihn in meiner Dissertation aus dem Jahr 2012 beschrieben habe.

## Literaturverzeichnis

- Assmann, Aleida / Frevert, Ute (1999): *Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945*. Stuttgart: DVA.
- Assmann, Jan (2005) [1992]: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. 5. Aufl. München: Beck.

- Birgfeld, Johannes / Conter, Claude D. (Hrsg.) (2009): Christian Kracht. Köln: Kiepenheuer und Witsch.
- Cornelißen, Christoph (2010): Erinnerungskulturen. In: Docupedia-Zeitgeschichte, <https://docupedia.de/zg/Erinnerungskulturen?Oldid=75513> (30.11.2015).
- Donahue, William Collins (2010): Holocaust as Fiction. Bernhard Schlink's "Nazi" Novels and their Films. New York: Palgrave MacMillan.
- Drügh, Heinz (2007): „... und ich war glücklich darüber, endlich seriously abzunehmen.“ Christian Krachts Roman 1979 als Ende der Popliteratur? In: *Wirkendes Wort*, Jg. 57, S. 31–51.
- Erl, Astrid (2005): Literatur als Medium des kollektiven Gedächtnisses. In: *Gedächtniskonzepte der Literaturwissenschaft: Theoretische Grundlegung und Anwendungsperspektiven*. Hrsg. v. Astrid Erl u. Ansgar Nünning. Berlin / New York: de Gruyter, S. 249–276.
- Frank, Dirk (2003): Die Nachfahren der Gegengegenkultur. Die Geburt der Tristesse Royale aus dem Geiste der achtziger Jahre. In: *Text+Kritik. Zeitschrift für Literatur. Sonderband Pop-Literatur*. Hrsg. v. Heinz-Ludwig Arnold. München: Boorberg, S. 219–233.
- Gedenkstättenkonzeption (2008): Gedenkstättenkonzeption des Bundes, <https://www.bundesregierung.de/Content/DE/StatischeSeiten/Breg/BKM/2011-12-07-gedenkstaettenkonzeption.html> (14.5.2016).
- Hagestedt, Lutz (2009): Die absolute Freiheit und der Schrecken. Erinnerungskultur und Gegenwartsbezug bei Christian Kracht. In: Christian Kracht. Hrsg. v. Johannes Birgfeld u. Claude D. Conter. Köln: Kiepenheuer und Witsch, S. 131–149.
- Hall, Katharina (2013): Text Crimes in the Shadow of the Holocaust: The Case of Bernhard Schlink's *Der Vorleser / The Reader*. In: *German Text Crimes: Writers Accused, From the 1950s to the 2000s*. Hrsg. v. Tom Cheesman. Amsterdam: Brill Academic, S. 193–208.
- Hartmann, Christian / Hürter, Johannes / Jureit, Ulrike (Hrsg.) (2005): *Verbrechen der Wehrmacht. Bilanz einer Debatte*. München: Beck.
- Hegenmooser, Manfred (2005): *Erläuterungen und Dokumente zu Bernhard Schlink: Der Vorleser*. Stuttgart: Reclam.
- Herzog, Roman (1996): Proklamation des Bundespräsidenten Roman Herzog zum *Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus* vom 3. Januar 1996, <http://archiv.jura.uni-saarland.de/BGBI/TEIL1/1996/19960017.1.html> (30.11.2015).
- Jureit, Ute / Scheider, Christian (2010): *Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Koselleck, Reinhart (2002): Formen und Traditionen des negativen Gedächtnisses. In: *Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord*. Hrsg. v. Norbert Frei u. Volkhard Knigge. München: Beck, S. 21–32.
- Kracht, Christian (1995): *Faserland*. Köln: Kiepenheuer und Witsch.
- Mecklenburg, Norbert (2003): *Interkulturelle Literaturwissenschaft*. In: *Handbuch interkulturelle Germanistik*. Hrsg. v. Alois Wierlacher u. Andrea Bogner. Stuttgart: Metzler, S. 433–439.

Ransmayr, Christoph (1995): *Morbus Kitahara*. Frankfurt a. M.: Fischer.

Reisner, Hanns-Peter (2011): *Lektürehilfen*. Bernhard Schlink. *Der Vorleser*. Stuttgart: Klett.

Rink, Christian (2012): Von Christian Kracht bis Günter Grass. Die Kritik am negativen Gedächtnis und der Wandel in der deutschen Erinnerungskultur. *Vaasa: Acta Wasaensia* No. 258.

Schauer, Hilda (2010): *Postmoderne Erzählweisen aus kulturwissenschaftlicher Sicht*. Berlin: wvb.

Schlink, Bernhard (1995): *Der Vorleser*. Zürich: Diogenes.

Schlink, Bernhard (2000): Als Deutscher im Ausland wird man gestellt. In: *Die Weltwoche*, Ausgabe 4, 27.1.2000.

Wolfrum, Edgar (2008): *Geschichte der Erinnerungskultur in BRD und DDR* (26.08.2008). In: *Dossier Geschichte und Erinnerungskultur*, <http://www.bpb.de/themen/DXG8F0.html> (30.11.2015).



---

# Demenz aus literarischer Perspektive am Beispiel des Romans *Small World* von Martin Suter

Liliana Mitrache (Uppsala)

## **Abstract**

*Folgender Beitrag zeigt, wie in der Literatur relevante Einsichten in schwierige medizinische, psychologische und soziale Fragen beleuchtet werden. Die Untersuchung stützt sich auf eine Analyse des Romans *Small World* von Martin Suter, in welchem Beginn und Fortschreiten der Demenzerkrankung mit großer Genauigkeit und Fachkunde geschildert sind. Suter beschreibt die Erkrankung an Demenz, die zu einem globalen Gesellschaftsproblem geworden ist. Anhand dieses literarischen Werkes erhält der Leser einen fundierten Einblick in die komplexe Problematik dieser Krankheit, die Schwierigkeiten mit denen der Betroffene selbst, aber auch die Angehörigen und seine Freunde konfrontiert werden. Suter demonstriert, dass Literatur zu einem besseren Verständnis dieser Krankheit beitragen kann.*

*The following article demonstrates ways in which literature may be useful in gaining relevant insight into difficult medical, psychological and social issues. The study is based on an analysis of the novel *Small World* by Martin Suter, in which the beginning and progression of dementia is described with great precision and competence. Suter problematizes dementia, an illness that has become a social problem on a global scale. The novel gives the reader profound insight into the complex issues of this disease, and describes the difficulties faced by the patient as well as relatives and friends. Suter shows that literature can contribute to a better understanding of this disease.*

## **Keywords**

*Martin Suter, Demenz und Literatur, kognitive Beeinträchtigungen, Sprachstörungen, abstrakte Begriffe, Sprichwörter, Wortfindungsstörungen, Alzheimer*  
*Martin Suter, dementia and literature, cognitive impairment, language disorders, abstract concepts, proverbs, difficulties in finding words, Alzheimer*

## 1 Einleitung

Der bekannte Gegenwartsautor Martin Suter (geb. 1948) problematisiert im Roman *Small World* (1997) ein äußerst aktuelles Thema, die Erkrankung an Demenz. Dadurch bestätigt er auch, dass die moderne Literatur einer Konstante gleicht, in der sich ständig Aspekte aus der Gegenwartsgesellschaft widerspiegeln. Suter schildert Beginn und Fortschreiten der Demenzerkrankung mit erstaunlicher Genauigkeit und Fachkunde.

Die Forschung zum Thema Sprache im hohen Alter, wie auch linguistische Untersuchungen zu den Sprachstörungen bei Demenz, haben sich besonders in den letzten zwei Jahrzehnten intensiviert. Meine früheren Analysen zu Sprachstörungen bei Demenz haben u.a. gezeigt, dass das Vermögen des abstrakten Denkens stark beeinträchtigt ist (vgl. Mitrache, 2012b).

## 2 Demenz und kognitive Beeinträchtigungen als ihre Folge

Demenz ist eine Krankheit, die unseren heutigen Alltag betrifft und die sich – wie *Die Welt* schon 2013 in einem Artikel verkündet – in vieler Hinsicht zu einer globalen Epidemie entwickelt (Die Welt 2013). Die Zahl der Demenzkranken sei weltweit in den vergangenen drei Jahren um ein Viertel gestiegen. Bis zum Jahr 2050 rechnet die Organisation *Alzheimer Disease International* mit einer Verdreifachung der Fälle auf 135 Millionen Menschen. Allein in Europa wären dann 16 Millionen Menschen betroffen (ebd.).

Demenz ist eine Krankheit des Gehirns, sie verläuft fortschreitend unter Beeinträchtigung von Gedächtnis, Denken, Orientierung, Auffassung, Rechnen, Lernfähigkeit, Sprache und Urteilsvermögen. Die kognitiven Störungen sind meist begleitet von einer Verschlechterung der emotionalen Kontrolle, des Sozialverhaltens oder der Motivation. Die wesentliche Voraussetzung für die Diagnose ist der Nachweis einer Abnahme des Gedächtnisses, des Denkvermögens, begleitet unter anderem auch von Sprachveränderungen. Aufnahme, Speichern und Wiedergabe neuer Information werden beeinträchtigt. Früher gelerntes und vertrautes Material kann besonders in den späteren Stadien verloren gehen. Für den Betroffenen wird es immer schwieriger, sich mehr als einem Stimulus gleichzeitig aufmerksam zuzuwenden, z. B. an einem Gespräch mit mehreren Personen teilzunehmen; der Wechsel der Aufmerksamkeit von einem Thema zum anderen ist erschwert (ICD – 10. Internationale statistische Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme, 2015). Zu den Formen der Demenz gehören die Alzheimer-Krankheit, die vaskuläre Demenz, Demenz bei Parkinson-Syndrom u. a. (vgl. Brown / Hillam, 2004: 4).

Alzheimer gehört zu der häufigsten Demenzform, bei der das Frontalhirn oft recht früh mitbetroffen ist (vgl. Goldenberg, 2007: 97). Sie beginnt gewöhnlich schleichend und entwickelt sich langsam, aber stetig über viele Jahre. Der Beginn kann im mittleren Erwachsenenalter oder sogar früher liegen. Die Inzidenz ist jedoch im späteren

Lebensalter höher; eine Alzheimer-Krankheit mit senilem Beginn erfolgt häufig im Alter von 65 Jahre bis 70 Jahren. Die Krankheit muss gegenwärtig als irreversibel angesehen werden.

### 3 Die Widerspiegelung der Demenz in der Literatur

Demenz ist immer noch ein Tabubereich (Mitrache, 2012a: 97), besonders für die Beteiligten, die es nicht leicht finden, über diese Krankheit in der Öffentlichkeit zu reden. Andererseits wenden sich immer mehr Schriftsteller dem Phänomen zu, indem sie über persönliche Erlebnisse berichten oder fiktive Beschreibungen erfinden.

Oft wird Demenz in Form von Autobiographien thematisiert. Der Autor beschreibt und bearbeitet seine Beziehung zu einem nahen Verwandten, der an Demenz erkrankt. Der Demenzbetroffene ist häufig ein Elternteil oder die eigene Frau respektive der eigene Mann.

In der bekannten Biographie *A Memoir of Iris Murdoch* (1999) beschreibt John Bayley (1925–2015) seine Ehe mit Iris Murdoch und ihre starke Persönlichkeit. Er beleuchtet besonders Murdochs letzte Jahre, ihre Erkrankung an Demenz und die starke Frustration, an der er gelitten hat, weil er nicht mehr mit ihr kommunizieren konnte.

Autobiographisch ist auch der Roman *Der alte König in seinem Exil* (2011) von Arno Geiger (geb. 1968). Hier handelt es sich um eine literarische Verarbeitung der Geschichte des Vaters des Autors. Geiger beschreibt mit starken Emotionen, wie sich der Alltag verändert, als der Vater anfängt sich nicht mehr an seine Vergangenheit, an sein Zuhause und schließlich an seine Kinder zu erinnern.

Ein ähnliches Thema hat der Roman *Demenz. Abschied von meinem Vater* (2010), in welchem Tilman Jens (geb. 1954) das Verhältnis zu seinem Vater, der an Demenz leidet, beschreibt.

Es liegt nahe, dass Demenz die Aufmerksamkeit der Gegenwartsautoren aufgrund ihrer großen Auswirkungen auf die heutige Gesellschaft erweckt hat. Deshalb wird die Krankheit auch in fiktiven Handlungen geschildert, die nicht von persönlichen Erfahrungen inspiriert wurden. Dabei stehen persönliche Identitätsfragen im Mittelpunkt, die aufgrund der Krankheit generiert werden, wie auch die allmähliche Veränderung der Rolle des Demenzbetroffenen in der Gesellschaft, beschrieben aus unterschiedlichen Blickwinkeln.

Die Nobelpreisträgerin Alice Munro (geb. 1931) thematisiert die Krankheit in der kurzen Erzählung *The Bear Came over the Mountain* (2008), die unter dem Titel *Away from Her* verfilmt wurde.

Katrin Hummel (geb. 1968) beschreibt in dem Roman *Gute Nacht, Liebster: Demenz. Ein berührender Bericht über Liebe und Vergessen* (2008), wie sich eine Ehe verändern kann, wenn einer der Partner von Demenz betroffen wird.

Der schwedische Schriftsteller Henning Mankell (1948–2015) ist durch seine Kriminalromane berühmt geworden, in welchen der Kommissar Kurt Wallander die

Hauptrolle spielt. In dem Roman *Den orolige mannen* (*Der unruhige Mann*, 2009) wird der Kommissar selbst mit der Krankheit, die seinen Alltag erschwert, konfrontiert. Das Buch ist 2012 verfilmt worden.

#### 4 *Small World* von Martin Suter

Der Schweizer Schriftsteller Martin Suter (geb. 1948) geht einen Schritt weiter und thematisiert Demenz, indem er etappenweise die Symptome der Krankheit im Verlauf der Handlung überzeugend und wirklichkeitsnah beschreibt. Der Leser bekommt die Möglichkeit, die Evolution dieser schleichenden Krankheit nachzuvollziehen. Im Roman *Small World* wird das Schicksal von Konrad Lang, der allmählich an Demenz erkrankt, mit einer spannenden Detektivgeschichte verflochten. Gleichzeitig erhält der Leser eine Vorstellung davon, wie weit die Familie und die Freunde des Betroffenen in ihrem Alltag von dieser Krankheit beeinflusst werden. Indirekt wird auch gezeigt, zu welchen finanziellen Herausforderungen eine solche Krankheit für das Gesundheitssystem werden kann.

Suters Roman erlaubt es, die Perspektive zu wechseln und eine Analyse aus dem Blickwinkel der Person, die von Demenz betroffen wird, durchzuführen. Konrad Lang wird zu einem überzeugenden Charakter, der zu eigenen Strategien kommt, um seine fortschreitende Demenz so lange wie möglich zu kaschieren. Aus der Analyse des Textes geht hervor, dass Suter bei Einhaltung der auktorialen Erzählperspektive aus dem Blickwinkel vor allem des Protagonisten, aber auch anderer Personen erzählt (Martinez / Scheffel, 2012: 90).

Angefangen mit der Hauptperson selbst, werden konsequent auch die anderen zentralen Akteure im Roman detailliert eingeführt, indem abgesehen von ihrem Handeln auch ihr Aussehen und ihre Gedanken bzw. Gefühle genau beschrieben werden. Die Darstellung der Handlung im Roman erhält dadurch neue Dimensionen und erinnert stark an einen Film, in dem der Kameramann dieselbe Szene aus mehreren Perspektiven zeigt.

Bei der Beschreibung von Konrad Lang respektiert Suter das Profil der Krankheit. Der Protagonist ist fünfundsechzig Jahre alt und befindet sich im Frühstadium der Demenz. Schon in der Einleitung wird die Aufmerksamkeit des Lesers geweckt. Konrad Lang ist ein alter Freund der wohlhabenden Schweizer Industriellenfamilie Koch. Während Konrad eine Ferienvilla der Familie überwacht, setzt er aus Versehen das Haus in Brand. Konrads Fahrlässigkeit wird zunächst auf Alkoholmissbrauch zurückgeführt.

#### 5 Aspekte des Beginns und Fortschreitens von Demenz

Im Folgenden werden unterschiedliche Aspekte von Beginn und Fortschreiten der Demenz hervorgehoben, die Suter geschickt in die Handlung eingeführt hat. Wie oben betont, wird die Gedächtnisstörung bei Demenzbetroffenen immer von Störungen in

mindestens einem der Bereiche Sprache, Handeln, Erkennen und exekutive Funktionen begleitet. Zu dem Krankheitsbild gehört auch, dass der Betroffene Schwierigkeiten hat, bekannte Personen wiederzuerkennen, hier geht es um einen Neffen der Familie. Geschickt wird das Erlebnis aus Konrads Perspektive beschrieben: „Konrad Lang hatte das Gefühl, in seinem Kopf sei etwas explodiert. Er drückte beide Hände an die Ohren. Sein Gesicht war verkniffen, als erwarte er einen weiteren Schlag. Jetzt erkannte er den jungen Mann.“ (Suter, 1997: 22)

## 5.1 Konrad Lang und seine ursprüngliche Persönlichkeit

Während Suter sachgemäß die Symptomatik der Krankheit wiedergibt, definiert er auch den Protagonisten in einem gesellschaftlichen Zusammenhang. Obwohl Konrad nicht reich ist, hat er, dank der Familie Koch, die besten privaten Schulen in der Schweiz besucht. Als Schüler war er sehr begabt, er hat angefangen Klavier zu spielen, dabei konnte er die Partituren auswendig.

Langsam konturiert sich auch die wahre, ursprüngliche Persönlichkeit von Konrad Lang, die noch nicht von der Krankheit betroffen ist. Das Bild wird aus den Blickwinkeln der anderen Charaktere beschrieben.

Konrads Aussehen und Verhalten werden unterstrichen, als er sich der Verlobten seines Neffen vorstellt: „[er] nahm den Hut ab und strich sich über das graue, aus der hohen Stirn gekämmte Haar. Er wirkte, wenn auch auf eine etwas heruntergekommene Art, distinguiert.“ (Suter, 1997: 22).

Im Gasthaus *Rosenhof* kontrastiert er mit den anderen Gästen. Seine distinguierte Art, das vornehme Benehmen erklären sich als Folge seiner guten Erziehung und Ausbildung. Der auktoriale Erzähler fügt hier mehr Informationen hinzu, die zu dem Gesamtbild des Protagonisten beitragen:

Konrad Lang war eine Respektperson im *Rosenhof*. Der einzige, der immer eine Krawatte trug, der einzige, der fünf Sprachen sprach (plus Griechischkenntnisse), der einzige, der aufstand, wenn eine Frau an den Tisch kam, was nicht oft vorkam. Koni war elegant, gebildet, besaß perfekte Manieren und machte trotzdem keinen steifen Hals, wie man im *Rosenhof* sagte. (Suter, 1997: 35)

## 5.2 Demenz und Sprachstörungen

Suter hebt in der Darstellung von Demenz auch die Manifestationen von Sprachstörungen hervor. Mit dem Phänomen Sprache und Demenz habe ich mich intensiv in meiner Forschung beschäftigt. Ich habe mich besonders auf die Sprachstörung oder Aphasie bei Demenz konzentriert, die unterschiedliche Krankheitsstadien kennt (vgl. Mitrache, 2010).

In einem früheren Stadium kommen Wortfindungsstörungen und Benennungsstörungen vor, der rote Faden im Dialog wird verloren, oder das Dialogthema wird

vergessen. Andere Sprachauffälligkeiten im frühen Krankheitsstadium sind das häufige Wiederholen ganzer Satzphrasen (Perseverationen) und Störungen des Textverständnisses.

Die Wortfindungsstörungen sind jedoch vom individuellen Spracherwerb abhängig (vgl. Mitrache, 2013: 514). Dies bedeutet, dass eine Person, die vor der Demenzerkrankung über einen reichen Wortschatz verfügte, die Sprachstörungen länger kaschieren kann und eine bessere Kommunikation aufrecht erhalten kann (vgl. Mitrache, 2012a).

### 5.3 Darstellung der Demenzsymptomatik bei Konrad Lang

So auch im Falle Konrad Lang. Dank seiner Erziehung und eines ursprünglichen reichen Wortschatzes gelingt es ihm am Anfang seine Störungen zu kaschieren. In folgender Szene markiert Suter auf raffinierte Weise die Sprach- und Orientierungsstörungen, an denen Konrad schon leidet:

Konrad Lang ist spontan, kann sich schnell einer Situation anpassen. Er befindet sich in den Räumlichkeiten der Suchthilfeorganisation *Blaues Kreuz*, wo er bereits Stammgast ist, als eine völlig unbekannte Frau sich an seinen Tisch setzt. Unsicher, ob er sie kennt oder nicht, vermutet er, dass sie ebenfalls zu den Stammgästen gehört und traut sich nicht irgendwelche Fragen zu stellen. Er merkt kurz danach, dass sie von einem unerwünschten Mann verfolgt wird und spielt mit. Auf die Frage der Frau „Hast du lange warten müssen, Schatz?“, die sie in dieser Notsituation improvisiert, antwortet er routiniert: „Fast ein ganzes Leben, Schatz.“ (Suter, 1997: 49). Die Frau bedankt sich und ist erleichtert, dass Konrad den Vorfall nicht kommentiert und sie auf eine Tasse Kaffee einlädt.

Konrads ritterliches Benehmen stimmt mit seinem Charakter überein. Andererseits wird dem Leser schon früher verdeutlicht, dass Konrad bereits Schwierigkeiten mit dem Kurzzeitgedächtnis hatte. Seine Unsicherheit in der gegebenen Situation kaschiert er, indem er so wenig wie möglich fragt.

Er hat Gedächtnisstörungen, denn er erzählt seiner Freundin Barbara immer wieder dieselben Geschichten und Anekdoten aus der Welt der Schönen und Reichen, ohne sich dessen bewusst zu sein, dass er sich wiederholt. Sein Dialog verwandelt sich in Gesprächsfloskeln, die er automatisch in einem gesellschaftlichen Zusammenhang verwendet. Als Barbara die Geduld verliert und Konrad gesteht, dass sie sich schon oft dieselben Erzählungen von ihm angehört hat, fühlt sich dieser machtlos: „Barbara hätte sich ohrfeigen können, denn Konrads Augen füllten sich sofort mit Tränen. Sie wusste wie wehleidig er in diesem Zustand war.“ (Suter, 1997: 41).

Es ist interessant, wie der Anfang der Krankheit hier auch aus der Sicht des Betroffenen gezeigt wird. Hier wird Traurigkeit ausgedrückt, gemischt mit Schuldgefühlen: „Entschuldige, sagte Konrad. Sie wusste nicht, ob er die Wiederholung meinte oder die Tränen.“ (Suter, 1997: 41).

Es häufen sich auch Konrads Gedächtnisstörungen. Als er an seinem Keyboard üben will, braucht er zwei, drei Minuten, um den Schalter des Instruments zu finden (Suter, 1997: 61). Als Gegenmittel entscheidet er sich, keinen Alkohol mehr zu trinken.

Suter respektiert hier die Darstellung der Symptomatik der Demenz und exemplifiziert das überzeugungsvoll anhand seiner Hauptperson.

Zu den Symptomen des frühen und des mittleren Krankheitsstadiums gehört auch die Leistungsverschlechterung in der häuslichen Umgebung. Die Haushaltsführung überfordert die Betroffenen. Sie vermeiden Einkäufe oder kaufen wiederholt die gleichen Dinge ein. Die örtliche Orientierung verstärkt sich bis zum Umherirren. Die Betroffenen erinnern sich an zurückliegende Begebenheiten ohne Probleme – im Gegensatz zu aktuellen Geschehnissen. Konrad Lang verläuft sich auf dem Rückweg vom Einkaufszentrum. Zum Glück trifft er einen Nachbarn, der ihm hilft (Suter, 1997: 95). Solche Zwischenfälle, die Konrads Alltag beeinträchtigen, häufen sich: Im Lift drückt er das falsche Stockwerk und hat Schwierigkeiten den Weg zurück zum Lift zu finden; in der Küche setzt er Teewasser auf der falschen Teeplatte auf, erst in der allerletzten Minute verhindert er einen Brand. Als er einsieht, dass er zum zweiten Mal dieselben Lebensmittel eingekauft hat, verschleiert er das kleine Missgeschick vor seiner Freundin, indem er den zweiten Einkauf (der Lebensmittel) direkt in den Abfall wirft.

Konrad entwickelt auch Techniken, um sein Problem zu kaschieren. Er fängt an Maßnahmen zu treffen, die ihm bei seinen Gedächtnis- und Orientierungsschwierigkeiten helfen sollen und skizziert als Erstes einen Lageplan des Hauses und der Geschäfte, in denen er normalerweise einkauft. Er stellt auch eine Liste mit Namen zusammen, die ihm geläufig sein sollten. Er bewahrt in seinem Portemonnaie, seiner Brieftasche und seinem Schlüsseletui seine Adresse auf. Er trägt sogar einen Stadtplan bei sich, mit dessen Hilfe er sich als verirrter Tourist ausgeben kann. Konrad Lang versucht somit im Frühstadium der Krankheit sich selbst zu helfen.

Er nimmt sogar das Tennisspielen aus seiner Kindheit wieder auf. Sein Trainer ermuntert ihn dazu, und argumentiert damit, dass Tennis ein Life-time-Sport sei, zudem sei das Zählen ein gutes Training fürs Gedächtnis, wenn man älter wird. Konrad kauft sogar ein Ginkgo-Präparat, um seine Gedächtnisleistung zu verbessern.

Sehr bald aber kann er seine Schwierigkeiten vor Rosemarie, der Frau in seinem Leben, nicht mehr geheim halten. Sein Bekenntnis ist von Erleichterung begleitet.

## **6 Suter und die detaillierte Beschreibung des Tests, der die Krankheit Demenz diagnostiziert**

Suter beschreibt auch genau den Verlauf einer Untersuchung, die die Krankheit Demenz diagnostiziert. Der Ausgangspunkt der Untersuchung ist der Mini-Mental-Status (MMS) nach Folstein, der international in der Demenzforschung am häufigsten angewendete Test (Kastner / Löbach, 2010: 47). Mit dem MMS werden anhand von Fragen fünf kognitive Bereiche geprüft. Es handelt sich um die zeitliche und örtliche Orientierung, das Gedächtnis, verschiedene sprachliche Fähigkeiten sowie einfache praktische Handlungen. Die maximal erreichbare Punktzahl beträgt 30. Werte von 25 und weniger weisen auf eine kognitive Beeinträchtigung hin.

Konrad Lang unterzieht sich diesem Test, denn er beabsichtigt zu heiraten, befürchtet aber, dass er Alzheimer hat. Diese Befürchtung teilt er auch dem Arzt mit, der von Konrads direktem Geständnis überrascht ist. Der Test zeigt, dass Konrad die typischen Schwierigkeiten beim Beantworten der Fragen hat, wie eine an Demenz erkrankende Person.

Er hat Schwierigkeiten mit der zeitlichen und örtlichen Orientierung, weiß nicht, welcher Wochentag ist, welches Jahr, welcher Monat. Er weiß auch nicht, in welcher Stadt er sich befindet bzw. in welchem Land.

Konrad hat auch Benennungsstörungen, bei dem Anblick des Bleistiftes erkennt er die Funktion des Objektes, unabhängig vom Benennen und antwortet mit „zum Schreiben“. Auch die Rechenleistung ist beeinträchtigt, Konrad hat Schwierigkeiten bei einer Subtraktionsübung.

Das Ausführen des dreiteiligen Befehls „Nehmen Sie ein Blatt Papier, falten Sie es in der Mitte und legen Sie es auf den Boden.“ versteht Konrad nicht richtig. Bei diesem Test erreicht Konrad achtzehn von möglichen dreißig Punkten. Suter erweist sich also mit der einschlägigen Forschung vertraut.

## 6.1 Die Beeinträchtigung der Abstraktionsfähigkeit

In meinen eigenen Untersuchungen zu Sprachstörungen bei Demenz habe ich eine spezifische Sprachauffälligkeit untersucht, nämlich das Verlieren der Fähigkeit zu abstrahieren. Die Betroffenen verstehen nicht mehr die Mehrdeutigkeit sprachlicher Äußerungen, ihr Sprachverständnis kennzeichnet sich durch einen verstärkten Konkretismus, das heißt, alles wird nur wörtlich rezipiert (vgl. Mitrache, 2012b: 269). Grundlage für meine Analyse sind Sprichwörter mit doppelter Lesart gewesen, der metaphorischen und der wörtlichen, die aufgrund ihrer speziellen Struktur eine ideale Basis für Untersuchungen des Abstraktionsvermögens bilden. Meine Sprichwortanalyse geht von neuropsychologischen Tests aus, durchgeführt im universitären Zentrum für Altersmedizin und Rehabilitation in Basel, mit dem ich langjährig zusammengearbeitet habe.

Die Beeinträchtigung der Abstraktionsfähigkeit wird auch von Suter im Text markiert. Konrad weigert sich die Bedeutung des Sprichwortes „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein“ zu erklären, weil er sie nicht mehr erkennt. Er versteht auch die Passivkonstruktion in der Frage „Der Löwe wird von einem Tiger gefressen. Welches Tier ist tot?“ nicht und antwortet „Der Tiger“ (Suter, 1997: 119).

Auch die Frustration des Betroffenen wird von Suter authentisch wiedergegeben. Konrad regt sich auf, mit jeder Frage, die der Arzt stellt und die er nicht richtig beantworten kann. Letztendlich verlässt Konrad schroff das Sprechzimmer mit dem Kommentar, „er sei doch kein Fünfjähriger“ (Suter, 1997: 121).

Suter überzeugt auch, wenn er das Fortschreiten der Krankheit beschreibt. Konrad hört auf zu kochen, spielt nicht mehr Klavier, seine Sprache reduziert sich auf Floskeln wie: „Küss die Hand, gnä' Frau“, „Kennen wir uns nicht aus Biarritz?“ oder „Small word!“ (Suter, 1997: 126).

## 7 Realität und Fiktion

In kurzer Zeit wird Konrad zu einem Pflegefall. Sogar Rosemarie, die er während seiner Krankheit kennengelernt hat, erkennt er nicht mehr. Der Hausarzt erklärt ihr die Evolution der Krankheit:

Er wird nicht mehr wissen, ob es Sommer oder Winter, Tag oder Nacht ist, er wird sich nicht mehr anziehen können oder waschen. Er wird Windeln tragen und gefüttert werden müssen, er wird niemanden mehr erkennen, nicht mehr wissen, wo er ist, und schließlich auch nicht mehr, wer er ist. (Suter, 1997: 128)

Rosemarie versucht es zuerst mit einer Hauspflege. Konrads unruhige und konfuse Nächte führen sogar zu Gewalt, er schlägt die Pflegerin, die zurückschlägt. Konrad wird mit einer Beruhigungsspritze ins Bett gebracht.

Suter schildert eingehend nicht nur die persönlichen sondern auch die sozialen Aspekte, die im Zusammenhang mit dieser Krankheit vorkommen. Da es aber kein Handbuch über Demenz sondern ein Roman ist, greift nun die Macht der Fiktion ein: Konrad wird von der reichen Familie Koch aufgenommen. In ihrem großen Heim wird eine kleine Privatklinik eingerichtet, wo Konrad rund um die Uhr gepflegt wird. Seine Pflege bezieht ausgebildetes Personal für die Tagespflege ein, Nachtpflege, eine eigene Diätküche, Physiotherapie, Beschäftigungstherapie, neurologische Betreuung und Reinigungspersonal. Konrad Lang drückt seine Freude anhand seiner berühmten Floskel „Small world!“ aus und wird zum wohlbehütetsten Alzheimerpatienten, den man sich vorstellen kann (Suter, 1997: 175).

Konrad wird schließlich sogar wieder gesund mit Hilfe eines neu erfundenen Medikaments gegen Alzheimer – in Wirklichkeit ist dies aber immer noch ein Traum.

## 8 Zusammenfassende Bemerkungen

Suter gibt gekonnt die Störungen wieder, die im Zusammenhang mit Demenz auftreten, angefangen mit den schleichenden Sprachstörungen, bis zur Abnahme des Gedächtnisses und des Denkvermögens mit bedeutender Beeinträchtigung der Aktivitäten des täglichen Lebens. Anhand dieses literarischen Werkes erhält der Leser einen fundierten Einblick in die komplexe Problematik dieser Krankheit, die Schwierigkeiten, mit denen sich der Betroffene selbst, aber auch die Angehörigen und seine Freunde konfrontiert sehen. Suter demonstriert, dass Literatur zu einem besseren Verständnis dieser Krankheit beitragen kann.

Es ist interessant, dass anhand von Literatur wichtige medizinische, psychologische und soziale Fragen, die uns alle angehen, behandelt werden.

Vor dem Hintergrund einer kriminalistisch eingefärbten Story mit einem unwahrscheinlichen Happy End hat Suter somit ein detailliertes und umfassendes Bild der Demenzkrankheit entworfen.

## Literaturverzeichnis

### *Primärliteratur*

- Bayley, John (1999): *A Memoir of Iris Murdoch*. London: Duckworth.
- Geiger, Arno (2011): *Der alte König in seinem Exil*. München: Carl Hanser Verlag.
- Hummel, Katrin (2008): *Gute Nacht, Liebster: Demenz. Ein berührender Bericht über Liebe und Vergessen*. Bergisch Gladbach: Lübbe.
- Jens, Tilman (2010): *Demenz. Abschied von meinem Vater*. München: Wilhelm Goldmann.
- Mankell, Henning (2009): *Den orolige mannen*. Stockholm: Leopard.
- Munro, Alice (2008): *The Bear Came over the Mountain*. In: *Alice Munro's best: Selected stories*. Toronto: M&S.
- Suter, Martin (1997): *Small World*. Zürich: Diogenes.

### *Sekundärliteratur*

- Brown, Jeremy / Hillam, Jonathan (2004): *Dementia. Your Questions Answered*. Edinburgh et al.: Churchill Livingstone.
- Die Welt (2013): *Alzheimer entwickelt sich zur globalen "Epidemie"*. In: *Die Welt online*, 5.12.2013, <http://www.welt.de/gesundheit/article122568658/Alzheimer-entwickelt-sich-zur-globalen-Epidemie.html> (2.5.2016).
- Goldenberg, Georg (2007): *Neuropsychologie. Grundlagen. Klinik, Rehabilitation*. München: Urban & Fischer.
- Kastner, Ulrich / Löbach, Rita (2010): *Handbuch Demenz*. München: Urban & Fischer.
- Martinez, Matias / Scheffel, Michael (2012): *Einführung in die Erzähltheorie*. München: Beck.
- Mitrache, Liliana (2010): *Spracherwerb und Sprachverlust. Phänomene von Sprachstörungen im hohen Alter*. In: *Studia Neophilologica*, Vol. 82, H. 1, S. 91–99.
- Mitrache, Liliana (2012a): *Die Metaphern im Schatten der Alzheimerkrankheit. Das literarische Phänomen Iris Murdoch und die Beeinträchtigung der Sprache*. In: *Studia Neophilologica*, Vol. 84, H. 1, S. 97–103.
- Mitrache, Liliana (2012b): *„Der Apfel fällt nicht ‚leicht‘ vom Stamm‘. Aspekte der Sprachstörungen bei Altersdemenz*. In: *Phraseology and Discourse: Cross Linguistic and Corpus-based Approaches*. Hrsg. v. Antonio Pames, José Manuel Pazos Breña u. Lucia Luque Nadal. Essen: Schneider Verlag, S. 267–274.
- Mitrache, Liliana (2013): *„Aus einer Mücke einen Elefanten machen“. Wenn Bilder bei Demenz ihren metaphorischen Inhalt verlieren*. In: *Perspektiven. Das IX. Nordisch-Baltische Germanistentreffen*. Os / Bergen, 14.–16. Juni 2012. Hrsg. v. Michael Grote, Kjetil Berg Henjum, Espen Ingebrigtsen und Jan Paul Pietzuch. Stockholm: Acta Universitatis Stockholmiensis, S. 513–522.

---

# Weltbürgertum und nationale Verstrickung in Christa Wolfs *Stadt der Engel* oder *The Overcoat of Dr. Freud*

Elisabeth Herrmann (Stockholm)

## **Abstract**

*Anhand einer narratologisch fundierten Analyse, die zugleich auf die spezifische Verknüpfung des Textes sowohl mit den Zeitgeschehnissen als auch der Biographie der Autorin fokussiert, untersucht dieser Beitrag, auf welche Weise sich Christa Wolf mit ihrem 2010 erschienen Prosatext *Stadt der Engel* oder *The Overcoat of Dr. Freud* in einen Diskurs einschreibt, in dem Amerika als Ort eines kulturellen Kosmopolitismus, aber auch als temporärer Zufluchtsort steht. Eine Selbstverortung der prominenten Schriftstellerin der DDR als USA-Reisende und Weltbürgerin scheint jedoch nur bedingt zu glücken, weil ihre Vergangenheit sowie ihre politischen Verstrickungen in der DDR ebenso wie die sich im wiedervereinigten Deutschland darüber entzündende nationale Debatte sie auch in Amerika einholen. Der Beitrag zeigt, dass es Christa Wolf durch ein für ihr Werk typisches Verfahren der Fiktionalisierung der eigenen Lebensgeschichte gelingt, zu einer kritischen Selbstanalyse zu gelangen, die ihr zugleich die Möglichkeit bietet, eine für sie selbst nach der Wende und deutschen Wiedervereinigung notwendig gewordene Selbstpositionierung als Autorin vorzunehmen.*

*This article investigates – based on narratological analysis, taking into account specific links between a text, its context of origin and its author's biographical information – how Christa Wolf utilizes her 2010 novel *Stadt der Engel* oder *The Overcoat of Dr. Freud* to position herself in a discourse that presents America as a place of cultural cosmopolitanism and temporary refuge. However, the prominent GDR author's self-positioning as a traveler to the USA and world citizen is only partially successful, as her German past and political involvement in the GDR – as well as the national debate this ignited in unified Germany after 1989 – catches up with her in the United States. This article demonstrates how Wolf's fictionalization of her own life story allows her – through the process of narrated self-analysis – to align herself politically while simultaneously positioning herself as a GDR author, even after the fall of the Berlin Wall and the reunification of Germany.*

### Keywords

*Christa Wolf, Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud, Amerika als Utopie, Weltbürgertum, selektive Erinnerung und Verdrängung, DDR-Autorin, nationaler Diskurs, deutsche Wiedervereinigung*

*Christa Wolf, Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud, GDR-authorship, German unification, national discourse, world citizenship, selective retention and repression*

## 1 Ausgangspunkt der Untersuchung: eine Irritation

Christa Wolfs gut 400-seitiges Buch *Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud* ist das letzte Werk größeren Umfangs der Autorin; es wurde ein Jahr vor ihrem Tod, 2010, herausgegeben. In einer kritischen Selbstanalyse, in der sie den Mechanismen von Erinnern und Verdrängen nachgeht, zieht die bedeutende DDR-Autorin Bilanz und unternimmt, wie der im Titel des Werkes markierte Bezug auf Freud anzudeuten scheint, ‚bewusst unbewusst‘ eine Selbstdefinition ihrer Autorschaft in Retrospektive. Konkreter Anlass des Rückblicks ist ihr persönliches sowie politisches Unbehagen angesichts der deutschen Wiedervereinigung und der Öffnung der Stasi-Akten. Ziel des vorliegenden Beitrags ist es, den Prozess der biographischen Selbstverortung sowie geschichtlichen Positionierung sowohl auf struktureller, narratologischer als auch auf inhaltlicher Ebene zu analysieren.

Die Transformation von autobiographischem Schreiben und der Schilderung von Selbsterlebtem in fingierte Ereignisse sowie fiktional Erinnertes ist Kundigen des Werkes von Christa Wolf bereits aus ihren vorangegangenen Werken gut bekannt. Mitunter wurde der Autorin vorgeworfen, dass sie keine „Distanz zu ihrer Heldin“ hält (Sachs, 1969, zit. nach Jessen, 2010) und „Hauptfigur und Erzählerin leicht zu verwechseln“ seien (Jessen, 2010). Dies ist auch in *Stadt der Engel* der Fall; jedoch erzeugt die Überlagerung von real Erlebtem und Phantasiertem und tatsächlich Erinnertem und Fingiertem gerade in diesem Text eine spezifische Irritation, weil es sich um ein Werk handelt, das sich explizit dem Prozess des Verdrängens und Erinnerns der eigenen Vergangenheit widmet, die darüber hinaus in Deutschland zu erregten öffentlichen Debatten geführt hat.

Insofern erstaunt es umso mehr, wenn die Autorin diesem Buch den ausdrücklichen Verweis voranstellt, dass es sich bei dem Geschilderten um Fiktion handle:

Alle Figuren in diesem Buch, mit Ausnahmen der namentlich angeführten historischen Persönlichkeiten, sind Erfindungen der Erzählerin. Keine ist identisch mit einer lebenden oder toten Person. Ebenso wenig decken sich beschriebene Episoden mit tatsächlichen Vorgängen. (Wolf, 2010: 6)

Wie kann ein Anspruch auf Wahrheitsfindung bezüglich der eigenen Vergangenheit erhoben werden, wenn das erzählte Erinnerte von vornherein als Fingiertes markiert ist? Was, wenn nicht reale Ereignisse und Gedanken, werden im Buch analysiert?

Hierin scheint ein Paradox des Textes zu bestehen, das im Folgenden näher beleuchtet werden soll.

Zunächst einmal ergeben sich aus dem Verweis auf den fiktionalen Charakter des Erzählten eine Reihe von narratologischen Fragestellungen, die den Ausgangspunkt der vorliegenden Untersuchung bilden, um von da aus sowohl die motivischen Strukturen als auch die thematischen Schwerpunktsetzungen des Textes zu analysieren. Zentral erscheint hierbei zunächst die bereits angesprochene Verknüpfung von Autorin, Erzählerin und Hauptfigur, die auf den ersten Blick identisch zu sein scheinen, sich jedoch dann als unterschiedliche Personen identifizieren lassen, wenn man danach fragt: Wer strukturiert und organisiert den Text? Wer erzählt das im Text geschilderte Geschehen? Wer hat das Geschilderte erlebt und erinnert und wer formuliert die festgehaltenen Gedanken?

Die Autorin Christa Wolf hat eine autobiographische Reflexion ihrer Auseinandersetzung mit der Vergangenheit geschrieben, die sie während eines Amerika-Aufenthaltes am Getty Research Institute in Santa Monica eingeholt hat. Insofern als es sich im vorliegenden Text weder um Tagebuchaufzeichnungen noch explizit um eine Autobiographie handelt, sondern *Stadt der Engel* als ein fiktionales Werk gekennzeichnet ist – und damit an die Stelle der tatsächlichen Erinnerung „wahrhafte Erinnerungen“ treten, wie es in dem dem Text ebenfalls vorangestellten Zitat von Walter Benjamin heißt (Wolf, 2010: 7) – hat die Autorin eine Erzählform gewählt, die es ihr ermöglicht, eine Erzählerfigur einzusetzen, die mit der Hauptfigur identisch ist und die deren Erlebnisse, Gedanken und Erinnerungen weitgehend, aber nicht ausschließlich, aus der Ich-Perspektive schildert. Nennen wir diese Figur die ‚Erzählerautorin‘ und die Hauptperson ‚das erzählte Ich‘. Welchen Sinn aber macht es, diese beiden Figuren von der Autorin, also dem tatsächlich erlebenden Ich, zu separieren, wenn es sich, wie im Falle Christa Wolfs, um eine, wie wohl mit Recht behauptet werden kann, historische Persönlichkeit handelt? Hier stellt sich also zudem die Frage: Zählen Erzählerautorin und erzähltes Ich als Christa Wolfs Alter Ego zu denjenigen im Vorspann genannten historischen Persönlichkeiten, die nicht fingiert sind? Bejaht man diese Frage, dann macht eine bewusste Differenzierung zwischen Autorin, Erzählfigur und Hauptperson Sinn, wenn man sie als eine sowohl (psycho-)analytische als auch narratologische Strategie versteht. Dem klassischen Muster einer Autobiographie folgend setzt die Autorin also stellvertretend eine Erzählfigur ein, die an die Stelle des eigenen Ichs tritt und dieses in Form des erzählten Ichs aus der Distanz betrachtet.<sup>1</sup> Auffällig ist in *Stadt der Engel* jedoch, dass die Erzählerautorin an spezifischen Stellen des Textes eine ungewöhnlich deutlich markierte Distanz zum erlebenden Ich aufbaut, indem sie über das erzählte Ich als ein in der Erinnerung vergegenwärtigtes „Du“<sup>2</sup> oder teilweise sogar im Plural

<sup>1</sup> Michael Haase spricht in diesem Zusammenhang vom „Konzept der subjektiven Authentizität“ (Haase, 2014: 215).

<sup>2</sup> Aus der Vielzahl der Beispiele sei folgende Textstelle zur Veranschaulichung zitiert: „Ich [...] tastete mich an den Worten entlang, die wieder aufstiegen, die du einst auswendig

von „ihr / euch“<sup>3</sup> spricht. Dadurch entsteht eine doppelte Brechung, und das erzählte Ich wird zu einem aus der sowohl zeitlichen (einem Abstand von 40 Jahren) als auch geographischen Distanz (vom amerikanischen Kontinent aus) untersuchten Objekt. Dadurch entsteht eine sowohl objektivierende, d. h. analytische Perspektivierung als auch ein dissoziatives Abstandnehmen von der eigenen Person und Handlungsweise. Besonders frequent wird dieses sowohl psychologisch als auch narratologisch motivierte Verfahren dort eingesetzt, wo es um die eigene ‚Täterschaft‘ bzw. eine Beurteilung oder Rechtfertigung derselben geht. Es dient offensichtlich der Entlastung hinsichtlich möglicher Schuldzuweisungen oder Selbstvorwürfe:

Du hattest keine Zeit, du konntest nichts gründlich lesen, konntest die paar Seiten nur überfliegen: Deine Schrift in einem offenbar harmlosen Bericht über einen Kollegen, Berichte zweier Kontaktleute über drei oder vier „Treffs“ mit dir und die Tatsache, daß sie dich unter einem Decknamen geführt hatten, machten diesen Faszikel zur „Täterakte“ und schleuderten dich unvorbereitet in eine andere Kategorie von Menschen. (Wolf, 2010: 186)

Deutlich ist, dass es sich hier um ein von der Autorin erinnertes reales Erlebnis handelt, nämlich die Öffnung und das erste Einsehen ihrer Stasi-Akte, das in der autobiographischen Reflexion durch die Übertragung auf ein zur Erzählerinstanz auf Distanz gesetztes Du zum Gegenstand der Untersuchung wird. Allerdings ist die ‚erforschende‘ Instanz, die sich dieser Untersuchung und Eigenanalyse widmet, nun eben nicht die namenlose Erzählerautorin, sondern die Autorin Christa Wolf. Markiert ist dies durch das *außerhalb* des Erzähltextes angeführte, bereits erwähnte Benjamin-Zitat, das in der Funktion einer Leseanleitung (und als aufschlussreiches Signal) des Textes hier als Ganzes angeführt werden soll: „So müssen wahrhafte Erinnerungen viel weniger berichtend verfahren als genau den Ort bezeichnen, an dem der *Forscher* ihrer habhaft wurde.“ (Wolf, 2010: 6, Hervorhebung EH)

Wahrhafte, d. h. eine getreue Erinnerung kann nur der- oder diejenige leisten, der oder die sich selbst zu dem Erinnerten auf Distanz setzt und es aus einer angestrebten neutralen Position erforscht. Höchst interessant ist darüber hinaus der Vermerk, dass nicht der minutiöse Bericht über das Erinnerte an sich von Bedeutung ist, sondern vielmehr der Ort, an dem der Erinnerungsprozess in Gang gesetzt wurde, bzw. von Benjamin wesentlich passiver formuliert: der Ort, an dem sich das „Habhaftwerden“ der Erinnerungen vollzieht. In dieser Aussage bzw. dem Zitieren derselben steckt – so meine Argumentation – der Schlüssel zur Interpretation von Christa Wolfs *Stadt der Engel* oder *The Overcoat of Dr. Freud* sowie der darin in Szene gesetzten Erinnerungsarbeit.

kannst, gleich neben dem Gedicht hatten in deiner Schreibtischschublade die kleinen grünen Beruhigungspillen gelegen, mit denen du dich unempfindlicher machen wolltest gegen die Auseinandersetzungen mit Leuten, die du noch für deine Leute hieltest.“ (Wolf, 2010: 156)

<sup>3</sup> Z. B. Wolf, 2010: 58–60.

## 2 Die Verortung des Textes in Übersee

Der Prosatext *Stadt der Engel* oder *The Overcoat of Dr. Freud* weist auf eine zweifache Weise eine transnationale Dimension auf: einerseits durch die geographische Verortung des Geschehens im Ausland, d. h. konkret im Westen der USA, in Los Angeles, sowie andererseits durch die thematische Einflechtung einer historischen Emigrations- und Exilgeschichte einer gewissen L., die sich letztlich als nicht rekonstruierbar erweist und damit auf symbolischer Ebene verdeutlicht, dass Emigration und Exil für die Autorin weder ein tatsächlich relevantes Forschungsthema noch, wie noch auszuführen sein wird, eine biographische Option sind. Das beabsichtigte Forschungsprojekt ist nur der vordergründige Anlass der Erzählerautorin, in die USA zu reisen. Worin aber besteht die eigentliche Motivation? „Das Verflixte ist“, konstatiert ein Kollege des Research Centers, der der Erzählerautorin sein Apartment übergibt und sie in die Gebräuche des alten Ms. Victoria-Hotels einführt, „du kannst über die Geschichte von good old Europe nirgendwo besser arbeiten als hier in der neuen Welt“ (Wolf, 2010: 16). Allerdings ist es nicht das Anliegen der Erzählerin, europäische Geschichte aufzuarbeiten, wohl aber einen Abschnitt der *deutschen* Geschichte, der für sie selbst lebensprägend war. „Distanz“ zu gewinnen, wird vom erzählenden Ich in einer Tagebuchaufzeichnung als eigentlicher Zweck ihrer USA-Reise ermittelt und zugleich zum „Losungswort“ (Wolf, 2010: 30) erhoben, das ihr helfen soll, eine akute psychische Krise zu überwinden. Ausgelöst worden ist diese einerseits durch die persönliche Enttäuschung, dass das sozialistische Experiment gescheitert ist, sowie andererseits durch die Auflösung der DDR, gegen die sie sich persönlich ausgesprochen hat, und dadurch bedingt durch das Gefühl der Unzugehörigkeit im vereinigten Deutschland. Zunächst erscheint es fast so, als suche die Erzählerautorin als eine aus dem eigenen Land Vertriebene in Amerika Asyl, obwohl sie dies später dezidiert ablehnt. Das Land, aus dem sie kommt, existiert allerdings nicht mehr. So ist es auch kein Zufall, sondern vielmehr als ein politisches Statement zu verstehen, wenn die Erzählerin gleich auf der ersten Seite des Buches hervorhebt, dass sie zwei Jahre nach der deutschen Wiedervereinigung noch mit einem „blauen Paß“ (Wolf, 2010: 9) in die USA einreist und sich damit weiterhin als DDR-Bürgerin und nicht als Staatsangehörige der BRD ausweist.<sup>4</sup>

Dabei ist Amerika kein zufällig gewählter Ort, der ihr bloß geographische und innere Distanz zu den, wie sie hofft, zu Hause zurückgelassenen Konflikten verspricht, sondern Amerika übernimmt in Christa Wolfs *Stadt der Engel* deutlich die Funktion eines Topos. Hierbei lässt sich über den Verlauf des Textes hinweg eine Verschiebung desselben sowie eine Veränderung seiner Funktion beobachten, die für die Interpretation des Textes von Bedeutung ist. Zunächst sind es allgemein bekannte Stereotypisierungen der ‚Neuen Welt‘, die der zum ersten Mal in die USA reisenden (Ost-)Deutschen im Kontrast zur europäischen Heimat auffallen. Diese manifestieren sich in Äußerungen

<sup>4</sup> Zur Konversation der Einreisenden mit dem Zollbeamten darüber, ob das Land, aus dem sie kommt, noch existiert, vgl. Wolf, 2010: 10.

über die Größe des Landes und der Autos, die aufgesetzte Freundlichkeit der Amerikaner und leere Grußformeln, das veraltete Bankensystem und die Kreditwürdigkeit eines Individuums als entscheidendes Identitätsmerkmal, oder auch über den Geschmack des Kaffees, die festmontierten Duschköpfe oder das Fehlen von Ampelmännchen. Zunehmend wird Amerika zum Inbegriff von Inter- und Transkulturalität: Fallen dem erzählenden Ich bereits bei der Ankunft auf dem Flughafen die vielen unterschiedlichen Ethnizitäten auf und begegnen ihm diese auch in der Multikulturalität der Bevölkerung auf den Straßen von Los Angeles, so löst der Exotismus eines prämodernen Lebens der ‚native cultures‘ der Hopis und Navajos beim Besuch der Reservate des Great American Desert bei der Erzählerautorin Faszination aus. Sie ist begeistert von der in Amerika gelebten Idee und Utopie eines kosmopolitischen Lebens, der Tradition eines Weltbürgertums, der Offenheit gegenüber anderen Kulturen und einem Willen, das Andere kennenzulernen und mit ihm in Kontakt zu treten, den sie selbst teilt und nach 40 Jahren eingeschränkter Reisefreiheit nun uneingeschränkt praktizieren kann.

Die als Anlass ihres Amerikaaufenthaltes artikulierte Emigrationsthematik wird erneut relevant, wenn die deutsche Autorin nach näheren Bekanntschaften mit jüdischen Amerikanerinnen und Amerikanern und Einladungen in entsprechende Kreise feststellt, dass man dem Land „zugute halten“ kann, dass es das „Rettungsschiff der aus Deutschland und Europa „Vertriebenen“ war. Die Folgen und Nachwirkungen der deutschen Geschichte prägen das Amerikabild der Ostdeutschen, und immer deutlicher fokussiert der Text mit Blick auf die von der Erzählerautorin wahrgenommenen amerikanischen Weltbewandertheit auf die erste und zweite Generation deutsch-jüdischer Emigranten und Exilschriftsteller nicht nur allgemein in den USA, sondern insbesondere in Kalifornien. Los Angeles, „die Stadt der Emigranten“ (Wolf, 2010: 30), wird für sie mehr und mehr zum Aufenthaltsort der deutschen Schriftsteller im Exil, zur (vorübergehenden) Wahlheimat von Anna Seghers, Bertolt Brecht, Alfred Döblin, Herbert Marcuse, Carl Zuckmayer, Leon Feuchtwanger, Erich Maria Remarque, Hanns Eisler, Arnold Schönberg, Franz Werfel, Leonhard Frank, Heinrich und Thomas Mann, Theodor Adorno und der Salondame Salka Viertel. Die Reihe ließe sich fortsetzen. Was sich hier in Kalifornien während der Hitlerzeit formiert hat und von der Erzählerautorin nun als Tradition von Kosmopolitismus und Weltbürgertum melancholisch reflektiert wird, ist ein „Weimar unter Palmen“ (Wolf, 201: 207), nämlich das intellektuelle Deutschland, das hätte sein können, aber aufgrund der nationalsozialistischen Ideologie zu Hause nicht verwirklicht werden konnte, sondern stattdessen in Unmenschlichkeit, Zerstörung und dem Holocaust endete. Im Verlauf des Texts wird, wie Stuart Taberner konstatiert, immer deutlicher, dass es sich in der in *Stadt der Engel* vorgenommenen Darstellung um eine spezifische Form von Kosmopolitismus handelt, nämlich um einen *kulturästhetischen*, der in der Tradition Herders auf ein ethnisch fundiertes Verständnis von deutschem Weltbürgertum gründet (Taberner, 2015: 52). Der Rückbezug auf Deutschland – und man fragt sich in der Tat, auf welches Deutschland? – das ostdeutsche, das westdeutsche oder ein pränationalistisches Deutschland? – steht im Vordergrund der Amerika-Wahrnehmung als transnationalem Raum. Amerika als traditio-

nelles Land der Emigration sowie als Ort des vorübergehenden Asyls sowohl des erzählenden Ichs als auch vieler berühmter Schriftstellerkolleginnen und -kollegen, das Land der Utopie und ‚unbegrenzten Möglichkeiten‘, in dem die Erzählerautorin ebenso wenig wie viele ihrer Schriftstellerkollegen und -kolleginnen langfristig leben will, wird nicht aus einer europäischen, sondern vielmehr aus einer spezifisch deutschen Perspektive wahrgenommen, die im Folgenden näher zu definieren sein wird.

### 3 Das ‚Habhaftwerden der Erinnerung‘ als Prozess der nationalen Selbstverortung und politischen Positionierung

Kritische Äußerungen gegenüber dem Gastland und Aufenthaltsort sind im Text von Anfang an formuliert. „Wolf disliked much about her temporary home“, urteilt eine Journalistin von *LA Weekly* und bezeichnet Christa Wolf als „sharply critical of capitalism“ (Fenske, 2013). Während die Äußerungen im Text zunächst weitgehend einer stereotypisierten europäischen Amerika- und Kapitalismuskritik folgen und beispielsweise von mangelnden „Selbstzweifeln“ der Amerikaner sprechen (Wolf, 2010: 176), Kritik am Irakkrieg üben (Wolf, 2010: 240), oder aber die Amerikakritik einem Amerikaner selbst in den Mund gelegt wird (Wolf, 2010: 78), lässt sich darüber hinaus feststellen, dass sich Amerika in der Darstellung der Erzählerautorin im Verlauf des Buches zunehmend zu einem argumentativen Gegenpol zur DDR entwickelt. Nicht nur, dass Amerika als Inbegriff des Kapitalismus der Idee des Kommunismus als bestätigendes Negativ-Beispiel gegenübergestellt wird (Wolf, 2010: 127), sondern auch die amerikanischen Geheimdienste FBI und CIA werden in ihren Überwachungsstrategien mit denen der Staatssicherheit parallel gesetzt. Es ist sicher kein Zufall, dass eine Parallelisierung der beiden Systeme im Text genau in dem Moment zum ersten Mal vorgenommen wird, als das erzählende Ich von der Veröffentlichung ihrer Stasi-Akten erfährt und sie sich ihrem Kollegen und Research Fellow Francesco offenbart (Wolf, 2010: 178). Amerika ist nicht besser als die DDR, scheint die Botschaft zu lauten, und lässt die Erzählerin, und hier wohl tatsächlich auch die Autorin, auf mehr Verständnis sowohl bei ihren amerikanischen Mitmenschen als auch bei ihrem deutschen Lesepublikum hoffen (Wolf, 2010: 176–187).

Genau an dieser Stelle des Buches findet das ‚Habhaftwerden‘ der Erinnerung statt. Erst die Übergabe ihrer Stasi-Akte an die Medien und das öffentliche Bekanntwerden ihrer Tätigkeit als IM ‚Margarethe‘ ruft der Erzählerautorin das bereits zuvor stattgefundenene eigene Lesen ihrer Stasi-Akte und die erste Konfrontation mit der offensichtlich verdrängten Tatsache ihrer zweijährigen Stasi-Mitarbeit wieder ins Gedächtnis. Erst jetzt fühlt sie sich mit ihrer „Täterschaft“ konfrontiert und steht unter Rechtfertigungszwang (Wolf, 2010: 187). Zum ersten Mal fällt das Wort „Schuld“ (Wolf, 2010: 178) und wenig später die Frage: „Wie weiter?“ (Wolf, 2010: 192, 193)<sup>5</sup>. Die Antwort auf

<sup>5</sup> Die Fragestellung kann als Replik auf den von Angela Krauß 2006 veröffentlichten Roman in Monologform *Wie weiter* verstanden werden.

diese Frage, die die Erzählerin dem erzählten Ich erteilt, kann als Flucht nach vorn bezeichnet werden und resultiert zunächst in einer öffentlichen Stellungnahme<sup>6</sup>, um dann genau den Prozess der Selbstanalyse einzuleiten, der mit dem Buch *Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud* durchgeführt und für die Leserschaft schrittweise inszeniert wird.

Was aber genau ist „der blinde Fleck“ (Wolf, 2010: 48) der Erinnerung, der in und mit diesem Buch aufgedeckt werden soll? Oder anders formuliert: Warum hat die Autorin dieses Buch geschrieben und dabei eine fingierte Erzählerin damit beauftragt, ihrem Gedächtnis auf die Sprünge zu helfen, indem sie einen fingierten Erinnerungs- und Aufarbeitungsprozess in Gang setzt, der sich nicht nur zu einer von Freud inspirierten Selbstanalyse, sondern, wie hier gezeigt werden soll, zu einer politischen Stellungnahme auswachsen wird?

Der Text liefert unterschiedliche Antworten auf diese Frage und folgt dabei genau dem Prinzip, das die Erzählerautorin in einer Tagebuchnotiz zu Anfang des Buches für ein angemessenes Vorgehen in diesem Prozess erachtet:

VIELLEICHT IST ES UNS AUFGEGEBEN, DEN BLINDEN FLECK, DER ANSCHEINEND IM ZENTRUM UNSERES UNBEWUSSTSEINS SITZT UND DESHALB VON UNS NICHT BEMERKT WERDEN KANN, ALLMÄHLICH VON DEN RÄNDERN HER ZU VERKLEINERN. (Wolf, 2010: 48, Großschreibung im Original als Kennzeichnung der Tagebuchnotizen)

Tatsächlich sind es zwei konkrete Ziele, die die Autorin und stellvertretend für sie die Erzählerautorin mit dem Schreiben des Buches verfolgt: Zum einem will sie herausfinden, wie sie ihre Tätigkeit als IM in der Zeit von 1959 bis 1962 tatsächlich vergessen bzw. verdrängen konnte (Wolf, 2010: 259). Oder mit anderen Worten: Wieso sich der titelgebende Freud'sche Mantel des Vergessens über ihr Bewusstsein legen und die Erinnerung an diese Tatsache auslöschen konnte. Die Antwort auf diese Frage ist mit Hilfe eines befreundeten Psychologen in Zürich schnell gefunden: „Ziemlich einfach: Es wird Ihnen nicht so wichtig gewesen sein.“ (Wolf, 2010: 272; vgl. auch schon 205)

Wesentlich komplexer ist die zweite Frage, die das Buch als „blinden Fleck“ markiert, dem nachgespürt werden soll:

Ich will herausfinden, wie ich damals war. Warum ich mit denen [den Stasi-Funktionären] überhaupt geredet habe. Warum ich sie nicht direkt weggeschickt habe. Was ich wenig später getan hätte. Also gut. Warum denn also. Weil ich sie noch nicht als „die“ gesehen habe, glaube ich. (Wolf, 2010: 257)

<sup>6</sup> „Alles in mir sträubte sich dagegen, aber es ließ sich nicht mehr aufschieben, damit an die Öffentlichkeit zu gehen, ich fing an, eine Art Bericht zu schreiben, so wahrhaftig wie möglich, den ich an eine Zeitung in Berlin faxte“ (Wolf, 2010: 177). Auch hier spiegelt sich im fiktionalen Text deutlich die Erinnerung an eine reale Begebenheit.

War es Naivität oder Feigheit? War es politische Überzeugung oder zu große Kompromissbereitschaft? Ersteres und Letzteres wahrscheinlich. Im Gespräch mit Kolleginnen und Kollegen des Research Centers erklärt sich die Erzählerautorin, nachdem sie auf die Zeitungsmeldungen und Veröffentlichung ihrer Stasi-Akte angesprochen worden ist, damit, dass sie damals als junge Autorin, genau wie viele andere ihrer Kollegen auch, beherrscht war von dem Glauben an die Utopie der Möglichkeit eines funktionierenden Sozialismus und deshalb bereit war Kompromisse einzugehen (Wolf, 2010: 258). Auch im Nachhinein bewertet die Erzählerautorin, die immer expliziter die Funktion der Sprecherin Christa Wolfs übernimmt, ihr damaliges Verhalten nicht als falsch: „Merkwürdig, dass ich mich nicht schuldig fühle [...]“ (Wolf, 2010: 281). In dieser Feststellung artikuliert sich nicht die Absicht einer Selbstentlastung oder Rechtfertigung, sondern vielmehr eine politische Stellungnahme: „WIE SOLLTE ICH IHNEN ERKLÄREN, DASS MICH KEIN ANDERES FLECKCHEN ERDE AUF DIESER WELT SO INTERESSIERTE WIE DIESES LÄNDCHEN, DEM ICH EIN EXPERIMENT ZUTRAUTE?“ (Wolf, 2010: 289, Großschreibung im Original) Diesem nationalen Experiment hat Christa Wolf ihr politisches Leben und ihre Autorschaft gewidmet, die auf diese Weise untrennbar miteinander verbunden bleiben. Hierin liegt eine der Erkenntnisse des Buches, aus der sich eine weitere zentrale Frage ergibt: nämlich die Frage nach ihrer Selbstverortung als Schriftstellerin.

#### 4 Christa Wolfs Selbstdefinition als DDR-Schriftstellerin

An verschiedenen Stellen des Buches äußert die Erzählerautorin ein deutliches Unbehagen, über die ‚Wende‘ und das vereinigte Deutschland zu sprechen und als dessen Repräsentantin zur aktuellen Lage der Nation befragt zu werden (vgl. Wolf, 2010: 25, 36, 75, 81). Dieses Unbehagen mag zum einen daher rühren, dass sie sich nicht für rechtsextremistische Ausschreitungen und antisemitische Äußerungen im Osten des Landes rechtfertigen will, für die sie offensichtlich eine andere Erklärung hat, als die, die von westdeutschen oder amerikanischen Gesprächspartnern gehört werden will (Wolf, 2010: 36). Zum anderen ist die Ursache für dieses Unbehagen vor allem darin zu sehen, dass die Autorin das Ende der DDR sowie den „Untergang des ostdeutschen Staates“ sowohl als eine politische als auch als persönliche Niederlage betrachtet (Wolf, 2010: 64). Es mag sich hierin, wie Jens Jessen die Zensoren ihres Werkes in der DDR zitiert, in der Tat die „bittere Enttäuschung“ der Autorin über das „Missverhältnis zwischen dem, was sie erreichen wollte und dem, was sie erreicht hat“ äußern (Jessen, 2010). Zum anderen macht die Erzählerautorin keinen Hehl daraus, dass sie sich auch nach der Wiedervereinigung lediglich mit der einen Hälfte des Landes identifiziert, und das ist das „kleinere Deutschland“ (Wolf, 2010: 204), das „halbe Deutschland, dieser Staat“ (Wolf, 2010: 188).

„Ich hatte nicht noch einmal in einem großen Deutschland leben wollen“, konstatiert die Erzählerautorin in *Stadt der Engel* (Wolf, 2010: 204) und nimmt damit nicht

nur auf die historisch bedingt negative Konnotation des Begriffs ‚Großdeutschland‘ Bezug, sondern die Selbstanalyse führt sie vielmehr zu der Einsicht, dass ihre Rolle als Autorin ausschließlich an die Existenz der DDR geknüpft ist. Damit gibt sie zugleich ein Statement ab über die spezifische Funktion von Literatur im Allgemeinen: Nirgendwo scheint Literatur eine so wichtige Stellung zu haben, so gerechtfertigt und notwendig zu sein wie in einem totalitären System, d. h. „in einer Diktatur“ – und sei es eine „Diktatur des Proletariats“ (Wolf, 2010: 258). Dies ist auch der Grund, warum die Autorin diesen Staat damals, als für sie die Möglichkeit bestand, nicht verlassen hatte, und es ist auch der Grund dafür, warum es auch jetzt keine Option für sie ist, in Amerika zu bleiben (vgl. Wolf, 2010: 233). Ihr Schreiben hatte ein politisches Ziel: „In the West there would be no reason to write“ (Fenske, 2013).

Eine Selbstverortung ist für die Autorin Christa Wolf nach der Wiedervereinigung weder als gesamtdeutsche Autorin noch als transnationale, sondern ausschließlich als Autorin der untergegangenen DDR möglich. Daran ändert auch die Tatsache nichts, dass sie nach der ‚Wende‘ noch weitere Texte herausgegeben hat, zu denen auch *Stadt der Engel* oder *The Overcoat of Dr. Freud* zählt.

## Literaturverzeichnis

- Fenske, Sarah (2013): A German's Take on Los Angeles: Christa Wolf's Novel Gives a Glimpse of the City in 1992. In: LA Weekly, 7.2.2013, <http://www.laweekly.com/arts/a-germans-take-on-los-angeles-christa-wolfs-novel-gives-a-glimpse-of-the-city-in-1992-4183932> (8.8.2015).
- Haase, Michael (2014): Christa Wolfs letzter „Selbstversuch“ – Zum Konzept der subjektiven Authentizität in „Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud“. In: Christa Wolf – Im Strom der Erinnerung. Hrsg. v. Carsten Gansel unter Mitarbeit von Sonja Klocke. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 215–230.
- Jessen, Jens (2010): Reise ans Ende der Tugend. „Stadt der Engel“ – Christa Wolfs Entdeckung der kalifornischen Sonne und der eigenen Fehlbarkeit. In: Zeit online, Nr. 25, 17.6.2010, <http://www.zeit.de/2010/25/Christa-Wolf> (6.8.2015).
- Taberner, Stuart (2015): Transnationalism and Cosmopolitanism: Literary World-Building in the Twenty-First Century. In: Transnationalism in Contemporary German-Language Literature. Hrsg. v. Elisabeth Herrmann, Carrie Smith-Prei u. Stuart Taberner. Rochester, New York: Camden House, S. 43–64.
- Wolf, Christa (2010): *Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud*. Berlin: Suhrkamp.

---

**Patientin unter Palmen:  
Symptomatische Körper, Leiden  
und Heilung in Christa Wolfs  
Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud**

Sonja E. Klocke (Madison)

**Abstract**

*Ausgehend vom Konzept des symptomatischen Körpers wird der kranke, ‚Wahrheit anzeigende‘ Körper in Wolfs Stadt der Engel analysiert, wobei sich Krankheiten als Türöffner zur Deutung der Vergangenheit herauskristallisieren, die der Protagonistin erlaubt, sich politisch zu positionieren. Die Wahrnehmung und Beobachtung von Krankheiten ermöglichen der Erzählerin die Auseinandersetzung mit der DDR-Staatssicherheit und deren Einfluss auf die eigene Biografie sowie die Identifikation mit den antifaschistischen Emigranten, die in den 1930er und 1940er Jahren in Los Angeles das ‚Weimar unter Palmen‘ bildeten. In dieser narrativen Konstellation manifestiert sich der Glaube an die Ideale des Sozialismus, an dessen Legitimität sowie an seine Überlegenheit gegenüber dem Kapitalismus der Berliner Republik.*

*Based on the concept of the symptomatic body, this article analyses the ability of the sick body to ‘signify truth’ in Wolf’s Stadt der Engel. Illnesses surface as door-openers that facilitate access to the past and political positioning. Maladies allow the protagonist to sort out her relationship with the Stasi and its influence on her biography. Additionally, ailments foster her identification with the antifascist emigrants who constituted a ‘Weimar under Palm Trees’ in Los Angeles in the 1930s and 1940s. In this narrative constellation, the protagonist’s belief in the ideals of socialism, its legitimacy, and its superiority over the capitalist Berlin Republic emerge.*

**Keywords**

*Christa Wolf, Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud, Krankheit, symptomatischer Körper, Auseinandersetzung mit der DDR, Überlegenheit der sozialistischen Ideale gegenüber dem Kapitalismus*

*Christa Wolf, City of Angels Or, The Overcoat of Dr. Freud, illness, symptomatic body, dealing with the GDR, superiority of socialist ideals over capitalism*

## 1 Der symptomatische Körper unter Palmen

Wenn wir Körpern in der Literatur begegnen, in die durch Verletzungen und Krankheiten Erfahrungen, Geschichten und Geschichte eingeschrieben sind, fordert uns die Fiktionalität des Fleisches bereits auf, selbiges im Hinblick auf sein semiotisches, metaphorisches und rhetorisches Potential hin zu untersuchen. Die Forschung hat bereits mehrfach angemerkt, dass im Werk Christa Wolfs insbesondere der kranke, weibliche Körper eine tragende Rolle spielt (vgl. beispielsweise Bircken, 2014; Costabile-Heiming, 2010; Crick, 1990; Kuhn, 2011; Verwijs / Schäfer, 2012), was ich hier anhand ihres letzten Romans, *Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud* (2010), nachvollziehen möchte. Obgleich der leidende Körper, anders als in der Erzählung mit dem sprechenden Titel *Leibhaftig* (2002), hier nicht im Zentrum des Geschehens steht, werden auch in *Stadt der Engel* persönliche und politische Krisen über den Körper ausgegtragen und nachvollzogen. Nach einigen einführenden Bemerkungen zu dem von mir entwickelten Konzept des „symptomatischen Körpers“<sup>1</sup> konzentriert sich meine Analyse darauf, aufzuzeigen, auf welche Weise im Roman über Krankheitsdiskurse Verbindungen zur Vergangenheit hergestellt werden, die es der Protagonistin erlauben, sich politisch zu positionieren.

Als „symptomatische Körper“ definiere ich – insbesondere mit Bezug auf DDR- und Post-DDR-Literatur – sowohl cis- als auch transgender weibliche Körper, die krank sind, sich als krank begreifen oder von ihrer Umwelt als medizinische Hilfe benötigend eingestuft werden. Ferner dient ihre körperliche Performanz der Übermittlung einer politischen Aussage. Als sozioästhetisches Konstrukt der Literatur und Ort kultureller Einschreibung verfügt ein solcher Körper über die Fähigkeit, politisch Widerstand zu leisten, aber auch Machtstrukturen aufzuzeigen oder sogar zu verstärken.

In *Stadt der Engel* werden Christa Wolf-Leser mit einer ihnen aus *Nachdenken über Christa T.* (Wolf, 1993), *Kindheitsmuster* (Wolf, 1989) und *Leibhaftig* (Wolf, 2002) vertrauten autobiografischen Erzählerin konfrontiert, die über die erläuterte Körpersymbolik verfügt.<sup>2</sup> Die fiktionale Schriftstellerin – Autorin eines Buches namens *Kassandra* (Wolf, 2010: 230), die gerade im Begriff ist, den Roman *Stadt der Engel* zu schreiben – sieht sich aufgrund „einer [ihrer] Texte, der einen Tag [ihres] Lebens unter Kontrolle beschreibt“, einer „Hexenjagd“ ausgesetzt (Wolf, 2010: 203). Hiermit ist ein mehr als deutlicher Verweis auf den sogenannten deutsch-deutschen Literaturstreit gegeben, der sich nach der Publikation der Novelle *Was bleibt* (EA 1990; Wolf, 2001) entwickelte und in den Jahren 1992–1993, nachdem die Medien Wolfs IM-Tätigkeit für die DDR-Staatssicherheit in den Jahren 1959–1962 offenbart hatten, seinen Höhepunkt erreichte.

<sup>1</sup> Eine ausführliche Einführung in mein Konzept des symptomatischen Körpers findet sich in Klocke, 2015: 8–11.

<sup>2</sup> Wir treffen immer wieder auf das gleiche erzählende Ich, worauf bereits Tate (2007:224) aufmerksam gemacht hat – allerdings damals noch nicht in Bezug auf *Stadt der Engel*.

In einem in *Stadt der Engel* erzählten Traum wird beschrieben, wie Wolfs Alter Ego die von den Medien ausgehenden Attacken körperlich empfindet. Während die Autorin in *Abschied von Phantomen* (Wolf, 1996) erörtert, wie sie „Stück für Stück, Glied für Glied ... gegen eine andere Person [ausgetauscht wurde], die in die Medien paßte“ (Wolf, 1994: 330), berichtet die Protagonistin in *Stadt der Engel* davon, wie sie sich in einem Traum sieht, „scheibchenweise abgesägt, abgetrennt, zuerst die Beine, dann die Arme, zum Schluß der Kopf, bis das Gehirn freilag und auch dieses zersägt wurde“ (Wolf, 2010: 269). In beiden Fällen wird der Körper metaphorisch brutal zerteilt – mit dem Ziel, eine den Medienstimmungen entsprechende ‚Wolf-Fassade‘ zu errichten, die in keiner Weise mehr der eigentlichen Person entspricht. Gleichsam guillotiniert, fühlt sich die Protagonistin – genau wie die Autorin nach 1990 – von der Siegermacht auf brutale Weise vernichtet.

## 2 Symptomatischer Körper und Autofiktion

Dergleichen Parallelen zwischen der Autorin und der als Erzählerfigur fungierenden Protagonistin in *Stadt der Engel* durchziehen den gesamten Roman. Wie die Autorin Christa Wolf zu Beginn der 1990er Jahre, so verbringt auch ihre Doppelgänger-Erzählerin in *Stadt der Engel* ein Jahr als Stipendiatin des Getty Centers im kalifornischen Los Angeles; und wie die Autorin – sie hat selbst immer wieder darauf verwiesen, nicht zuletzt in *Ein Tag im Jahr* – reagiert der Körper der Erzählerin symptomatisch auf politische Ereignisse:

Immer ist es ein Zeichen, wenn ich anfangs, meine Haare zu verlieren, damals [in Kalifornien...] verlor ich wieder meine Haare, pfundweis [...] [Ich] versuchte mich zu erinnern, wann mir früher meine Haare ausgegangen waren. Nach dem Typhus 1945, da warst du fast kahl. Nach den Geburten der Kinder, da lagen früh Dutzende von Haaren auf deinem Kopfkissen [...] Nach jenem Parteiplenum 1965. Nach dem Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen in Prag 1968. In dem trostlosen Winter 1976 / 77, als sich die Autos mit ihrer Doppelbesetzung von Beobachtern vor eurem Fenster ablösten und ihr hinter der Gardine die Frage GEHEN ODER BLEIBEN erörtertet. Nach den fünf Operationen 1988. Nach dem Scheitern der Volkserhebung vom Herbst 1989, die kein Programm hatte, ein unvermeidliches Scheitern, aber das scheint jene Hormone, die für den Haarwuchs verantwortlich sind, nicht zu kümmern, sie scheinen nicht auf Einsichten, nur auf Gefühlsstürme zu reagieren, die an die Wurzeln der Existenz gehen (Wolf, 2010: 168).

Indem die Erzählerin ihren Haarausfall über die Jahrzehnte hinweg nicht nur beschreibt, sondern ihn mit verschiedenen von ihr als Wendepunkte in ihrem Leben bezeichneten Ereignissen direkt in Verbindung bringt, übergibt sie der Leserschaft quasi das Werkzeug, das diese zum Entschlüsseln des symptomatischen Körpers ebenso wie

des fiktionalen Texts benötigen.<sup>3</sup> Damit wird zugleich Wolfs Hang zur Autofiktion deutlich: in *Stadt der Engel* verschwimmen ontologische Bezugnahmen auf historische Ereignisse mit spezifischen Modifikationen der Realität mit dem Ziel, ein fiktionales Werk zu erzeugen.<sup>4</sup>

Wenngleich die Protagonistin die historischen Ereignisse mental wahrnimmt, offenbart sich der Körper als ausschließlich von Emotionen, mehr noch von ‚Gefühlsstürmen‘ gesteuert. Bezugnehmend auf Wolfs Vorstellung einer Einheit von Körper, Geist und Seele, wie sie sie wiederholt mit dem Ausdruck „Geistkörperseele“ (Wolf, 2003: 484) artikuliert hat, scheint der Körper intuitiv von Ereignissen zu ‚wissen‘ und diese dann auch als ‚Wahrheit‘ in Form von Krankheit anzuzeigen zu können. Dabei verweisen die Haarausfallepisoden zum einen auf tiefgreifende private Ereignisse wie die Geburten der Kinder und die schweren Operationen im Jahr 1988, die wir mit dem in *Leibhaftig* geschilderten Martyrium der Autorin in Verbindung bringen können, und zum anderen auf diverse traumatische politische Ereignisse. Diese können in diesem Spätwerk durchaus nur durch Jahreszahlen angedeutet werden, denn sie wurden im früheren – sowohl fiktiven wie auch essayistischen – Oeuvre Wolfs bereits detailliert behandelt.

Wie früher auch schon manifestiert sich die Einheit von Politischem und Privatem insbesondere in körperlichen Symptomen: das Ende des Zweiten Weltkriegs fällt zusammen mit einer Typhuserkrankung – bereits überliefert in *Kindheitsmuster* – und damit verbunden mit Haarausfall. Wie wir beispielsweise aus *Ein Tag im Jahr* wissen, erlitt Wolf im Jahr 1965 ihren ersten Tachykardie-Anfall als Reaktion auf die Ereignisse beim Elften Plenum des Zentralkomitees der SED, auf die die Protagonistin in *Stadt der Engel* im Zusammenhang mit ihrem Haarverlust anspielt. Bereits *Nachdenken über Christa T.* und *Leibhaftig* – wie nun ebenfalls *Stadt der Engel* – stellen körperliche Reaktionen der Protagonistin auf die Ereignisse des Jahres 1968 in Prag dar; und wie *Was bleibt* verweist auch der 2010er-Roman auf das Jahr 1976 / 77, als die Familie als Folge von Wolfs politischer Positionierung zur Ausbürgerung Wolfgang Biermanns ostentativ von der Staatssicherheit observiert wurden.<sup>5</sup>

All diese traumatisierenden Begebenheiten im Leben der Protagonistin sind in der Textstelle zum Haarverlust narrativ eingerahmt von zwei Ereignissen: Einleitend findet sich der Hinweis auf Haarausfall in Kalifornien, wodurch der medial ausgetragene, sogenannte Literaturstreit sowie die sich ihr immer wieder stellende Frage, wie sie ihre

<sup>3</sup> Diese „Wendepunkte“ (Wolf, 2010: 63, 159–163) korrespondieren mit wesentlichen Ereignissen im Leben der Autorin.

<sup>4</sup> Zur Autofiktion siehe Wagner-Egelhaaf, 2006: 353–368.

<sup>5</sup> Daneben gibt es Verweise und Zitate aus früheren Werken wie *Was bleibt* (Wolf, 2001), *Leibhaftig* (Wolf, 2002) und *Ein Tag im Jahr* (Wolf, 2003). So verweist *Stadt der Engel* (Wolf, 2010: 183) auf *Was bleibt* (Wolf, 2001: 25), *Stadt der Engel* (Wolf, 2010: 113) auf *Leibhaftig* (Wolf, 2002: 7) und *Stadt der Engel* (Wolf, 2010: 117–118) auf *Ein Tag im Jahr* (Wolf, 2003: 494–495), um hier nur wenige Beispiele zu nennen.

vorübergehende Stasi-Aktivität vergessen konnte (Wolf, 2010: 187, 259), mit historischen Großereignissen wie dem Ende des Zweiten Weltkrieges oder der Niederschlagung des Prager Frühlings verwoben werden. Den Abschluss der Aneinanderreihung von offenbar traumatisierenden historischen Ereignissen bildet die aus Sicht der Protagonistin fehlgeschlagene Friedliche Revolution von 1989: Statt einer Erneuerung und Humanisierung des Sozialismus musste die autobiographische Erzählerin die deutsche Einheit erleben, die sie als Vereinnahmung ihres Landes empfand. Im Gegensatz zur in *Stadt der Engel* aufgerufenen hegemonialen Geschichtsschreibung, wonach der Tag des Mauerfalls „ein Jubeltag“ war, empfand Wolfs Doppelgänger-Erzählerin nicht Begeisterung, sondern „[e]twas wie Schrecken. Etwas wie Scham. Etwas wie Bedrückung. Und Resignation. Es war vorbei. Ich hatte verstanden“ (Wolf, 2010: 75).<sup>6</sup> Für Wolf, die den Sozialismus als einzige Alternative zum Nationalsozialismus begrüßt und ihr Leben lang durch ihr Schreiben für die Implementierung ihrer sozialistischen Ideale in das Alltagsleben der DDR gefochten hatte, bedeutete 1989 / 90 das Ende der Möglichkeit, diese Ideale umsetzen zu können. So ist auch die Erklärung der Protagonistin in *Stadt der Engel* zu verstehen, mit der sie ihre Einstellung zur DDR dem Leser verständlich zu machen versucht: „Wir mochten unser Land nicht, wie es war, sondern wie es sein würde“ (Wolf, 2010: 258). Doch dieses Land zu erreichen, also die DDR den eigenen utopischen Vorstellungen entsprechend umzuformen, stellte nach deren Auflösung keine Option mehr dar. Folglich erklärt der Roman das – der Protagonistin zufolge – Fehlschlagen der Friedlichen Revolution mit dem Fehlen eines Programms – nicht mit der Unmöglichkeit, diese Ideale realisieren zu können. Mit anderen Worten: Die DDR als möglicher Ort eines auf Erden zu realisierenden Paradieses mag sich aufgelöst haben, Wolfs Glaube an die Überlegenheit des Sozialismus lebt jedoch weiter. Rückblickende Überlegungen und politische Stellungnahme werden durch die Performanz des Körpers zum Ausdruck gebracht.

### **3 Zersetzung und Vergiftung des Körpers und des politischen Systems**

Der sich so manifestierende Glaube an die Ideale des Sozialismus dient im narrativen Konstrukt des Romans gleich zwei wesentlichen Zielen: Er erklärt die kurze Stasi-Kollaboration der Protagonistin in den frühen Jahren der DDR mit dem Glauben der damals naiven, jungen, politisch engagierten Frau, dass eine solche Überwachung in der Aufbauphase des Sozialismus nötig und gerechtfertigt gewesen sei; und er verdeutlicht – insbesondere durch die Auseinandersetzung mit der eigenen Verfolgung durch die Stasi seit den 1970er Jahren – die Diskrepanz zwischen dem Machtapparat von SED

<sup>6</sup> Anna Kuhn (2011: 171) verweist auf die existentielle Krise Wolfs und betont, dass Wolf durch 1989 „re-traumatisiert“ wurde, da sie zum zweiten Mal (nach 1945) auf die Seite der Verlierer der Geschichte gedrängt wurde.

und Stasi auf der einen und den sozialistischen Idealen, denen Intellektuelle wie Wolf anhängen, auf der anderen Seite. So berichtet die Ich-Erzählerin, bezugnehmend auf ihre Observation durch die Staatssicherheit seit 1976, von der langsam und schmerzhaft wachsenden „Erkenntnis, daß ihr Gegner wart, unversöhnlich, und daß es keine gemeinsame Sprache und keine gemeinsame Zukunft mehr gab“ (Wolf, 2010: 161).

Bemerkenswert ist, dass auch die Stasi mit Metaphern aus dem Bereich von Krankheit und Vergiftung assoziiert wird, um dem Betrug an der Protagonistin durch die DDR-Machthaber Ausdruck zu verleihen. Die „Sicherheit“ wird beschrieben als „jene Behörde, die von allem Bösen, das der untergehende Staat verkörperte, das Böseste war, das Teuflischste, das jeden, der mit ihm in Berührung gekommen war, *infiziert* hatte“ (Wolf, 2010: 178–179, Hervorhebung S.K.). Diese Infektion durch die Staatssicherheit bezieht sich sowohl auf die Zeit der Überwachung, als auch auf die Tage in den frühen 1990er Jahren, in denen sich die Protagonistin mit ihren eigenen Akten konfrontiert sieht; und dies betrifft nun wieder die sogenannte „Opfer-“ wie die „Täterakte.“ Bezüglich ihrer „Opferakte“ erklärt sie – bezeichnenderweise selbst Stasi-Vokabular verwendend – ihrem Freund Francesco, dass „[d]er Blick in diese Akten [...] die Vergangenheit *zersetzt* und die Gegenwart gleich mit *vergiftet* [hat]“ (Wolf, 2010: 182–183, Hervorhebung S. K.).<sup>7</sup> Das Wort *zersetzt* unterstreicht dabei, dass die Stasi auch nach dem Ende der DDR aufgrund der Macht, die den Stasi-Akten zugesprochen wird, die Protagonistin zu manipulieren vermag und sowohl ihre Position in der Öffentlichkeit als auch ihre privaten Beziehungen zerstören kann (vgl. Lewis, 2003). Mehr noch: die Erzählerin berichtet, wie ihr Körper, ihr quasi Warnsignale übermittelnd, bereits durch die Stasi-Vergiftung gelähmt erscheint, bevor der Kopf versteht, was vor sich geht: „Aber was war das schleichende Gift, das du aus diesen Akten einatmetest und das dich so *lähmte*?“ Erst nach geraumer *Zeit* wurde ihr klar: „Es war die brutale Banalisierung eures Lebens auf diesen hunderten von Seiten“ (Wolf, 2010: 183, Hervorhebung S. K.) – eine Erkenntnis, die dann zu einer tiefen Depression führt.

Der gleiche Mechanismus zeigt sich, als die Protagonistin erfährt, dass von ihr auch eine dünne ‚Täterakte‘ existiert; die Akte, die ihre Stasi-Aktivitäten aus den späten 1950er und frühen 1960er Jahren dokumentiert, welche die ‚Täterin‘ selbst vollkommen vergessen hat. Ihr Körper signalisiert sofort „drohende[s] Unheil.“ Dann folgt die Erkenntnis: „Es ist keine leere Redensart, daß einem die Haare zu Berge stehen, das gibt

<sup>7</sup> Unter „Zersetzung“ verstand die Staatssicherheit die psychologische und / oder soziale Unterwanderung und Zerstörung eines Individuums oder einer Gruppe. Diese Methode wurde entwickelt und implementiert um die (tatsächlichen oder eingebildeten) Feinde der Stasi durch subtilen Terror zu zerstören. Auf Erkenntnissen der Psychologie fußend zielten die Zersetzungstechniken darauf ab, Individuen und Gruppen zu manipulieren und ihre öffentlichen und privaten Beziehungen zu zerstören, um gezielt ihre psychische und physische Gesundheit zu destabilisieren und sie auf diese Weise davon abzuhalten, sich für Aktivitäten einzusetzen, die als schädlich für die DDR angesehen wurden. Siehe Mielke, 1976; Fulbrook, 2009: 310–316; Gieseke, 2011: 199–208.

es wirklich“ (Wolf, 2010: 185–186). Die hier beschriebenen körperlichen Gefühle liefern die „somatische Wahrheit,“ um Aleida Assmann zu zitieren. Also das Wissen, das im Körper gespeichert ist, das aber dem Verstand nicht zugänglich ist und das gleichzeitig den Wunsch der Protagonistin auslöst, die „logische Wahrheit“ – also nach Assmann Erkenntnis basierend auf dem Verstand – zu erhalten (Assmann, 1999: 247). Die Warnsignale des Körpers ignorierend, überredet die Erzählerin daher die Mitarbeiterin der Stasi-Unterlagenbehörde, sie – entgegen der geltenden Rechtslage – diese ‚Täterakte‘ einsehen zu lassen:

Du hast insistiert. Schließlich hat sie dir das Versprechen abgenommen, niemandem zu sagen, daß sie gegen diese Anweisung verstoßen habe. Dann hat sie kurz den Raum verlassen [...] und ist mit einem dünnen grünen Aktendeckel zurückgekommen, den sie vor dich hingelegt hat, den sie, als du immer noch nicht begriffen hast, hinter dir stehend aufblätterte (Wolf, 2010: 185).

In diesem Roman, in dem Wolf in für sie ungewöhnlichem Ausmaß aus der Perspektive einer Ich-Erzählerin berichtet, fallen das für sie typische Aufspalten der Erzählstimme und die ‚du-Form‘ besonders ins Auge. Wie bereits in der Textstelle zum Haarverlust wird auch hier deutlich, dass die Erzählerin sich immer dann der distanzierenden Form bedient, wenn sie sich mit kritischen Situationen aus der Vergangenheit konfrontiert sieht. Ähnlich wie bereits in *Kindheitsmuster* ermöglicht diese Form der Fragmentierung und Distanzierung das Bezeugen des eigenen ‚Fehlverhaltens‘, was die Voraussetzung für den Beginn des eigenen Heilungsprozesses darstellt.

Es bleibt die Frage, wieso dieses ‚Fehlverhalten‘ die autobiographische Erzählerin derart verunsichert. Zweifelsohne leidet sie massiv unter den Medienattacken, die sie als „Hexenjagd“ empfindet (Wolf, 2010: 203). Auf das „moralische[] Todesurteil. IM“ (Wolf, 2010: 201) reagiert sie mit schweren Depressionen, Schlaflosigkeit und Suizidgedanken, die in einem Zustand – explizit nicht in einem Traum – gipfeln, in dem sie „erlebte, wie [sie] starb“ (Wolf, 2010: 237). Die Depressionen verbinden die frühen 1990er nicht nur mit den 1970er Jahren, sondern die Panik, die die Medien auslösen, wird explizit mit 1965 in Verbindung gebracht, als die autobiografische Erzählerin in der Folge des 11. Plenums des Zentralkomitees der SED eine

Zeitungsphobie [... entwickelte]: Die Zeitungen waren voll gewesen von Zustimmungsdressen an jenes Gremium und für jene Maßnahmen, gegen die du dich aufgelehnt hattest. [...] Wenn du eine Zeitung sahst, brach dir der Schweiß aus. Ich spürte, daß die neue Zeitungskampagne, die schon eingesetzt hatte, das alte Trauma wieder aufleben ließ (Wolf, 2010: 189–199).

Der sich wiederholende Zustand der Zeitungsphobie, wenngleich ernst zu nehmen, erklärt noch nicht das Ausmaß des Traumas. Ein weiterer Aspekt muss daher zur Zeitungsphobie hinzutreten.

#### 4 Schmerzhaft Bedrohung der post-faschistischen Identität

Aleida Assmann betont, dass Erinnerung immer unvollständig und unzuverlässig ist, und dass Erinnerungen die Vergangenheit von der jeweiligen Gegenwart abhängig angleichen. Für die Protagonistin jedoch bedeutet das Ausblenden der Erinnerung, dass sie sich nicht länger auf ihr Erinnerungsvermögen verlassen kann. Für eine Autorin, die sich selbst – und dies trifft für die fiktionale Schriftstellerin im Roman genauso zu wie für Wolf – als moralische Autorität und Erinnerungsexpertin begriffen hat, stellt dieses Problem eine existentielle Bedrohung dar, denn das Vergessen stellt ihre ethische und moralische Position, gerade auch im Hinblick auf die Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit Deutschlands, radikal in Frage (vgl. Boa, 2011: 148; Gallagher, 2012: 378, 384). Mit anderen Worten: Nicht die Akten über die eigene Stasi-Tätigkeit verursachen die körperlichen Reaktionen der Protagonistin, sondern ihre post-faschistische Identität wird durch das Vergessen ihrer Vergangenheit aufs heftigste bedroht.

Krisensituationen wie die Diffamierung durch die Medien, die eigene Stasi-Tätigkeit und deren traumatisierendes Vergessen sowie das Ende des real-existierenden Sozialismus in der DDR werden dem Leser im Roman also via körperlicher Symptome vermittelt. Doch was bedeutet diese narrative Konstellation für die politische Aussagekraft des Romans? Um einer Antwort auf diese Frage näher zu kommen, ist es aufschlussreich zu sehen, wie die Protagonistin die ‚Hetzjagd‘ der Medien wiederholt mit der politischen Verfolgung von Intellektuellen durch die Nationalsozialisten in Verbindung bringt. Obwohl sie die Möglichkeit weit von sich weist, in die USA auszuwandern um dem „Hexenkessel“ der deutschen Medien zu entkommen (Wolf, 2010: 31), identifiziert sich die fiktive Autorin in *Stadt der Engel* deutlich mit Intellektuellen wie Brecht, Feuchtwanger, Heinrich und Thomas Mann, Schönberg, Weigel, Eisler, Bruno und Leonhard Frank, Werfel, Adorno und Viertel – also all jenen, die zur Zeit des Nationalsozialismus in Los Angeles ein „Weimar unter Palmen“ etablierten (Wolf, 2010: 207). Den gesamten Roman durchziehen Gedanken, in denen sich die autobiografische Erzählerin mit den verschiedenen Emigrantinnen und Emigranten und deren spezifischer Situation in den USA der 1930er und 1940er Jahre in Verbindung bringt (Wolf, 2010: 41, 206–209, 303–304, 337–340, 343–350). Dabei verleiht die Protagonistin allerdings nicht nur ihrer Bewunderung für diese antifaschistischen Intellektuellen Ausdruck, sondern sie bringt auch Konflikte zur Sprache, in welche die jüngere – also Wolfs – Generation in der DDR wiederholt getrieben worden ist, weil sie sich mit der moralisch vermeintlich überlegenen, sozialistischen ‚Eltern-Generation‘ kaum kritisch auseinandersetzen konnte. Auffällig ist bei der Beschreibung dieser Differenzen, dass sie fast immer zu körperlichen Schmerzen der Protagonistin führen. So beschreibt *Stadt der Engel* eine Auseinandersetzung zwischen der Protagonistin und Repräsentanten des Staates während einer Versammlung, die in Folge der Biermann-Ausbürgerung 1976 stattfand. Als Reaktion auf Wolfs Unterzeichnung des Protestbriefes vieler Intellektueller, der dem sozialistischen „Land unermeßlichen Schaden zugefügt“ habe, warf „eine alte Genossin, Jüdin, die lange in der Emigration gewesen war“ der autobiografischen

Erzählerin vor, sie „wolle[] die Konzentrationslager wiederhaben“ – woraufhin die jüngere Frau mit Sprachlosigkeit und Hoffnungslosigkeit reagierte, bevor „der Schmerz [kam]“ (Wolf, 2010: 160–161, vgl. auch Wolf, 2010: 111, 140, 188, 316). Dennoch überwiegt die Anerkennung für die Intellektuellen, die nach 1945 mit der DDR sympathisierten, aus der Emigration in das sozialistische Land gingen und halfen, dieses aufzubauen. Sie zeigt sich beispielsweise, als die Protagonistin in einem Antiquariat in Los Angeles eine Ausgabe von *WORT* aus dem Jahr 1937 entdeckt, in der antifaschistische deutsche Schriftstellerinnen und Schriftsteller aufgeführt sind, die im Exil leben. In diesem Zusammenhang betont die Erzählerin nicht nur ihre Überzeugung, dass die DDR aufgrund ihres antifaschistischen Erbes der moralisch überlegene Staat gewesen sei, sondern auch, dass in der Berliner Republik die DDR – genau wie diese Intellektuellen – schnell dem Vergessen anheim gegeben wird (Wolf, 2010: 347). Damit bestätigt die autobiografische Erzählerin das antifaschistische Gründungsnarrativ der DDR gleich zweimal: Zum einen, indem implizit eine Nähe der (neuen) Bundesrepublik Deutschland zu Nazi-Deutschland hergestellt wird, von dem sich nur die DDR positiv absetzt; und zum anderen, indem die DDR als das einzige Land erscheint, das genau jenen aus dem Exil heimkehrenden Dichtern eine Heimat bieten konnte, die von den Nazis verfolgt wurden. Die DDR tritt somit ohne Frage als Ort der Befreiung zutage. So heißt es denn auch in *Stadt der Engel*: „[...] zu viele Dichter, die aus der Emigration zu uns zurückgekommen waren, starben in einem Jahrzehnt, fast alle an ‚gebrochenem Herzen‘ [...]: Dem jahrzehntelangen Druck hatten ihre Herzen standgehalten, der plötzlichen Befreiung von diesem Druck nicht“ (Wolf, 2010: 86).

## 5 Bestätigung der post-faschistischen Identität und Heilung

Doch im Gegensatz zu der – nur kurzfristigen – Erlösung der vom Nationalsozialismus verfolgten Intellektuellen, die in der DDR stattfand, konfrontiert und bewältigt die Protagonistin in *Stadt der Engel* ihre Traumata nach dem Ende der DDR ironischerweise in den USA. Erst in Nordamerika findet sie die alternativen Heiler und intellektuellen Freunde im Getty Center sowie in der jüdischen Gemeinde von Los Angeles, die ihre Identifikation mit dem antifaschistischen Widerstand sowie mit dem antifaschistischen, antirassistischen und antikapitalistischen Gründungsnarrativ der DDR verstehen – und sie deshalb auf ihrem Heilungsprozess begleiten können. Die autobiografische Erzählerin bedarf offensichtlich der zeitlichen, geografischen und ideologischen Distanz, welche ihr die USA der frühen 1990er Jahre und die einmalige Landschaft des amerikanischen Südwestens bieten, um mit ihrer persönlichen Lebensgeschichte in der sozialistischen DDR umgehen zu können. Nur hier gelangt sie zur Erkenntnis, „daß etwas Grundlegendes sich in mir veränderte. [...] ich musste stehenbleiben und [...] den Mond] ansehen, mich traf eine Botschaft, oder eine Einsicht, oder wie soll ich es nennen. Es war ein tiefer Atemzug. Ich war frei“ (Wolf, 2010: 384). Weiterhin unterstützt durch den imaginären Engel Angelina, der die Protagonistin während einer schweren

Fiebernacht genauso begleitet wie auf einem Traumflug durch den amerikanischen Südwesten und nach Los Angeles, kann die Erzählerin schließlich genesen. Und so endet der Roman mit einem Minidialog zwischen den beiden: „Wohin sind wir unterwegs? – Das weiß ich nicht“ (Wolf, 2010: 414). Am Ende hat die Protagonistin die Lebenseinstellung Angelinas übernommen: Genau wie für sie Zeit irrelevant ist, und das Leben sich um den Flug dreht und das Ziel unbekannt bleiben muss, gibt es auch keine schlussendlichen Antworten auf alle Fragen. Das Ergebnis der Depressionen, Fieberträume und Suizidgedanken, aus denen die Protagonistin sich durch Selbsttherapie, alternative Medizin und mit Hilfe von Freunden retten konnte, ist das Wissen, dass Erkenntnisse immer nur vorübergehender Natur sind.

### Literaturverzeichnis

- Assmann, Aleida (1999): *Erinnerungsräume: Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München: Beck.
- Bircken, Margrid (2014): *Lesen und Schreiben als körperliche Erfahrung – Christa Wolfs „Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud“*. In: *Christa Wolf im Strom der Erinnerung*. Hrsg. v. Carsten Gansel. Göttingen: V&R unipress, S. 199–213.
- Boa, Elizabeth (2011): *Labyrinth, Mazes, and Mosaics: Fiction by Christa Wolf, Ingo Schulze, Antje Ravic Strubel, and Jens Sparschuh*. In: *Debating German Cultural Identity since 1989*. Hrsg. v. Anne Fuchs, Kathleen James-Chakraborty u. Linda Short. Rochester, NY: Camden House, S. 131–155.
- Costabile-Heiming, Carol Anne (2010): *Illness as Metaphor: Christa Wolf, the GDR, and Beyond*. In: *Symposium*, Jg. 64, H. 3, S. 202–219.
- Crick, Joyce (1990): *Once Again: Illness as Metaphor: Christa Wolf's Nachdenken über Christa T. and Thomas Mann's Der Zauberberg*. In: *Neue Ansichten: The Reception of Romanticism in the Literature of the GDR*. Hrsg. v. Howard Gaskill, Karen McPherson u. Andrew Barker. Amsterdam: Rodopi, S. 53–72.
- Fulbrook, Mary (2009): *'Normalisation' in the GDR in Retrospect: East German Perspectives on their Own Lives*. In: *Power and Society in the GDR, 1961–1979: The 'Normalisation of Rule'?*. Hrsg. v. Mary Fulbrook. New York: Berghahn, S. 278–319.
- Gallagher, Kaleen (2012): *The Problem of Shame in Christa Wolf's Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud*. In: *German Life and Letters*, Jg. 65, H. 3, S. 378–397.
- Gieseke, Jens (2011): *Die Stasi 1945–1990*. München: Pantheon Verlag.
- Klocke, Sonja E. (2015): *Inscription and Rebellion: Illness and the Symptomatic Body in East German Literature*. Rochester, NY: Camden House.
- Kuhn, Anna (2011): *Of Trauma, Angels and Healing: Christa Wolf's Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud*. In: *Gegenwartsliteratur: Ein germanistisches Jahrbuch / A German Studies Yearbook*, Jg. 10, S. 164–185.
- Lewis, Alison (2003): *Reading and Writing the Stasi File: On the Use and Abuses of the File as (Auto)Biography*. In: *German Life and Letters*, Jg. 56, H. 4, S. 377–397.

- Mielke, Erich (1976): MfS-Richtlinie 76, [http://www.ddr-wissen.de/wiki/ddr.pl?MfS-Richtlinie\\_1-76](http://www.ddr-wissen.de/wiki/ddr.pl?MfS-Richtlinie_1-76) (17.9.2015).
- Tate, Dennis (2007): *Shifting Perspectives: East German Autobiographical Narratives before and after the End of the GDR*. Rochester, NY: Camden House.
- Wagner-Egelhaaf, Martina (2006): *Autofiktion oder: Autobiographie nach der Autobiographie. Goethe – Barthes – Özdamar*. In: *Grenzen der Identität und der Fiktionalität. Autobiographisches Schreiben in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Vol. 1. Hrsg. v. Ulrich Breuer u. Beatrice Sandberg. München: Iudicum, S. 353–368.
- Verwijs, Rebecca / Schäfer, Daniel (2012): *Der kranke Leib: Seelisch-körperliche Einheit und Medizinkritik in Christa Wolfs Erzählung „Leibhaftig“*. In: *Jahrbuch Literatur und Medizin*. Bd. V. Hrsg. v. Bettina von Jagow und Florian Steger. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, S. 29–46.
- Wolf, Christa (1989): *Kindheitsmuster*. [1976]. Neuauflage Leipzig: Reclam (1989).
- Wolf, Christa (1993): *Nachdenken über Christa T.* [1968] Neuauflage München: dtv (1993).
- Wolf, Christa (1996): *Abschied von Phantomen: Zur Sache: Deutschland*. [1994]. In: *Auf dem Weg nach Tabou: Texte 1990–1994*. Neuauflage München: dtv, S. 313–39.
- Wolf, Christa (2001): *Was bleibt*. [1990]. Neuauflage München: Luchterhand, 2001.
- Wolf, Christa (2002): *Leibhaftig*. München: Luchterhand.
- Wolf, Christa (2003): *Ein Tag im Jahr: 1960–2000*. München: Luchterhand.
- Wolf, Christa (2010): *Stadt der Engel oder The Overcoat of Dr. Freud*. Berlin: Suhrkamp.



---

# Die Physis des Hybriden. Friederike Mayröckers diskursiv-osmotische Körperkonzeption

Björn Hayer (Koblenz-Landau)

## **Abstract**

*Friederike Mayröckers Körperkonzeption steht im Zeichen eines poetischen Möglichkeitsdenkens, das die Grenzen zwischen innen und außen aufhebt. Indem Natur und Subjekt dadurch zu einer monadologischen Einheit verschmelzen, impliziert das Schreiben als sakraler Akt eine Loslösung von der irdischen Vergänglichkeit. Die Analyse von ich sitze nur GRAUSAM da offenbart die damit verbundene Autonomisierung des Körpers gegenüber dessen biopolitischer Instrumentalisierung.*

*Friederike Mayröcker's concept of body is characterised by a poetic understanding of possibility which dissolves borders between inside and outside. While nature and subject thereby weave into a monadological unity, the writing as a sacred act implies some detachment from earthly transience. The analysis of ich sitze nur GRAUSAM da reveals the associated autonomization of the body in contrast to its biopolitical exploitation.*

## **Keywords**

*Körper, Natur, Hybridität, Poetik, Biopolitik  
body, nature, hybridity, poeticization, biopolitics*

Friederike Mayröckers literarisches Schaffen steht im Zeichen einer poetischen Ontologie. Das In-der-Welt-Sein ist mit dem In-der-Sprache-Sein synonym und erstreckt sich auf sämtliche Bereiche ihrer künstlerischen Projektionsarbeit. Einen wesentlichen Bezugspunkt stellt in diesem Kontext der Körper als „Zeichen und Zeichenträger“ (Strohmaier, 2008: 26) dar. Die autobiografische Referenzialität ihres Werkes markiert den Körper als existenziellen wie poetologischen Anker, in dem sich Reflexionen über Alter, Krankheit und Tod verdichten. Er entpuppt sich dabei als zentraler Konzentrationspunkt einer dialektischen Wechselwirkung zwischen Eigen- und Fremd-, Ich- und Weltwahrnehmung. Da im Körper *res cogitans* und *res extensa* kulminieren, hebt die anspiele-reiche Sprachästhetik der Wiener Schriftstellerin eine kategoriale Trennung

zwischen Kontraktion und Ausdehnung der physischen Materie auf. Stattdessen bringen ihre geradezu musikalisch-fließenden Kompositionen performative Hybrid-schreibweisen hervor, welche die physische Statur mit Erinnerungsfragmenten und romantischem Naturerleben durchsetzen.

Um diese literarisch erzeugte Seinsmonadologie näher zu erfassen, soll sich der vorliegende Beitrag im Folgenden vor allem auf ihren funktionell an ein Diarium erinnernden Bewusstseinsstrom *ich sitze nur GRAUSAM da* (2012) beziehen, der paradigmatisch die Sujets und Konstruktionsprinzipien ihres jüngeren Œuvres widerspiegelt.

## 1 Der paradoxe Körper: Zwischen Vitalität und Vanitas

Um die Bewandnis und Ästhetik von Mayröckers sprachphysiognomischem Ansatz zu elaborieren, müssen wir unser Augenmerk zunächst auf den seelischen Zustand ihres Textsubjektes richten, welches in vielerlei Hinsicht auf die tatsächliche Autorin verweist. Sein hohes Alter, seine schriftstellerische Tätigkeit, seine literarischen Weggefährtinnen und Zeitgenossen wie Elke Erb und nicht zuletzt die immer wieder thematisierte Verbindung zu Ely, der auf den 2000 verstorbenen Lyriker und Lebensgefährten Mayröckers, Ernst Jandl, hinweist, legen die Synthese aus Verfasser-Ich und Text-Ich nahe. „Eigenes Leben wird innerhalb eines metaphorischen Systems dargestellt, dessen vordergründigstes Element die Reise“ im Sinne einer „Lebensreise“ ist (Kastberger, 2012: 36). Das schreibende Ego befindet sich in einem von Orientierungs-suche und körperlichen Gebrechen gezeichneten Zustand der Melancholie, welche sowohl die Gegenwart als auch die retrospektiven Gedankenbrücken zu gemeinsamen Erlebnissen mit Ely prägen.

Obgleich die in das Hier und Jetzt vordringenden Erinnerungsfragmente bei Mayröcker typischerweise eine Kontinuierung und Subjektivierung der Erzählerfigur durch verschiedene Lebensalter hinweg insinuieren (vgl. Lartillot, 2012: 22), scheint der aktuelle Horizont des Ich von einer fundamentalen Identitätsdestabilisierung überschattet zu sein. Im Mittelpunkt von Alltag und Schreiben steht die Suche: „wer bin ich denn eigentlich, frage ich mich zuweilen, und was mich schwindlig macht, unsicher, nicht mehr identisch mit mir selbst“ (Mayröcker, 2012: 58). Während sich die Fragilität einerseits innerhalb des psychischen Raums des Ego manifestiert, realisiert sie sich andererseits in Form eines Risses zwischen ihm und der äußeren Realität – so heißt es an einer Stelle etwa elliptisch: „jetzt wo sich 1 tiefe Kluft zwischen meiner Auszenwelt und meiner Innenwelt aufgerissen hat“ (Mayröcker, 2012: 98).

Unvollständige Sätze deuten auf der Textoberfläche somit auf einen vermeintlichen Selbstverlust hin, den Mayröckers existenziell aufgeladene Poetik jedoch durchaus zu kompensieren weiß. Indem sie den Körper als permeable Nahtstelle zwischen Vorstellungskraft und Faktizität, semiotischer Fläche und Naturentität artikuliert, verschränken sich in ihm verschiedene Kräfte, deren Spannungen geradezu vitalisierende Energieströme freisetzen. „Identität ist eine Kunstform des Abstand-Nähe-Nexus. Womit zugleich der Körper und seine Umgebungen als Kunstformen erkannt sind, als autopoiëtische Gebilde.“

(Faßler, 1996: 224, Hervorhebungen im Original) Auch in Mayröckers Stream of Consciousness ist der Körper als sich fortbildendes Gedankenwerk polyvalent besetzt. Äußert sich in ihm auf der Ebene der Anschauung eine barocke Vanitasmotivik, die Alter und Verfall entkleidet, funktioniert das Textsubjekt diese in eine produktive Schöpfungsstrategie um. Hierzu seien drei Beispiele angeführt:

Ich bin krank, ich habe Ausdünstung, Wadenkrampf, mir schwebt etwas vor, also ins Leere ohne Ahnung was es sein könnte, oder es war der Albatros in dessen Gefieder ich mich festgekrallt hatte. (Mayröcker, 2012: 10)

[...] am Morgen 1 zerdrückte vertrocknete Mohnblume in meinem Bett mit abgetrenntem Stengelchen [...] sie besaß noch ihre Farbe und ihren kaum wahrnehmbaren Duft, mein Anus hatte sie ausgebrütet. (Mayröcker, 2012: 102)

[...] in der Serialität die Rückverwandlung der Geschlechtsorgane in Ausscheidungsorgane, dasz ich zunehmend sprechen konnte. (Mayröcker, 2012: 81)

Bereits das erste Zitat demonstriert eine Metamorphose des defizitären, in Mayröckers Werken üblicherweise mit einer Grundmelancholie assoziierten Status quo (vgl. Strohmaier, 2008: 198) in einen Erneuerungszustand. Die Ausdünstungen, welche der Leser mit Verwesung und Zersetzung gleichsetzt, werden im Gegenteil als Akte der Produktion kodiert, aus denen buchstäblich ein Imago, nämlich jenes des Albatros, hervorgeht. Somit gleitet die Statik in ein flexibles Gebilde, das mentalen Halt und zugleich Überwindung der Gegenwart verspricht. Insofern sich das Ich an das gefiederte Tier krallt, mag darin die Möglichkeit liegen, mit dem Vogel dem Hier und Jetzt zu entfliegen. Auch die beiden anderen Beispielsätze stehen im Zeichen der Verwandlung. Mit der Überzeichnung bzw. Umdeklarierung der Geschlechtsorgane als Lebensspender zu bloßen Stoffwechselkanälen geht keine Aporie einher. Vielmehr leitet das Ich daraus ein künstlerisches Programm ab. Es zeigt sich, „dass das Prinzip der unendlichen Verwandlung nicht nur ein ästhetisches Konzept ist, das auf den verschiedensten Ebenen zutage tritt; es findet seine Verankerung auch im Essentiellen“ (Kunz, 2004: 97). Der sich nivellierende Sprechakt wird durch das konsequente „daz“ als Folge der prozessualen Neudefinition der Körperöffnungen betitelt. Vor diesem Hintergrund geht auch aus dem Anus kein Abfallprodukt hervor, sondern ein poetisches Werk. Die Rosette des Enddarmausgangs gebiert förmlich eine Blume, welche neue Kreativität entfaltet. In Rilkes Gedichten implizieren beispielsweise florale Formationen wie die Hortensie oder Rose die Geborgenheit und Verslossenheit eines noch freizusetzenden „Weltinnenraums“ (Rilke, 1996 (1914): 113), der sich in ähnlicher Weise auch in Mayröckers Pflanzenmotivik verorten lässt.

Damit steht die physische Natur in der Textur der Wiener Autorin in einem durchlässigen Verhältnis zur Außenwelt. „Das schreibende Ich als Kurator der Poesie erscheint als Torso, Zwittergestalt, ja Kentaur, der sich jedoch ständig verwandelt“ (Lartillot, 2012: 29). Der Körper als Interimssphäre nimmt Eindrücke auf und sendet künstlerische Impulse in die Umgebung zurück. Dazwischen liegt stets der sprachästhetische Generator, der das Material permanenten Wandlungen aussetzt.

## 2 Der Körper als hybrides Dazwischen

Indem der Körper in Mayröckers Arrangement in stetigem Wechselspiel zum Raum steht, lässt sich seine Funktion und Kontextualität über mehrere theoretische Zugriffe herleiten. In seiner flexiblen Gestalt, welche sich je nach situativem Blickwinkel des Textsubjekts ändern kann, erinnert er zunächst an Aristoteles' Entelechie. Statt auf einen festen Kern verweisend, sind demnach materielle Erscheinungen als in Bewegung befindlich zu charakterisieren. Jeder Sache wohnt ein Potenzial, ein Telos, inne, welches sich erst in ihrem jeweiligen Betrachter entfaltet und Form annimmt. Bedient sich Mayröcker dieser Vorstellung, vermag sie dadurch über die biologische Essentialität hinauszugehen. Die biologische Vergänglichkeit wird in Poetisierungsoperationen – darunter in palimpsestartigen Überschreibungen und Analogiebildungen – überwunden, sodass die Physis zu einem semiotischen Konstrukt avanciert. Der Körper wird buchstäblich *be-schrieben* und ist als solcher selbst Teil der Sprache. So trifft der Leser etwa auf die „KONSONANTEN meines gekreppten Haars“ (Mayröcker, 2012: 39) oder beschaut „an Elys Wimpern die Weltseele“ (Mayröcker, 2012: 89). Man wird des Gegebenen als Möglichkeit gewahr. Um nicht an der Faktizität der Außenwelt zu scheitern, welche die Erzählerfigur an sich nicht erfüllen kann, wird das Sichtbare zur metaphorischen und ästhetischen Folie.

Auf dieser Basis erweist sich Mayröckers literarischer Produktionsprozess als transzendenter Akt, die Suche nach dem Paradies als poetologische Herausforderung (vgl. Bühlbäcker, 2002: 37): „Das Ich verortet den Ursprung seiner Schrift im (göttlichen) Anderen“ (Strohmaier, 2008: 127). Die Autorin verbindet mit dem Schreiben somit eine sakrale Erfahrung, die das rein Profane überschreitet, indem sie gleichsam „poetische und religiöse Praxis analogisiert“ (Strohmaier, 2008: 120) sowie differente Sphären wie Natur und Kultur oder Körper und Geist in einer monadischen Komposition vereint: „ich vermähle mich mit den Objekten, nehme ihr(e) Gestalt an, ich bin genesen, ich meine dieser Traum hatte mich gesund = gemacht“ (Mayröcker, 2012: 127). Die Performanz der Spracharbeit heilt den Riss zwischen innen und außen und lässt eine faktisch nicht einlösbare kosmologische Einheit erst im Modus des Fantasierens denkbar werden. Wendt rückt diese Methode gar in die Nähe der Mystik, wobei sich das Göttliche und Absolute in Mayröckers Texten im Wort chiffriert (vgl. Wendt, 2002: 196).

Diese Vereinigungsprozesse lassen sich ebenso mit jüngeren Theorieanleihen erklären. Die Trennung „separate[r] Einheiten“ bildet gemäß des aus den *postcolonial* und *media studies* hervorgegangenen Hybriditätsansatzes „die Grundvoraussetzung für [...] Verschmelzungen“ (Fabo, 1997: 177). Mayröckers sprachbildnerische Amalgamierungen folgen einer „offene[n] Logik [...] durch die Prozessualitäten einer permanenten De- und Reterritorialisierung, die Verschiebung von Grenzen, die aspektuale und temporale Reartikulation von Schranken, Neu-Definierungen, Verwerfungen, erneuerten Anfängen“ (Reck, 1997: 114). Wie auch in den benannten Disziplinen lotet *ich sitze nur GRAUSAM da* Fragen der Ich-Konstitution in einem für die Hybridität charakteristischen Spannungsfeld aus (vgl. Spielmann, 2010: 70). Darin scheint das Ego

stets „über den eigenen Körper hinauszugehen, sich in andere Existenzen zu verwandeln oder in andere Materie aufzulösen“ (Kasper, 1999: 30f.). Da die Autorin topografische wie imaginäre „Zwischenzonen und Zwischenräume[n]“ (Kasper, 1999: 53) entwirft, entsteht eine bewegliche Beziehungssachse zwischen Ich und Umwelt.

Diese flexiblen Ortkonfigurationen sind vor allem Wahrnehmungsräume und aufgrund dessen keiner objektiven Plausibilität verpflichtet. Der Bewusstseinsstrom impliziert eine Wahrnehmung, welche die Realität als eine innerlich gespiegelte begreift. „Innen- und Außenwelt kongruieren“ (Lartillot, 2012: 25). Damit Objekte verinnerlicht werden können, modifiziert das Ich in Mayröckers Text deren Aggregatzustände. Daher zeichnet *ich sitze nur GRAUSAM da* eine signifikante Vorliebe für Wasser- und Flüssigkeitsmetaphorik aus. „Es war nicht wirklich 1 Erinnerung es war 1 Bildvorstellung in welcher ich mich als gemalte Figur sah, ich sah mich in der Wiese des Gartens des Landhauses hingegossen“ (Mayröcker 2012: 39). Was diese Ellipse sichtbar macht, ist eine Denkbewegung. Sie setzt mit einem inneren Bild ein, auf das sich die Erzählfigur projiziert, ohne aber darin einen festen Stand zu finden. Im Gegenteil: Aufgrund der gedanklichen Implementierung geht das Textsubjekt seiner personalen Kohärenz verlustig (und verschwimmt ähnlich den Farbkompositionen impressionistischer Gemälde mit dem Grund), sodass es sich etwa immer wieder mit Garten und Pflanzen vereint. Zugleich behält es aber seine Präsenz im performativen Schreibverfahren. „Die Prosa Mayröckers stellt die irreduzible Abhängigkeit des schreibenden Subjekts von seinem Schreiben als Bedingung seiner Möglichkeit heraus, das schreibende Subjekt ist verstrickt in seine Schrift.“ (Strohmaier, 2012: 124)

Im poetischen Stream of Consciousness durchdringen sich Kunst und Natur gegenseitig. Dass der Leser dieser sich ständig neu ereignenden Übergänge und Hybridisierungen gewahr wird, verdankt sich der Medialität der Sprache. Letztere erweist sich als Existenzmodus, weil sie den psychologischen und ästhetischen Ausdrucksweisen des Ich keinerlei Grenzen setzt. Ihr inhärierter Zug des Mittlers zwischen Produzenten und Rezipienten, Sender und Empfänger. Jenseits der eigentlich technischen Kontextualisierung von Medien *rückt die Philosophin Sibylle Krämer die Träger* von Botschaften in ihrer Studie *Medium, Bote, Übertragung. Kleine Metaphysik der Medialität* in die Nähe der Religion. Medien können „durch ihre Übermittlungstätigkeiten einen intermediären Raum entstehen lassen, der zwischen den voneinander abweichenden Welten des Göttlichen und Menschlichen situiert ist“ (Krämer, 2008: 123). Sieht Mayröcker in ihrem Schreiben eine in jeder Hinsicht transzendente Operation, steht die Durchlässigkeit ihrer Sprache im Lichte tieferer Sinngenerierung. Sie ist allmächtig und prinzipiell völlig frei – stellt sie doch die feste Einheit von Bedeutung und Zeichen massiv infrage. Durch sie findet eine Besetzung des Körpers statt, der sich im Moment seiner Überschreibung als Kunstwerk präsentiert. „Der Körper wird demnach [...] durch die Ordnung des Symbolischen formatiert.“ (Strohmaier, 2008: 24) Er ist Träger und Transporteur diskursiver Substanz.

Wie die Sprache avanciert auch die Physis zum Medium: „und dann sind meine Augen das empfangende Organ: ich empfangen den Liebsten durch meine Augen welche

weit aufgerissen alles verschlucken verschlingen“ (Mayröcker, 2012: 63). Anhand dieser Vorgangsbeschreibung wird ersichtlich, dass der *Körper immersiv wirkt*. Er repräsentiert eine Passage zwischen Innen- und Außenraum, indem seine Öffnungen externe Einflüsse aufnehmen, um diese sodann in poetisches Sprachwerk zu transformieren. Dabei „kommt dem Leib eine textgenerierende Funktion zu“ (Strohmaier, 2008: 24). Zieht man diesbezüglich eine Verbindungslinie zur klassischen Medienwissenschaft, so liegt dieser zunächst eine technische Definition zugrunde: „Ein Medium ist ein Mittel zur Übertragung von Informationen [...] und damit zugleich als Mittel der Übermittlung auch in der Mitte des Transferprozesses situiert.“ (Münker, 2009: 39) Mayröckers Ansatz weist aber darüber hinaus, insofern die tagebuchartigen Notate in *ich sitze nur GRAUSAM da* keineswegs auf der Ebene bloßer Beobachtungsdeskriptionen verbleiben. Die Verinnerlichungsprozesse zeichnen sich durch performative Akte aus und stehen im Lichte künstlerischer Verwandlungen. Somit resultiert aus dieser Form der Medialität ein Surplus. Vermittlung heißt Miterzeugung. Wie auch Marshall McLuhan weist Krämer auf die Eigendynamik und prägende Funktion der Mittlerinstanzen hin: „Es ist dies die Überzeugung, dass Medien nicht nur der Weiterleitung von Botschaften dienen, vielmehr am Gehalt der Botschaften – irgendwie – selbst beteiligt sein müssen.“ (Krämer, 1998: 73) Lokalisiert man in der Körperinszenierung des Textsubjektes aus Mayröckers verzweigtem Prosateppich ein mediales Dispositiv, so gestaltet es die Perzeption von Natur und Lebensalltag unmittelbar mit. Gerade im Hinblick auf Krämers Theoriegebäude, worin sie Theologie und Medienwissenschaft zu einer Mediologie synthetisiert, lässt sich ein solcher Körper geradezu sakralisieren. Transporteure von Botschaften gleichen hierin „ortlose[n] Mittler[n] zwischen dem Himmlischen und Irdischen“ (Krämer, 2008: 122). Sie können „durch ihre Übermittlungstätigkeiten einen intermediären Raum entstehen lassen, der zwischen den voneinander abweichenden Welten des Göttlichen und Menschlichen situiert ist“ (Krämer, 2008: 123). Da die Wiener Schriftstellerin ihr Schreiben, wie bereits erwähnt, als ekstatische Selbsterweiterung begreift, ist die *künstlerische Konstituierung des* Physischen mit einer heiligen Aura verbunden. Der Körper steht für eine magisch-osmotische Schwelle, die zwar im Realen gründet, aber auf das Utopische und Imaginäre zielt.

### 3 Die biopolitische Dimension

In seiner hybriden, medialen und diskursiven Gestalt beansprucht Mayröckers Körperbild eine Autonomie im umfassenden Sinne. Es erweist sich als ein Dazwischen, als konstellatives Bindeglied, das sich jedoch jedweder Vereinnahmung entzieht. Wie ein Kunstwerk generiert der Körper seinen Sinn aus sich heraus und lässt sich als performative Größe beschreiben. Er manifestiert sich in einem poetischen Strom, worin sich Impressionen, Erinnerungen sowie kreative Denkbewegungen vermischen.

Setzt man dieses Verständnis ins Verhältnis zur sozialen Wirklichkeit, werden auch die politischen Implikationen von Mayröckers Prosaschrift offenkundig. Die Protheti-

sierung, Evaluierung und Kapitalisierung des Körpers wie gleichsam seine gesellschaftliche Wertbemessung anhand von Effizienzkriterien stehen ihrem offenen und hybriden Ansatz entgegen. Die Vorstellung der physischen Gesamtheit als verfügbares Objekt ruft unmittelbar den an Michel Foucault orientierten Begriff der Biomacht auf. Ausgehend von der Annahme, die moderne Gesellschaft basiere auf einer Disziplinar- und Überwachungsordnung, steht der Körper des Individuums im Zentrum der Kontrolle. Die Biomacht hat regulierende Funktion, wodurch sie den Fortbestand der sozialen Gemeinschaft sichert und zugleich darauf aus ist, „das Leben zu optimieren“ (Foucault, 1999: 284). Der politische Herrschaftsmechanismus vollzieht sich als fortwährende Selektion im Hinblick auf Leistungsfähigkeit (vgl. Foucault, 1999: 300–302). Dem Leben steht das Prädikat ‚lebenswert‘ nur dann zu, wenn es sein Soll für das kollektive Ganze erfüllt. „Nicht die singuläre Existenz von Menschen, sondern deren biologische Eigenschaften, die auf der Ebene von Bevölkerungen erhoben werden, sind Gegenstand der Biopolitik.“ (Lemke, 2008: 81) Die Linie zwischen Exklusion und Inklusion regelt folglich das Zusammenleben und verläuft direkt durch den Körper selbst.

Dass das kränkliche und in hohem Alter befindliche Ich – „körperlich und seelisch fühlt sie sich geradezu beherrscht von der Zeit“ (Kunz, 2004: 108) – trotz seiner Verfallsmerkmale Autonomie für sich in Anspruch nimmt, indem es sich als ein zeugender Kunstorganismus in Szene setzt, verdeutlicht die Opposition, welche die Autorin gegenüber der sozialen Realität aufmacht. „Weit entfernt davon, in irgendeiner Weise ‚natürlich‘ zu sein, ist Alter soziale Konstruktion und insofern Gegenstand gesellschaftlicher Diskurse.“ (Göckejan, 2009: 287) Das Körperbild in *ich sitze nur GRAUSAM da* entspricht einer immateriellen Existenzform, die weder technisch noch in irgendeiner Art und Weise regulativ erfassbar wird. Sie entzieht sich dem Zugriff der Macht und Aussonderung, wie sie potenziell Menschen in hohem Alter droht (vgl. Göckejan, 2009: 288). Gleiches gilt für die abendländische Dualität zwischen Körper und Geist (vgl. Elm, 2009: 368), welche hier in ein monadisches Konzept mündet: „So lesen sich denn die Texte Mayröckers nicht nur als Auseinandersetzung mit dem Tod, sondern auch oder vor allem als Beschäftigung mit dem Noch-Sein.“ (Kunz, 2004: 115) Insofern die strikte Trennung zwischen innen und außen zugunsten eines poetischen Möglichkeitsraumes wegfällt, wird der Leser einer paradoxen Physis in der Schwebelage gewahr, deren Medialität und Hybridität auf Durchlässigkeit, Empfänglichkeit und Konnektivität aufbauen. „Der Text wird zum Ort der Realisierung, genauer wohl: der Kompensation, von dem, was real nicht sein kann: Er wird – zum Medium einer nicht abgeschlossenen Bewegung, die ins Unendliche dringen will.“ (Kunz, 2004: 121) Dem Körper als Poetisierungsfläche und lebendige Textgestalt ist damit das Projekt der erlebten und erdachten Freiheit zu eigen.

Zusammenfassend liest sich Mayröckers Werk *ich sitze nur GRAUSAM da* als ein virtuosos Loblied auf die Sprache. Ihr wohnt ein transzendierendes und transformierendes Vermögen inne, das sich in einer produktiven Mitte äußert: Einerseits speist sie sich aus dem Leben selbst und dient als Wahrnehmungskanal. Andererseits ist sie durch die Potenz gekennzeichnet, die Grenzen und Normen des Faktischen zu

überwinden. Indem sie Brücken zwischen Innen und Außen schlägt, zeugt sie von utopischem Impuls. Sie lotet frei nach Robert Musil den Möglichkeitssinn aus, um die brüchige Wirklichkeit zu bewältigen.

## Literaturverzeichnis

- Bühlbäcker, Hermann (2002): „Vom erinnerten Urbild zur poetischen Textur“. Zur Konstruktion poetischer Subjektivität in Friederike Mayröckers Gedicht „Der Aufruf“. In: Friederike Mayröcker oder „das Innere des Sehens“. Studien zu Lyrik, Hörspiel und Prosa. Hrsg. v. Renate Kühn. Bielefeld: Aisthesis, S. 25–38.
- Elm, Ralf (2009): Leib / Leiblichkeit. In: Handbuch Anthropologie. Der Mensch zwischen Natur, Kultur und Technik. Hrsg. v. Eike Bohlken u. Christian Thies. Stuttgart / Weimar: Metzler, S. 367–371.
- Fabo, Sabine (1997): Bild / Text / Sound – Hybride des Digitalen?. In: Hybridkultur: Medien, Netze, Künste. Hrsg. v. Irmela Schneider und Christian W. Thomsen. Köln: Wieland, S. 117–192.
- Faßler, Manfred (1996): Umgebungen postheroischer Körper. In: KörperDenken. Aufgaben der Historischen Anthropologie. Hrsg. v. Frithjof Hager. Berlin: Dietrich Reimer, S. 222–231.
- Foucault, Michel (1999): In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France (1975–76). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Göckejan, Gerd (2009): Alter. In: Handbuch Anthropologie. Der Mensch zwischen Natur, Kultur und Technik. Hrsg. v. Eike Bohlken u. Christian Thies. Stuttgart / Weimar: Metzler, S. 287–290.
- Kasper, Helga (1999): Apologie einer magischen Alltäglichkeit. Eine erzähltheoretische Untersuchung anhand *mein Herz mein Zimmer mein Namen* (Dissertationsschrift). Innsbruck: Institut für Germanistik an der Universität Innsbruck.
- Kastberger, Klaus (2012): Auf der Bleistiftspitze des Schreibens. 20 Fußnoten zu Friederike Mayröcker. In: „Einzelteilchen aller Menschengehirne“. Subjekt und Subjektivität in Friederike Mayröckers (Spät-)Werk. Hrsg. v. Françoise Lartillot, Aurélie Le Née u. Alfred Pfabigan. Bielefeld: Aisthesis, S. 31–45.
- Krämer, Sybille (1998): Das Medium als Spur und als Apparat. In: Medien. Computer. Realität. Wirklichkeitsvorstellungen und Neue Medien. Hrsg. v. Sybille Krämer. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 73–93.
- Krämer, Sybille (2008): Medium, Bote, Übertragung. Kleine Metaphysik der Medialität. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kunz, Edith Anna (2004): Verwandlungen. Zur Poetologie des Übergangs in der späten Prosa Friederike Mayröckers. Göttingen: Wallstein.
- Lartillot, Françoise (2012): Subjektivität im Spätwerk von Friederike Mayröcker: Erfahrbarkeit des Überraschenden. In: „Einzelteilchen aller Menschengehirne“. Subjekt und Subjektivität in Friederike Mayröckers (Spät-)Werk. Hrsg. v. Françoise

- Lartillot, Aurélie Le Née u. Alfred Pfabigan. Bielefeld: Aisthesis, S. 11–30.
- Lemke, Thomas (2008): Eine Analytik der Biopolitik. Überlegungen zu Geschichte und Gegenwart eines umstrittenen Begriffs. In: Behemoth. A Journal on Civilisation, H. 1, S. 72–89.
- Münker, Stefan (2009): Philosophie nach dem „Medial Turn“. Beiträge zur Theorie der Mediengesellschaft. Bielefeld: transcript.
- Reck, Hans Ulrich (1997): Entgrenzung und Vermischung: Hybridkultur als Kunst der Philosophie. In: Hybridkultur: Medien, Netze, Künste. Hrsg. v. Irmela Schneider u. Christian W. Thomsen. Köln: Wieland, S. 91–117.
- Rilke, Rainer Maria (1996 (EA: 1914)): Es winkt zu Frühling fast aus allen Dingen. In: Rainer Maria Rilke: Werke. Kommentierte Ausgabe in vier Bänden. Bd. 2: Gedichte 1910 bis 1926. Hrsg. v. Manfred Engel u. Ulrich Fülleborn. Frankfurt a. M.: Insel, S. 113.
- Spielmann, Yvonne (2010): Hybridkultur. Berlin: Suhrkamp.
- Strohmaier, Alexandra (2012): „Bekanntnisse haben nichts mit der Wahrheit zu tun“. Zur Performativität der Prosa Friederike Mayröckers. Punktuelle Anmerkungen. In: „Einzelteilchen aller Menschengehirne“. Subjekt und Subjektivität in Friederike Mayröckers (Spät-)Werk. Hrsg. v. Françoise Lartillot, Aurélie Le Née u. Alfred Pfabigan. Bielefeld: Aisthesis, S. 115–130.
- Strohmaier, Alexandra (2008): Logos, Leib und Tod. Studien zur Prosa Friederike Mayröckers. Paderborn: Wilhelm Fink.
- Wendt, Doris (2002): Mystik und Sprache in Friederike Mayröckers *Stilleben* und *brütt oder Die seufzenden Gärten*. In: Friederike Mayröcker oder „das Innere des Sehens“. Studien zu Lyrik, Hörspiel und Prosa. Hrsg. v. Renate Kühn. Bielefeld: Aisthesis, S. 191–210.



---

# KULTURKONTAKT UND TRANSLATOLOGIE

---

## Estland im Spiegel der deutschen Presse

Lionel Picard (Paris / Dijon)

### **Abstract**

*Estland wird in den deutschen Medien gewöhnlich nur wenig Platz eingeräumt. Welches Bild des Landes vermittelt die deutsche Presse? Herrschen wirtschaftliche Themen vor oder werden auch weitere Aspekte behandelt? Greift die Presse auf Klischees zurück, oder kommt es zu einer vorurteilslosen Berichterstattung? Sind die Artikel frei von geschichtlichen Aspekten oder wird auf bestimmte geschichtliche Ereignisse hingewiesen? Diesen Fragen soll anhand einer Analyse unterschiedlicher journalistischer Artikel (Die Zeit, Der Spiegel, FAZ, taz) nachgegangen werden, um ein umfangreiches Bild Estlands in der deutschen Presse zu skizzieren.*

*German media usually pay little attention to Estonia. What image of this country is conveyed the German press? Are economic topics dominant as main issues, or does the press deal with others? Does the press apply prejudices, or is an impartial report possible? Are the articles free of historical aspects, or do articles contain numerous references to historical events? These questions are addressed – and an overview of Estonia in the German press is provided – through an analysis of articles from a weekly newspaper (Die Zeit), a news magazine (Der Spiegel) and two newspapers with different political tendencies (FAZ, taz).*

### **Keywords**

*Presse, Diskursanalyse, Estland  
press, discourse analysis, Estonia*

## **1 Einleitung**

„Machen wir uns nichts vor: Als wir sagten, wir fahren ein paar Tage nach Tallinn, kam die Frage: ‚Ach, und wohin genau in Italien?‘“ (Frenzel, 2006)

Mit diesem Satz beginnt ein Artikel in der Reise-Beilage der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (FAZ). Zutreffend zeigt dieses Zitat, wie unwissend der Leser ist, oder für wie unwissend er gehalten wird. Reicht es, wenn eine Zeitung schreibt, Estland sei ein

Land, „das so weit im Osten der EU liegt, dass die Ostsee hier Westmeer heißt“ (Puhl, 2010), oder ein Land, „das ungefähr so groß ist wie Niedersachsen und nicht viel mehr Einwohner als München hat“? (Baltzer, 2010) Eben diese Unwissenheit ist der Ausgangspunkt der nachfolgenden Analyse. Mit welchen Themen und wie berichtet die deutsche Presse über ein Land, wenn die Medien davon ausgehen, dass der Leser es so gut wie nicht kennt?

Im nordöstlichen Europa gelegen, sorgt das bevölkerungsarme Estland nur selten für Schlagzeilen. Vor allem bei großen Ereignissen mit europaweiter Resonanz interessieren sich die deutschen Medien für dieses Land, z. B. als es im Mai 2004 der EU beitrug, als es am 1. Januar 2011 den Euro einführte, als Tallinn im Jahr 2011 europäische Kulturhauptstadt war. Ansonsten taucht der Name eher beiläufig auf, sei es unter anderen Ländernamen in einem Ranking, als Beispiel für Osteuropa oder für einen baltischen Staat, oder unter vermischten Artikeln und Kurzmeldungen.

Dennoch werfen einige Presseartikel ein besonderes Licht auf Estland, und diese Studie will versuchen, am Beispiel von einigen in den letzten 15 Jahren veröffentlichten Artikeln das vermittelte Bild Estlands zu skizzieren. Es wurden sämtliche Artikel berücksichtigt, die in *Spiegel*, *FAZ*, *taz* und *Zeit* oder im jeweiligen Webangebot zwischen 2000 und 2015 erschienen und sich auf Estland beziehen, mit Ausnahme der Beiträge, die einen rein wirtschaftlichen Charakter haben, Estland als Oberbegriff für Osteuropa verwenden oder Estland nur in einem Ranking nennen. Die übrigen Artikel können als relevant angesehen werden, da sie jenseits einer wirtschaftlichen Logik die Perspektive deutscher Journalisten verraten. Um sich mit diesem Material zu befassen, wurde mit interpretativen Verfahren der Diskursanalyse gearbeitet, die die sprachliche Konstruiertheit der Realität erforschen soll (Keller, 2007). Da die ausgewählten Artikel in unterschiedlichen Ressorts (Politik, Wirtschaft, Reise, Umwelt, Wissenschaft) veröffentlicht wurden, entwerfen sie ein umfangreiches Bild Estlands.

Zunächst soll die Darstellung der wirtschaftlichen Attraktivität Estlands analysiert werden, dann die der Identität des Landes und schließlich das Bild, das von den Menschen gezeichnet wird.

## 2 Wirtschaft

Vor allem wirtschaftliche Themen lenken die Aufmerksamkeit deutscher Medien auf Estland. Ab dem Jahr 2000 wurde das Interesse der deutschen Medien durch ein Projekt mit vielversprechenden Verdienstmöglichkeiten geweckt. Die estnische Regierung nahm sich vor, die weltgrößte Erbgutdatenbank zu schaffen. Der *Spiegel* berichtet vom Projekt auf einer ganzen Seite. Noch bevor das eigentliche Thema angeschnitten wird, wird der Leser von den Leistungen und Vorteilen des Landes überzeugt. Estland sei eine „Bastion des Fortschritts“ (Albrecht / Krumm, 2000), und eine „benedete Avantgarde“, die zur Zeit der UdSSR als „beinahe westliches Urlaubs- und Einkaufsparadies“ galt und heute „an die Weltpitze“ der Gentechnik gehen will. Nach einer solchen

Einleitung erwarten die Leser ein Loblied auf das ehrgeizige Projekt. Die folgenden Artikel in der Presse haben denselben Klang (Schimmeck, 2003). Erst als die Investoren ihr Versprechen nicht halten und die Finanzierung fehlt, wagt es die Presse, von einer „Illusion“ (Schuh, 2004) zu sprechen. Der Leser darf sich fragen, ob die Presse sich vom ambitionierten Vorhaben beeindruckt ließ, oder ob sie von Anfang an nicht wirklich an den Erfolg glaubte (dies aber nicht zu behaupten wagte). Über den Misserfolg wird eher mit Wohlwollen berichtet. Tatsächlich stand das Genforschungsprojekt unter dem für Estland oft beschworenen Zeichen der Modernität. In kaum einem Artikel fehlt der Hinweis auf die Beliebtheit der modernen Kommunikationstechnologien. Erwähnenswert ist die Tatsache, dass der Internetdrang (Winkelmann, 2007: 111–114) immer anhand derselben Beispielen veranschaulicht wird: „fast 90 Prozent der Bankgeschäfte werden mittlerweile online abgewickelt“ (Puhl, 2004), die „Regierung tagt papierlos mit Laptops“ (Scherff, 2010), wozu der *Spiegel* schlicht resümiert: die Esten „leben in einer vollvernetzten Digitalrepublik“ (Hoppe / Puhl, 2011: 50). Nicht umsonst kommt der Begriff „e-stonia“ (Der Spiegel, 2005a) öfters vor. Er wird zu einem Markenzeichen für das Land, das von der Presse gern verwendet wird. Er klingt modern und fasst in einem einzigen Wort die Modernität zusammen, die das Land umgibt. „Der Staat garantiert allen Bürgern ein Recht auf Internetzugang“ (Fishman, 2011) ist wahrscheinlich das meist wiederholte Mantra für die Bedeutung der modernen Technologien in Estland. Das „Land von Skype“ (das Aushängeschild des Landes) mit der „schnellsten Breitbandverbindung der Welt“ (Stöckel, 2014) scheint in einer anderen Welt zu leben. Die deutschen Journalisten staunen darüber, dass die Esten vor der rasanten Entwicklung der Technologie keine Angst bekommen. Risiken wie Hacking und Datenraub sind bekannt, aber die Esten nehmen die Gefahren gelassen in Kauf. Die Gelassenheit und das Vertrauen in eine bessere Zukunft sind offenbar zwei Stärken der Esten.

Die Wirtschaftsentwicklung wurde bis 2007 bejubelt, weil alle Zahlen Rekordwerte erreichten, die in der ganzen EU nach ihresgleichen suchten. Der „Musterschüler Estland“ (Puhl, 2010) erlebte einen so großen Aufschwung, dass ein schwieriges Ende fast vorprogrammiert war. Aber das Land ging durch die Krise mit einschneidenden Reformen, die die Journalisten heute noch stutzig machen. Die Esten nehmen die Drosselung der öffentlichen Mittel offenbar ohne Beschwerden hin. Die *FAZ* bilanziert das Erfolgsrezept Estlands und staunt: „Umso eindrucksvoller wirkt, mit welcher Disziplin die Esten die Krise bewältigen“ (Balzter, 2010). Mit seiner hohen Wettbewerbsfähigkeit und liberalen Marktwirtschaft, so die *FAZ*, sei „Estland unter den mittel- und osteuropäischen Staaten der beliebteste Standort“.

An dieser Bemerkung wird ein Unterschied in der Berichterstattung deutlich. Während der *Spiegel* und die *FAZ* vor allem die guten Ergebnisse der estnischen Wirtschaft betonen, unterstreicht die *taz* die Kehrseite der Reformen. Sie ist die einzige Zeitung, die die sozialen Konsequenzen der Kürzung von Renten und Krankengeld und den Anstieg der Armut überhaupt thematisiert (Wolff, 2011a). Die Wirtschaftsdaten sprechen jedoch für den Erfolg Estlands, den selbst die *taz* anerkennen muss. Der mehrmals benutzte Vergleich mit Luxemburg zeigt, dass der kleine baltische Staat ohne Zweifel zur

EU-Spitze gehört. Die Vergleiche sind ein effizientes rhetorisches Mittel, damit der Leser mit dem Hinweis auf ein ökonomisch angesehenes Land das Ausmaß des Erfolgs besser versteht. Mit einem treffenden Vergleich kann auch die ganze Wirtschaftspolitik des Landes versinnbildlicht werden. Die *Zeit* behauptet, man müsse wissen, dass „Estland im Grunde so etwas ist wie eine Staat gewordene FDP“ (Bittner, 2010) sei, um die Fähigkeit der Bevölkerung zu verstehen, sich den Reformen anzupassen.

### 3 Identität des Landes

Die Frage nach der Identität des Landes lässt sich nicht so schnell klären. Estland als kleines Land zu bezeichnen reicht bei weitem nicht aus, um das Land zu charakterisieren. Oft ist vom „kleinen baltischen Staat“ die Rede. Dieser Ausdruck wird gern verwendet, obwohl er eigentlich nicht zutrifft. Das erklären einige Artikel: Estland verstehe sich eher als „nordisch“ denn als „baltisch“ (Thielbeer, 2007). Denn „Esten fühlen sich seit jeher mehr als Skandinavier, denn als Balten“ (Gehrmann, 2004). Die Beziehungen zu Russland eignen sich besser, um die Identitätssuche Estlands zu kennzeichnen. Jahrzehnte lang war Estland eine der 15 sozialistischen Republiken der Sowjetunion. Als Estland 1991 seine Unabhängigkeit erklärte, wollte das Land so schnell wie möglich die Lebensverhältnisse ändern (Raun, 2001: 222–243). Für den *Spiegel* ist das eine Erklärung für den schnellen Wandel am Ende der sowjetischen Ära (vgl. Puhl, 2004). Die Beziehungen mit Russland bleiben gespannt. 2005 wird der estnische Staatspräsident zu den Moskauer Feierlichkeiten zum 60. Jahrestag des Kriegsendes eingeladen, lehnt aber seine Teilnahme ab. Das estnische Verständnis der Geschichte wird in einem Interview mit dem *Spiegel* erläutert (vgl. Der Spiegel, 2005b). Die Befreiung von den Nazis wird als Tag der Besetzung durch die Sowjets verstanden. Die Polemik wird zwei Jahre später fortgeführt mit einem Streit um den ‚Bronzesoldaten‘, ein Kriegsdenkmal in Tallinn (vgl. Chillaud, 2012: 91–96). Der Abriss sowjetischer Kriegsdenkmäler wird gesetzlich erlaubt, und die empörten Reaktionen aus Moskau lösen eine heftige Auseinandersetzung aus, die von der deutschen Presse mit Interesse verfolgt wird. Waren die russischen Soldaten, „Befreier oder Besatzer“, fragt der *Spiegel* (Der Spiegel, 2007)? Denn die UdSSR annektierte Estland 1940, bevor das Land 1941 von deutschen Truppen besetzt wurde, die 1944 erneut durch die Rote Armee ersetzt wurden.

Estland als Opfer fremder Mächte darzustellen ist ein Klischee in den deutschen Medien, denn die historische Entwicklung prägt das Bild des Landes (vgl. Bläser, 2014: 48). Die *Zeit* erklärt, dass viele Esten „heute von 700 Jahren Sklaverei sprechen“ (Thadden, 2003). Dennoch fällt das Urteil über diese Epoche differenzierter aus. Die Deutschen, die das Land 1941 von den Sowjets befreiten, werden laut diesem Artikel von den meisten Esten als Befreier wahrgenommen, während die Rote Armee, die 1944 die Nazis gejagt hat, als Besatzungsgruppe betrachtet wird. Die Eröffnung des Okkupationsmuseums in Tallinn im Jahre 2003 ist der Anlass für einen Artikel der *FAZ* über den Umgang der Esten mit ihrer Geschichte: „Diese Vergangenheit kannte indes auch in

Estland schwarze Flecken“ (Lucius, 2003). Die deutschen Medien interessieren sich sehr für die Aufarbeitung der Geschichte des Zweiten Weltkriegs in Osteuropa. Ein FAZ-Autor weist darauf hin, dass 2003 zum ersten Mal des Holocausts gedacht werden soll. Die Aufarbeitung des Zweiten Weltkriegs und der Verantwortung für die Verbrechen soll in Estland noch lange dauern (vgl. Jacob, 2004: 212). Die *taz* erinnert daran, dass verschiedene Nichtregierungsorganisationen und Staaten Estland vorgeworfen haben, „die Mehrzahl der Holocaust-Täter nie bestraft und unzureichend verfolgt zu haben“ (Wolff, 2012b). Für deutsche Medien ist es erstaunlich, wie die deutschen Wehrmachtssoldaten in Estland wahrgenommen werden (vgl. Isberg, 1992: 44). Dass die Freiwilligen, die der SS-Division beigetreten sind, heute noch geehrt werden, scheint unfassbar. Die grün-linksliberale *taz* berichtet über die offizielle Zeremonie für die 20. SS-Division provokativ mit dem Titel „Die SS als Freiheitskämpfer“ (Wolff, 2012a). Manch ein Leser der *taz* dürfte bei dieser Überschrift überrascht gewesen sein, die für deutsche Leser nur ein Oxymoron sein kann. Auch in Estland sorgt dieses Geschichtsverständnis für Unruhe. Die *taz* erwähnt in diesem Kontext die Spannungen mit der russischen Minderheit.

Die Bevölkerung Estlands ist keineswegs homogen, wie der deutsche Leser es vielleicht annehmen könnte. In fast jedem Artikel über die Bevölkerung findet sich die Information, dass die russische Minderheit ca. 30 % der Bevölkerung ausmacht. Da dies so oft angegeben wird, darf davon ausgegangen werden, dass die deutschen Leser die Spannungen mit Russland sonst nicht so gut verstehen könnten. Russland ist nicht nur der frühere Besatzer des Landes und der große Nachbar. Die Aufarbeitung der Vergangenheit wird umso schwieriger, weil fast ein Drittel der Bevölkerung in Estland Russen<sup>1</sup> sind. Vor allem die FAZ interessiert sich für die Lage dieser Minderheit in Estland. Ein Beitrag über die estnische Hauptstadt und die Situation der Russen spricht Bände:

Die Esten begegnen ihnen mit kühler Distanz und einem Blick, der von Geringschätzung erzählt. Betritt man ein Geschäft und bittet in russischer Sprache um Auskunft, kann es leicht passieren, daß man keine Antwort erhält und in böse Augen blickt. (Mühl, 2005)

Der Artikel vermittelt das Bild eines starken Antagonismus zwischen Russen und Esten im Alltag. Die schwierigen Beziehungen spitzen sich zu, sobald die Geschichte Gegenstand einer Auseinandersetzung wird. Die Entfernung des Kriegsdenkmals in Tallinn oder die Ehrung der freiwilligen Esten in der SS sind Themen, bei denen in der Berichterstattung auf die russische Minderheit hingewiesen werden sollte, damit der Leser die Brisanz des Themas richtig begreifen kann. Der Konflikt betrifft nicht nur die Beziehungen mit Russland, es ist auch ein innenpolitischer Konflikt. Die deutschen Zeitungen erklären, wie sich Russen in Estland diskriminiert fühlen können, etwa dass

---

<sup>1</sup> Der Begriff „Russen“ fasst in der deutschen Presse die vielfältigere komplexe Realität (ethnische Russen, russische Staatsbürger, russischsprachige Esten usw.) zusammen, auf die nicht genauer eingegangen wird.

es auch heute noch russischsprachige Menschen in Estland gibt, die keinen estnischen Pass haben. Viele Artikel, die sich mit der Minderheit befassen, erwähnen diese auf deutsche Leser möglicherweise merkwürdig wirkende Situation als Beweis für den Ausschluss der Russen aus der estnischen Gesellschaft. „Die Russen suchen ihren Platz im Land“ (Veser, 2015), fasst ein Beitrag zusammen.

Die FAZ betont ihrerseits die Bedeutung der Sprache (Gilly, 2002: 328–331). Die Einwohner Estlands mit russischem Hintergrund hätten die gleichen Rechte und Probleme wie die Esten, aber viele seien dadurch benachteiligt, dass sie nur unzureichend Estnisch sprechen können. Im Jahre 2011 erklärt die FAZ, dass man die estnische Staatsbürgerschaft nur nach einer erfolgreichen Sprach- und Verfassungsprüfung bekommen kann (Champonnois, 2004: 259). Die Vergangenheit sei der Grund für die schlechten Beziehungen, denn „der estnische Staat sieht in den ‚Russen‘ die Nachfolger der Besatzer, die unter Stalin das Land terrorisiert haben. [...] Das Unbehagen an den slawischen Nachbarn ist Konsens in der estnischen Mehrheit“ (Schuller, 2011). Als die estnischen Schulbehörden von den russischen Lehrern verlangen, dass sie ihr Sprachniveau in Estnisch von B2 auf C1 erhöhen, hagelt es Kritik: „Amnesty International hat das Sprachinspektorat für seine ‚repressive‘ Politik kritisiert.“ (Schuller, 2011) Gerade der Hinweis, Estnisch sei „eine schwere Sprache“ (Schuller, 2011), vermittelt dem Leser das Gefühl, ein Teil der Bevölkerung Estlands werde verfolgt. Die FAZ beschäftigt sich regelmäßig mit Fragen zu ethnischen Minderheiten in Europa, und ihr Urteil in einem 2007 veröffentlichten Artikel ist noch härter: „Die Russen werden als Bürger zweiter Klasse behandelt“ (Thielbeer, 2007). Dieser radikale Satz überrascht in einem Artikel mit dem Titel *Beispielhaftes Estland*, dessen erster Satz lautet: „Estland ist ein Musterland unter den neuen EU-Mitgliedern“. Dem Leser wird eher der Eindruck vermittelt, Estland sollte für die Integration der russischen Minderheit mehr Sorge tragen, da es finanzpolitisch und wirtschaftlich außergewöhnlich gut abschneidet. Tatsächlich berichtet auch dieser Beitrag der FAZ von den guten Wirtschaftsdaten. Profitiert aber die ganze Bevölkerung von der blühenden Wirtschaft? Die *Zeit* behauptet das Gegenteil. Noch einmal wird die besondere Lage der russischen Minderheit angeprangert:

Und noch ein Problem gibt es, das die neuen Aufsteiger gern verschweigen. 300.000 Russen leben in einer regelrechten Parallelgesellschaft, sie konzentrieren sich vor allem in den tristen Plattenbau-Siedlungen am Rande der Hauptstadt. Die kulturell nach Moskau orientierte Minderheit ist bei vielen Esten regelrecht verhasst – und der relative Verlierer des estnischen Booms. (Bittner, 2010)

#### 4 Das Bild der Menschen

Kurz vor der Einführung des Euro fragen sich die deutschen Medien, ob Estland die gemeinsame Währung überhaupt braucht, und warum es so viele Opfer auf sich nimmt, um die Stabilitätskriterien einzuhalten. Während auf der südlichen Seite des

Euro-Währungsgebiets Griechenland in eine tiefe Krise gestürzt ist und andere Beitrittskandidaten die Einführung lieber verschieben wollen, hält Estland hartnäckig am Ziel fest und nimmt von der estnischen Krone Abschied. Auch wenn die deutschen Zeitungen erklären, Estland habe sich mit dem EU-Beitritt dazu verpflichtet, unterstreichen sie das Paradoxon: „Mitten in der größten Krise des Euro gibt es ein Land, das unbedingt in den Euro-Club aufgenommen werden will: Estland.“ (Scherff, 2010) Noch rätselhafter wird es, wenn man die Meinung der Bevölkerung, die in vielen Umfragen vor und nach der Einführung des Euro erhoben wurde, einbezieht. Wie oft bei Umfragen lässt sich die Meinung der Esten nicht eindeutig ablesen. Die *FAZ* vom 29. Dezember 2010 behauptet, „die Bürger unterstützen Regierung und Notenbank in ihrem Euro-Kurs mit leichter Mehrheit. Das ergeben die jüngsten Umfragen.“ (Scherff, 2010) Fünf Tage vorher ging die *taz* viel vorsichtiger mit den Ergebnissen der Umfragen um: „Und was sagen die EstInnen selbst? Eine knappe Mehrheit ist dafür oder dagegen, je nachdem, ob Befürworter oder Gegner die Umfrage in Auftrag gegeben haben.“ (*taz*, 2010) Keine zehn Tage später ist die Stimmung radikal gekippt, oder die Umfragen sind doch nicht so verlässlich, wie die Zeitungen es gern glauben. Die *taz* schreibt nämlich: „Zum neuen Jahr ist Estland dem Euro beigetreten – doch gerade mal ein Viertel der Menschen ist für die neue Währung.“ (Wolff, 2011b) Eins ist sicher: Die Esten haben für die Einführung der gemeinsamen Währung vieles verkraften müssen. Ein Teil der deutschen Presse begrüßt die Anstrengungen des Landes und bewundert die Ausdauer der Esten trotz der harten Sparpolitik: „Estland verordnete sich eine finanzpolitische Rosskur. So kürzte die Regierung die Leistungen für Staatsbedienstete um rund 30 Prozent – ohne dass es zu nennenswerten Protesten gekommen wäre.“ (Der Spiegel, 2010) Tatsächlich staunen die Zeitungen, dass die Esten so standhaft bleiben können. Hier wird das Rätsel um die vermeintliche Mentalität der Esten größer. Offensichtlich hätten die Deutschen eine solche Sparpolitik nicht stillschweigend geduldet. Die Ursache für diese Haltung findet sich vielleicht in der Struktur der Bevölkerung des Landes. Auffallend oft spricht die Presse von den jungen Leuten, die in Estland Verantwortung tragen: „Estland ist wie wenige andere Staaten von der Jugend geprägt und gesteuert, kaum ein Minister, Staatssekretär oder Unternehmensleiter ist älter als gut 40“. (Lucius, 2005) Aber das Gewicht der Geschichte mag auch dazu beigetragen haben. Schon nach der Erklärung seiner Unabhängigkeit musste sich Estland neu erfinden und fand seinen eigenen Weg zum Erfolg: „Es half, dass Estland 1991 heruntergewirtschaftet war, bevölkerungsarm und unbedeutend. Die Esten hatten nichts zu verlieren.“ (Hoppe / Puhl, 2011: 56) Die jungen Leute, die heute Estland politisch und wirtschaftlich führen, verkörpern die Jugend des Landes. Die *taz* benutzt diese Metaphorik für ein Porträt Tallinns:

Die estnische Hauptstadt will zeigen, dass sie mehr ist als der neue kleine Bruder in der Europäischen Union. Ein bisschen erwachsen. Nicht mehr der Teenager, für den selbst viele Esten ihr Land noch immer halten. „Die Stadt ist jung, flexibel und entwickelt sich schnell“, sagt Marje Josing, die Direktorin des estnischen Konjunkturinstituts. Und fügt

mit einem Lächeln hinzu: ‚Aber Tallinn ist auch unerfahren und oft genug ein bisschen dumm.‘ Wie ein pubertierender Jugendlicher eben. (Dobmeier, 2012)

Hier wird auf Klischees zurückgegriffen. Die Jugend ist ein Gemeinplatz in der Berichterstattung über Estland, fast so verbreitet wie die Hinweise auf die allgegenwärtige Technologie im Alltag der Esten.

Mit der Analyse der Darstellung Estlands in journalistischen Texten zeigt sich, welches Charakterbild von den Esten gezeichnet wird. Soll ‚der Este‘ schlechthin gekennzeichnet werden, dann greift der Journalist auf überholte Klischees und Übertreibungen zurück.

So sind die Esten: praktisch und pragmatisch, tolerant und traditionsbewußt und alles andere als leicht erregbar – wenn sie im Zustand äußerster Ekstase das höchste Lob aussprechen, sagen sie: ‚Das ist normal.‘ Das kontrollierte Temperament der Esten sorgt auch in der Altstadt von Tallinn für Verblüffung (Strobel y Serra, 2003)

## 5 Fazit

Estland ist zwar ein kleines Land, das die meisten deutschen Presseleser vermutlich nicht gut kennen. Trotz allem steht es zwar in regelmäßigem Abstand im Rampenlicht der deutschen Medien, aber eigentlich nur selten. Aus diesem Grund sind die deutschen Leser dieser wenigen Beiträge auf die Meinung einzelner Journalisten angewiesen, die das Bild Estlands in der deutschen Presse maßgeblich prägen. Konkrete Anlässe wie der EU- und der Euro-Beitritt Estlands führten zu einer eingehenderen Berichterstattung über dieses wirtschaftlich so erfolgreiche Land. Die Tatsache, dass die gleichen Beispiele oder wirtschaftlichen Daten immer wieder genannt werden, zeigt jedoch, dass die Berichterstattung immer wieder auf dieselben Klischees zurückgreift, wodurch Vorurteile verfestigt werden und den Lesern eigentlich keine wirklich neuen Informationen vermittelt werden. Was sie schon vorher gelesen haben (können), wird lediglich bestätigt oder nur geringfügig ergänzt. Der Mangel an regelmäßig erscheinenden Artikeln führt zu dieser Situation, in der der Leser praktisch stets wieder von null anfängt und nur wenige neue Nachrichten bekommt.

## Literaturverzeichnis

- Albrecht, Bernhard / Krumm, Reinhard (2000): Blut fürs Vaterland. In: Der Spiegel, 18.9.2000, S. 184.
- Baltzer, Sebastian (2010): Der angeschlagene Tiger Estland. In: FAZ, 15.6. 2010, S. 12.
- Bittner, Jochen (2010): Wir sind deutscher als die Deutschen. In: Die Zeit, 22.12.2010, S. 7.

- Bläser, Verena (2014): Zum Russlandbild in den deutschen Medien. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Jg. 64, H. 47 / 48, S. 48–53.
- Champonnois, Suzanne / de Labriolle, François (2004): Estoniens, Lettons, Lituanien. Histoire et destins. Crozon: Armeline.
- Chillaud, Matthieu (2012) : Usage mnémorique et violence symbolique dans les relations russo-baltes. In: Les Etats baltes en transition. Le retour à l'Europe. Hrsg. v. Chillaud Bayou u. Matthieu Chillaud. Brüssel: Peter Lang (= Géopolitique et résolution des conflits, Bd. 13), S. 85–103.
- Der Spiegel (2005): Baltische Weltpremiere: Estland wählt erstmals online. In: Spiegel online, 16.10.2005, <http://www.spiegel.de/netzwelt/web/baltische-weltpremiere-estland-waehlt-erstmal-online-a-379802.html>.
- Der Spiegel (2005): Wunden in der Seele. In: Der Spiegel, 14.3.2005, S. 109.
- Der Spiegel (2007): Befreier oder Besatzer. In: Der Spiegel, 22.1.2007, S. 107.
- Der Spiegel (2010): Estland und der Euro: Krisengeld fürs Balten-Musterlände. In: Spiegel online, 31.12.2010, <http://www.spiegel.de/wirtschaft/soziales/estland-und-der-euro-krisengeld-fuers-balten-musterlaendle-a-737299.html> (4.9.2015).
- Dobmeier, Steffi (2012): Tallinn, Stadt in der Pubertät. In: taz.de, 11.8.2011, <https://www.taz.de/Kulturhauptstadt-2011/!5114525/> (8.9.2015).
- Fishman, Robert B. (2011): Schräge Touren durch Tallinn. In: taz.de, 16.7.2011, <https://www.taz.de/Kulturhauptstadt-2011/!5116479/> (8.9.2015).
- Frenzel, Claudia (2006): Unterwegs. In: FAZ, 11.5.2006, S. R5.
- Gehrmann, Alva (2004): Lahemaa-Nationalpark in Estland: Versteinerte Teufel. In: Spiegel online, 31.8.2004, <http://www.spiegel.de/reise/europa/lahemaa-nationalpark-in-estland-versteinerte-teufel-a-315829.html> (4.9.2015).
- Gilly, Seraina (2002): Der Nationalstaat im Wandel. Estland im 20. Jahrhundert. Bern: Peter Lang.
- Hoppe, Ralf / Puhl, Jan (2011): Ein merkwürdiges Land. In: Der Spiegel, 19.9.2011, S. 50–58.
- Isberg, Alvin (1992): Zu den Bedingungen des Befreiers. Kollaboration und Freiheitsstreben in dem von Deutschland besetzten Estland 1941–1944. Stockholm: Almqvist & Wiksell.
- Jacob, Antoine (2004): Les pays baltes. Indépendance et intégrations. Paris: Alvik.
- Keller, Reiner (2007): Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen. 3. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.
- Lucius, Robert von (2003): Vertrieben, deportiert, ermordet. In: FAZ, 8.7.2003, S. 3.
- Lucius, Robert von (2005): Strittige Zuckerpolitik. In: FAZ, 16.6.2005, S. 8.
- Mühl, Melanie (2005): Der Wind macht die Stadt still. In: FAZ, 15.12.2005, S. R5.
- Puhl, Jan (2004): Baltischer Tigersprung. In: Der Spiegel, 29.3.2004, S. 173.
- Puhl, Jan (2010): Härter und bescheidener. In: Der Spiegel, 31.5.2010, S. 96.
- Raun, Toivo U. (2001): Estonia and the Estonians. 2., neu bearb. Aufl. Stanford: Hoover Institution Press (= Studies of nationalities).
- Scherff, Dyrk (2010): Estland führt den Euro ein und ignoriert die Währungskrise. In: FAZ, 29.12.2010, S. 11.

- Schimmeck, Tom (2003): Patriotisches Kataster. In: *Die Zeit*, 28.5.2003, S. 31.
- Schuh, Hans (2004): Holperfahrt in die Moderne. In: *Die Zeit*, 1.4.2004, S. 45.
- Schuller, Konrad (2011): Unerwünschte Integrationshilfe aus Tallinn. In: *FAZ*, 5.3.2011, S. 6.
- Stöckel, Christine (2014): Die Esten exportieren sich selbst. In: *taz.de*, 30.11.2014, <https://www.taz.de/E-Staatsbuergerschaft-in-Estland/!5027823/> (8.9.2015).
- Strobel y Serra, Jakob (2003): Der Este und der Elefant. In: *FAZ*, 18.9.2003, S. R1.
- taz (2010): Wenig Euro-Begeisterung in Tallinn. In: *taz.de*, 24.12.2010, <https://www.taz.de/Estland-fuehrt-neue-Waehrung-ein/!5130045/> (8.9.2015).
- Thadden, Elisabeth von (2003): Freiheit für das Gemüse. In: *Die Zeit*, 24.7.2003, S. 59.
- Thielbeer, Siegfried (2007): Der Musterknabe. In: *FAZ*, 5.11.2007, S. 14.
- Veser, Reinhard (2015): Fast normale Staatsbürger. In: *FAZ*, 26.2.2015, S. 3
- Winkelmann, Rolf (2007): Politik und Wirtschaft im Baltikum. Stabilisierung von Demokratie und Marktwirtschaft in Estland, Lettland und Litauen. Saarbrücken: VDM Verlag Dr. Müller.
- Wolff, Reinhard (2011a): Haushalt im Soll, Sozialstaat kaputt. In: *taz.de*, 22.8.2011, <https://www.taz.de/Estland-steht-bei-Ratingagenturen-gut-da/!5113670/> (8.9.2015).
- Wolff, Reinhard (2011b): Kritiker warnen vor ‚Eurorubel‘. In: *taz.de*, 2.1.2011, <https://www.taz.de/Einfuehrung-des-Euro-in-Estland/!5129487/> (8.9.2015).
- Wolff, Reinhard (2012a): Die SS als Freiheitskämpfer. In: *taz.de*, 11.1.2012, <https://www.taz.de/Ehrung-von-Alt-Nazis/!5103423/> (8.9.2015).
- Wolff, Reinhard (2012b): „Struktur aus Blut“. In: *taz.de*, 11.1.2012, <https://www.taz.de/Esten-in-der-Waffen-SS/!5103413/> (8.9.2015).

---

# Italien-Stereotype in deutschen Reiseführern

Tania Baumann (Sassari)

## **Abstract**

*Reiseführer spielen bei der Perzeption des Reisezieles seitens der Touristen eine große Rolle, denn diese heterogene, weitgehend gering standardisierte polyfunktionale Textsorte (Fandrych / Thurmair, 2011) trägt wesentlich zur Vermittlung der fremden Kultur bei. Das individuelle Image des Reiseziels wird dabei häufig durch meist positiv besetzte sprachliche Personen- und Ortsstereotype (Quasthoff, 1973; Hartmann, 1989; Pümpel-Mader, 2010) konstruiert.*

*Der vorliegende Beitrag geht aus einer kommunikativ-pragmatischen Perspektive der Frage nach, welche Rolle Stereotype in Reiseführern spielen d. h. an welchen Stellen und in welcher Form sie vorkommen und welche Funktion(en) sie jeweils erfüllen. Als Untersuchungsbasis dient dabei ein Korpus von drei aktuellen deutschen Italien-Reiseführern der bekannten Reihen ADAC Reiseführer plus, Baedeker und Marco Polo.*

*Travel guides play a considerable role in the perception of tourist destinations, since this heterogeneous, rather unstandardised and polyfunctional text genre (Fandrych / Thurmair, 2011) makes a substantial contribution to the mediation of foreign cultures. The individual image of the tourist destination is often constructed using stereotypes concerning places and people (Quasthoff, 1973; Hartmann, 1989; Pümpel-Mader, 2010).*

*This paper is based on a communicative-pragmatic approach, and investigates the role stereotypes play in travel guides, i. e., in which places and what form they appear in the text and what communicative function(s) they carry out. To this end, I analyse a corpus of three recent German travel guides to Italy from the well-known series ADAC Reiseführer, Baedeker and Marco Polo.*

## **Keywords**

*Stereotyp, Textsorten, Reiseführer, Textfunktion(en)  
stereotype, text genre, travel guide, text function(s)*

## 1 Einleitung

Generell suchen heutige Touristen im Urlaub – unabhängig vom Reiseziel – vor allem einen Ausgleich zum Alltag, wobei möglichst ‚alles ganz anders‘ als zu Hause sein soll. Dabei ist die Einstellung zur Urlaubsreise stark emotionalisiert, wie etwa die in touristischen Texten rekurrenten Komposita „Traumurlaub“, „Urlaubstraum“ oder „Urlaubsparadies“ (vgl. Opaschowski, 2002: 61–65) belegen. Damit die Begegnung mit dem Anderen für den Touristen möglichst positiv und erfolgreich verlaufen kann, stellt die Tourismusindustrie „Anleitungen zum Urlaubsglück“ (Baumann, 2015a: 105) in Form von Reiseführern bereit. Sie können zur Vorbereitung bereits vor der Reise rezipiert werden und übernehmen dann vor Ort die Rolle des Reiseberaters sowie des Orts- und Landeskundigen (vgl. Adamzik, 1993: 170). Als multimodales Kommunikat<sup>1</sup> sprechen sie den Leser auch auf sinnlich-emotionaler Ebene an, wozu sowohl das Bildmaterial als auch der teils emphatische Textstil beitragen.

Ähnlich wie die verwandten Textsorten Reisebericht, Reiseprospekt und Tourismuswerbung<sup>2</sup> zielen Reiseführer darauf ab, das Reiseverhalten (potentieller) Touristen zu beeinflussen, wozu die „hohe Stereotypität der Darstellungen einerseits und ihre inhaltliche Engführung auf Exotik andererseits“ (Weidemann, 2007: 618) beitragen. Das Image des Reiseziels und des im Reiseführer beschriebenen „tourist space“ (MacCannell, 1976) wird durch die Tourismusindustrie erst konstruiert, denn die selektiv-fiktionale Wahrnehmung des Urlaubsortes ist struktureller Bestandteil des Tourismus. Die tatsächliche kulturelle Differenz zum Fremden wird dabei ‚überformt‘ (vgl. Weidemann, 2007: 617), da Touristen weniger das Erkennen und Verstehen von Fremdem suchen, sondern vielmehr „die *sinnliche Erfahrung imaginärer Welten*, die Realität der Fiktion“, d. h. sie sind bestrebt, „aus Literatur, Kunst [und] kollektiver Phantasie bekannte Bilder in der materiellen Realität *wiederzufinden*“ (Henning, 1997: 55, 58). In Reiseführern wird die Komplexität der Realität oft auf schematisierte Wissensbestände reduziert, wobei stereotype Darstellungen „konstitutive Bestandteile“ (Pümpel-Mader, 2010: 59) der Textsorte sind.

Wohl kaum ein anderes Land hat die Vorstellungskraft und das Empfinden der Deutschen im Laufe der Jahrhunderte so stark bewegt wie Italien. Der deutschen Italien-Sehnsucht verlieh Goethe mit dem geflügelten Wort vom „Land, wo die Zitronen

<sup>1</sup> Mit Adamzik (2004: 43) verstehe ich *Kommunikat* als Oberbegriff für die von Kallmeyer et al. definierte „Gesamtmenge der in einer kommunikativen Interaktion auftretenden Signale“, während mit *Text* lediglich der sprachliche Teil des Kommunikats bezeichnet wird. Der Terminus *Multimodalität* bezeichnet nach Stöckl (2011: 45) „Texte und kommunikative Handlungen, die mehrere Zeichensysteme (Sprache, Bild, Ton) beinhalten“. Auf die Text-Bild-Relation im Reiseführer gehe ich hier aus Platzgründen nicht ein; sie wurde an anderer Stelle (Baumann, 2015b) eingehender beschrieben.

<sup>2</sup> Analysen der genannten Textsorten bieten etwa Alfrahová, 2011 (Reisebericht); Stoll, 2001 (Reiseprospekt); Held, 2008 (Tourismuswerbung).

blüh'n“ Ausdruck, und seine in der *Italienischen Reise* (1816 / 17) festgehaltenen Eindrücke haben das deutsche Italienbild – und damit auch die Sichtweise heutiger Touristen – so maßgeblich und nachhaltig beeinflusst (vgl. Battafarano, 2007), dass sie bis heute in jedem deutschen Italien-Reiseführer zitiert werden. Der vorliegende Beitrag geht nun aus einer kommunikativ-pragmatischen Perspektive der Frage nach, welche Rolle Stereotype in Reiseführern spielen d. h. an welchen Stellen und in welcher Form sie vorkommen und welche Funktion(en) sie jeweils erfüllen. Als Untersuchungsbasis dient dabei ein Korpus von drei aktuellen deutschen Italien-Reiseführern der bekannten Reihen *ADAC Reiseführer plus* (2012), *Baedeker* (2013) und *Marco Polo* (2013).

## 2 Zum Stereotypbegriff

Mit Stereotypen hat sich insbesondere die Sozialpsychologie beschäftigt, bevor der Begriff 1973 von Quasthoff als Forschungsgegenstand in der Linguistik etabliert wurde. Den in der linguistischen Forschungsliteratur bis heute keineswegs einheitlich definierten Begriff *Stereotyp*<sup>3</sup> fasse ich mit Pümpel-Mader (2010: 12) als Wissensstruktur auf: „Das Stereotyp umfasst [...] einen Sachverhalt, in dem in ungerechtfertigter Weise Personengruppen verallgemeinernd, bewertend [...] und vereinfachend Eigenschaften zugeordnet werden“ (Pümpel-Mader, 2010: 10). Es besteht aus den zwei Teilen soziale Kategorie (Träger) und Eigenschaft bzw. Verhaltensweise (Merkmal), wobei die Besonderheit der stereotypen Träger-Merkmal-Beziehung in der kategorienbestimmten Affinität zwischen Gruppe und Merkmalen besteht, denn Personen als Angehörigen von Gruppen werden bestimmte Eigenschaften eben aufgrund dieser Gruppenzugehörigkeit zugeschrieben (vgl. Pümpel-Mader, 2010: 11–13).

In Reiseführern fällt bei der Darstellung von Land und Leuten die enge Verquickung von vermeintlichem ‚Volkscharakter‘ und Geografie ins Auge. Konsolidierte nationale und ethnische Stereotype werden dabei teils tradiert, teils aktualisiert.<sup>4</sup> So

<sup>3</sup> Auf die linguistische Stereotypendiskussion kann hier nicht eingegangen werden; es sei daher verwiesen auf Heinemann (1998) sowie Pümpel-Mader, 2010: 35–56. Zur Abgrenzung von Stereotyp und verwandten Begriffen wie Vorurteil, Fremdbild, Klischee, Topos etc. sei verwiesen auf Zijdeveld, 1987; Dąbrowska, 1999: 76–85.

<sup>4</sup> Bereits die – textsortenunabhängige – sozialpsychologische Studie zu nationalen und ethnischen Stereotypen von Sodhi / Bergius (1953) belegte aus deutscher Sicht für Europa drei Völkergruppen – romanisch, germanisch und slawisch – mit jeweils gemeinsamen Eigenschaften: Personen aus dem romanischen Sprach- und Kulturkreis (Franzosen, Italiener und Spanier) werden Charakteristiken wie Sorglosigkeit, Unbekümmertheit, Fröhlichkeit, Regsamkeit, künstlerische Begabtheit und Vorliebe für Schönheit zugeschrieben, den germanischen Völkergruppen (z. B. Deutsche und Engländer) hingegen Eigenschaften wie sauber, sportlich, körperlich gut gebaut, kultiviert und zivilisiert (vgl. Dąbrowska, 1999: 23).

finden sich neben Personenstereotypen auch Ortsstereotype, die als „Teilklass[e] der Identitätskategorie“ gelten, wobei „Eigenschaften und Charakteristika von Orten gegenüber anderen Orten dominant gesetzt und in unzulässiger Weise verallgemeinert werden“ (Hartmann, 1989: 75). Im Reiseführer-Korpus finden sich sowohl Heterostereotype (Italien bzw. Italiener aus deutscher Sicht) als auch Autostereotype (Deutschland bzw. Deutsche aus deutscher Sicht) bzw. vermutete Heterostereotype (Deutschland bzw. Deutsche aus von Deutschen vermuteter italienischer Sicht). Wenngleich Stereotype durch den kulturellen Diskurs erworben werden und als relativ stabil gelten, so sind sie doch keine fixen ‚Bilder im Kopf‘, sondern vielmehr abhängig von den Perspektiven der Kommunikatoren, vom sozialen Kontext, in dem sie agieren (vgl. Pümpel-Mader, 2010: 35, 44) und schließlich von der Textfunktion.

### 3 Textfunktion(en)

Stereotype kommen in Reiseführern in bestimmten Teiltextrn bevorzugt vor und scheinen mit bestimmten Textfunktionen zu korrelieren. Das hängt damit zusammen, dass Reiseführer heterogene, wenig standardisierte „Großtexte“ sind, die aus „Subtextsorten mit je verschiedenen dominanten Textfunktionen“ (Fandrych / Thurmair, 2011: 54) bestehen, jedoch im Kontext *Reiseführer* Teil eines übergeordneten Funktionsganzen werden. Die Informationsvermittlung gehört dabei zu den wichtigsten Funktionen eines Reiseführers, aber auch die Appellfunktion ist in kommunikativer wie kommerzieller Hinsicht relevant: Einerseits soll das beschriebene Reiseziel natürlich besonders attraktiv dargestellt werden, andererseits soll auch ein gewisser ‚Unterhaltungswert‘ gegeben sein, der zweifellos der Konkurrenzfähigkeit des Reiseführers auf dem Markt dienlich ist. Zu den Subtextsorten gehören nach Fandrych / Thurmair (2010: 53–64) Orientierungstexte, die der ersten globalen Übersicht dienen, oft mit starken Wertungen verbunden sind und implizit werbenden Charakter haben; Hintergrundtexte, die zu bestimmten historischen, kulturellen, gesellschaftlichen oder anderen als relevant gesetzten Themen vertiefendes Wissen überblickshaft bereitstellen; Ratgeberstexte, die sich auf verschiedene praktische Kontexte beziehen (z. B. Einreisemodalitäten, Sicherheit, Hotelsuche etc.) und dem Leser bei der Reiseplanung bzw. -durchführung Handlungsempfehlungen geben; Besichtigungstexte, die Objekte und Räume verschiedener Art ausführlich beschreiben und häufig ein (implizites) Handlungsangebot enthalten, indem die Reihenfolge der Betrachtung, die Fokussierung der Aufmerksamkeit und teils auch die räumliche Bewegung des Lesers vorstrukturiert bzw. modelliert wird.<sup>5</sup> Stereotype finden sich in unterschiedlichen Vertextungsmustern besonders häufig in

<sup>5</sup> Fandrych / Thurmair (2011: 54) unterstreichen, dass es sich hierbei um eine rein theoretische Klassifizierung handelt: Die Subtextsorten können sowohl makrostrukturell voneinander getrennt als auch vermischt erscheinen, und nicht immer sind alle im Reiseführer vertreten.

Orientierungstexten (3.1), aber auch in Ratgeber- (3.2) und Hintergrundtexten (3.3), während Besichtigungstexte kaum stereotypplastig sind. Es lässt sich außerdem beobachten, dass sie überwiegend „an ‚exponierten Positionen‘ [...] auftreten: am Anfang oder am Schluss des Gesamttextes, zu Beginn oder am Ende von Absätzen und Abschnitten, in der Überschrift, im Lead, aber auch im Text bei einem Themen- oder Darstellungswechsel“ (Pümpel-Mader, 2010: 395).

### 3.1 Orientierungstexte

Besonders in der Überschrift, Unterüberschrift oder im Lead von Orientierungstexten, in denen die jeweiligen Attraktionen überblickshaft hervorgehoben und die im Fließtext behandelten Themen antizipiert werden, finden sich häufig sprachlich positiv besetzte Ortsstereotype, bezogen auf das Land (1), eine Region (2, 3) oder eine Stadt (4), die vor allem Hinweise auf die geografische Position (2, 4) bzw. klimatische (1, 3) und landschaftliche (2) Vorzüge geben. Sie üben eine appellative Funktion aus und dienen dazu, das Reiseziel als attraktiven Urlaubsort zu inszenieren und im Rezipienten den Wunsch zu erwecken / verstärken, diesen Ort aufzusuchen. Die überwiegend emphatische, an rhetorischen Figuren reiche Formulierungsweise weist dabei den Stil eines Werbeslogans auf (vgl. Fandrych / Thurmair, 2011: 56–58).<sup>6</sup>

- (1) [Italien] das „Land, wo die Zitronen blüh'n“ (Baedeker: 14)
- (2) Umbrien – das grüne Herz Italiens (Marco Polo: 15; Baedeker: 25)
- (3) Gardasee. Lieblicher Vorbote des Mittelmeers (ADAC: 92)
- (4) [Venedig] „Perle der Adria“ (Baedeker: 809)

In Orientierungstexten finden sich besonders häufig Stereotype, die die ‚Bereisten‘ charakterisieren; sie sind überwiegend in deskriptive (5) und deskriptiv-narrative (6) Vertextungsmuster eingebunden (vgl. Pümpel-Mader, 2010: 330–333). In Bsp. (5) werden zunächst gängige Heterostereotype zu Charakter und Lebensstil der italienischen Bevölkerung (Fettdruck) nach dem Modell Aussagesatz mit *sein*-Prädikation (Pümpel-Mader, 2010) expliziert, die jedoch anschließend durch diesem Stereotyp widersprechende Informationen (im Text unterstrichen) relativiert und in Verbindung mit der Fokuspartikel *sogar* mit impliziten Autostereotypen kontrastiert werden, die sich nicht nur auf Deutschland, sondern auf weitere führende Industrienationen jenseits der Alpen beziehen und so das resistente europäische Stereotyp vom arbeitsamen Norden und dem lebensfrohen Süden aufgreifen:<sup>7</sup>

<sup>6</sup> Im Baedeker-Reiseführer erscheinen nicht nur das geflügelte Goethe-Wort (1) in Anführungszeichen, sondern auch besonders gängige formelhafte Stereotype (4); dadurch wird auch auf den Unterhaltungswert solcher Formulierungen hingewiesen.

<sup>7</sup> Interessant ist hier, dass Franzosen nun, entgegen der in Fußnote 4 angeführten Studie von Sodhi / Bergius (1953) dem nordeuropäischen Kulturkreis zugerechnet werden.

- (5) **Die Italiener sind immer noch freundliche, großzügige und offene Menschen**, auch wenn ihr Leben beim näheren Hinschauen beileibe nichts „Süßes“ hat und sie – von wegen Dolce Vita! – im statistischen Vergleich tatsächlich sogar mehr als Deutsche, Engländer oder Franzosen arbeiten. (Marco Polo: 14)

In Bsp. (6) werden explizite positive Heterostereotype (Fettdruck) teils attributiv (*einer typisch italienischen Erfindung; ein sonniges und sinnenfrohes Land wie Italien*), teils als Substantivphrase + Prädikativ (*Diese gelten übrigens als...*) bzw. Aussagesatz (*Und sie sind...*) realisiert. Der Rezipient wird so indirekt aufgefordert, am touristischen Rollenspiel teilzunehmen, also vor Ort den Lebensstil der Einheimischen zu übernehmen, der als positiv und nachahmenswert präsentiert wird, wie auch die emphatischen Verben der Gemütsbewegung (kursiv im Text) unterstreichen.

- (6) Ob Städtetour, Wanderferien oder Badeurlaub, binnen Kurzem *verfällt* der Reisende dem einzigartigen Lebensgefühl des Bel Paese, *erfreut sich* an den gemütlichen Riten des italienischen Alltags beim morgendlichen Caffè in der Bar oder beim Spaziergang über Piazza und Corso am Abend. Er *gibt sich* dem **Dolce Vita hin, dem Süßen Leben, einer typisch italienischen Erfindung**. Er *schwärmt* von der Eleganz einer Kirchenfassade ebenso wie von den exquisiten Auslagen der Geschäfte und er *schwelgt* in kulinarischen Genüssen, welche nur ein **sonniges und sinnenfrohes Land wie Italien** zu bieten vermag. Kurzum – im Lebensstil folgt er bald dem Beispiel **der Italiener. Diese gelten übrigens als kommunikativ und temperamentvoll, stolz und elegant, gesellig und familienorientiert. Und sie sind**, wie das Ambiente verrät, **Menschen mit viel Sinn für Kunst und Design, Musik und Mode**. (ADAC: 7)

### 3.2 Ratgebertexte

Ratgebertexte dienen u. a. dazu, die eventuell mangelhafte interkulturelle Kompetenz der Touristen zu kompensieren, indem sie Instruktionen für ein korrektes, ‚unauffälliges‘ Verhalten am Urlaubsort geben. Dabei kontrastieren sie explizite Heterostereotype mit vermuteten Heterostereotypen, wie die beiden folgenden Punkte aus der Rubrik *Etikette* im *Baedeker*-Reiseführer belegen: In Bsp. (7), das ein explikatives Textmuster aufweist, wird das Heterostereotyp (Stilsicherheit der Italiener, Fettdruck) durch eine Behauptung zunächst expliziert, wobei der Absolutheitsanspruch der stereotypen Generalisierung durch die Hinzufügung von *meist* relativiert wird. Dann folgen, durch das perspektivierende Verb *herabschauen* eingeleitet, humoristisch-ironisch konnotierte vermutete Heterostereotype (unangemessen gekleidete Deutsche, kursiv), die sich auf vermeintlich ‚typisch deutsche‘ Unsitten beziehen.

- (7) *Bella figura. **Bella Figura, der schöne äußerliche Schein, ist für die meisten Italienerinnen und Italiener ein innerliches Bedürfnis***. Auch wenn es sich bloß um

den Gang zum Postamt oder einen Markteinkauf handelt – wer auf die Straße tritt, macht sich gern fein. Umso verständnisloser oder amüsiertes schaut man auf Touristen herab, die *mit Badeschlappen in Kathedralen tappen, in Shorts Gemäldegalerien besichtigen* oder gar *mit nacktem Oberkörper durch die Altstadt wandeln*. (Baedeker: 863)

Im folgenden, argumentativ verfahrenen Beispiel (8) werden die Touristen aufgefordert, bestimmte Verhaltensweisen der Bereisten zu übernehmen um kulturbedingte Missverständnisse zu vermeiden bzw. eventuellen negativen Erfahrungen gelassen zu begegnen. Um sie von dieser Notwendigkeit zu überzeugen, wird die italienische Strategie zur Problemlösung durch das explizite Heterostereotyp ‚diplomatische Gewandtheit‘ (kursiv im Text) als erfolgsversprechend dargestellt, während das implizite Autostereotyp ‚autoritäre Rechthaberei‘ (unterstrichen im Text) negativ konnotiert ist. Als argumentativer Schlusspunkt erscheint dann ein Heterostereotyp, das in metonymischer Bezeichnung den Italienern die Charakteristiken stolz und anarchisch zuschreibt (fett im Text):

- (8) Umgangsformen. Glücklicherweise wird in Italien, wer auf die einzelnen Menschen zugeht und ihnen durch ein Lächeln oder eine Geste zu verstehen gibt, dass man es schätzt und genießt, es gerade mit diesem besonders kompetenten und gewinnbringenden Gegenüber zu tun zu haben. Fragen Sie ruhig nach dem Vornamen des Kellners, rufen Sie lieber ein „bravo“, „grande“ oder „bello“ zu viel als zu wenig. Und wenn mal etwas nicht klappen sollte, dann schmeicheln Sie ganz machiavellistisch [sic!] *der uralten italienischen Kunst des „arriangiarsi“* [sic!]. Ein *verständnisvolles Kompliment* führt bei Toskanern, Römern, Mailändern, Neapolitanern und Sizilianern meist schneller zum Ziel als herrische Drohgebärden, die – Sie ahnen es schon – die bella figura beschädigen. **Denn diese Nation lässt sich lieber bewundern als etwas sagen.** (Baedeker: 863)

### 3.3 Hintergrundtexte

Wie oben erwähnt, erfolgt die Vermittlung von vertiefendem Wissen zum Reiseziel v. a. in Hintergrundtexten. Die Marco Polo-Reihe stellt dieses ‚enzyklopädische‘ Wissen in einer Liste alphabetisch geordneter Schlagwörter zu jeweils relevant gesetzten Themen bereit, die selbst schon Stereotype reproduzieren; so gibt es im Italien-Reiseführer Informationen zu den folgenden zwölf Themen: *Amore, Autos und Motorräder, Bar, Familie, Giotto, Heilige, Immigration, Mafia, Musica italiana, Slow food, Sprachen, Wirtschaft*.

Auffallend an dieser Liste ist, dass einige Schlagwörter auf Italienisch erscheinen und somit auf Lautebene als Stereotypindikator fungieren, d. h. auf ein Stereotypmerkmal hinweisen (vgl. Pümpel-Mader, 2010: 424). Auch in Orientierungstexten finden sich gelegentlich – meist an ähnlich exponierter Stelle – solche italienischen Einsprengsel (etwa rekurrente metaphorische Ortsbezeichnungen wie *Bella Italia* oder *Bel Paese*,

sowie geläufige italienische Ausdrücke wie *Dolce Vita*, *bella figura* usw.) dienen dazu, das im Text beschriebene – und touristisch attraktive – italienische Lebensgefühl lautlich zu evozieren.<sup>8</sup>

Stereotype werden im Text auch zur Informationsvermittlung benutzt: In Bsp. (9) gelten tradierte Stereotype (unterstrichen) als fest im Diskurs verankerte und daher bekannte Information; neue Wissens Elemente (kursiv im Text) werden durch adversative bzw. temporale Kontrastierung (fett im Text) eingeführt. Es kommt dabei jedoch nicht zu einer Aufhebung des tradierten Stereotyps, sondern, wie im ersten Satz durch das hier eine Zeitdauer ausdrückende Temporaladverb *noch* bereits antizipiert, vielmehr zu dessen Bestätigung (*nach wie vor*):

- (9) Familie. Es gibt sie noch, die italienische Familie. Sie lebt aber **nicht mehr als großer patriarchalischer Generationenbund unter einem Dach**, sondern hat sich *in Single- und Kleinfamilienhaushalte aufgelöst*. Hinzu kommt der im **einstmals so kinderfreundlichen Italien** *verblüffende Geburtenrückgang*, mit statistisch kaum mehr als einem Kind pro Familie ein europäischer Minusrekord. [...] Die Familie existiert aber nach wie vor als Verbund gegenseitiger Hilfe bei Arbeitslosigkeit, Arbeitsbeschaffung und Wohnungsnot, bei der Altenbetreuung und fehlenden Kindergartenplätzen. In der Verwandtschaft findet man auch Handwerker, den Arzt, den Anwalt und einen günstigen Pelzmantel. (Marco Polo: 22)

#### 4 Fazit

Reiseführer kommen ohne Stereotype nicht aus, denn sie tragen zur Überzeichnung der kulturellen Differenz bei, die ein textsortentypisches Merkmal ist. Die sprachliche Aufbereitung eines touristischen Ortes führt notwendigerweise zu einer Schematisierung, die die Wunschvorstellungen der Urlauber berücksichtigt und dabei nicht unwesentlich zur Unterhaltungsfunktion dieser Textsorte beiträgt. Durch Ortsstereotype wird dem Reiseziel eine leicht einprägsame Identität zugeschrieben, die oft in Form von rhetorisch elaborierten Slogans realisiert werden. In Reiseführern kommen Orts- und Personenstereotype besonders häufig in Orientierungs-, Hintergrund- und Ratgebertexten vor, und innerhalb dieser Texte wiederum – besonders die Ortsstereotype – in Überschriften, Unter- und Zwischenüberschriften sowie dem Lead, meist mit appellativer

<sup>8</sup> Dass allein der Klang der italienischen Sprache bestimmte positive Assoziationen auslöst, suggeriert der Kommentar zum ‚Latin Lover‘ unter dem Stichwort *Amore* im Marco Polo-Reiseführer: „Längst hat der Latin Lover Glanz eingeübt, und der kosmopolitischen Jugend an den italienischen Stränden ringt er allenfalls ein Grinsen ab. Vielleicht war die ganze Sache auch nur eine Wunschvorstellung, der die Italiener selbst und alle anderen liebend gern auf den Leim gegangen sind. [...] Vielleicht liegt es ja an der italienischen Sprache, in der es sich so schön schmachten lässt.“ (Marco Polo: 20)

Funktion. Sie können als kulturell gefestigte Wissensbestände auch in die Wissensvermittlung eingebunden sein. In den untersuchten Reiseführern stehen dabei traditionelle Italien-Stereotype (etwa *das sonnige und sinnenfrohe Italien*) neben erst in jüngerer Zeit entstandenen (Italien als Land des Designs), die einerseits die traditionelle Italien-Sehnsucht deutscher Touristen widerspiegeln, andererseits auch den Versuch einer differenzierteren Darstellung des Reiseziels belegen.

## Literaturverzeichnis

### Primärliteratur

- Baedeker Reiseführer Italien (2013). Ostfildern: MairDumont. (= Baedeker)  
Dürr, Bettina (2013): Marco Polo Italien. Ostfildern: MairDumont. (= Marco Polo)  
Nöldeke, Renate (2012): ADAC Reiseführer plus Italien. Die schönsten Orte und Regionen. München: ADAC-Verlag. (= ADAC)

### Sekundärliteratur

- Adamzik, Kirsten (1993): Dialogische Elemente in Reiseführern. In: Dialoganalyse IV. Referate der 4. Arbeitstagung, Basel 1992. Hrsg. v. Heinrich Löffler u. Mitarbeit v. Christoph Grolimund u. Mathilde Gyger. Tübingen: Niemeyer, S. 169–176.  
Adamzik, Kirsten (2004): Textlinguistik. Eine einführende Darstellung. Tübingen: Niemeyer.  
Alfrahová, Elena (2011): Die Textsorte Reisebericht – Online versus Print. (Eine vergleichende Analyse am Beispiel der Tageszeitung ‚Der Standard‘). In: Brünner Beiträge zur Germanistik und Nordistik, Jg. 16, 1–2, S. 153–159.  
Battafarano, Italo Michele (2007): Pregiudizi e intuizioni italo-tedesche. Trent’anni di vita italiana nella stampa tedesca. Sassari: Edes.  
Baumann, Tania (2015a): Schönen Urlaub! Zum Ausdruck von Glück in Reiseführern aus textlinguistischer Sicht. In: Konstruktionen des Glücks in deutschsprachigen Kulturen und Gesellschaften. Jahrbuch der German Studies Association of Ireland. Hrsg. v. Gillian Pye u. Sabine Strümper-Krobb. Bd. 10, S. 91–105.  
Baumann, Tania (2015b): Textuelle und stilistische Aspekte von Reiseführern: ein deutsch-italienischer Vergleich. In: Text und Stil im Wandel – neue Perspektiven der Textlinguistik und Stilistik. Aussiger Beiträge. Hrsg. v. Hana Bergerova, Georg Schuppener u. Petra Szatmári. Bd. 9, S. 29–47.  
Dąbrowska, Jarochna (1999): Stereotype und ihr sprachlicher Ausdruck im Polenbild der deutschen Presse. Eine textlinguistische Untersuchung. Tübingen: Narr.  
Fandrych, Christian / Thurmair, Maria (2011): Textsorten im Deutschen. Linguistische Analysen aus sprachdidaktischer Sicht. Tübingen: Stauffenburg.  
Hartmann, Dietrich (1989): Stadtbeschreibungen. Zur Konzeptualisierung von Makroräumen und städtischer Identität. In: Raumkonzepte in Verstehensprozessen.

- Interdisziplinäre Beiträge zu Sprache und Raum. Hrsg. v. Christopher Habel, Michael Herweg u. Klaus Rehkämper. Tübingen: Niemeyer, S. 70–98.
- Heinemann, Margot (1998): Konzepte von Stereotypen – statt einer Einleitung. In: Sprachliche und soziale Stereotype. Hrsg. v. Margot Heinemann. Frankfurt a. M.: Peter Lang, S. 7–10.
- Henning, Christoph (1997): Reiselust. Tourismus, Touristen und Urlaubskultur. Frankfurt a. M. / Leipzig: Insel Verlag.
- Held, Gudrun (2008): Der Raum als Traum – intersemiotische Gestaltungsstrategien und ihre Realisierung in globalen Kampagnen der Tourismuswerbung. In: Werbung – grenzenlos. Multimodale Werbetexte im interkulturellen Vergleich. Hrsg. v. Gudrun Held u. Sylvia Bendel. Frankfurt a. M.: Lang, S. 149–172.
- MacCannell, Dean (1976): The tourist. A new theory of the leisure class. New York: Schocken.
- Opaschowski, H. W. (2002): Tourismus. Eine systematische Einführung. Analysen und Prognosen. Opladen: Leske + Budrich.
- Pümpel-Mader, Maria (2010): Personenstereotype. Eine linguistische Untersuchung zu Form und Funktion von Stereotypen. Heidelberg: Winter.
- Quasthoff, Uta (1973): Soziales Vorurteil und Kommunikation. Eine sprachwissenschaftliche Analyse des Stereotyps. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Stöckl, Hartmut (2011): Sprache-Bild-Texte lesen. Bausteine zur Methodik einer Grundkompetenz. In: Bildlinguistik. Theorien – Methoden – Fallbeispiele. Hrsg. v. Hajo Diekmannhenke, Michael Klemm u. Hartmut Stöckl. Berlin: ESV, S. 45–70.
- Stoll, Eva (2001): Reiseprospekte im multilingualen Übersetzungsvergleich: eine kontrastive Textuntersuchung am Beispiel französischer, italienischer, spanischer, englischer und deutscher Texte. In: Sprachvergleich und Übersetzungsvergleich. Hrsg. v. Jörn Albrecht u. Hans-Martin Gauger. Frankfurt a. M.: Lang, S. 340–375.
- Weidemann, Arne (2007): Tourismus. In: Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz. Grundbegriffe, Theorien, Anwendungsfelder. Hrsg. v. Jürgen Straub, Arne Weidemann u. Doris Weidemann. Stuttgart: Metzler, S. 613–627.
- Zijderveld, Anton (1987): On the Nature and Functions of Clichés. In: Erstarrtes Denken: Studien zu Klischee, Stereotyp und Vorurteil in englischsprachiger Literatur. Hrsg. v. Günter Blaicher. Tübingen: Narr, S. 26–40.

---

*Die lettgallische Gefahr.*  
Zum Lettgallen-Bild in der deutschsprachigen Publizistik  
im Lettland der Zwischenkriegszeit

Antje Johanning-Radžienė (Daugavpils)

**Abstract**

*Anhand ausgewählter deutschsprachiger Periodika der Zwischenkriegszeit wird im Folgenden das medial vermittelte Bild Lettgallens ermittelt, wobei insbesondere die Debatte um die vermeintliche ‚lettgallische Gefahr‘ Ende der 1920er Jahre fokussiert wird. Hierbei handelt es sich um eine in den lettischsprachigen Medien eröffnete Diskussion um die Bevölkerungsentwicklung Lettlands, in deren Rahmen Angst vor einer möglichen ‚Unterwanderung‘ der lettischen Gesellschaft durch das bevölkerungsreiche Lettgallen geschürt wurde. Die Analyse geht vor allem der Frage nach, ob es einen Lettgallen-Diskurs in den deutschsprachigen Medien der Zwischenkriegszeit gab, und wenn ja, welche Lettgallen-Images hier produziert wurden. Methodisch ist der Beitrag an diskursanalytischen und imagologischen Fragestellungen und Verfahren orientiert. Es wird gezeigt, dass (auch) in der deutschen Publizistik die Sonderrolle Lettgallens betont wird, wobei Lettgallen als das ‚andere‘ Lettland sowohl als Bereicherung als auch als Gefahr apostrophiert wird.*

*Based on selected German-language periodicals of the interwar period, the following chapter analyses the image of Latgale communicated by the media with particular focus on the alleged ‘Latgalian risk’ at the end of the 1920s, i. e. the discussion in the Latvian-speaking media about the demographic development in Latvia which raised fears of a possible ‘infiltration’ of Latvian society by a populous Latgale. The analysis primarily focuses on the following question: Was Latgalian discourse present in German-speaking media of the interwar period, and if so – which images of Latgale were produced? The article is methodologically based on the issues and procedures of discourse analysis and imagology. It is demonstrated that in the German media the special role of Latgale as the ‘other’ Latvia is also stressed as both an enrichment and a risk.*

**Keywords**

*Lettgallen, Zwischenkriegszeit, Rigasche Rundschau, Libausche Zeitung, Diskursanalyse Latgale, interwar period, Rigasche Rundschau, Libausche Zeitung, discourse analysis*

## 1 Einleitendes

Ausgangspunkt der im Folgenden skizzierten Studie zum Lettgallen-Bild in der deutschsprachigen Publizistik im Lettland der Zwischenkriegszeit bilden zwei Artikel in der *Baltischen Monatsschrift* 1928 und 1929,<sup>1</sup> die Stellung zum so genannten „Bevölkerungsproblem in Lettland“ (E. K., 1928: 552) nehmen und dabei auf unterschiedliche Weise Lettgallen als das ‚andere‘ Lettland apostrophieren.

Zur historischen Einordnung der Diskussion sei angemerkt, dass Lettgallen und die übrigen lettischen Regionen zwischen dem 17. Jahrhundert und der Unabhängigkeit Lettlands nach dem Ersten Weltkrieg eine unterschiedliche Geschichte durchliefen: Während nach dem Frieden von Altmark 1629 Livland der Schwedischen Krone zufiel, stand Lettgallen – wie auch das Herzogtum Kurland und Semgallen – zunächst unter polnischer Oberhoheit, weshalb es auch im Deutschen Polnisch-Livland oder Inflantien (poln. Inflanty) genannt wurde. Die erste Teilung Polens führte dazu, dass Lettgallen – wie bereits zuvor Livland und später Kurland – dem Russischen Reich angeschlossen wurde (vgl. als allg. hist. Überblick Šimkuva, 2014), jedoch als Teil des Gouvernements Witebsk einer stärkeren Russifizierungspolitik als die Ostseeprovinzen ausgesetzt war (vgl. zur Russifizierungspolitik Tuchenhagen, 2016: Kap. V, P. 1116–1133). Für die Ausbildung einer eigenen lettgallischen Identität war die lettgallische Sprache zentral, die auch nach der Aufhebung des Druckverbots von Publikationen in lateinischer Schrift (1865–1904) eine wichtige Rolle im Rahmen des „lettgallischen nationalen Erwachen[s]“ (Tuchenhagen, 2016: Kap. V, P. 1130f.) spielte. Die unterschiedliche historische Entwicklung hatte unter anderem zur Folge, dass Lettgallen, als es nach dem Ersten Weltkrieg Teil des unabhängigen Lettland wurde, im Gegensatz zu den übrigen Regionen Lettlands mehrheitlich katholisch war und beispielsweise auch einen eigenen Rechtsraum bildete, in dem etwa „im Zivilrecht bis 1938 bedeutende Massen russischen Rechtsstoffs nach dem 1832 bestätigten und 1835 in Kraft getretenen Svod zakonov rossijskoi imperii, der ‚Sammlung der Gesetze des Russischen Reiches‘“ (Taterka, 2016: 3) galten. Ins Bewusstsein der übrigen Regionen rückte Lettgallen erst mit dem ersten Lettgallischen Kongress 1917, in dessen Rahmen die spätere Vereinigung im lettischen Staat beschlossen wurde (vgl. Cakuls, 2009).<sup>2</sup>

Bei den beiden eingangs erwähnten Texten aus der *Baltischen Monatsschrift* handelt es sich einmal um den – für diesen Aufsatz titelgebenden – *Umschau*-Artikel *Die lettgallische Gefahr und das Bevölkerungsproblem in Lettland* (E. K., 1928, 552–554), dann um die Replik des Geologen Constantin von Weymarn (1929) in einer der Folgeummern der *Baltischen Monatsschrift*.

<sup>1</sup> Mein Dank geht an Thomas Taterka, der mich auf die Artikel aufmerksam machte und die folgende Untersuchung durch wertvolle Anregungen bereicherte.

<sup>2</sup> Noch bei Garlieb Merkel (1820: 5) gelten „die Lettgallen [als] die Väter der heutigen Livländischen Letten“, ein Aspekt der in keinem der zum Korpus gehörenden Artikel auch nur am Rande bemerkt wird.

Der erstgenannte Artikel gibt Auszüge aus einem Text (Akermanis, 1928) in der lettischsprachigen „wohl bestredigierten Monatsschrift“ *Burtnieks* (E. K., 1928: 552) wider, der seinerseits durch den von Margers Skujenieks (1928), dem damaligen Leiter des Lettischen Amtes für Statistik, vorgelegten Band *Latvija* angeregt ist.<sup>3</sup>

Das bereits im Titel anklingende negative Lettgallen-Bild geht einher mit einer statistisch inspirierten rassistisch-biologistischen Argumentationsweise, der zufolge Lettland durch den Bevölkerungsüberschuss und die hohen Geburtenraten in Lettgallen bedroht sei. Diese Argumentationsweise findet sich bereits in den zitierten Passagen und stammt somit aus der Feder eines lettischen Publizisten:

Auf kulturellem und politischem Gebiet ist dieses Verhältnis für die Zukunft und Stärke unseres Staates eine ausgesprochene Gefahr, denn es kann darüber kein Zweifel sein, daß es dem kulturell höherstehenden Teil Lettlands über die Kraft geht, Lettgallen seiner Kultur anzuschließen, es aufzusaugen, es zu verletzen. Auch über die biologischen Eigenschaften der Rasse der lettgallischen Einwohner können wir auch bei aller Objektivität keine zu hohe Meinung haben. [...] Letten, Litauer, Russen, Weißrussen, Polen und Juden bilden hier ein Gemisch, das im Ergebnis einen ethnographischen Typus mit sehr negativen rassenbiologischen Eigenschaften hervorgebracht hat. Russische Faulheit verbindet sich mit Betrug und Verrat. [...]

Unzweifelhaft wird sich das jetzige Wandern der Lettgaller zu einer systematischen Eroberung Livlands und Kurlands ausgestalten [...]. (Akermanis zit. n. E. K., 1928: 553)

Die hier sehr deutlich zutage tretende Diffamierung der Bevölkerung Lettgallens als minderwertige Rasse, von der eine Gefahr für ganz Lettland ausgehe, wird auch von Ernst Kiwull, dem Autor des Artikels, geteilt, wie unmissverständlich aus den die übersetzten Passagen rahmenden Ausführungen hervorgeht. Kiwull sieht gerade im Katholizismus ein Anzeichen für die Zugehörigkeit zu einem ‚östlichen‘ Kulturkreis, was auf den ersten Blick verwundern mag:

Wie gefährlich muss eine ‚Unterwanderung‘ Lettlands für das ganze Land werden, wenn man bedenkt, daß die Landfremden dem russischen Kulturkreise, der katholischen Kirche angehören, dem protestantisch-westlichen Kulturkreise also feindlich gegenüberstehen! (E. K., 1928, 554)

---

<sup>3</sup> Für die deutschsprachigen Periodika der Zwischenkriegszeit ist es nicht ungewöhnlich, dass Nachrichten der lettischsprachigen Presse in Übersetzung wiedergegeben werden, teils wie hier in Auszügen zitiert, teils in paraphrasierter Form. Auch in der größten deutschsprachigen Tageszeitung in Lettland, der *Rigaschen Rundschau*, ist dies gängige Praxis und dient dazu, die deutschsprachige Bevölkerung an den öffentlichen Diskussionen in Lettland teilhaben zu lassen.

Hintergrund dieser vermeintlich unsinnigen Gleichsetzung von ‚Russisch‘ und ‚Katholisch‘ ist die Zugehörigkeit Lettgallens zu Polen-Litauen zwischen 1629 und 1772 mit einhergehender (Re)Katholizierung, die auch unter russischer Herrschaft fortbestand. Hierdurch scheint sich Lettgallen in den Augen Kiwulls als Vertreter des ‚Östlichen‘ qualifiziert zu haben. Daneben dürfte sich in der Gleichung auch ein erstes Anzeichen einer Konkurrenz der unterschiedlichen Kulturen im noch jungen lettischen Staat sehen lassen, respektive der Versuch seitens der erst wenige Jahre zuvor ‚enthronen‘ deutschbaltischen Bevölkerung, eine Brücke zur evangelischen Mehrheitsbevölkerung Lettlands zu schlagen und dagegen den konfessionellen Gegensatz zwischen Letten und Lettgallern zu betonen.<sup>4</sup>

Dem Vorurteile gegenüber Lettgallen schürenden Artikel Kiwulls antwortet der Geologe Constantin von Weymarn im darauffolgenden Jahr in der *Baltischen Monatschrift*. Auch er entwirft in seinem eher soziologisch und historisch argumentierenden Text das Bild eines ‚anderen‘ Lettland, versucht aber in dem Anderssein Lettgallens etwas Positives, weil Eigen(ständig)es zu sehen:

Der Riß an der Ewst [lett.: Aiviekste], 1558, als Gotthard Kettler Polnisch-Livland an Polen verpfändete, zum ersten Mal angedeutet, wurde in der Folgezeit [...] zu einer bedeutungsvollen politischen und kulturellen Schranke. Bis heute ist sie nicht überbrückt. Vielmehr ist den Letten in den 10 Jahren ihrer Selbständigkeit dieser innere Riß erst so recht zu Bewußtsein gekommen. Es hat sich gezeigt, daß Lettgallen sich nicht als Anhängsel des protestantischen Lettland fühlen will, sondern die Kraft hat, diesem ein anderes Lettland, das katholische, entgegenzuhalten.

[...] Der Gegensatz der Letten gegen die Lettgaller ist wohl mehr als ein akademischer zu bezeichnen. Gewiß sieht der einzelne Lette auf den Lettgaller herab, aber von einer ‚lettgallischen Gefahr‘ sprechen, heißt das Problem gar zu einseitig von der statistischen Seite betrachten. (Weymarn, 1929: 414f.)

Kiwull und Weymarn bedienen sich zwei sehr unterschiedlicher Argumentationsstrategien, die beide jedoch darauf hinauslaufen, in Lettgallen das ‚andere‘, nicht gleichwertige, insbesondere kulturell minderwertige Lettland zu sehen.

Die beiden Artikel drängen verschiedene Fragen auf, allen voran jene, ob es einen eigenständigen Lettgallen-Diskurs in der deutschsprachigen Öffentlichkeit in Lettland nach dem Ersten Weltkrieg gab, und wenn ja, wie Lettgallen in den deutschsprachigen

<sup>4</sup> Dabei spielte sicherlich auch eine Rolle, dass die deutsche Minderheit im Verlauf der 1920er Jahre mehrere Kirchen an die neu aus Lettgallen nach Riga gezogene katholische Bevölkerung abtreten musste. Vgl. beispielsweise zur Diskussion um die Abtretung der Jakobi-Kirche den Artikel *Kirchenschutz* von Paul Schiemann von 1923, der bezeichnenderweise im Untertitel *Die polnische Gefahr* betitelt ist. Hier werden etwa die katholischen Einwohner Rigas als „Ausländer“ bezeichnet, der Akt der Kirchenübergabe als Zugeständnis an den von Polen dominierten östlichen Katholizismus gedeutet (RR, 28.4.1923).

Medien in Lettland diskursiviert wurde bzw. welche Images der Region und / oder der Bevölkerung dabei konstruiert wurden.<sup>5</sup> Mit Blick auf die beiden konträren Positionen Kiwulls und Weymarns ist im engeren Sinne auch danach zu fragen, ob Lettgallen bereits vor 1928 als das ‚andere‘ Lettland angesehen wurde. Um diesen Fragen nachzugehen, soll im Weiteren das Lettgallen-Bild in deutschsprachigen Tageszeitungen in den 1920er Jahren in Lettland untersucht werden.

Methodisch ist dieser Aufsatz inspiriert durch diskursanalytische Ansätze im Anschluss an Michel Foucault, wobei ich hier die Kritische Diskursanalyse (vgl. Jäger, <sup>5</sup>2009), aber auch geschichtswissenschaftliche Ansätze nennen möchte (vgl. bspw. Landwehr, 2008). Zudem bilden Imagologie bzw. Stereotypenforschung einen wichtigen Hintergrund (vgl. etwa Barmeyer / Genkova, 2011; Dyserinck, 2015; Hahn / Hahn, 2002 usw.).

Im Folgenden werde ich unter Punkt 2 zunächst auf die Korpusbildung eingehen und einige erste Beobachtungen als eine Art Makroanalyse skizzieren, um in einem zweiten Schritt (Punkt 3) die Artikel aus den Jahren 1921 und 1922 genauer in den Blick zu nehmen. Dieses Vorgehen bietet sich an, da 1921 und 1922 in gewisser Hinsicht sozusagen den Auftakt des deutschsprachigen Lettgallen-Diskurses in Lettland bilden. In einem weiteren Schritt (Punkt 4) werde ich den Diskurs weiter bis zum Jahr 1929 verfolgen, wobei ich exemplarisch einen Artikel Paul Schiemanns herausgreifen werde, um die eigenständige Perspektive der deutschen Minderheit aufzuzeigen. Abschließend (Punkt 5) werden die Ergebnisse zusammengefasst.

## 2 Korpusbildung und erste Beobachtungen

Das im Weiteren untersuchte Korpus wurde mithilfe der von der Lettischen Digitalen Bibliothek auf der Website <http://www.periodika.lv/> zur Verfügung gestellten Datenbank mit digitalisierten Zeitungen gebildet. Ausgewählt wurden mit der *Rigaschen Rundschau* und der *Libauschen Zeitung* einerseits die größte deutschsprachige Tageszeitung in Lettland, die zwischen 1895 und 1939 in Riga erschien, andererseits eine für Kurzeme (dt. Kurland) wichtige Tageszeitung, die sich selbst im Untertitel als *amtliches Publikationsorgan des Stadtkreises Libau und der Kreise Grobin und Hasenpoth* bezeichnet und zwischen 1824 und 1939 in Libau (lett. Liepāja) erschien.<sup>6</sup> Letztgenannte wurde vor allem auch deshalb ausgewählt, um zu eruieren, inwieweit Lettgallen in der damals

<sup>5</sup> Weitergehende Fragestellungen, etwa nach einem Gegendiskurs oder ob der deutschsprachige Diskurs lediglich die in den lettischen Medien produzierten Lettgallen-Klischees übernimmt, müssen an dieser Stelle noch unbeantwortet bleiben.

<sup>6</sup> Eigentlich gehört auch die *Baltische Monatsschrift* zum Korpus, doch sind die eingangs erwähnten Artikel von Kiwull und Weymarn wie auch ein statistischer Nachtrag zum Artikel von Kiwull (1928) die einzigen, in denen sich das Suchwort Lettgall\* im Titel oder auch im Volltext findet.

sowohl sehr deutsch geprägten als auch von Lettgallen am entferntesten liegenden Provinz Kurzeme überhaupt ein Thema war. Da erst mit der Unabhängigkeit Lettlands Latgale (dt. Lettgallen) mit den übrigen Regionen Vidzeme (dt. Livland), Kurzeme (dt. Kurland) und Zemgale (dt. Semgallen) vereinigt wurde, wird ein Zeitraum von 1919 bis 1929<sup>7</sup> zugrunde gelegt, wobei hervorzuheben ist, dass es vor 1921 und nach 1934 keine Artikel gab,<sup>8</sup> die den Kriterien der Korpusbildung entsprachen. Um ein überschaubares Korpus zu erhalten, wurde die Suche auf Lettgall\* im Titel eingegrenzt, nachdem die Volltextsuche mehr als 3.000 Treffer in den beiden Periodika ergeben hatte.

Insgesamt führte die Anwendung dieser Kriterien zu einem Untersuchungskorpus mit 59 Artikeln; 52 Artikel<sup>9</sup> entstammen der *Rigaschen Rundschau*, sieben Artikel der *Libauschen Zeitung*. Dass dies eine recht hohe Anzahl ist, verdeutlichen nicht nur der Umstand, dass es beispielsweise 1920 keinen einzigen Artikel mit Lettgall\* im Titel gab, sondern ebenfalls das Ergebnis einer Vergleichsabfrage mit dem Suchbegriff Kurl\*: Erwartungsgemäß erzielte Kurl\* in der *Libauschen Zeitung* mehr als doppelt so viele Treffer, nämlich 20. In der *Rigaschen Rundschau* finden sich hingegen nur 40 Artikel zwischen 1919 und 1929, woraus geschlossen werden kann, dass Lettgallen in den 1920er Jahren verstärkt Aufmerksamkeit generierte, wobei sich die Vermutung aufdrängt, dass dies insbesondere politisch relevanten Ereignissen bzw. Diskussionen geschuldet ist. Ein Blick auf die verwendeten Textsorten bestätigt diese Vermutung. Während bei den Artikeln mit Lettgall\* in der Schlagzeile Nachrichten und Berichte überwiegen und nur wenige Kommentare, Reiseberichte und Reportagen anzutreffen sind, überwiegen letztgenannte Textsorten bei Kurl\*. Überdies fällt bei einer vergleichenden Durchsicht der Schlagzeilen ins Auge, dass viele der Lettgall\*-Artikel Gewalttätigkeiten, Skandale oder Katastrophen in den Mittelpunkt rücken, etwa *Terroristen in Lettgallen* (RR, 25.6.1921), *Schwere Mordtaten in Lettgallen* (RR 4.7.1928), *Von Lettgallern erschlagen* (RR 12.6.1929), *Der lettgallische Bankskandal* (LZ, 3.11.1926) oder *In Lettgallen herrscht Hungersnot* (RR 12.3.1929), während bei den Kurl\*-Artikeln

<sup>7</sup> Das Jahr 1929 wurde gewählt, nicht nur um das Korpus überschaubar zu halten, sondern auch mit Blick auf die beiden Ausgangsartikel, die 1928 und 1929 in der *Baltischen Monatschrift* erschienen.

<sup>8</sup> Dass die Suche vor 1919 keine Treffer erzielt, ist zum Teil dem Umstand geschuldet, dass Lettgallen vor der Unabhängigkeit Lettlands oftmals Infant, Infantien oder Polnisch Livland genannt wurde. Die Suche nach Infant\* erzielte allerdings in der *Rigaschen Rundschau* keine Treffer in der Titelsuche und nur 14 in der Volltextsuche. Dass nach 1934 das Wort Lettgallen selbst im Volltext beinahe keine Verwendung mehr findet, dürfte auf die Sprachpolitik des Ulmanis-Regimes zurückzuführen sein, das die Verwendung lettischer Bezeichnungen vorschrieb. So finden sich nach 1933 allein 79 Artikel in der *Rigaschen Rundschau* und 12 in der *Libauschen Zeitung*, die im Titel ‚Latgale‘ enthalten.

<sup>9</sup> Da es sich teils um mehrteilige Artikel handelt, ist diese Zahl nicht mit der Trefferanzahl identisch. So ergibt die Suchanfrage 57 Treffer in der *Rigaschen Rundschau* und 8 Treffer in der *Libauschen Zeitung*.

Schlagzeilen mit einem positiven oder neutralen Grundtenor überwiegen. Überschriften wie *Im Faltboot durch Kurland* (RR 23.,30.10., 6.11.1925), *Alt-Kurland in Ostpreußen* (RR 18.7.1927) oder auch *Aus dem Leben einer deutschen Dorfschullehrerin in Kurland* (RR 29.3.1922) vermitteln einen eher beschaulichen ersten Eindruck; klar positiv konnotiert sind Überschriften wie *Begeisterte Wahlfahrten in Kurland* (RR 6.10.1928) oder *Riga erhält Unterstützung aus Kurland* (RR 6.10.1928). Zwar werden auch Katastrophen thematisiert (*Hochwasser in Kurland*, RR 2.4.1924; *Schäden des Hochwassers an der Kurl. Aa*, RR 13.6.1928), doch Gewalttaten oder gewalttätige Kurländer scheint es nicht gegeben zu haben. Allenfalls werden Kurländer als Opfer thematisiert (*Mord an einer Kurländerin in Berlin*, RR 11.5.1926). Insofern lässt sich bereits mit Blick auf die Schlagzeilen sagen, dass das hier vermittelte Bild Lettgallens und seiner Bewohner vergleichsweise negativ konnotiert ist und sehr häufig Gefahren in den Mittelpunkt gestellt werden. Dass Lettgaller immer wieder auch als Täter herausgestellt werden, kann dabei als Indiz dafür gewertet werden, dass die Bewohner Lettgallens als Fremde wahrgenommen wurden, da die Herkunft eines Täters zumeist nicht thematisiert wird, wenn diese aus der eigenen Region oder dem eigenen Land stammen.<sup>10</sup>

### 3 Auftakt 1921 / 1922

Da es recht auffällig ist, dass es Lettgallen vor 1921 nicht in die Schlagzeilen schaffte, das Suchwort in der *Rigaschen Rundschau* noch nicht einmal im Volltext Treffer erzielt, soll zunächst den Auftaktjahren 1921 / 1922 besondere Beachtung geschenkt werden.

Dass Lettgallen ab 1921 verstärkt in den Medien präsent war, ist vor allem dem Umstand geschuldet, dass lettgallische Politiker bzw. Parteien zunehmend auf sich aufmerksam machten. 1921 erschienen erste Berichte über die Neubildung der Opposition durch Neuaufstellung der lettgallischen Bauernpartei und einer Interpellation zur Umsetzung der Agrarreform in Lettgallen. Die hierdurch ausgelöste Regierungskrise ist Gegenstand mehrerer Artikel (RR, 21.5.1921, 10.12.1921; LZ 28.5.1921) und kann als Ursache dafür ausgemacht werden, dass Lettgallen nun ins öffentliche Bewusstsein der deutschen Minderheit rückt. Dabei lassen sich viele der bereits in den Artikeln in der *Baltischen Monatsschrift* beobachteten Stereotype wiederfinden. So wird hier erstmals eine vermeintlich von Lettgallen ausgehende Gefahr suggeriert („so stehen wir vor einer Regierungskrise, aus der ein Ausweg zunächst noch nicht zu ersehen ist“, RR, 21.5.1921) und es wird auf die „besonderen Verhältnisse Lettgallens“ (RR,

<sup>10</sup> So finden sich in deutschen Nachrichten auch kaum Schlagzeilen wie „Deutsche/r tötete...“ oder „Deutsche/r ermordete...“ oder auch „Von Deutschen erschlagen“, weil dies eher die Regel denn eine Ausnahme darstellt. Allenfalls beziehen sich Überschriften wie *Deutscher tötete seine Frau auf Mallorca*, *Deutscher tötete Ehefrau und warf sie in den Fjord* oder *Die Leiche aus dem Fjord: Deutscher ermordete Ehefrau*, die bei der jeweiligen Google-Suche die Ergebnisliste anführen, auf Delikte, die im Ausland begangen wurden.

10.12.1921, Herv. im Original) abgehoben, die Ursache dafür seien, warum die Agrarreform, d. h. die Neuaufteilung der landwirtschaftlich genutzten Flächen, in Lettgallen noch nicht abgeschlossen werden konnte. Hierbei werden der „Landmangel und die Überbevölkerung“ (RR, 10.12.1921, Herv. im Original) als die größten Probleme der Region identifiziert. In den im Artikel *Lettgallen-Debatte in der Konstituente* wiedergegebenen Parlamentsbeiträgen finden sich zudem Bevölkerungstereotype, die ebenfalls bereits eingangs thematisiert wurden. So wird seitens des zuständigen Ministers Alberts Kviesis<sup>11</sup> als Grund für die mangelnde öffentliche Sicherheit in Lettgallen auf die Plurikulturalität der Bevölkerung, deren geringen Bildungsstand und auf die Grenzlandlage der Region abgehoben, wobei auch er die Andersartigkeit Lettgallens bemerkt:

Daß die Unsicherheit in Lettgallen besonders lange anhält, erklärt sich durch lokale Verhältnisse, wie Bevölkerungsgruppen verschiedenster Nationalität, was Anlaß zu Zusammenstößen gibt, die verhältnismäßig geringere geistige Kultur, Nähe der Grenze, was das Entweichen erleichtert. Wenn ein Teil der Polizei nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe ist, so ist das auch durch die besonderen Verhältnisse Lettgallens bedingt. Anfangs mußte der ganze Bestand der Polizei mehrmals gewechselt werden. (RR, 10.12.1921; Herv. im Original)

Dass sich Lettgallen bzw. lettgallische Politiker 1921 Gehör verschaffen, hat zur Folge, dass die Region als Teil Lettlands auf der politischen Landkarte an Stellenwert gewinnt, so dass beispielsweise die *Rigasche Rundschau* 1922 einen eigenen Korrespondenten nach Lettgallen entsendet. Dies ist mit ausschlaggebend dafür, dass 1922 als ein erster Höhepunkt der Lettgallen-Berichterstattung bezeichnet werden kann. So finden sich in der *Rigaschen Rundschau* nicht nur eine sechsteilige *Lettgallen*-Serie des neuen Korrespondenten Oskar Grosberg (RR, 9., 10., 14., 16., 17.6.1922, 3.7.1922), sondern auch die Artikel *Ausflug nach Lettgallen* und *Liebeswerben um Lettgallen*, die allesamt über das noch 1925 als „terra incognita“ bezeichnete „Buch mit sieben Siegeln“ (RR, 24.10.1925) aufklären sollen. So wird analog zum Auftakt der Artikelserie das Bild eines unbekanntes, wilden und unzugänglichen Landes gezeichnet: „Die nachfolgende Artikelreihe ist der Versuch, einiges Licht in die Geheimnisse zu bringen, die sich in den undurchdringlichen Wäldern und den ungeheuren Sümpfen Lettgallens bergen.“ (RR, 9.6.1922)

Auch in der *Libauschen Zeitung* erscheint eine zweiteilige Reportage über Lettgallen von Ed. Wittenberg, in der zum Auftakt Lettgallen als gefährliche Wildnis erscheint, in die sich der Autor wagte, um den Lesern von seiner Reise von Antonopel zur Wolkenburg zu berichten:

<sup>11</sup> Hier und im Weiteren wird versucht, bei Personennamen die in der Ausgangssprache übliche Schreibweise zu verwenden. In den Artikeln selbst finden sich ins Deutsche übertragene Personennamen, hier etwa schreibt die *Rigasche Rundschau* „Innenminister Kweeis“ (RR, 10.12.1921).

Antonopel liegt nicht auf dem Balkan, wie eine Schwiegermutter erschreckt glaubte, als ihre Tochter nach Antonopel heiraten wollte. Es ist vielmehr dasselbe Antonopel, von dem die Rigaer Zeitungen im Januar berichtete, daß Wölfe in den Gutshof eingebrochen und einen starken Hund direkt von der Haustür in den Wald verschleppt hätten. (LZ, 16.6.1922)

Neben dem Topos des wilden und unbekanntes Landes finden sich in den Artikeln in der *Rigaschen Rundschau* und der *Libauschen Zeitung* verschiedene wiederkehrende Images und Argumentationsmuster, die hier nur kurz angerissen werden können. Insgesamt lassen sich vor allem fünf Muster herausarbeiten, die auch in den Folgejahren bedeutsam sind. Erstens wird die Sonderrolle Lettgallens historisch hergeleitet, wobei – und dies scheint insbesondere vor dem Hintergrund wichtig, dass es sich bei den ausgewählten Periodika um Organe der deutschen Minderheit handelt – zunächst einmal die Region als „altes Ordensgebiet“ vorgestellt wird, „bevölkert von katholischen Letten und katholisierten und polonisierten einst deutschen Gutsbesitzern und einigen wenigen genuin polnischen Magnatenfamilien“ (RR, 9.6.1922). Dadurch wird einerseits das ‚deutsche‘ Interesse am einst ‚deutschen‘ Kolonialland deutlich gemacht, andererseits soll damit aber auch der historische Sonderweg vor Augen geführt werden, den Lettgallen ab 1629 mit dem Frieden von Altmark ging. Die damit einsetzende Periode der historischen Auseinanderentwicklung wird zweitens als Ursache dafür angesehen, dass Lettgallen als das ‚andere‘ Lettland betrachtet werden bzw. eine „Kluft“ (RR, 3.7.1922) überbrückt werden müsse, „die durch 250 Jahre aufgerissen worden und durch heterogene Kulturbedingungen vertieft“ (ebd.) worden sei. Dass drittens diese ‚Andersheit‘ in den meisten Fällen eine Abwertung miteinschließt, wird vor allem anhand des vielbemühten Stereotyps der unproduktiven und desolaten Wirtschaft deutlich. Wie desaströs die wirtschaftlichen Verhältnisse sind, wird etwa anhand der nur schlecht befahrbaren Straßen (vgl. RR, 10.6.1922), der Unterkünfte, die allenfalls als „unerschöpfliche Fundgrube für Insektenforscher“ (ebd.) taugen, und nicht zuletzt der so genannten – meist als russisch apostrophierten – „Streifenwirtschaft“ vor Augen geführt:<sup>12</sup>

---

<sup>12</sup> Das Stereotyp der schlechten Wirtschaft ‚im Osten‘ ist spätestens seit Gustav Freytags Roman *Soll und Haben* (1855) vor allem als „polnische Wirtschaft“ im kollektiven Gedächtnis verhaftet (vgl. Orłowski, 1996). So markierte etwa auch ein Nordlandreisender wie Seume bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine Kulturgrenze zwischen dem ‚zerschlagenen‘ Polen und Litauen auf der einen und Lettland, respektive Kurland und Livland, auf der anderen Seite: „Ziehe durch Polen und iß mit den Juden und schlaf unter dem Grunzen der Schweine, und du wirst fühlen, wie wohlthätig, welche gesellige Wiedergeburt es ist, wenn Du in Kurland in ein reinliches, freundliches Zimmer trittst, von einem artigen, nettgekleideten Mädchen bewillkommt und mit einer guten Mahlzeit bewirtet wirst.“ (Seume, 1978: 38) Eine sehr ähnliche Kulturscheide wird nun innerhalb Lettlands verortet.

So oft uns auch eine hübsche Partie lebhaft an die schönsten Gegenden Liv- und Kurlands erinnert, so wird dieser Eindruck doch sofort zerstört, wenn man die sonderbaren Streifen bemerkt, in die ein jeder Acker geteilt ist. Das ist die berüchtigte russische Streifenwirtschaft; das Land gehörte ursprünglich der ganzen Gemeinde, der Bauer ist nur Nutznießer des ihm zugewiesenen Teiles. Damit nun der eine nicht nur gutes, der andere nur schlechtes Land erhalte, wurde jede größere Ackerfläche nach der Zahl der Gemeindeglieder in kleine Teile zerlegt; je größer nun die Gemeinde mit der Zeit wurde, desto kleiner wurden selbstverständlich die Streifen; so kam es, daß jetzt manche von ihnen buchstäblich nicht breiter sind, als ein größeres Tischtuch. [...] Daß diese Wirtschaftsform auf die ganze Kultur des Landes wie eine schwere Fessel wirken muß, ist klar; [...]. (LZ, 16.6.1922)

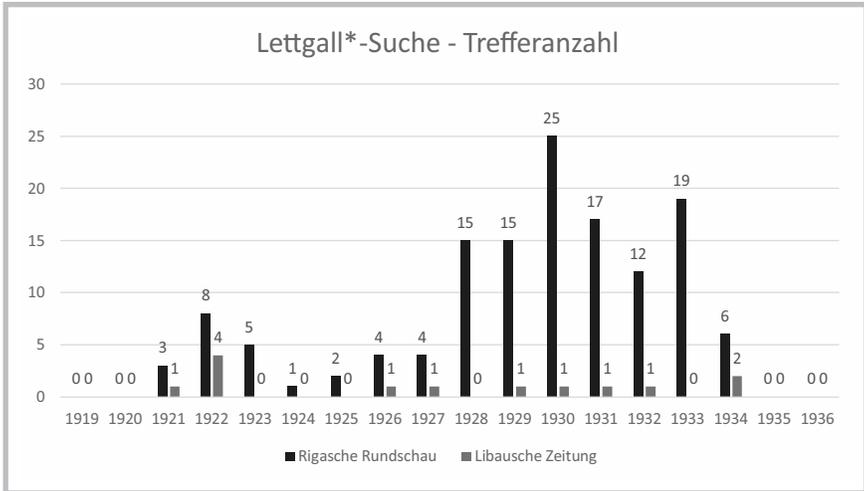
Viertens wird Lettgallen als Spielball der politischen Interessen vorgestellt (vgl. RR, 21.9.1922), wobei dem Lettgaller entweder politische Indifferenz („die Zahl derjenigen, die nicht wissen, zu welchem Staate Lettgallen eigentlich gehört, ist nicht gering“, ebd.) und / oder separatistische Ideen unterstellt werden. Dabei wird trotz des oftmals gleichzeitig konstatierten Multikulturalismus nur mehr noch pauschal vom ‚Lettgaller‘ gesprochen:

Der Separatismus der Lettgaller dürfte, so weit ich Einblick gewonnen, im allgemeinen an sich wenig von jenem bayrischen Separatismus verschieden sein, der über den ‚Sauptreuß‘ weidlich schimpft, sich aber dennoch und ohne Besinnen an die Seite des Geschmähten stellt, wenn es die allgemeine deutsche Sache gilt. Nun ist aber zu berücksichtigen, dass der Lettgalle nur ein ganz dumpfes Gefühl der Zugehörigkeit zum Lettentum besitzt und auf die Frage nach seiner Nationalität in 95 von 100 Fällen antwortet, er sei ‚Katholik‘. (RR, 9.6.1922)

Schließlich wird fünftens immer wieder die niedrigere Kulturstufe der Bewohner Lettgallens hervorgehoben, was sich darin äußere, dass sie ungebildete, unsaubere und unzivilisierte Trinker seien, wobei mitunter zwischen den verschiedenen Kulturen Lettgallens unterschieden wird: „Dafür aber ist der Russe ganz unvergleichlich sauberer, als der eigentliche Lettgaller. Mit dem Ungeziefer allerdings nehmen sie es beide nicht allzu genau, aber der Russe duldet die Parasiten nur, der Lettgaller dagegen hat sie aus Ueberzeugung.“ (LZ, 17.6.1922)

#### 4 Fortgang 1923 bis 1929

Nachdem Lettgallen 1921 / 1922 ins öffentliche Bewusstsein gerückt war, wird es in den Folgejahren, wie die folgende Grafik verdeutlicht, etwas ruhiger um Lettgallen. Erst 1928 ist ein merklicher Anstieg an Artikeln zu verzeichnen:



Grafik 1: Treffer mit Lettgall\* in der Schlagzeile in der Rigaschen Rundschau und der Libauschen Zeitung zwischen 1919 und 1936.

Auch im Zeitraum von 1923 bis 1929 lassen sich die erwähnten Lettgallen-Images und Argumentationsmuster weiterverfolgen, wobei insbesondere der Topos des wirtschaftlich desolaten Landes bedient wird. Dieser wird durch Berichte verstärkt, in denen deutlich wird, dass sowohl die Agrarreformen als auch Meliorationsarbeiten (z. B. Entwässerungsprojekte) nur schleppend vorankommen. Eine Ausnahme bilden hier lediglich zwei Berichte über Inspektionsreisen von Ministern nach Lettgallen, die sehr detailliert Fortschritte, teils aber auch Missstände schildern. So berichtet der damalige Finanzminister Ringolds Kalnins nach seiner dreiwöchigen Reise durch Lettgallen 1924 beispielsweise, dass die einzige natürliche Mineralwasserquelle Lettlands, die Helenenquelle in Rositten (lett. Rēzekne) brachliege, während in der Umgebung von Kreslawka (d. i. dt. Kreslau, lett. Krāslava) eine langsame Verbesserung der wirtschaftlichen Situation durch die Umstellung „vom alten Dorfsystem zur Einzelhofwirtschaft“ zu beobachten sei (RR, 18.7.1924). Klar positiv konnotiert ist der Artikel *Der wirtschaftliche Aufstieg Lettgallens* (RR, 10.9.1928) über die Reise des damaligen Ministerpräsidenten Pēteris Juraševskis nach Lettgallen im September 1928, in dem ein wirtschaftlicher Aufwärtstrend Lettgallens nach einer recht guten Ernte herausgestellt wird.<sup>13</sup> Auch die Selbstverwaltung der Region und das gute Einvernehmen der verschiedenen Nationalitäten werden positiv hervorgehoben.

<sup>13</sup> Nur einen knappen Monat später berichtet die RR, dass Nachfröste das Sommergetreide (Hafer, Gerste) verdorben hätten, weshalb mit einem Saatenmangel im Frühjahr zu rechnen sei, vgl. RR, 2.10.1928. Im Frühjahr 1929 berichtet die RR über die Hungersnot im Lubahner Gebiet.

Demgegenüber stehen allerdings zahlreiche Artikel, die nicht nur das „niedrige Kulturniveau und die staatspolitische Unreife“ (RR, 5.9.1928) Lettgallens thematisieren, sondern auch die Misswirtschaft anprangern, die ihren Höhepunkt 1928 und 1929 in Überschwemmungs- und Hungerkatastrophen findet. Dabei werden die Überschwemmungskatastrophen der Lubahner Region mit dem Lubahner See (lett. Lubāns) und deren Folgen auf ganz Lettgallen übertragen (vgl. *Saatenmangel in Lettgallen*, RR, 16.1.1928; *In Lettgallen herrscht Hungersnot*, RR, 12.3.1929), so dass der Eindruck entsteht, dass ganz Lettgallen auf die Hilfe des übrigen Lettland angewiesen sei. Diesbezüglich entspannt sich eine Debatte, ob und welche Art von Hilfe sinnvoll sei. Während in den Artikeln, in denen lettische Positionen wiedergegeben werden, Hilfestellungen eher negativ gesehen werden, da befürchtet wird, dass sich ein „Stand der Faulenzer“ herausbilde,<sup>14</sup> wird in Artikeln, die eher die Haltung der *Rigaschen Rundschau*<sup>15</sup> widerspiegeln, dafür plädiert, nicht nur kurzfristige Hilfe zu leisten, sondern längerfristig die Ursachen zu bekämpfen:

Aber wer Lettgallen kennt, weiß, daß damit allein wenig getan sein wird. Wenn die Wirtschaften derart deterioriert sind, wie das am Lubahn-See der Fall ist, dann können die Leute aus eigener Kraft um so weniger wieder hochkommen, als im Laufe dieses Frühlings neue Überschwemmungen des Sees zu befürchten sind, die weiteres Elend verschulden werden. Die Einwohner des in Betracht kommenden Gebiets werden also weiterer Hilfe bedürfen und das um so mehr, als das Volk dort in hohem Maße unkultiviert ist und als die Trunksucht in ihrer schlimmsten Art dort in üppigster Blüte steht. Wenn man Lettgallen helfen will — und man muß dieser Provinz helfen, — dann muß man sich nicht nur mit der Bekämpfung des gegenwärtigen Notstandes begnügen, sondern dafür Sorge tragen, daß die Provinz kulturell und damit auch wirtschaftlich gehoben wird. (RR, 12.3.1929)

In dem Artikel Oskar Grosbergs zeigt sich eine Tendenz, die auch in weiteren Beiträgen der *Rigaschen Rundschau* ablesbar ist, die eher als meinungsbetond einzustufen sind und die die Haltung der Redaktion widerspiegeln. Als Beispiel sei hier abschließend auf den Artikel *Grenzmarkengeist. Lettgallische Eindrücke* von Paul Schiemann eingegangen, der zwischen 1919 und 1933 Herausgeber der *Rigaschen*

<sup>14</sup> Vgl. insbesondere den Artikel *Ein Urteil über Lettgallen* (RR, 13.4.1929), in dem über eine Sitzung des Rates für die Hilfestellungen für die von der Überschwemmungskatastrophe Betroffenen berichtet wird: „Bei den Einwohnern zeigte sich eine gefährliche Anschauung über den Empfang von Gaben. Viele denken nicht daran zu arbeiten, denn die Regierung würde ihnen schon auch im nächsten Jahr das Brot umsonst ausreichen lassen. Um keinen Stand der Faulenzer zu schaffen, wird man keinem Erwachsenen weiterhin Unterstützung ausreichen.“

<sup>15</sup> In der *Libauschen Zeitung* werden Ernteausfälle und Hunger zumindest nicht in den untersuchten Artikeln thematisiert.

*Rundschau* war und ab 1920 die deutschbaltische Fraktion in der Lettischen Saeima anführte (vgl. Garleff, 2005; Hiden, 2004).

Ebenso wie Grosberg bedient Schiemann viele der bereits genannten Stereotype, etwa vom wirtschaftlich desolaten und kulturell rückständigen Land mit seiner unziivilisierten Bevölkerung, wobei die „kulturelle Rückständigkeit [...] mit einer staatsbürgerlichen Schlamperei Hand in Hand“ gehe, „die namentlich auf dem Gebiete der Selbstverwaltung ein Unvermögen zu aufbauender Arbeit zur Folge hat“ (RR, 19.9.1925). Für Schiemann ist dies allerdings kein Anlass, Lettgallen als Gefahr zu stigmatisieren, vielmehr stellt er gleich zu Beginn heraus, dass Lettgallen „zweifellos das interessanteste Gebiet“ in Lettland sei, was er mit dem ‚Anderssein‘ der Region begründet: „Eine andere Geschichte, eine andere Gruppierung der Volksstämme, eine andere Kultur- und wohl auch eine andere Staatseinstellung.“ Statt die Schuld in Lettgallen zu suchen, sieht er vielmehr das übrige Lettland am Zuge: „Für die mitteleuropäisch gerichteten alten Provinzen entstehen unter solchen Umständen Kulturaufgaben von größter Bedeutung.“ Da allerdings „das sogenannte baltische Lettentum in Lettgallen versagt, sich nicht auf der Höhe seiner Kulturmission zeigt“, richtet Schiemann seine Kritik vor allem an den lettischen Staat und versucht im Weiteren, insbesondere die Untiefen des „schmutzigen Grenzmarkengeist[es]“ hervorzukehren. Insbesondere kritisiert er die nach Lettgallen entsandten „Beamten“, die mit ihrem „borniertem Chauvinismus und eitler Selbstbespiegelung“ verbunden mit ihrer „Verachtung gegen den örtlichen Landbewohner“ nicht zur Entwicklung der Region beitragen. Deutlich wird in diesem Kontext auch, dass Schiemann ganz im Sinne seines Minderheiten- bzw. Staatenkonzeptes (vgl. zu Schiemanns Theorie anationaler Staaten Hiden, 2004) für die Sprach- und Kulturautonomie der Kulturen in Lettgallen plädiert, wenn er jenen kritisierten „Grenzmarkengeist“ etwa bei einem Fachschullehrer in Rositten erkennt, der dafür plädiert, dass „Lettland zu seiner Vervollkommnung nur noch der Vernichtung der Minderheitensprachen bedarf“ (RR, 19.9.1925). Insofern dürfte Schiemann bei der vermissten „Kulturmission“ eher ein Bildungsprogramm vor Augen haben, dass zwar generell zur Alphabetisierung beiträgt, aber dabei keine Assimilation anstrebt.

## 5 Fazit

Um einen umfassenden Überblick über das Lettgallen-Bild in den deutschsprachigen Medien im Baltikum geben zu können, müssten zweifellos der Untersuchungszeitraum ausgedehnt wie auch noch weitere Periodika gesichtet werden. Dessen ungeachtet lassen sich bereits anhand des zugrunde gelegten Korpus einige Grundtendenzen erkennen, die insbesondere mit Blick auf die *Rigasche Zeitung* als größter deutschsprachiger Tageszeitung in Lettland als zentral eingestuft werden können.

Insgesamt lässt sich sagen, dass sich in der deutschsprachigen Berichterstattung der lettische Lettgallen-Diskurs spiegelt, vergegenwärtigt man sich etwa die Artikel, die

Parlamentsdebatten oder lettische Nachrichten in Übersetzung zusammenfassen. Zugleich bildet sich ab 1921 auch ein eigenständiger Lettgallen-Diskurs heraus, der ebenfalls das Bild Lettgallens als das ‚andere‘ Lettland prägt und das bis heute noch etwa in Schlagzeilen wie *Lettland: Die mehr oder weniger lettischen Lettgaller* (Bongartz, 2012) nachwirkt. Diese Andersheit wird vor allem darin erkannt, dass das Land zwar schön, gleichzeitig aber auch fremd, wild und dunkel sei. Ursprünglich deutsch, bilde die mehr als zweihundertjährige unterschiedliche Geschichte der anderen Teile Lettlands und Lettgallens einen scharfen Gegensatz, der sich beispielsweise im niedrigeren Bildungsstand äußere. Auch spielen die Grenzlage, die Multikulturalität und -konfessionalität eine große Rolle, ebenso wie der immer wieder angesprochene Separatismus bzw. die politische Indifferenz der Bevölkerung. Insbesondere aber ist es die wirtschaftliche Unproduktivität, die immer wieder Thema der Artikel ist. Um Lettgallen auch wirtschaftlich zu helfen, plädieren Journalisten wie Schiemann oder Grosberg dafür, insbesondere Kultur und Bildung zu fördern.

Durchgehend findet sich das Stereotyp der ‚lettgallischen Gefahr‘, mal in Form undurchdringlicher, dunkler Wälder mit wilden Tieren, mal in Form einer kriminellen, gewalttätigen Bevölkerung (hier sei auch eine Spionageaffäre in Lettgallen genannt, vgl. LZ, 8.11.1929), doch beschränkt sich die Befürchtung einer Unterwanderung Lettlands durch die geburtenstarke Bevölkerung Lettgallens auf den Artikel Ernst Kiwulls. Der rassistischen Argumentationsweise Kiwulls steht vielmehr die Idee einer Integration Lettgallens vor allem durch Kultur- und Bildungsarbeit gegenüber, was allerdings auch dem Umstand geschuldet sein mag, dass es sich bei der Rigaschen Rundschau nicht nur um die größte Tageszeitung, sondern auch ein liberales Organ der deutschsprachigen Bevölkerung in Lettland handelt.

## Quellen- und Literaturverzeichnis

### Siglen

LZ = Libausche Zeitung

RR = Rigasche Rundschau

### Artikel aus den Tageszeitungen

RR, 20.12.1905 = NN: Der „Eroberungszug“ in Polnisch-Livland.

RR, 21.5.1921 = NN: Die lettgallische Opposition.

LZ, 28.5.1921 = NN: Die Interpellation der Lettgallen.

RR, 25.6.1921 = NN: Terroristen in Lettgallen.

RR, 10.12.1921 = NN: Lettgallen-Debatte in der Konstituante.

RR, 29.3.1922 = NN: Aus dem Leben einer deutschen Dorfschullehrerin in Kurland.

RR, 9.6.1922 = Grosberg, Oskar: Lettgallen. I. Von Inflan zu Lettgallen.

RR, 10.6.1922 = Grosberg, Oskar: Ausflug nach Lettgallen.

RR, 14.6.1922 = Grosberg, Oskar: Lettgallen. II. Geschichtliches.

- RR, 16.6.1922 = Grosberg, Oskar: Lettgallen. III. Land und Leute.  
LZ, 16.6.1922 = Wittenburg, Ed.: Lettgallen.  
LZ, 17.6.1922 = Wittenburg, Ed.: Lettgallen.  
RR, 17.6.1922 = Grosberg, Oskar: Lettgallen. IV. Agrarverhältnisse.  
RR, 27.6.1922 = Grosberg, Oskar: Lettgallen. V. Das agrare Tohuwabohu.  
RR, 3.7.1922 = Grosberg, Oskar: Lettgallen. VI. Politisches.  
RR, 21.9.1922 = Grosberg, Oskar: Liebeswerben um Lettgallen.  
RR, 28.4.1923 = Schiemann, Paul: Kirchenschutz.  
RR, 2.4.1924 = NN: Hochwasser in Kurland  
RR, 18.7.1924 = NN: Wie es in Lettgallen aussieht. Eine Unterredung mit Finanzminister Ringold Kalning.  
RR, 19.9.1925 = Schiemann, Paul: Grenzmarkengeist. Lettgallische Eindrücke  
RR, 23.10.1925 = K.,H.: Im Faltboot durch Kurland.  
RR, 24.10.1925 = Keussler, Paul von: Lettgallen. I.  
RR, 30.10.1925 = Keussler, Paul von: Lettgallen. II.  
RR, 6.11.1925 = K.,H.: Im Faltboot durch Kurland.  
RR, 11.5.1926 = NN: Mord an einer Kurländerin in Berlin.  
LZ, 3.11.1926 = NN: Der lettgallische Bankskandal.  
RR, 18.7.1927 = Günther, Richard Otto: Alt-Kurland in Ostpreußen.  
RR, 16.1.1928 = NN: Saatenmangel in Lettgallen.  
RR, 13.6.1928 = NN: Schäden des Hochwassers an der Kurl. Aa.  
RR, 4.7.1928 = NN: Schwere Mordtaten in Lettgallen.  
RR, 5.9.1928 = NN: Im dunklen Lettgallen.  
RR, 10.9.1928 = B., G. de: Der wirtschaftliche Aufstieg Lettgallens.  
RR, 6.10.1928a = NN: Begeisterte Wahlfahrten in Kurland.  
RR, 6.10.1928b = NN: Riga erhält Unterstützung aus Kurland.  
RR, 12.3.1929 = Grosberg, Oskar: In Lettgallen herrscht Hungersnot.  
RR, 12.6.1929 = NN: Von Lettgallern erschlagen.  
RR, 13.4.1929 = NN: Ein Urteil über Lettgallen.  
LZ, 8.11.1929 = NN: Neue Spionageaffäre in Lettgallen.  
RR, 26.8.1931 = NN: Polnisch-Livland soll an Polen verkauft werden.

#### *Weitere Literatur*

- Akermanis, E. (1928): Apdraudēta Latvju tauta. In: Burtnieks, Nr. 9 (Sept.), S. 819–831.  
Barmeyer, Christoph / Genkova, Petia (2011): Wahrnehmung, Stereotype, Vorurteile. In: Interkulturelle Kommunikation und Kulturwissenschaften. Grundbegriffe, Wissenschaftsdisziplinen, Kulturräume. Hrsg. v. Christoph Barmeyer, Petia Genkova u. Jörg Scheffer. 2. erw. Aufl. Passau: Karl Stutz, 2011, S. 173–189.  
Bongartz, Udo (2012): Lettland: Die mehr oder weniger lettischen Lettgaller. In: Lettische Presseschau. Deutsch-lettisches Nachrichtenfenster, 29.3.2012, <http://www.lettische-presseschau.de/politik/lettland/521-lettland-die-mehr-oder-weniger-lettischen-lattgaller> (2.6.2016).

- Cakuls, Edgars: Lettgallen – der unbekannte Südosten Lettlands. In: Ost – West. Europäische Perspektiven, Nr. 1, <https://www.owep.de/artikel/704/lettgallen-unbekannt-suedosten-lettlands> (10.6.2016).
- Dyserinck, Hugo (2015): Zum Problem der ‚images‘ und ‚mirages‘ und ihrer Untersuchung im Rahmen der Vergleichenden Literaturwissenschaft. In: Ders.: Ausgewählte Schriften zur vergleichenden Literaturwissenschaft. Hrsg. von Elke Mehnert. Berlin: Frank & Thimme (Studien zur komparatistischen Imagologie, Bd. 1).
- Garleff, Michael (2005): Schiemann, Carl Christian Theodor Paul. In: Neue Deutsche Biographie, Bd. 22, S. 743–744, <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118852922.html>.
- Hahn, Hans-Henning / Hahn, Eva (2002): Nationale Stereotypen. Plädoyer für eine historische Stereotypenforschung. In: Stereotyp, Identität und Geschichte. Die Funktion von Stereotypen in gesellschaftlichen Diskursen. Hrsg. v. Hans-Henning Hahn unter Mitarb. v. Stephan Scholz. Frankfurt a. M. u. a.: Lang, S. 17–56.
- Hidden, John (2004): Defender of Minorities. Paul Schiemann, 1876–1944. London: C. Hurst & Co.
- Jäger, Siegfried (<sup>5</sup>2009): Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. Münster: Unrast.
- K., E. [i. e. Ernst Kiewull] (1928): Die lettgallische Gefahr und das Bevölkerungsproblem in Lettland. In: Baltische Monatsschrift, Jg. 59, S. 552–554.
- Kiwull, Ernst (1928): Lettgallisches. In: Baltische Monatsschrift, Jg. 59, 748–749.
- Landwehr, Achim (2008): Historische Diskursanalyse. Frankfurt a. M.: Campus.
- Orłowski, Hubert (1996): „Polnische Wirtschaft“. Zum deutschen Polendiskurs der Neuzeit. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Seume, Johann Gottfried (1978): Mein Sommer 1805. Hrsg. u. kommentiert v. Heinz Härtl. Leipzig: Reclam.
- Šimkuva, Helēna (2014): Lettland. In: Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, 2014, [ome-lexikon.uni-oldenburg.de/p32616](http://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/p32616) (5.6.2016).
- Skujienieks, Marģer (1928): Latvija 1918.–1928. gados. Rīga: Valsts statistiskā pārvalde, 1928.
- Taterka, Thomas (2016): Lettland [Manuskript eines Artikels für das Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte (HRG), der für den Druck allerdings stark gekürzt wurde]. S. 1–9.
- Tuchtenhagen, Ralph (2016): Geschichte der baltischen Länder. 3. aktual. Aufl. München: Beck, Kindle Edition.
- Weymarn, Constantin von (1929): Das andere Lettland – Lettgallen. In: Baltische Monatsschrift, Jg. 60, S. 414–424.

---

# Die wissenschaftliche Beziehung zwischen der Hamburger Germanistin Agathe Lasch (1879–1942) und dem finnischen Germanisten Emil Öhmann (1894–1984): Eine Spurensuche

Doris Wagner (Turku)

## **Abstract**

*Dieser Beitrag widmet sich zwei Briefen der Hamburger Germanistin Agathe Lasch an ihren finnischen Kollegen Emil Öhmann. Es handelt sich um Dankesbriefe, mit denen Lasch auf die wissenschaftlichen Zusendungen ihres Kollegen antwortete. Die schriftlichen Zeugnisse Öhmans an Lasch sind zwar nicht erhalten, aber aus den Briefen Laschs lässt sich erschließen, um welche Zusendungen es sich handelt. Laschs Briefe enthalten überdies Hinweise auf die wissenschaftliche Beziehung der beiden Forscher, ihr jeweiliges Umfeld, gemeinsame Forschungsinteressen sowie den geschichtlichen Hintergrund der Judenverfolgung im nationalsozialistischen Deutschland, von der die Deutschjüdin Agathe Lasch betroffen war. Nach ihrer zunehmenden Isolierung durch die neuen Machthaber wurde sie im Jahr 1942 deportiert und ermordet.*

*This paper discusses two letters by Hamburg-based German scholar Agathe Lasch to her Finnish colleague Emil Öhmann. In these letters, Lasch expresses her gratitude to Öhmann for sending her a number of scholarly works. Although no notes written by Öhmann to Lasch have survived, the contents of this correspondence can be reconstructed from Lasch's two letters. Moreover, the letters provide evidence of the academic relationship between the two scholars, their respective environments, their common research interests, and the historic background of the persecution of Jews in Nazi Germany which affected Lasch because of her Jewish roots. Having been forced into isolation by the new authorities, she was deported and murdered in 1942.*

## **Keywords**

*Agathe Lasch, Emil Öhmann, Finnisch-deutsche Wissenschaftsbeziehungen, Germanistik, Judenverfolgung, Briefwechsel*

*Agathe Lasch, Emil Öhmann, academic connections between Germany and Finland, German studies, persecution of Jews, correspondence*

## 1 Einleitung

In diesem Beitrag wird die wissenschaftliche Beziehung zwischen der ersten Germanistikprofessorin Deutschlands, Agathe Lasch, und dem finnischen Germanisten Emil Öhmann anhand der zwei erhaltenen Briefe rekonstruiert, die Agathe Lasch an Emil Öhmann schrieb. Emil Öhmann hatte für die finnische Germanistik herausragende Bedeutung, da er seinerzeit viele wissenschaftliche Kontakte nach Deutschland knüpfte und Vernetzungen zwischen finnischen und deutschen Germanisten schuf. Öhmans Briefe an Lasch sind nicht erhalten. Nach der Vorstellung der beiden Forscher wird anhand der Briefe Laschs an Öhmann nach Spuren gesucht, die auf die Art der wissenschaftlichen Beziehung hindeuten, in der die beiden standen, d. h. Dauer, Intensität, Umfeld und gemeinsame Forschungsinteressen. Agathe Lasch war als Deutschjüdin der Judenverfolgung durch die Nationalsozialisten ausgesetzt und wurde 1942 deportiert und ermordet. Ihre Briefe enthalten auch Hinweise auf ihre zunehmende wissenschaftliche Isolation im nationalsozialistischen Deutschland. Laschs Briefe befinden sich im schriftlichen Nachlass Emil Öhmans, der in der Helsinkier Nationalbibliothek aufbewahrt wird.<sup>1</sup> Es ist geplant, Öhmans ca. 250 Briefe umfassenden Nachlass der Korrespondenz mit seinen deutschen Kollegen zu transkribieren und zu kommentieren. Er soll als kritische Briefedition<sup>2</sup> herausgegeben werden mit dem Ziel, die finnisch-deutschen Wissenschaftsbeziehungen in der Germanistik zu Öhmans Zeit nachzuzeichnen. Agathe Laschs Briefe sind Teil dieses Projekts.

## 2 Emil Öhmann

Emil Öhmann begann sein Studium an der Universität Helsinki im Herbst 1912 in den Fächern Germanische und Romanische Philologie sowie Russische Sprache und Literatur. Das Sommersemester 1914 verbrachte er in Leipzig, um dort Germanische Philologie sowie Vergleichende und allgemeine Sprachwissenschaft zu studieren. Bereits 1915 legte er sein cand. phil.-Examen an der Universität Helsinki ab, wurde dort 1918 Lizenziat und schon ein Jahr darauf promoviert. Im Jahr 1921 erfolgte die Ernennung zum Dozenten für Deutsche Philologie an der Universität Helsinki. Nach der Ernennung ging Öhmann im Frühjahr 1922 an die Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin, um dort bis 1924 als Lektor für Finnische Sprache und Kultur zu lehren. 1924 nach Finnland zurückgekehrt, übernahm er gleich an der Universität Turku einen Lehrauftrag für Germanische und Romanische Philologie. Ein Jahr später berief man ihn als ordentlichen Professor für Germanische Sprachwissenschaft an die Universität Turku. Bis 1944

<sup>1</sup> Nationalbibliothek Helsinki, Handschriftensammlung, Signatur: Coll. 340.2, Verzeichnis Nr. 46.

<sup>2</sup> Für die kritische Edition werden die Editionsriterien in modifizierter Form verwendet, die für den Brüder-Grimm-Briefwechsel benutzt wurden (vgl. Ehrhardt et al., 1998: 7–22).

bekleidete er dieses Amt, wechselte aber dann nach Helsinki, um an der dortigen Universität das Amt seines im Februar 1944 verstorbenen Doktorvaters Hugo Suolahti<sup>3</sup> zu übernehmen. Die Professur für Germanische Philologie hatte er bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1963 inne. Öhmann war verheiratet mit Greta Helena geb. Hellmann. Er starb nach langer Krankheit im Jahr 1984 in Helsinki (Korhonen, 1995: 10–15).

### 3 Agathe Lasch

Agathe Lasch studierte in Halle und Heidelberg Deutsche Philologie, Altnordisch und Altfranzösisch. Die Niederdeutsch-Forscherin wurde im Jahr 1909 in Leipzig promoviert, bekam aber im wilhelminischen Deutschland keine wissenschaftliche Anstellung, da Frauen bis 1918 die Lehrerausbildung verweigert wurde. Sie ging deshalb in die USA, wo sie in der Zeit von 1910 bis 1916 am Bryn Mawr College in Pennsylvania als Associate Professor of Teutonic Philology lehrte. Im Jahr 1917 kehrte sie nach Hamburg zurück und begann dort am Hamburgischen Kolonialinstitut als wissenschaftliche Mitarbeiterin mit dem Aufbau einer Wörterbuchstelle für das *Hamburgische Wörterbuch*. Schon 1919 habilitierte sie sich an der Hamburgischen Universität und erhielt 1923 als erste deutsche Germanistin den Professorentitel. 1926 wurde sie auf die neu geschaffene außerordentliche Professur für Niederdeutsche Philologie berufen und 1927 zur Mitdirektorin des Germanischen Seminars ernannt (Kaiser, 2007: 9–29 und Kaiser, 2011: 85–102).

Im nationalsozialistischen Regime wurde die Philologin aufgrund ihrer jüdischen Abstammung sukzessive aus der Wissenschaft ausgegrenzt und zum 30. Juni 1934 zwangsweise in den vorzeitigen Ruhestand versetzt. Es folgte ein Publikationsverbot; nach den Novemberpogromen 1938 durfte sie wissenschaftliche Einrichtungen auch nicht mehr betreten, was die Fortführung ihrer Forschungen immens erschwerte. Ihre Versuche, mittels einer Anstellung z. B. in Schweden, Estland oder Finnland der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft zu entfliehen, scheiterten.<sup>4</sup> Zusammen mit ihren Schwestern, bei denen sie seit 1939 in Berlin wohnte,<sup>5</sup> wurde sie am 15. August 1942 nach Riga deportiert und noch am Tag ihrer Ankunft, dem 18. August, ermordet (Kaiser, 2009: 23–34).

---

<sup>3</sup> Viktor Hugo Suolahti, (1874–1944); Suolahti trug bis 1906 den Nachnamen Palander; finnischer Politiker, Philologe, Rektor der Universität Helsinki.

<sup>4</sup> Jaatinen (1947: 133f.) berichtet über den Versuch, Frau Lasch mit Hilfe von Prof. Pekka Katara eine Anstellung als Lektorin an der Universität Helsinki zu ermöglichen. Dieser Versuch scheiterte an den damaligen Machthabern.

<sup>5</sup> Agathe Lasch zog 1937 von Hamburg in ihre Heimatstadt Berlin um, wo sie zunächst alleine eine Wohnung bewohnte, 1939 aber aufgrund der nationalsozialistischen Wohnungspolitik die Wohnung aufgeben und zu ihren Schwestern ziehen musste.

## 4 Die Beziehung der beiden Wissenschaftler, rekonstruiert aus Laschs Briefen

Im Folgenden wird mit Hilfe von Laschs Briefen die Beziehung der beiden Wissenschaftler rekonstruiert. Für die Fragestellung werden nur die dafür relevanten Stellen aus den Briefen kommentiert<sup>6</sup>, d. h. alles Persönliche, das Agathe Lasch ihrem Kollegen schreibt, bleibt außen vor.

In ihren beiden Briefen bezieht sich Agathe Lasch lediglich auf die wissenschaftlichen Zusendungen, die sie von Öhmann erhielt. Deshalb ist anzunehmen, dass Öhmann selbst keine Briefe mit persönlichem Inhalt an sie verfasste, sondern seine Zusendungen nur mit einer persönlichen Widmung an die Empfängerin versah oder ein Grußkärtchen beilegte, wie er es häufig tat.

### 4.1 Brief von Agathe Lasch an Emil Öhmann vom 10.10.1936

In ihrem Brief vom 10.10.1936 (Abb. 1 und 2), den Agathe Lasch in Hamburg schrieb, dankt sie Emil Öhmann für die Übersendung von Simon Roths Werk *Ein Teutscher Dictionarius*, das 1571 in Augsburg gedruckt wurde. Öhmann hatte dieses frühneuhochdeutsche Fremdwörterbuch 1936 neu herausgegeben, um der deutschen Wortforschung dieses bedeutende lexikografische Werk als Quellenmaterial wieder zugänglich zu machen. Öhmann liefert in seiner Einleitung zu dem Werk Erläuterungen zur Makro- und Mikrostruktur, erläutert die historischen Quellen und gibt Hinweise zum lemmatisierten Wortschatz. Für Agathe Lasch, die Sprachhistorikerin und Lexikografin war, muss dieses Werk eine sehr willkommene Gabe gewesen sein. Wie sie in ihrem Brief schreibt, erforschte sie neben dem Niederdeutschen auch die Geschichte der neuhochdeutschen Sprache. Mit Öhmans Arbeitsweise, die sie als „sorgfältig und berufen“ beschreibt, war sie offensichtlich bestens vertraut. Im Besitz der Humboldt-Universität zu Berlin befindet sich ein Widmungsexemplar von Öhmans Schrift *Über Homonymie und Homonyme im Deutschen* (1934). Diese Schrift, die aus der Privatbibliothek Laschs stammt, zeigt, dass die beiden Wissenschaftler schon länger in Kontakt miteinander standen. Öhmann kannte auch die Werke seiner Hamburger Kollegin, wie eine positive Rezension von Laschs *Berlinische[r] Sprachgeschichte* in den *Neuphilologischen Mitteilungen* (1929: 44–45) zeigt. In Öhmans Nachlass befinden sich mehrere Hundert Listen von Wörtern samt Erklärungen, darunter auch solche, die er aus Laschs *Berlinische[r] Sprachgeschichte* exzerpiert hatte.

Beide Wissenschaftler waren überdies Mitglieder des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, was ebenfalls auf gemeinsame Berührungspunkte ihrer Forschungsinteressen hinweist.

<sup>6</sup> Eine vollständige Transkription der Briefe von Agathe Lasch an Emil Öhmann (jedoch ohne Abbildungen der Briefe) sowie eine ausführliche Darstellung der wissenschaftlichen Beziehung der beiden Forscher befindet sich in Kaiser / Wagner (2014: 105–121).

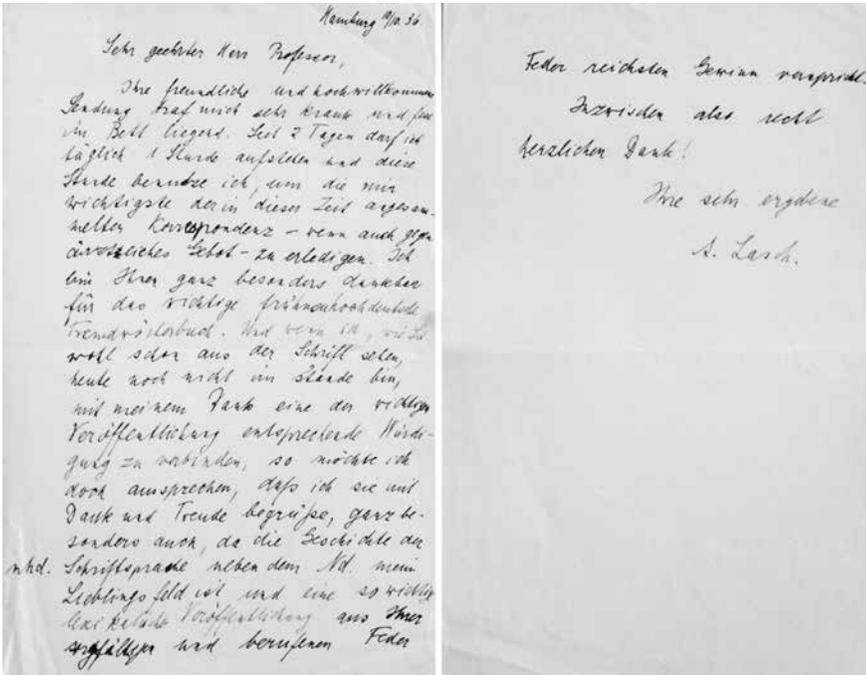


Abb. 1 und 2: Brief von Agathe Lasch an Emil Öhmann vom 10.10.1936 (Seiten 1 und 2)

#### 4.2 Brief von Agathe Lasch an Emil Öhmann vom 5.5.1942

Als Agathe Lasch am 5.5.1942 ihren zweiten Brief (Abb. 3) verfasste, war sie bereits nach Berlin übersiedelt. Zu dieser Zeit war sie im nationalsozialistischen Deutschland als Jüdin fast völlig vom Wissenschaftsbetrieb ausgeschlossen und konnte sich nur noch schwer über den aktuellen Forschungsstand orientieren. Umso willkommener war ihr wohl die Übersendung von Öhmans Gastvortrag, den er vermutlich in Leipzig über *Die französischen und italienischen Elemente des Mittelhochdeutschen* hielt<sup>7</sup> und in dem er, wie Lasch bemerkt, die „Fremdwörterfrage nun auch auf das Italienische“ ausdehnte. Den Vortrag bezeichnet sie als „anregend und methodisch wichtig“.

Lasch selbst konnte sich bei Öhmann nicht mit einer „Gegengabe“ revanchieren, wie sie bedauert. Sie hatte zwar einige Manuskripte druckfertig, aber aufgrund des Publikationsverbots konnte sie die Beiträge nicht veröffentlichen, auch wenn sie selbst mit

<sup>7</sup> Eine Kurzanzeige mit der Ankündigung von Öhmans Vortrag erschien in: *Der Norden*. Monatsschrift der Nordischen Gesellschaft 19 (1942), S. 252.



Als der Krieg ausbrach, wurden Postsendungen spärlicher. Es ist anzunehmen, dass sie den Vortrag Öhmans auch aus diesem Grund besonders begrüßte.

Agathe Lasch kannte die Forschungsschwerpunkte ihrer finnischen Kollegen recht gut. Mit dem Niederdeutschforscher Pekka Katara<sup>10</sup> hatte sie zusammen in Heidelberg studiert. Auch Öhmans Doktorvater, der Sprachhistoriker Hugo Suolahti, den Lasch in ihrem zweiten Brief erwähnt, war ihr bekannt.<sup>11</sup> Wie sie selbst, studierte auch er in Heidelberg, allerdings einige Jahre früher. Beide Wissenschaftler waren – wie Lasch und Öhmann – auch Mitglieder des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Das philologische Umfeld Öhmans war Agathe Lasch also vertraut. Mindestens seit den 1920er-Jahren gab es Kontakte zwischen der finnischen und der hamburgischen Germanistik. Besonders hervorzuheben ist hier der Name Conrad Borchling,<sup>12</sup> ein Kollege Laschs, der – wie aus Öhmans Briefwechsel hervorgeht – im Briefkontakt mit Öhmann und einigen seiner finnischen Kollegen stand. Von den deutsch-finnischen Beziehungen, deren Ausbau v. a. Öhmann durch seine Deutschlandkontakte und -reisen ab den 1930er-Jahren vorantrieb, blieb Agathe Lasch aufgrund ihres jüdischen Hintergrunds jedoch ausgeschlossen.

## 5 Zusammenfassung

Dieser Beitrag geht den Spuren der wissenschaftlichen Beziehung zwischen dem finnischen Germanisten Emil Öhmann und seiner Hamburger Kollegin Agathe Lasch nach. Grundlage für die Spurensuche bilden zwei Briefe, die die Niederdeutschforscherin Lasch an Emil Öhmann schrieb. In diesen Briefen bedankt sie sich bei ihrem Kollegen für die Zusendung von von Öhmann verfassten wissenschaftlichen Arbeiten. Von Seiten Öhmans sind nur die wissenschaftlichen Zusendungen bekannt, nicht jedoch eventuelle Begleitbriefe oder Grußkarten an seine Kollegin. Neben der Wertschätzung für Öhmans Arbeiten kommt in Laschs Briefen auch zum Vorschein, dass die beiden Wissenschaftler gemeinsame Berührungspunkte in ihrer Forschung hatten. Dies wird v. a. an der gegenseitigen Kenntnis und Auseinandersetzung mit ihren jeweiligen Arbeiten deutlich. Zudem waren beide Forscher Mitglieder des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung.

---

<sup>10</sup> Väinö Pekka Katara (1882–1971), finnischer Sprachwissenschaftler, Lektor für Deutsche Sprache an der Helsinki Wirtschaftsuniversität, von 1938–1953 zusätzlich Professor für Deutsche Philologie an der Universität Helsinki.

<sup>11</sup> Im Jahr 1935 brachte sie einen Beitrag mit dem Titel *Das altsächsische Taufgelöbnis* in den *Neuphilologischen Mitteilungen* unter, den sie Hugo Suolahti widmete „als nachträglichen Gruss“ (Lasch, 1935: 92).

<sup>12</sup> Borchling, Conrad August Johannes Carl (1872–1946), deutscher Germanist in Hamburg mit Schwerpunkt Niederdeutsch.

Laschs Briefe sind zudem Zeugnisse der zeitgenössischen politischen Verhältnisse. Die Germanistin wurde aufgrund ihres jüdischen Hintergrunds im nationalsozialistischen Deutschland zunehmend isoliert: Auf Betreiben der damaligen Machthaber versetzte man sie 1934 zwangsweise in den Ruhestand, belegte sie wenig später mit einem Publikationsverbot und untersagte ihr das Betreten wissenschaftlicher Einrichtungen wie Bibliotheken oder Archive. Schließlich wurde sogar ihre Privatbibliothek von den Nationalsozialisten beschlagnahmt. Entsprechend schwierig war es für die Forscherin, sich wissenschaftlich auf dem neuesten Stand zu halten. Aus diesem Grund erhielten die Postsendungen mit den Publikationen befreundeter Kollegen für sie eine besondere Bedeutung. Von den zunehmenden deutsch-finnischen Wissenschaftsbeziehungen, vorangetrieben unter anderem von Conrad Borchling und Emil Öhmann, blieb sie als Jüdin ausgeschlossen.

Lasch selbst hatte einige wissenschaftliche Arbeiten fertig gestellt, die sie in ihrem zweiten Brief vom 5.5.42 an Öhmann auflistete. Diese wurden jedoch aufgrund des über sie verhängten Publikationsverbotes nicht gedruckt. Diesen zweiten Brief schrieb Lasch von Berlin aus, wohin sie 1937 übersiedelte. Sie wusste zum Zeitpunkt des Verfassens des Briefes noch nicht, dass sie drei Monate später deportiert und ermordet werden sollte.

## Literaturverzeichnis

- Ehrhardt, Holger / Fischer, Rotraut / Grothe, Ewald / Lauer, Bernhard / Plötner, Bärbel (1998): Die kritisch-kommentierte Ausgabe der Briefwechsel der Brüder Grimm. Richtlinien zur Edition und Kommentierung. In: Jahrbuch der Brüder Grimm-Gesellschaft 8. Hrsg. v. Bernhard Lauser. Kassel: Brüder-Grimm-Gesellschaft, S. 7–22.
- Häkli, Esko (1988): 1988 – Jubiläumsjahr des finnischen Buches. Vor 500 Jahren erschien das erste finnische Buch. In: Bibliophilie und Buchgeschichte in Finnland. Aus Anlaß des 500. Jubiläums des Missale Aboense. Hrsg. v. Esko Häkli u. Friedhilde Krause. Berlin: Röhms-Verlag.
- Jaatinen, Martta (1947): Professor Dr. Agathe Lasch zum Gedächtnis. Ansprache im Neuphilologischen Verein in Helsinki am 29. März 1947. In: Neuphilologische Mitteilungen, Bd. 48, H. 3, S. 130–141.
- Joost, Siegfried (1964): Ghotan, Bartholomäus. In: Neue Deutsche Biographie 6, S. 367, <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118885464.html> (20.6.2016).
- Kaiser, Christine M. (2007): Agathe Lasch (1879–1942). Erste Germanistikprofessorin Deutschlands. Berlin: Hentrich & Heinrich (= Jüdische Miniaturen 63).
- Kaiser, Christine M. (2009): Zwischen „Hoffen“ und „Verzagen“. Die Emigrationsbemühungen Agathe Laschs. Ein Werkstattbericht. In: Auskunft. Zeitschrift für Bibliothek, Archiv und Informationen in Norddeutschland, Jg. 29, S. 11–46.
- Kaiser, Christine M. (2011): „ausnahmesweise eine weibliche Kraft“. Agathe Lasch – die erste Germanistikprofessorin Deutschlands am Germanischen Seminar der

- Hamburger Universität. In: 100 Jahre Germanistik in Hamburg. Traditionen und Perspektiven. Hrsg. v. Myriam Richter u. Mirko Nottscheid. Berlin / Hamburg: Dietrich Reimer Verlag, S. 81–105.
- Kaiser, Christine M. / Wagner, Doris (2014): „Leider kann ich Ihnen keine Gegengabe schicken, die aus meiner Feder stammt.“ Zwei Briefe der Hamburger Germanistin Agathe Lasch (1879–1942) an den finnischen Germanisten Emil Öhmann (1894–1984). In: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Jg. 137, S. 105–121.
- Katara, Pekka / Schmidt, Gustav Friedrich (1919): Finnland im Anfang des XX. Jahrhunderts. Hrsg. im Auftrage des Ministeriums für auswärtige Angelegenheiten. Helsinki: Druckerei der finnischen Literaturgesellschaft.
- Korhonen, Jarmo (1995): Schriftenverzeichnis von Emil Öhmann. In: Der Ginkgo-Baum. Germanistisches Jahrbuch für Nordeuropa, Jg. 13, S. 29–38.
- Lasch, Agathe (1928): „Berlinisch“. Eine berlinische Sprachgeschichte. Berlin: Reimar Hobbing (= Berlinische Forschungen 2).
- Lasch, Agathe (1935): Das altsächsische Taufgelöbniß. In: Neuphilologische Mitteilungen, Bd. 36, H. 2, S. 92–133.
- Lasch, Agathe (1937): W. L. Wardale (Ed.): Albrecht von Borgunnien's Treatise on Medicine (Sloane Ms. 3002, British Museum), published for St. Andrews University by Humphrey Milford, Oxford University Press 1936 [Rezension]. In: Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur, Jg. 56, S. 35–38.
- Lasch, Agathe (1939): Palatales *k* im Altniederdeutschen. In: Neuphilologische Mitteilungen, Bd. 40, H. 3, S. 241–318 und 387–423.
- Öhmann, Emil (1929): Agathe Lasch, „Berlinisch“. Eine berlinische Sprachgeschichte. In: Neuphilologische Mitteilungen, Jg. 30, S. 44–45.
- Öhmann, Emil (1934): Über Homonymie und Homonyme im Deutschen. Helsinki (= *Annales Academiae Scientiarum Fennicae* B 32).
- Öhmann, Emil (1936): Simon Roths Fremdwörterbuch (mit einem Nachdruck von Simon Roths: Ein Teutscher Dictionarius, Augsburg 1571). In: *Mémoires de la Société Néo-Philologique de Helsingfors*, Bd. 11, S. 225–370.



---

# Auf den Spuren von Übersetzern bzw. Dolmetschern im lettischen Liv- und Kurland

Ieva Sproģe (Riga)

## **Abstract**

*Der Artikel gibt einen kurzen Überblick über das Schaffen der ersten Übersetzer und Dolmetscher aus dem Deutschen ins Lettische oder umgekehrt und bietet einen kurzen Einblick in die Übersetzungsgeschichte Lettlands bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Er skizziert damit einen kleinen Teil der umfangreichen translatoologischen Arbeit der Geistlichen und möchte Aufmerksamkeit für dieses für die deutschbaltische Übersetzungsgeschichte wichtige Thema erzeugen. Der Beitrag von Geistlichen, die im heutigen Hoheitsgebiet Lettlands gleichzeitig auch als Übersetzer und / oder Dolmetscher tätig waren, wurde bislang in der Forschung, abgesehen von den ersten Bibelübersetzungen, in der Regel nur im Kontext ihrer anderen wissenschaftlichen Aktivitäten erwähnt. Ihre Rolle bei der Entwicklung der Translatologie wurde hingegen kaum reflektiert.*

*Linguists have mostly studied the Baltic German cultural contribution to the development of education and science in Latvia. Apart from the first translations of the Bible, the contributions made by pastors to translating and interpreting is usually mentioned only in the context of their scientific activities; their role in the development of the territory of modern Latvia is not reflected. This paper gives a brief overview of the first German-Latvian (or vice versa) translators, providing brief insight into the progress of translation until the beginning of 19<sup>th</sup> century in Latvia, and may be considered an introduction to the theme by characterizing selected contributions of pastors to translation.*

## **Keywords**

*Übersetzungsgeschichte, Geistliche als Übersetzer und Dolmetscher, Bibelübersetzung, Volksliederübersetzung  
translation history; priests as translators and interpreters; Bible translation; folk song translation*

## 1 Einleitung

Mit diesem Aufsatz wird auf die Rolle der Geistlichen in der lettischen (und damit auch der baltischen und europäischen) Übersetzungsgeschichte hingewiesen, denn der Beitrag der Theologen zur Entwicklung des Übersetzens ist in Lettland vorwiegend nur als ein Nebenaspekt im Rahmen anderer Studien erwähnt worden. Sprach- und Geschichtsforscher oder auch Philosophen wie Konstantīns Karulis (1986), Jānis Straubergs (1952), Aleksejs Apīnis (1991), Heinrihs Strods (1983), Pēteris Vanags (2000) und andere haben vor allem die kulturhistorischen Verdienste der Deutschbalten in Lettland untersucht und ihren Beitrag zur lettischen Bildungs- und Wissenschaftsentwicklung beschrieben.

Der vorliegende Aufsatz bietet einen Überblick über die wichtigsten geistlichen Übersetzer und ihre Verdienste, wobei gleichzeitig darauf hinzuweisen ist, dass er kein ganzheitliches Bild zu geben vermag, sondern noch viel umfangreicher sein müsste.

## 2 Die ersten Übersetzer und Übersetzungen

Die Entwicklung der Translatologie ist auf das Engste mit der Entwicklung und Anwendung der Sprache und damit mit verschiedenen Bestimmungen verbunden. So hatte schon 1201 Papst Innozenz III. eine Verordnung erlassen, laut der die neugetauften Einwohner Livlands Beichte, Vaterunser und Glaubensbekenntnisse auswendig aufzusagen müssen (vgl. Apīnis, 1991: 17). Das Vierte Lateralkonzil 1213 beschloss, dass das Gotteswort in der Landessprache zu verbreiten sei (vgl. Apīnis, 1991: 17). In der Satzung der Rigaer Provinzkirche aus dem Jahr 1428 wird bestimmt, dass nur Pfarrer einzustellen sind, die der Sprache ihrer Gemeinde mächtig seien. 1442 wurde vom Livländischen Landtag beschlossen, dass die ‚unteutschen‘ Einwohner Vaterunser, Mariengebete, Glaubensbekenntnisse sowie die Todsünden und eheliche Pflichten verstehen müssen. 1517 ist in Riga in Klostersnähe der Wohnort eines „unteutschen Predigers“ (Apīnis, 1991: 18) registriert worden. Es wird vermutet, dass es schon vor der Reformation Bücher des Gotteswortes auf Lettisch gegeben habe, jedoch mangelt es an ausreichend überzeugenden Belegen dafür, zumal laut Satzung der Rigaer Provinzkirche „wegen etwaigen Abweichungen“ vom Ausgangstext verboten war, Glaubensbücher in die Volkssprache zu übersetzen (vgl. Apīnis, 1991: 17).

Als einer der ersten Sprachmittler unter den Geistlichen ist der Priester, Geschichtsschreiber und auch Vermittler bei Konflikten, Heinrich von Lettland (Henricus de Lettis) bekannt. Er ist der Verfasser des *Chronicon Livoniae*, einer der wichtigsten Geschichtsquellen des Baltikums. Die Herkunft des Lettischen Heinrichs ist nicht bekannt; es gibt aber Vermutungen, dass er als Kind im Augustinerkloster Segeberg zusammen mit livländischen Geiselnknaben erzogen worden oder sogar einer von ihnen gewesen sei (vgl. Švābe, 1938), wodurch er sich die entsprechenden Sprachkenntnisse erworben habe. 1205 ist er im Gefolge des späteren Rigaer Erzbischofs Albert in Livland

nachweisbar, 1208 erhielt er die Priesterweihe und übernahm eine Pfarrei „an der Ymera“ (Papendorf, jetzt Rubene).

Zumeist aber waren die ersten Übersetzer bzw. Dolmetscher deutscher oder deutschbaltischer, jedoch kaum lettischer Abstammung. Lesen und Schreiben konnten damals nur einige Deutsche. Da es im 13. Jh. aber eine Reihe von Dokumenten gab, die auch von den einheimischen Einwohnern zu unterzeichnen waren, wozu z. B. die Verträge mit den Kuren (1267) und Semgallen sowie Rechtsnormen der Ureinwohner **zählen**, waren Vermittler mit ausreichend Sprachkenntnissen und übersetzerischen Fähigkeiten notwendig.

### 3 Übersetzen als Bestandteil des Pfarralltages

Vor allem die Pfarrer übernahmen diese Mittlerrolle und hatten mit diesbezüglichen Schrifтарbeiten zu tun. Die oben genannten rechtlichen Regelungen zeugen davon, dass die Fremdsprachenkenntnisse der Geistlichen in Livland untrennbar mit ihrer übersetzerischen Tätigkeit (bzw. Dolmetschertätigkeit) verbunden waren. Geistliche Texte waren die ersten auf Lettisch gedruckten Texte. Ein erstes Beispiel für die preußische Sprache bildet das *Vaterunser* von Simon Grunau, einem Dominikanermönch, in seiner *Cronika und beschreibung aller lüstlichen, nützlichsten und waren historien des namenkundigen landes Zu Prewssen* (im Zeitraum von 1529–1531; vgl. Feldmanis, 1992 sowie Forstreuter, 1966). Das zweitälteste *Vaterunser* hatte der deutsche Chronist Hasentöter in lettischer Sprache verfasst, es wurde 1550 in der lateinischen Ausgabe von Sebastian Münsters *Cosmographia* gedruckt. „Die ersten Auszüge auf Lettisch waren sowohl Bibelfragmente als auch eine Auslegung der Grundthesen des neuen Glaubens [...]. Sie wurden via Mitteldialekt ins Rigaer Lettische übersetzt.“ (Apinis, 1991: 29; Übersetzung I. S.) Hierbei geht es auch z. B. um das sogenannte *Handbuch der Jakobikirche* (hrsg. 1530) und den Lutherischen Katechismus auf Lettisch. Alle lettischen Übersetzungen des Handbuchs redigierte Ende der 1530er Jahre der Oberpfarrer Johann Eck (vgl. Apinis, 1991: 27) und fasste sie in einer Handschrift ab. 1586 erschien *Enchiridion* – das zweite gedruckte Buch auf Lettisch; das erste war ein katholisches Gebets- und Gesangbuch.

1587 wurde im Auftrag des Kurländischen Herzogs Gotthard der Lutherische Katechismus auf Lettisch in Königsberg herausgegeben. Herzog Gotthard beauftragte den Pastor Johannes Rivius (auch Johann Rivius de Recklinghausen), ein Handbuch von Kirchentexten auf Lettisch zu verfassen, damit die Gottesdienste auf Lettisch gehalten werden konnten. Johann Rivius de Recklinghausen, „kerckendener to sunte Jacob“, kam gegen 1524 nach Riga; in den 1540er Jahren diente er als Hilfspastor bei Oberpfarrer Johann Eck an der Jakobikirche und hatte den schon 1530 und 1537 von Eck (?) ins Lettische übersetzten Katechismus zur Verfügung. 1550 musste er wegen seiner ‚unartigen Lebensweise‘ Riga verlassen und kam nach der Auflösung des Livonischen Ordens nach Dobeles (Dobbeln). Nach seinem Tod leitete Herzog Gotthard die Übersetzungen des

Pastors an einen Ausschuss evangelischer Pastoren unter Leitung des Gemeindepastors von Iecava Christian Mick weiter, weitere Ausschussmitglieder waren Gotthard Reymers, Pastor der Gemeinde von Bauska, Pastor Baltzer Lembrock aus Tukums und Johann Wegmann, Pastor der Gemeinde von Saldus. Der Ausschuss vollendete die Arbeit Rivius', 1586 wurde in Königsberg der I. Teil des Lutherschen *Enchiridion* auf Lettisch herausgegeben. Roberts Feldmanis (1992) bezeichnet *Enchiridion* als „Anfang des lettischen geistlichen Schrifttums, das sich in einen starken Strom umwandelte“. Danach folgten die Leidensgeschichte Christi und das Gesangbuch (vgl. Vanags, 2000 sowie Feldmanis, 1992). Hierbei leisteten Pfarrer wie z. B. Ramm, Johannes von Dahle, Georgs Sterbel / Sturbel und Johann Reckmann (vgl. Vanags, 2000: 35) einen wesentlichen Beitrag. Einer der Übersetzer des 1587 herausgegebenen Kurländischen Gesangbuches könnte Kaspars Timme sein (vgl. Vanags, 2000: 41). 1570 wurde die von Alexander Einhorn ausgearbeitete Kirchenordnung herausgegeben (vgl. Vanags, 2000: 36).

Kontinuierlich gab es immer mehr Übersetzungen von Kirchentexten ins Lettische; Gottesdienste in Lettland wurden schon im 16. Jh. zweisprachig auf Deutsch und Lettisch gehalten und als eine Art Konsekutivdolmetschen seitens der deutschsprachigen Pfarrer präsentiert. Mitte des 16. Jh. sorgten die Geistlichen dafür, dass ihre Gemeinden sich das Gotteswort auch mithilfe des Gesangbuches aneignen konnten. Das Ende des 16. Jhs. und das 17. Jh. verzeichnen eine aktive Periode auch in der schriftlichen und übersetzerischen Arbeit der Kirchenväter. Das 17. Jh. beschreibt Roberts Feldmanis (1992: Lektion Nr. 7) als „Blütezeit Kurlands, [...] die von mehreren Geistlichen – Pröbsten und Superintendenten – eingeleitet wird“. Der Name Georg (Juris) Elger (1585–1672), ein katholischer Priester lettischer Abstammung, Kirchentexter und Lektor, gehört dazu. Er schrieb Lettisch entsprechend polnischer Orthografie und verfasste das erste erweiterte lettische Wörterbuch.

Feldmanis (1992) hebt auch den „großen kirchlichen Schriftsteller“ Georg Manzel (1593–1654) hervor, den ersten bedeutenden lettischen Schriftsteller, Geistlichen, Hofpfarrer, Sprachforscher und Gelehrten in Dorpat und Mitau. Neben seinen vielen Übersetzungen spielt sein *Lettus – Wortbuch sampt angehengtem täglichen Gebrauch der Lettischen Sprache* – eine ganz besondere Rolle, heute könnte man es als erstes Lehrbuch für Lettisch als Fremdsprache bezeichnen. Manzel bekleidete viele hohe Ämter, zu dem auch das des Rektors der Universität Dorpat gehörte, den Großteil seines Lebens war er jedoch Hofpfarrer des Kurländischen und Senggallischen Herzogtums in Jelgava (Mitau). Er beherrschte sehr gut Lettisch, erarbeitete die Grundlagen für eine einheitliche lettische Rechtschreibung, übersetzte viel und leitete Verlagsarbeiten für Veröffentlichungen ins Lettische. 1637 veröffentlichte er die *Sprüche Salomonis*, 1642 das Weisheitsbuch Jesus Sirach. 1654 kam seine *Lang-gewünschte Lettische Postill* heraus – ein Predigtbuch mit 1.180 Seiten für alle Sonn- und Festtage mit deutschem Vorwort. Gegen die Veröffentlichung dieses Buches protestierten die einheimischen Deutschen, denn „mithilfe dieses Buches könnten nun auch Ausländer ohne Lettischkenntnisse predigen, sodass Manzel dadurch den einheimischen, lettischsprechenden Deutschen einen Schaden antue“ (Feldmanis, 1992: Lekt. 8). Die 3. Auflage dieses Werkes wurde

1673 durch *Das lettische Predigtbuch* (*Latviešo pātaro grāmata*) ergänzt. Feldmanis (1992: Lekt. 8) betont, dass „[...] dieses Buch den Letten gewidmet ist. Es geht nicht mehr nur um ‚Bauren‘ und ‚Nichtteutsche‘“.

Genauso wichtig für die Entwicklung der Übersetzung ist das Schaffen des „ersten lettischen geistlichen Liedermachers“ (Feldmanis, 1992: Lekt. 8), des Gründers der lettischen Kirchendichtung Cristoph Fürecker (1615– ca. 1680). Er war Übersetzer und Dichter der meisten Lieder des 1685 in Kurland herausgegebenen Gesangbuchs mit 289 Liedern (vorwiegend ging es um Übersetzungen Lutherischer Liedertexte: *Vom Himmel hoch, da komm ich her, Christe, du Lamm Gottes*, u. a.). Laut Feldmanis (1992: Lekt. 8) dichtete Fürecker um 120 Lieder nach oder schrieb sie selber, er hatte Theologie studiert, aber war nie als Pfarrer tätig. Der in Schlesien geborene Heinrich Adolphi (1622–1686) folgte seinem Lettischlehrer Fürecker, er beschäftigte sich mit dem Übersetzen geistlicher Lieder, kümmerte sich um die Herausgabe des Gesangbuchs und war Pfarrer in Dobele und Jelgava, später Generalsuperintendent in Kurland. Zu den Nachfolgern Füreckers gehörte Gerhard Remmling (1631–1695) – Pfarrer in Sauka (Sauken) und Sesava (Sessau). Er stammte aus Grobiņa (Grobin) und übersetzte 24 geistliche Lieder (vgl. Feldmanis, 1992).

Weiterhin folgt eine Reihe an Namen von Geistlichen, deren Verdienste im Bereich der Übersetzung in diesem Beitrag nur kurz aufgelistet werden sollen, die jedoch sehr wichtig für die Entwicklung der interkulturellen Kommunikation, lettischen Bildungsgeschichte und Schriftsprache waren. Johann(es) Wischmann (1650?–1703) aus Jelgava (Mitau) war Sohn des Küsters der Heiligen Dreifaltigkeitskirche. Sein Geburtsjahr und seine Abstammung (deutsch / lettisch?) sind nicht gesichert. Er übersetzte 16 geistliche Lieder ins Lettische und verfasste viele selbst. 1697 veröffentlichte Wischmann nach dem Vorbild von Martin Opitz' *Buch von der Deutschen Poeterey* (1624) theoretische Überlegungen über die Dichtkunst, den *Unteutschen Opitz*. Die Theorie verfasste er auf Deutsch, das Buch beinhaltet aber viele lettische Beispiele und Zitate. Wischmann beschreibt sogar lettische Mundarten und gibt Hinweise (vgl. Ozols, 1965), wie diese beim Verfassen oder auch Übersetzen von literarischen Texten anzuwenden sind. Seine eigenen Übersetzungen sind frei-adaptierend. Bernhard Wilhelm Bienemann (?– um 1730), gegen 1711 Pfarrer in Zemite, danach in Spāre, übersetzte ca. 100 Lieder ins Lettische (z. B. *Gute Nacht und sanfte Ruh* (*Bez bēdām labu nakti*)). Seine Lieder sind unter anderem auch im 1714 in Jelgava herausgegebenen Gesangbuch veröffentlicht. Nikolay Friedrich Hespe (?–1699) Pfarrer in Džūkste, Oberpfarrer in Bauska und Probst, übersetzte vier geistliche Lieder, darunter *Augstais Dievs, kam slava dota*.

Vilhelms Šteineks (Wilhelm Steineck, 1681–1735) war lettischer Pfarrer aus Vecauce; sein Vater war vermutlich Gemeindevormund. 1702 wurde Steineck an der Universität Königsberg immatrikuliert, er war später Pfarrer in Jelgava und Tukums, verfasste einige und übersetzte über 50 Kirchenlieder. Steineck setzte sich öfters für die lettischen Bauern ein. So integrierte er beispielsweise in eine selbstgeschriebene Ode für eine Herzogsfeier symbolische Hinweise über das Leiden, das den Bauern angetan wurde, und fiel schließlich in Ungnade bei den Deutschen. Jakob Friedrich Bankau (?–1725) war

evangelischer Pfarrer in Lielzaube, Zemīte und Dundaga (1711–1725), Mitglied des Konsistoriums zu Piltene und deutschbaltischer Schriftsteller, der seine Werke auch auf Lettisch verfasste. Sein Denkmal ist sein umfangreiches *Bankausches Predigtbuch* (*Bankava sprediķu grāmata*). Alexander Gräven (1679–1746) wurde in Salgale geboren, war Pfarrer und Superintendent Kurlands (später auch Livlands) und veranlasste 1739 zusammen mit dem damaligen Superintendenten von Livland (1736–1744), Jakob Benjamin von Fischer, die zweite Bibelausgabe *Biblia*. Im Baltischen Biographischen Lexikon sind als besonders wichtig folgende Werke von ihm aufgelistet: *Lettische Kirchen-Agende* (1727, 1771); *Vollständiges Kirchen-Buch* (1741, 1765); Bearbeitung der 4. Ausgabe des *Kurländischen lettischen Gesangbuchs* (1727), sowie die 4. Ausgabe der *Manceliusschen Lettischen Postille* (1746) (vgl. BHK, 2012ff.). Christian Huhn (1716–1784) war nach dem Studium in Königsberg Hauslehrer und Pfarrer in Würzau und Mitau. Er war nach Gräven Kurländischer Superintendent und setzte die Verlags- und Redaktionsarbeit seiner Vorgänger fort (vgl. Šiško, o. J.). So redigierte er beispielsweise die 4. Ausgabe des Predigtenbuches von Manzel und sorgte für die neue Auflage des Kurländischen Gesangbuchs (*Kurzemes jauna un pilnīga dziesmu grāmata* (1766)).

### 3.1 Zu einigen Bibelübersetzern

Zu den am ausführlichsten beschriebenen Texten und Übersetzungen von Pfarrern gehören vor allem Bibelübersetzungen. Die ersten lettischen Bibelübersetzungen wurden unter anderem von Edgars Dunsdorfs, Jānis Straubergs, Aleksejs Apīnis, Konstantīns Karulis, Helmut Glück und Ineta Polanska ausführlich untersucht. Hier wird nur kurz auf einige wichtige Zusammenhänge und Ergebnisse eingegangen: Nach dem Schwedischen Krieg (1600–1629) wurde in Livland der Schwede Juhan Georg Gezel / Gezel (Gezelius, 1615–1690) zum Superintendenten gewählt. Wissend, dass der damalige Pfarrer zu Rauna, Jānis Reiters oder Johannes Reiter (um 1632–1697), bereits Bibelfragmente übersetzt hatte, schrieb Gezel 1662 Königin Hedvig Eleonora an und reichte bei der Regierung ein Memorandum über die Notwendigkeit der Verfügbarkeit der Bibel auf Lettisch und Estnisch ein (vgl. Dunsdorfs, 1979: 10). Der Staatsrat genehmigte die Übersetzung der Bibel in livländische Sprachen unter der Voraussetzung, dass das Konsistorium vier gelehrte Männer für die Übersetzung nominieren und diese dann die dafür benötigte königliche Vollmacht erhielten (vgl. Dunsdorfs, 1979: 10). Herausragende Arbeit leistete hierbei Reiter, der 1656 in Dorpat (damals noch an der *Academia Gustaviana*) seinen Doktorgrad erlangt hatte. Neben seiner lettischen Muttersprache beherrschte Reiter Deutsch, Schwedisch, Finnisch, Estnisch und mit großer Wahrscheinlichkeit auch Russisch, Polnisch und Französisch. Die Bibel konnte er aus dem Althebräischen, Griechischen und Lateinischen übersetzen (vgl. Karulis, 1986: 40). 1664 fing Reiters damit an, das 5., 6. und 7. Kapitel des Matthäus-Evangelium sowie andere seiner Übersetzungsfragmente der Heiligen Schrift zu bearbeiten; diese veröffentlichte er 1675 unter dem Titel *Übersetzungsprobe* (siehe Abb. 1).

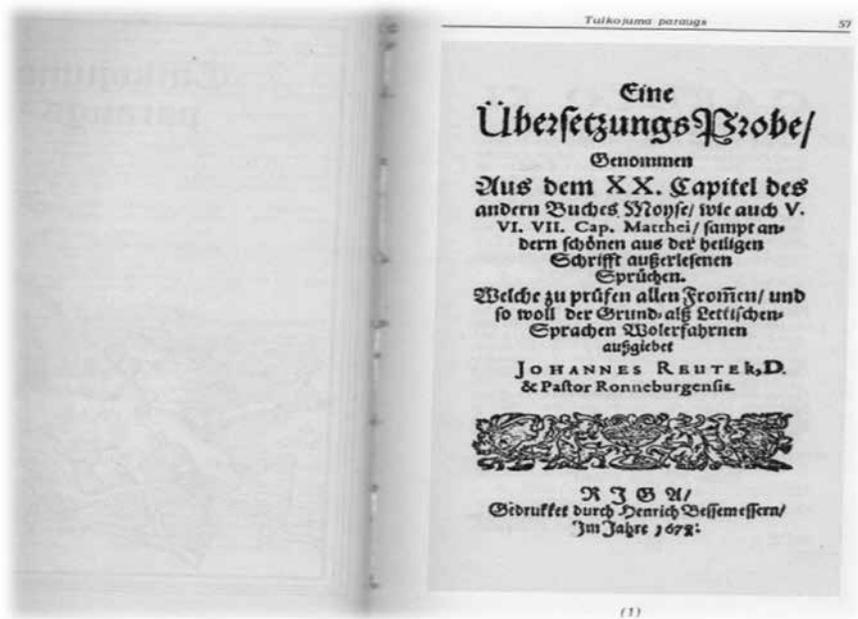


Abb. 1 Übersetzungsprobe J. Reiters (Karulis, 1986: 57)

Schon 1662 hatte Reiters das Vaterunser *Oratio Dominica* in 40 Sprachen herausgegeben (vgl. Straubergs, 1952: 134). 1675 kam in Lübeck die zweite Auflage dieses Werkes heraus und auch in späteren ähnlichen Ausgaben wird auf das Buch Reiters verwiesen, was ein Zeugnis davon ist, dass es in Europa weit verbreitet war (vgl. Straubergs, 1952: 134). Trotzdem findet man Reiters Namen nicht auf der Liste der zehn für die Bibelübersetzung nominierten Pfarrer. Gezelius hatte 1664 gegen Reiters Klage wegen seiner Sympathien mit dem Katholizismus und dem Abweichen von der Augustiner Konfession erhoben. Nach einer Vernehmung beim Konsistorium wird Reiters Pastorenposten 1663 gekündigt (vgl. Dunsdorfs, 1979: 12). 1665 zieht Gezelius von Livland nach Finnland; sein Nachfolger wird Georg Preuß. 1673 kommt der Superintendent Johann Fischer aus Sulzbach nach Riga. Die schwedische Verwaltung ist gegenüber Reiters positiver eingestellt und schlägt vor, dass Reiters das Neue Testament übersetzt (vgl. Straubergs, 1952: 136). Nach einer Pause wird das Thema der Bibelübersetzung wieder aktuell. So kommt Reiters zu seiner Übersetzungsprobe. Erst unterhält Fischer mit dem König gute Beziehungen, in der Korrespondenz mit dem König bezeichnet sich Fischer als Initiator der Bibelübersetzung (vgl. Dunsdorfs, 1979: 28). Das Koordinieren dieser umfangreichen Arbeit ist jedoch nicht einfach, die Kommunikation mit dem königlichen Hof verschlechtert sich.

Dennoch hat sich Fischers Name im Kontext der Bibelübersetzung verewigt, genauso wie der von Ernst Glück, der 1673 nach Livland zog und zunächst als Pfarrer in Dünamünde arbeitete. Glück beherrschte mehrere Sprachen und war sehr gut ausgebildet. Sein Anliegen – die Bibel ins Lettische zu übersetzen – ist sehr rasch seitens dem ihm gegenüber freundlichen Fischer unterstützt worden, obwohl seine Lettischkenntnisse erst sehr bescheiden waren. Glück wollte die Bibel aus den Ausgangssprachen übersetzen und begab sich nach Hamburg, um dort beim Orientalisten Esdras Edzard seine Kenntnisse im Althebräischen und -griechischen zu verbessern. Auch Johannes Reiter ist zu derselben Zeit in Hamburg. Es wird vermutet, dass Glück das Altgriechische wie auch das Lettische in Hamburg bei Reiter lernt, denn nach seinem Hamburger Aufenthalt sprach Glück sehr gut Lettisch. Karulis vermutet, dass Glück von Reiter von der ausgeschriebenen Pastorenstelle in Dünamünde erfahren konnte. Sowohl Reiter als auch Glück bewerben sich um diese Stelle, die Stelle bekommt Glück (vgl. Liepnieks, 1999; Karulis, 1986: 50). Glück übersetzt die Bibel, ihm helfen Steiding, Witten (vgl. Dunsdorfs, 1979: 133) und Klembchen (vgl. Straubergs, 1952: 142). 1685 sind das Neue Testament, 1689 das Alte Testament fertig übersetzt, wobei auch die früheren Bibelübersetzungen Füreckers und Manzels verwendet worden seien. Glück, genauso wie Reiters, trat für die Rechte der lettischen Bauern ein und prozessierte sogar deswegen lange mit deutschen Gutsbesitzern. Im Unterschied zu Reiters ist es ihm aber gelungen, neben den Bibelübersetzungen ins Lettische und Russische auch sehr viel für die Entwicklung der lettischen und russischen Schule und Bildung im Allgemeinen zu leisten. Vielleicht war in diesem Zusammenhang nicht unwichtig, dass seine Frau Christine, geb. von Reutern, mit dem Livländischen Adel verwandt war und dass seine Stieftochter Marta Skawronska Ehegattin des Zaren Peters I. war.

### 3.2 Übersetzungen für und über den Alltag

Neben der Übersetzung von geistlichen Texten machten sich Pfarrer auch auf dem Gebiet der Übersetzung anderer Textsorten einen Namen und förderten damit die Entwicklung von Literalität und Bildung im Allgemeinen. In diesem Zusammenhang kann der Name Herders nicht unerwähnt bleiben. Herder und sein Rigaer Lehrer und Freund Johann Georg Hamann waren Mitglieder des sogenannten berensschen Kreises – einer Gruppe Rigaer Literaten und Patrizier um die Familie Berens. Zu diesem Kreis gehörten auch der Rektor der Domschule Johann Gothelf Lindner, der Pfarrer Gottlieb Schlegel, der Jurist, Ratsherr und spätere Bürgermeister von Riga Johann Christoph Schwarz (1722–1804), der Rechtshistoriker August Wilhelm Hupel sowie der kurländische Aufklärer, Übersetzer und Begründer der lettischen Schriftsprache und schönggeistigen Literatur, Gotthard Friedrich Stender (1714–1796), der Pastor von Sēlpils und Sunākste war. Stender verwendet die adaptierende Übersetzungsmethode – d. h. er lettisiert die Personen- und Ortsnamen. Herders Freundes- und Bekanntenkreis war international und erweiterte sich ständig. Das Leben in Lettland und der

ununterbrochene Kommunikationsfluss zwischen Livland, Kurland, Deutschland (mit Königsberg als Schnittstelle) und Russland (d. h. zwischen Herder, Kant, Hamann, Lindner, Hupel und anderen) war ausschlaggebend für Herders Schaffen. Herders Treffen und Briefwechsel mit Hamann, seine Erfahrungen als Lehrer, der Einfluss der freimaurerischen Ideen sowie die Nähe des Volkes entfalteten gerade in Lettland sein Interesse für das Leben und Kulturerbe der einheimischen Völker. Der lettische Historiker Strods beschreibt, wie Herder Übersetzungen lettischer Volkslieder sammelte, und zitiert Quellen wie Hupels Briefe über die Anfänge des Volksliedersammelns und die Urkunden der Oberkanzlei des Rigaer Rates über die Tätigkeit Herders in Riga:

1773 wiederholte Herder in Deutschland seinen Aufruf, die Volkslieder aller Völker zu sammeln: Seine Idee wurde von mehreren führenden Aufklärern Berlins ausgelacht [...]. Als umfangreicheren Anfang des Sammelns von lettischen Volksliedern kann man den Herbst 1777 ansehen, als Herder den Schriftsteller und Pastor A. Hupel (1737–1819) um Zusendung lettischer Volkslieder bat. Am 17. Oktober 1777 bat Hupel seinerseits den Buchhalter des Waisenhauses J. Fischer [1731–1793, Namensvetter des Generalsuperintendenten, siehe oben, I. S.] um Zusendung einiger lettischer Volkslieder, die die Letten auf ihren Festen usw. singen, samt einer wörtlichen Übersetzung. An demselben Tag wandte sich Hupel an Hartknoch mit der Bitte, lettische Volkslieder zu sammeln. J. Fischer wandte sich an Probst J. [sic! I. S.] Baumann (1716–1790) in Cēsis (Wenden), den Pfarrer der Āraišu-Gemeinde (nicht weit von Cēsis) G. Bergmann (1749–1897) und möglicherweise auch an den Pastor der Rubene-Gemeinde H. Harder (1747–1818). [...] Es ist davon auszugehen, dass Herder im Januar oder Februar 1778 die Volkslieder erhalten hatte. (Strods, 1983: 150; Übersetzung I. S.)

Laut Strods (1983: 151) übersandte Hupel Herder mindestens 79 lettische Volkslieder, darunter 74 ins Deutsche übersetzte. Unterschiedliche Handschriften zeugen davon, dass diese von unterschiedlichen Sammlern geliefert wurden. Der Historiker Pēteris Zeile spricht in der Einleitung der Übersetzung von Herders *Sämtlichen Werken* (1977: 21) von drei Handschriften, 78 Volksliedertexten und einer „Melodie“, die in der Staatsbibliothek zu Berlin in ‚Herders Konvoluten‘ aufbewahrt werden.

Noch immer eher unbeachtet sind die übersetzerischen Leistungen solcher Zeitgenossen Herders wie des Pfarrers Christian David Lenz (1720–1798) und des Dichters Jakob Michael Reinhold Lenz (1751–1792) geblieben. Herder und seine Herausgeber kommentieren die Übersetzungen lettischer Volkslieder mit Auszügen über die lettische Sprache und lettische Volkslieder aus Theodor Gottlieb Hippels Roman *Lebensläufe nach aufsteigender Linie* (1779). Der lettischsprechende Prototyp des im 1. Kapitel dieses Romans dargestellten Ich-Erzählers ist noch immer ein Geheimnis. Vieles deutet darauf hin, dass es sich hierbei um den jungen Lenz oder Johann Heinrich Baumann, oder auch einen anderen deutschbaltischen Pfarrerssohn handelt).

## 4 Zusammenfassung

Aus den Ausführungen in diesem Aufsatz ist deutlich geworden, dass deutschbaltische und lettische Theologen einen wichtigen Beitrag zur lettischen und damit auch der europäischen Bildungs- und Kulturgeschichte geleistet haben. Dieser ist eng mit ihrer ausgeprägten Literalität, mit ihren ausgezeichneten Fremdsprachenkenntnissen und Übersetzungskompetenzen verbunden.

Die Rolle der ersten Geistlichen als Übersetzer bzw. Dolmetscher ist schon von ihrer Mission bestimmt und in mehreren offiziellen kirchlichen Dokumenten verankert. Die ersten gedruckten Texte auf Lettisch waren geistliche Texte; schon seit dem 13. Jh. bildete sich im übersetzerischen Kontext, vor allem dank theologisch ausgebildeter Sprachmittler, in mehreren Alltagsgebieten eine lettische Schrifttradition aus. Die lettische Bibel wurde aus den historischen Ursprachen übersetzt; das Übersetzen bzw. Dolmetschen war für die Geistlichen oft eine Selbstverständlichkeit und Bestandteil des Alltags, wobei die Verbreitung von Selbstübersetzungen typisch war. Oft wurde (z. B. in den Fällen Stenders, Wischmanns und Depkins) die adaptierende Übersetzungsmethode verwendet. Gottesdienste auf dem heutigen Territorium Lettlands waren schon im 16. Jh. auf Lettisch gewährleistet, da viele Pfarrer den Gottesdienst zweisprachig hielten.

Die übersetzerischen Aktivitäten der Theologen fanden auf einer internationalen Ebene statt und zeugen von Mehrsprachigkeit und Kreativität sowie tiefen Fachkenntnissen in anderen Bereichen. Ihr Beitrag zur Übersetzungswissenschaft bedarf jedoch noch umfangreicherer Studien und Würdigungen.

## Literatur

- Apinis, Aleksejs (1991): *Grāmata un latviešu sabiedrība līdz 19. gadsimta vidum*. Rīga: Liesma.
- BHK (2012ff.) – *Deutschbaltisches Biographisches Lexikon digital (DBLd)*. Begr. v. Olaf Welding, fortgef. unter Mitarb. v. Erik Amburger und Georg von Krusenstjern von Wilhelm Lenz (1970), <http://www.bbl-digital.de/>.
- Blese, Ernests (1947): *Latviešu literatūras vēsture. Vidējais un vecākais posms*. No XVI gs. vidus līdz XIX gs. vidum. Hanava: Gaismas pils.
- Dunsdorfs, Edgars (1979): *Pirmās Latviešu bībeles vēsture*. [Geschichte der ersten lettischen Bibel.] Minneapolis: Latviešu Ev.-Lut. Baznīca Amerikā.
- Feldmanis, Roberts (1992): *Baznīcas vēsture*. [Geschichte der Kirche.] Kurzemes evaņģēliskās Baznīcas izveidošanās. 7.–9. lekcija [Lektionen 7–9], <http://www.robertsfeldmanis.lv/lv/?ct=bvesture> (19.6.2016).
- Forstreuter, Kurt (1966): Grunau, Simon. In: *Neue Deutsche Biographie*, Nr. 7, S. 216, <https://www.deutsche-biographie.de/gnd10434833X.html#ndbcontent>.

- Glück, Helmut / Polanska, Ineta (2005): Johann Ernst Glück (1653–1705). Pastor, Philologe, Volksaufklärer im Baltikum und in Russland. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Hippel, Theodor Gottlieb von (2013) [1778]: Lebensläufe nach aufsteigender Linie. Meines Lebenslaufs Erster Theil, Bd. 1. Berlin: Voß.
- Johansen, Paul (1969): Heinrich von Lettland. In: Neue Deutsche Biographie, Nr. 8, S. 413, <http://www.deutsche-biographie.de/ppn119318679.html>.
- Karulis, Konstantīns (1986): Jānis Reiters un viņa tulkojums. Rīga: Liesma.
- Kūle, M. / Rolova, A. / Rubenis, A. / Zariņš, V. / Zeile, P. (Hrsg.) (1995): Johans Gotfrīds Herders. Darbu izlase. [Herders Sämtliche Werke. 1805/1820 Auslese. Übersetzung ins Lettische.] Rīga: Zvaigzne.
- Lenz, Jakob Michael Reinhold (1992): Briefe und Gedichte. Hrsg. v. Sigrid Damm. Frankfurt a. M., Leipzig: Insel.
- Liepnieks, Laimonis (1999): Mācītājs un grāmatu iespiedējs. [Gustavs Bergmanis]: [sakarā ar G. Bergmaņa (1749–1814) 250 gadu jubileju]. [Valmieras raj.]: Liesma.
- Ozols, Jānis (1965): Johana Višmana Nevācu Opics (1697). In: Ders.: Veclatviešu rakstu valoda. Rīgā: Liesma, S. 328–335.
- Paškeviča, Beate (2003): Die Sammlung von Volksliedern im lettischen Livland. Herders Helfer in den Jahren 1777 und 1778. In: Kulturgeschichte der baltischen Länder in der Frühen Neuzeit: Mit einem Ausblick in die Moderne. Hrsg. v. Klaus Garber u. Martin Klöker. Tübingen: Niemeyer, S. 229–243.
- Šiško, S. (o. J.): Hūns (Huhn) Kristiāns. In: Latviešu grāmatniecības darbinieki līdz 1918. gadam, <http://lgdb.lnb.lv/index/person/369/> (19.6.2016).
- Straubergs, Jānis (1952): Sen to Rīgu daudzināja. Stokholma: Daugavas apgāds.
- Strods, Heinrihs (1983): J. G. Herders un latviešu tautas dziesma. [Herder und das lettische Volkslied.] In: Karogs, Nr. 6, S. 147–152.
- Švābe, Arveds (1938): Kas bija Latviešu Indriķis. In: Senatne un Māksla. Nr. 4, S. 11–38.
- Vanags, Pēteris (2000): Luterāņu rokasgrāmatas avoti. [Quellen des lutherischen Handbuchs.] Vecākā perioda (16. gs.–17. gs. sākuma) latviešu teksti. Stokholmā: Memento; Rīgā: Mantojums.



---

# Übersetzungen und Rezeption deutschbaltischer Texte ins Estnische während der sowjetischen Periode<sup>1</sup>

Reet Bender (Tartu)

## **Abstract**

*Im vorliegenden Aufsatz wird eine Übersicht über die Übersetzungs- und Rezeptionsgeschichte deutschbaltischer Texte ins Estnische gegeben. Berücksichtigt wird die Zeitspanne nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges bis zum Ende der sowjetischen Okkupation Estlands (1944–1991).*

*The aim of this article is to give an overview of the history of the translation of Baltic German texts and their reception in Estonia during the period of Soviet occupation (1944 to 1991).*

## **Keywords**

*Deutschbalten, Übersetzungsgeschichte, Literaturrezeption, sowjetische Okkupationszeit  
Baltic Germans, translation history, reception history, Soviet occupation*

## **1 Zur Einführung. Das Wesen der baltischen Literatur**

Die Übersetzungs- und Rezeptionsgeschichte deutschbaltischer Texte in Estland hängt eng mit der Gesamtrezeption des baltischen Deutschtums zusammen. Im vorliegenden Aufsatz wird ein Versuch gemacht, einen Blick auf diesen Teil der estnischen Übersetzungsgeschichte zu werfen. Der Begriff ‚Text‘ umfasst im hiesigen Kontext die schriftliche und literarische Produktion im weitestmöglichen Sinne, hierzu gehören sowohl literarische als auch (auto-)biographische, epistolare, wissenschaftliche, publizistische und ähnliche Texte. Dieses Begriffsverständnis stützt sich auf Jaan Undusk, nach dessen Auffassung der Kern der deutschbaltischen Literatur nicht in der Belletristik, sondern in etwas, was er als ‚mõtteproosa‘ (dt. Denkprosa) bezeichnet, liegt (Undusk, 2011: 565). So hätten nach Undusk „die Verurteiler der deutschbaltischen Literatur,

---

<sup>1</sup> Der Beitrag wurde im Rahmen des folgenden Forschungsprojektes erstellt: IUT34-30 Ideology of Translation and Translation of Ideology: Mechanisms of Cultural Dynamics under the Russian Empire and Soviet Power in Estonia in the 19th –20th Centuries.

unter ihnen auch Gero von Wilpert, sich von der deutschen Literatur, vom Umfang dieser großen Literatur blenden lassen“ (Undusk, 1993: 28), denn „den Kern der deutschbaltischen Literatur bildeten vor allem historische Schriften, eine politische, juristische und ökonomische Publizistik, eine Kultur-, Natur- und etwas weniger philosophische Essayistik“ (Undusk, 2011: 565, Übersetzung hier und im Folgenden R. B.).

Das historische baltische literarische Feld war mehrsprachig. Bis in die Mitte des 19. Jhs. besaßen die estnische und die lettische Literatur kein eigenes literarisches Feld, sondern sie funktionierten als Randgebiete der hiesigen deutschsprachigen Literatur – und dies sowohl in Hinblick auf Autoren und Genres als auch auf vorherrschende Ideologien. Es gab noch keine rein estnischsprachigen Autoren, die Sprache trug eine funktionale und stilistische, aber keine nationale Markierung. Seit der Mitte des 19. Jhs. verzweigte sich die mehrsprachige baltische Literatur in deutsch-, estnisch- und lettischsprachige Literaturen (Undusk, 2008: 94f.). Nach Liina Lukas müsste die ‚baltische Literatur‘ in ihrer Entstehung als geographischer Terminus benutzt werden (Lukas, 2006: 26f.).

Der oft wiederholte Vorwurf der Mittelmäßigkeit der deutschen Literatur im Baltikum wird durch die sog. ‚Tat-und-Text-Theorie‘ von Jaan Undusk in ein vielfach positiveres Licht gerückt. Nach Undusk handelte es sich im Falle der deutschbaltischen Literatur um einen Zusammenschluss von Tat und Text. Undusk lag bei diesem Gedankengang eine Anekdote um Hugo Graf von Keyserlingk zugrunde. Dieser habe auf die Frage eines Enkels, was eigentlich Geschichte sei, folgendermaßen geantwortet: „Geschichte ist das, was wir tun und vorüber die Bürgerlichen ihre Bücher schreiben“ (Undusk, 1993: 26; 2008: 98). Diese zwei Gruppen der baltischen Oberschicht – der Adel und die Literaten – trafen sich an der Universität Dorpat, die ein Schmelztiegel der baltischen Gesellschaft war und eine Symbiose der Stände darstellte. Also schafft nach Undusk die ‚Tat‘ Inhalte, denen der ‚Text‘ die Form verleiht. Dies verhinderte jedoch nicht, dass man manchmal auch zu Texten kam, die keine Fixierung, keine Formwerdung einer ‚Tat‘, sondern die ‚Tat selbst‘ waren (Undusk, 1993: 27). So war mit dem Texte-Verfassen keine Pflicht verbunden – eben keine Pflicht zum Verfassen von erstklassigen Texten. Ein Naturerlebnis war sozusagen mehr wert als ein Gedicht, das dieses Erlebnis reflektierte (Undusk, 1993: 28). Dass beim Verfassen der Texte die Qualität nicht so „ernst genommen“ wurde, erklärt laut Lukas (2006: 193f.) auch die relativ hohe Anzahl an schreibenden Frauen im Baltikum im Vergleich zu Deutschland, da die literarische Tätigkeit teilweise einfach als eine zusätzliche Möglichkeit zum Zeitvertreib betrachtet wurde. 68 von 191 Autoren von literarischen Texten, die zwischen 1890 und 1918 etwas veröffentlichten, waren Frauen; es erschienen in dieser Periode 233 Prosawerke, von denen 117 aus der Feder von Autorinnen stammten (vgl. Lukas, 2006: 193). Im Baltikum gehörte das Schreiben – etwa wie das Klavierspiel, Zeichnen oder die Handarbeit – gewissermaßen zum Lebensstil der höheren Töchter aus adligen und bürgerlichen Kreisen, deren berufliche Aussichten sehr begrenzt waren. Das Schreiben lag nicht an der Spitze der Pyramide der gesellschaftlichen Werte. Dort standen der Landesdienst, gemeinnützige und ehrenamtliche Tätigkeiten in Vereinen und Gesellschaften und auch

das sog. Einander-Gesellschaft-Leisten. Dazu gehörte kein „Sich-Dem-Text-Unterwerfen“, man ließ sich nicht vom Texte beherrschen, sondern beherrschte selbst den Text (Undusk, 1993: 28).

Diese These der sekundären und praktischen Orientierung der literarischen Tätigkeit im Baltikum lässt sich auch auf die Struktur der deutschbaltischen Übersetzungen ins Estnische seit der Nachkriegszeit bis heute übertragen. Unter den insgesamt mehr als 275 Übersetzungen aus der Periode 1945 bis 2015 gibt es überraschend wenig Belletristik (ca. 15 %), das Bild beherrschen die Memoiristik und historische, politische und wissenschaftliche Literatur.<sup>2</sup>

Vor dem Ersten Weltkrieg dagegen wurde sehr viel deutschbaltische Belletristik ins Estnische übersetzt. Nach Liina Lukas, die Belletristikübersetzungen in dieser Zeit untersucht hat, gehören von den in der Periode 1890–1918 insgesamt übersetzten 102 Titeln 61 Texte zur Prosa und 41 zur Lyrik (Lukas, 2006: 593–599). Diese Tendenz lässt sich durch den sehr hohen Anteil der Veröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften erklären (nur 19 von 102 Texten sind zuerst in Buchform erschienen), wo der Anteil der Übersetzungsliteratur mangels eigener estnischer Textproduktion allgemein sehr hoch war.

## 2 Zur Rezeptionsgeschichte

Wie eingangs schon gesagt, muss die Rezeption der deutschbaltischen, d. h. der deutschsprachigen baltischen Literatur im Rahmen der Gesamtrezeption der im kollektiven Gedächtnis existierenden Vorstellungen der deutschen Kultur im Baltikum berücksichtigt werden.

Wenn man nun die Übersetzungen der deutschbaltischen Literatur ins Estnische und die damit verbundenen Änderungen in den Einstellungen vieler Esten den Deutschbalten gegenüber im 20. Jh. betrachtet, lässt sich die Gesamtrezeption der deutschen Kultur und Geschichte im Baltikum in drei größere, durch historische, politische und gesellschaftliche Umbrüche bedingte Phasen teilen. Erstens die Übersetzungen in der Zwischenkriegszeit, die sprachsoziologisch betrachtet auch die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg mit einbeziehen. Zweitens die Übersetzungen in der Nachkriegsperiode bzw. der sowjetischen Periode und drittens die Wendezeit und die Zeit danach. Dabei wird eine positive Dynamik in Bezug auf die Einstellung der Übersetzer den Deutschbalten gegenüber sichtbar. Die zweite Periode – die Nachkriegsperiode bzw. sowjetische Periode – muss in zwei Untergruppen geteilt werden – abhängig davon, ob die Situation dies- oder jenseits des Eisernen Vorhangs und ob das offizielle oder inoffizielle Verhalten betrachtet wird. Charakteristisch für die Übersetzungslandschaft seit der Nachkriegszeit bis zum Ende der sowjetischen Okkupation sind folgende Merkmale: 1) eine Verzweigung der Übersetzungstätigkeit in Estland und im Exil; 2) wenig

<sup>2</sup> Angaben nach einer von der Autorin zusammengestellten Datenbank.

Belletristik; 3) ein akademisch-ideologischer Bezug in Estland; 4) das persönliche Engagement (beiderorts) und 5) die Überlistung der Zensur in Estland.

Die Rezeptionsgeschichte der baltischen literarischen Kultur kann demnach mit einem Puzzle-Spiel, in dem ein Teil der Stücke fehlt, verglichen werden. Dabei kennt man vielfach die fehlenden Teile gar nicht und glaubt, dass das Bild schon vollständig sei. Im Laufe der Rezeptionsgeschichte seit dem Beginn des 20. Jh. bis heute hat man – beiderseits der von Vegesackschen „gläsernen Wand“ zwischen Deutschbalten und Esten bzw. Letten (Vegesack, 1935)<sup>3</sup> – die Inter-, Multi- und Transkulturalität des baltischen literarischen Feldes sehr gut vergessen oder gar nicht kennen wollen. Vieles wurde verschwiegen, und durch dieses Verschweigen ist wiederum Vieles in Vergessenheit geraten.

Auch wenn die deutsche Volksgruppe im Baltikum nach dem Ersten Weltkrieg eine geduldete Minderheit wurde und sie nicht wie im Ersten Weltkrieg direkt von den „Privilegierten zu Geächteten“ (Must, 2014: 198) hinabgestuft wurde, kam es auch zu keiner eigentlichen Annäherung zwischen Deutschbalten und Esten bzw. Letten. Die von Siegfried von Vegesack geprägte Metapher der „gläsernen Wand“ bezeichnet die weiterhin existierende Trennwand zwischen den Volksgruppen, wobei das Erscheinen von Vegesacks Romantrilogie (vgl. Fußnote 3) in der estnischen Öffentlichkeit eigentlich zu einer regen Rezeption führte.<sup>4</sup> Trotz der ideologisch-politisch geladenen Gegensätzlichkeit wurde allmählich deutlich,<sup>5</sup> dass trotz einer eifrigen estnischen Nationen- und Staatsbildung nicht die ganze frühere (Kultur-)Geschichte nur aus diesem Grund, dass sie von den Deutschen getragen wurde, über Bord geworfen werden konnte. 1938 schreibt August Annist bei der Betrachtung der Literatur der Aufklärung in Estland, dass „die Zeit die Gegensätze der Vergangenheit glättet und [...] heute die national-sozial beladene Konzeption der 700 Jahre Knechtschaft der estnischen Bauern extremistisch erscheint und daher nicht ernstzunehmen ist,“ da „die wirtschaftlich-sozialen Gegensätze immer kleiner werden und die Deutschen eher als Mitbestimmer und gar Mitleidende des gemeinsamen Schicksals im selben Lebensraum zu betrachten sind“ (Annist, 1938: 987). Als Vorbild nennt Annist die Finnen, die bei ihrer früheren schwedischen Oberschicht nicht zwischen den Eigenen und den Fremden unterscheiden. „Ohne Verzagen“ würde Annist „die frühere, egal in welcher Sprache verfasste Literatur, wenn sie nur für das Land und seine Bewohner von Bedeutung ist“ in die Peripherie

<sup>3</sup> Die Erstausgaben dieser Trilogie waren: Blumbergshof. Geschichte einer Kindheit (1933), Herren ohne Heer (1934) und Totentanz in Livland (1935). Berlin: Universitas.

<sup>4</sup> In der Tartuer Tageszeitung *Postimees* erschien im Sommer 1935 über elf Nummern eine anonyme Fortsetzungsgeschichte *Was hat das baltische Deutschtum gedacht. Der Totentanz in Livland*, mittels derer die in Deutschland erschienene Romantrilogie von Vegesack vorgestellt wurde.

<sup>5</sup> Vgl. dazu die Rezension von Gustav Suits (1929: 208f.) zu *Grundriss einer Geschichte der baltischen Dichtung* von Arthur Behrsing (1928), in welcher Suits zugibt, dass „eine baltische Literaturgeschichte erst dann vollständig wäre, wenn der Betrachtungskreis die Berührungspunkte und gegenseitige Einflüsse aller hiesiger Völker umfassen würde“.

einer estnischen Literaturgeschichte aufnehmen“, denn „warum sollte man sich freiwillig durch einen nationalen Drahtzaun voneinander abgrenzen, nur weil die Autoren von ihrem Blut, ihrer Gesinnung oder Sprache her keine Esten waren?“ (Annist, 1938: 988).

In diese vorsichtig formulierte Überbrückung „der nationalen und sozialen Antipathien“ (Annist, 1938: 988) haben sich die Ereignisse von 1939–1945 gewalttätig eingemischt. Es folgten aufeinander die Umsiedlung der baltischen Deutschen 1939, die erste sowjetische Okkupation 1940–1941, die Nachumsiedlung 1941, die deutsche Besatzungszeit 1941–1944 und die zweite sowjetische Okkupation, die von 1944 bis ins Jahr 1991 dauerte. Wenn man im Selbstbestimmungstreben einer jungen Nation in Zwischenkriegesestland die deutsche Volksgruppe als ehemalige Herrschicht – und damit zusammenhängend auch ihre Literatur – naserümpfend betrachtete und versuchte, sich eine neue, schwungvollere, lieber skandinavisierte Geschichte zu erdichten (Laanes / Kaljundi, 2013: 561–578), kam es nach nur einem Jahr sowjetischer Okkupation zu einer grundsätzlichen Verbesserung des deutsch-estnischen Verhältnisses, wobei die deutschen Truppen 1941 zunächst als Befreier mit Blumen begrüßt wurden (vgl. Laar, 2005: 7; Rauch, 1977: 215). Ähnlich verlief die Entwicklung in Lettland, wo fortan Russland den Platz des Hauptfeindes belegte (Bleiere nach Undusk, 2007: 11). Der ‚Deutschenhass‘ war schlagartig in einen ‚Russenhass‘ umgeschlagen, den genauen Mechanismen dieses mentalen Wandels ist aber noch nicht umfassend nachgegangen worden (Kivimäe, 2005: 8; Kivimäe, 2011: 8)<sup>6</sup>.

Kurz vor der neuen sowjetischen Okkupation fanden im September 1944 ca. 70 000 Esten im Zuge der ‚Großen Flucht‘ (Kumer-Haukanõmm / Rosenberg et al., 2006; Tammaru / Kumer-Haukanõmm et al., 2010: 1157–1174) ihren Weg in den Westen – nach Schweden und nach Deutschland und später nach Übersee. Damit verzweigte sich seit 1944 auch die estnische Rezeption der Deutschbalten. In Exilkreisen, in denen man öfter über zwischenmenschliche Kontakte zueinander fand – Esten und Deutschbalten verband nun die gemeinsame verlorene Heimat und es gab relativ viele persönlichen Kontakte – war in der Rezeption der Deutschbalten eine ambivalente Herangehensweise möglich und es konnten sich auch die von Annist markierten Tendenzen einer Annäherung fortsetzen. Als ein Forum diente damals die exilestnische Presse, in der auch deutschbaltische Autoren und Themen rezensiert und besprochen wurden.

Im sowjetisch okkupierten Estland hinter dem Eisernen Vorhang aber wurde der Mythos der siebenhundertjährigen Untertänigkeit in die sozialistische Geschichtskonzeption des Klassenkampfes integriert (nur die Rolle der Russen musste umgedeutet werden) und die Deutschbalten und die deutschsprachige Kultur und Literatur offiziell entsprechend rezipiert: „Die lange antideutsche Tradition, die das eigentliche Rückgrat der estnischen Geschichtsschreibung bildet, wurde fortan mit besonderer Genugtuung gebraucht, denn es handelte sich sozusagen um eine freie Mitgift“ (Undusk, 2007: 13). Das bedeutete, dass der deutsche Anteil an der Literatur, besonders während des Stalinismus, quasi obligatorisch im negativen Lichte erschien, größtenteils aber einfach

<sup>6</sup> Hier nennt Kivimäe als fast einzige Ausnahme Mertelsmann, 2005: 43–58.

verschwiegen und daher auch vergessen wurde. So wurde aus dem ‚gläsernen Wand‘ oder dem ‚nationalen Drahtzaun‘ lag, hinter dem Eisernen Vorhang vielfach ‚weiße Flecken‘. Bei der Rezeption in Estland kann jedoch ebenfalls von einer ambivalenten Rezeption gesprochen werden – nämlich von der offiziellen und inoffiziellen Rezeption. So gab es neben der offiziellen Ideologie unterschwellig immer die menschliche, persönliche Ebene, auf der im Verborgenen auch eine Rezeption jenseits der offiziell anerkannten Haltungen möglich war. Über diesbezügliche Kontakte unter den Historikern erzählt u. a. Gert von Pistohlkors (2008; 2009) in seinen auch auf Estnisch veröffentlichten Erinnerungen.

Während und nach der Wende vollzogen sich auch in der Öffentlichkeit in Estland dieselben Tendenzen der Annäherung zwischen Deutschen und Esten, die im Exil schon seit den 1950er Jahren zu beobachten waren. Wichtig bei der jüngsten Beschäftigung mit der deutschbaltischen Thematik in Estland ist aber die vielfache Integrierung der Deutschbalten in das bisherige ausschließlich estnisch geprägte Weltbild – also das Ausgehen vom geographischen Prinzip und vom Prinzip der gemeinsamen Kulturgeschichte des Landes. Also ist die Ansicht von August Annist, dass es jenseits des nationalen Drahtzaunes viel Interessantes gibt, nun zumindest auf der Forschungsebene realisiert worden.

### 3 Eine Übersicht der Übersetzungen

In der Zeitspanne 1945–1987, d. h. bis zur *de facto*-Aufhebung der Zensur, die während der überwiegenden Zeit der sowjetischen Okkupation (1944–1991) über die Veröffentlichungsmöglichkeiten und -inhalte streng schaltete und waltete, wurden insgesamt 41 deutschbaltische Texte ins Estnische übersetzt. Neun Titel davon erschienen im Exil, 32 wurden in Estland veröffentlicht, 16 davon erschienen zusammen in einem Sammelband. In Estland war das Verlagssystem verstaatlicht und einer strengen ideologischen Kontrolle unterworfen, formal bestand die Druckzensur bis Oktober 1990 (Riigi Teataja, 1990, 12, 132), *de facto* wurde sie aber allmählich während der ‚Wende‘ ab Herbst 1988 abgeschafft (vgl. Veskimägi, 1996). Während Chruschtschows ‚Tauwetterzeit‘ 1957 wurde *Loomingu Raamatukogu* (Kurzname LR, eine literarische Beilage für Weltliteratur zur Zeitschrift *Looming*) gegründet. Wie der herausgeberische Seiltanz und die Umgehungsversuche der Zensur (die bis August 1989 über LR schaltete und waltete) ausgesehen haben, hat die namhafte Übersetzerin und ehemalige Redakteurin von LR (1958–1973) Lembe Hiedel in ihren Rückblicken festgehalten (Hiedel, 1995; 2006). In LR erschien 1966 der einzige belletristische deutschbaltische Text in Sowjetestland – eine gekürzte Übersetzung von Werner Bergengruens *Der Tod von Reval* (Bergengruen 1966; 1999). Es handelte sich dabei um ein Husarenstück, da als Haupthandlungsort dieser Geschichte der ehemalige Revaler Friedhof Ziegelskoppel dient, dessen komplette Zerstörung und Einebnung zu diesem Zeitpunkt noch kaum 20 Jahre zurücklagen. Ein ähnliches Kuriosum – hier als Ausdruck der ‚sowjetisch-ostdeutschen Völker-

freundschaft<sup>6</sup> – bildet ein im Jahre 1979 in der zentralen estonistischen Fachzeitschrift *Keel ja Kirjandus* erschienener Kurzartikel (Behrsing, 1979: 3536), in welchem ein baltischer Autor selbst zu Wort kommt. Es handelt sich um einen Bericht unter dem Titel *Kuidas minust sai eesti kirjanduse tõlkija* (dt. Wie aus mir ein Übersetzer estnischer Literatur wurde), der Autor ist Siegfried Behrsing (1903–?), Sohn des baltischen Pädagogen, Schriftstellers und Übersetzers Arthur Behrsing (1873–1929)<sup>7</sup>. Siegfried Behrsing war emeritierter DDR-Wissenschaftler, als er 1973 in der an die estnischen Exilkreise gerichteten sowjetischen Propagandazeitung *Kodumaa* las, dass des 100. Geburtstags seines Vaters gedacht wurde. 1979 besuchte Behrsing eine Übersetzerveranstaltung in Tallinn; in einem Kurzbericht bedankt sich der *gelernte* DDR-Bürger bei allen Behörden für diese Möglichkeit (Behrsing, 1979: 36).

Auch im Exil gehörte nur ein Text zur Belletristik (Schaper, 1960), es dominierten vor allem historische und wissenschaftliche Texte (Johansen, 1964; Rauch, 1983; 1985; Zur Mühlen, 1985). Hier zeichnete sich die exilestnische Zeitschrift *Tulimuld* aus.<sup>8</sup> Schapers Text erschien in einer estnischen Übersetzung von Viktor Lepik – im Einmann-Verlag *Maarjamaa* in Rom, in dem der estnische katholische Priester Vello Salo estnische Literatur in Taschenformat als geistige Schmuggelware für die Heimat herausgab (vgl. Salo, 2015).

Für die weitere Auswahl von Texten, die übersetzt wurden, ist die Beschäftigung mit der älteren Chronik-Literatur charakteristisch, die man auch zu Studienzwecken gebrauchte und deren Übersetzung sich in Estland dadurch rechtfertigen ließ. Im Exil dagegen spielten die Chroniken eher eine Rolle bei der Vervollständigung des literarischen und historischen Kanons. Bei der *Heinrichschronik* ist das Erscheinen von zwei getrennt gefertigten und veröffentlichten Übersetzungen – erstmals 1962 in Rom (Henricus Lettus, 1962) und dann 1982 in Tallinn (Henricus Lettus, 1982) – hervorzuheben. Im Exil erschien 1967 auch die Chronik von Balthasar Russow (1967). In Estland war dies aber „wegen Russows antimoskowitischer Haltung“ nicht möglich (Undusk, 2007: 25). Salonfähig waren aber andere ältere Chroniktexte (Hoenecke, 1960; Renner / Hoenecke, 1945) oder die Übersetzung der 1861 in Berlin anonym erschienenen, aber Wassili Blagowestschenski<sup>9</sup> zugeschriebenen politischen Kampfschrift *Der Ehste und sein Herr*, die im Stil von Garlieb Merkel „die Missstände und Brutalität des baltischen Adels bloßlegte“ (Blagowestschenski, 1959).

Dass das persönliche Engagement (und die persönliche Position) in vielen Fällen eine wichtige Rolle spielen konnten, beweist die Tätigkeit des Tartuer Slawistikprofessors Sergei Issakov, der 1986 einen Sammelband zur Universitätsgeschichte (Issakov, 1986) herausgab, der Rückblicke von 25 Personen (darunter 16 (Deutsch-)Balten) an ihre Tartuer Studienzeiten enthält und sich wie eine deutschbaltische Universitätsge-

<sup>7</sup> Siehe hierzu Anm. 4.

<sup>8</sup> 1950–1993 in Lund / Schweden unter Redaktion von Bernard Kangro (1904–1994).

<sup>9</sup> Wassili Blagowestschenski (1802–1864), russischer Publizist und Pädagoge, 1846–1864 Zensor für ausländische Literatur in Riga und Reval / Tallinn.

schichte liest. Zur Universitäts- und Ortsgeschichte zählt auch der bei Issakov veröffentlichte vielseitige Autor Georg Julius von Schultz (auch bekannt unter dem Pseudonym *Dr. Bertram* oder als *Schultz-Bertram*), von seinen *Briefen eines baltischen Idealisten...* erschien 1984 ein Auszug, der 1987 nochmals veröffentlicht wurde.

Auch einige wenige weitere Übersetzungen (Parrot, 1967; Baer, 1976; Lenz, 1975) gehören zur Rubrik ‚Universität und Forschung‘ und schließen sich einer Reihe von Veröffentlichungen über berühmte Dorpater Gelehrte – vor allem Naturwissenschaftler – aus dem 19. Jh. an. Die Naturwissenschaften erwiesen sich während der sowjetischen Zeit als weniger ideologisch verdächtig. Karl Ernst von Baer galt demnach als ein fortschrittlicher russischer Forscher, Mitglied der Petersburger Akademie, dessen aus dem 19. Jh. stammendes Denkmal auf dem Dorpater Domberg man auch in Stalins Zeiten stehen ließ. Seine aus dem Lateinischen übersetzte Dissertation über die endemischen Krankheiten der Esten (die übrigens ein relativ schonungsloses Estenbild vermittelt), wurde 1976 ins Estnische übersetzt und erschien als LR-Heft (Baer, 1976).

In die Vorliebe für Naturwissenschaften reihen sich auch die Reiseberichte von Alexander Theodor von Middendorff (1987) und von Otto von Kotzebue (1978) ein, die sich einerseits als naturwissenschaftliche Forscherberichte, andererseits aber als Widerspiegelung der sowjetischen a(nta)rtktischen Landnahme interpretieren lassen, wo der Hintergrund solcher politischen Ansprüche die Motivierung der Übersetzung dieser Texte ermöglichte (vgl. Tammiksaar, 2014; 2015). Das Büchlein mit dem Reisebericht von Alexander Theodor von Middendorff, *Reis Taimõrile*, erschien 1987. 1978 erschienen die Erinnerungen (*Reise um die Welt in den Jahren 1823–1826*) des Weltumseglers Otto von Kotzebue – des Sohnes von August von Kotzebue. 1970 war in derselben Reihe auch ein Übersichtswerk über die aus Estland stammenden ‚russisch-sowjetischen‘ Polarforscher etwa wie Bellingshausen, Wrangell etc. erschienen (Passetski, 1970).

Neben den Übersetzungen spielte noch eine weitere Textgattung – die publizistischen bzw. wissenschaftsgeschichtlichen Artikel und Kurznotizen über deutschbaltische Gelehrte – eine prägende Rolle in der Erinnerungskultur, die seit den 1950er Jahren immer öfter veröffentlicht wurden. Natürlich geschah das besonders anfangs mit einem zeittypischen ideologischen Anstrich, so konnte man z. B. 1953 zwar die Namen Parrot, Ewers und Krause erwähnen – dabei wurden aber explizit ihre ‚Leistungen im Kampf gegen die Leibeigenschaft‘ hochgepriesen (Traat, 1953). Das sowjetisch-deutschbaltische Dreigestirn in estnischen Jubiläumsveröffentlichungen bildeten von Baer, Parrot, und Morgenstern.

## 4 Zusammenfassung

Die Übersetzungsgeschichte der deutschbaltischen Texte ins Estnische ging Hand in Hand mit der Gesamtrezeption der Deutschbalten in Estland und wurde von den historischen Umbrüchen im 20. Jh. unmittelbar beeinflusst. Die Übersetzungslandschaft während der sowjetischen Periode teilte sich in zwei parallele Welten: in das sowjetisch

besetzte Estland und in estnische Kreise im westlichen Exil. Die Übersetzungen – und die literarische Tätigkeit allgemein in Estland – sind durch die Überflutung der Druckzensur gekennzeichnet, andererseits zeigt sich hier eine sich schon vor dem Zweiten Weltkrieg vorsichtig anbahnende Akzeptanz des deutschbaltischen Anteils der gesamt-baltischen Kulturgeschichte. Im Exil hat sich diese Tendenz fortsetzen und entfalten können. Beiderseits galt das Hauptinteresse den Übersetzungen nicht-belletristischer Texte – der Tat-und-Text- und Denkprosa-theorie der deutschbaltischen Literatur von Jaan Undusk entsprechend. Beiderseits gründete sich die Übersetzungstätigkeit vielfach auf persönliches Engagement der Übersetzer und Herausgeber.

### Literaturverzeichnis

- Annist, August (1938): *Meie valgustusajastu kirjandus ja krahv Manteuffel*. [Unsere Literatur im Aufklärungszeitalter und Graf Manteuffel.] In: *Looming*, Nr. 9–10, S. 986–1000; 1986–1090.
- Baer, Karl Ernst von (1976): *Eestlaste endeemilistest haigustest*. [De morbis inter esthono-endemicis.] Übersetzung von Ülo Torpats. Tallinn: *Periodika* (= *Loomingu Raamatukogu* 33).
- Behrsing, Arthur (1928): *Grundrisse einer Geschichte der baltischen Dichtung*. Hrsg. v. Arthur Behrsing unter Mitarbeit von André Favre, Otto Greiffenhagen u. Arthur Knüppfer. Leipzig: Institut für Auslandkunde, Grenz- und Auslandsdeutschum.
- Behrsing, Hans Siegfried (1979): *Kuidas minust sai eesti kirjanduse tõlkija*. [Wie aus mir ein Übersetzer estnischer Literatur wurde.] In: *Keel ja Kirjandus*, Nr. 1, S. 35–36.
- Bergengruen, Werner (1966): *Surm Tallinnas*. *Kuriosseid lugusid ühest vanast linnas*. [Der Tod in Reval. Kuriose Geschichten aus einer alten Stadt.] Übersetzung von Rein Sepp. Tallinn: *Periodika* (= *Loomingu Raamatukogu* 35).
- Bergengruen, Werner (1999): *Surm Tallinnas*. [Der Tod in Reval.] Tallinn: Varrak.
- Blagoweschtschenski, Wassili (1959): *Eestlane ja tema isand: talupoegade majandusliku olukorra ja nende seisundi valgustamiseks Eestimaal*. *Kirjutanud keegi, kes pole eestlane ega tema isand*. [Der Ehste und sein Herr: zur Beleuchtung der ökonomischen Lage und des Zustandes der Bauern in Ehstland. Von Einem, der weder ein Ehste noch dessen Herr ist.] Tallinn: *Eesti Riiklik Kirjastus*.
- Dr. Bertram (= Schultz-Bertram = Schulz, Georg Julius von) (1984): *Öine juhtum anatomikumis*. [Nächtliches Abenteuer im Anatomikum.] Übersetzung von Eugen Tallmeister. In: *Edasi*, 29.12.1984.
- Dr. Bertram (= Schultz-Bertram = Schulz, Georg Julius von) (1987): *Öine juhtum anatomikumis*. [Nächtliches Abenteuer im Anatomikum.] In: *Meie Tartu*. [Unser Tartu.] Hrsg. v. Tiit Matsulevitš, Tallinn: *Periodika*. S. 76–79.
- Henricus Lettus (1962): *Henriku Liivimaa kroonika = Heinrici Chronicon Livoniae*. Übersetzung von Julius Mägiste. Rom: *Maarjamaa*.

- Henricus Lettus (1982) *Henriku Liivimaa kroonika = Heinrici Chronicon Livoniae*.  
Übersetzung von Richard Kleis, Kommentare von Enn Tarvel. Tallinn: Eesti Raamat.
- Hiedel, Lembe (1995): *Loomingu Raamatukogu* alaeast. Märkmeid ja meenutusi aastast 1957–1973. [Notizen und Erinnerungen aus der ersten Periode von *Loomingu Raamatukogu*.] In: *Vikerkaar*, Nr. 5/6, S. 138–149; Nr. 7, S. 80–85; Nr. 8, S. 67–75.
- Hiedel, Lembe (2006): *Loomingu Raamatukogu* viiskümmend aastat. In: *Loomingu Raamatukogu*. Bibliograafia, Nr. 37–40, S. 159–204.
- Hoeneke, Bartholomäus (1960): *Liivimaa noorem riimkroonika*. [Jüngere Livländische Reimchronik.] Hrsg. u. kommentiert v. Sulev Vahtre. Tallinn: Eesti Riiklik Kirjastus.
- Issakov, Sergei (Hrsg.) (1986): *Mälestusi Tartu ülikoolist. 17.–19. Jh.* [Erinnerungen an die Universität Tartu 17.–19. Jh.] Tallinn: Eesti Raamat.
- Johansen, Paul (1964): *Kronist Balthasar Rüssowi päritolu ja miljöö*. [Herkunft und Milieu des Chronisten Balthasar Russow.] Übersetzung von Evald Blumfelt. In: *Tuulimuld*. Eesti kirjanduse ja kultuuri ajakiri, Jg. 15, Nr. 4, S. 252–260.
- Kivimäe Jüri (2005): *Ajaloo üle ei tohiks kohut mõista*. [Die Geschichte sollte man nicht verurteilen.] In: *Eesti Kirik*, 9.11.2005, <http://www.eestikirik.ee/prof-juri-kivimae-ajaloo-ule-ei-tohiks-kohut-moista/> (22.9.2015).
- Kivimäe, Jüri (2011): *Märkmeid teiselt kaldalt. Ajaloo talumatu kergus*. [Notizen vom anderen Ufer. Die unerträgliche Leichtigkeit der Geschichte.] In: *Tuna bibliograafia 1998–2010*, S. 5–11.
- Kotzebue, Otto von (1978): *Reis ümber maailma aastail 1823–1826* [Neue Reise um die Welt in den Jahren 1823–1826.] Maailm ja mõnda. Übersetzung von Ülo Kurvits. Tallinn: Eesti Raamat.
- Kumer-Haukanõmm, Kaja / Rosenberg, Tiit / Tammaru, Tiit (Hrsg.) (2006): *Suur põgenemine 1944. Eestlaste lahkumine läände ja selle mõjud*. [Die Große Flucht 1944. Die Flucht der Esten in den Westen und ihre Einflüsse.] Tartu: Tartu Ülikooli Kirjastus (= Tartu Ülikooli Välis-Eesti uuringute keskuse toimetised 2).
- Kumer-Haukanõmm, Kaja / Tammaru, Tiit / Anniste, Kristi (Hrsg.) (2010): *The Formation and Development of the Estonian Diaspora*. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies*, Vol. 36, Nr. 7, S. 1157–1174.
- Laanes, Eneken / Kaljundi, Linda (2013): *Eesti ajalooromaani poeetika ja poliitika. Sisesejuhatuseks*. [Die Poetik und Politik des estnischen historischen Romans. Zum Geleit.] In: *Keel ja Kirjandus. Ajalooromaani ja kultuurimälu erinumber*. Nr. 8–9, S. 561–578.
- Laar, Mart (2005): *Emajõgi 1944. II maailmasõja lahingud Lõuna-Eestis*. [Das Gefecht am Emajõgi 1944. Die Schlachten im Zweiten Weltkrieg in Südostland.] Tallinn: Varrak.
- Lukas, Liina (2006): *Baltisaksa kirjandusväli 1890–1918*. [Deutschbaltisches literarisches Feld 1890–1918.] Tartu-Tallinn: Underi ja Tuglase Kirjanduskeskus; Tartu Ülikooli kirjanduse ja rahvaluule osakond (= Collegium litterarum 20).
- Mertelsmann, Olaf (2005): *How the Russians Turned into the Image of the “National Enemy” of the Estonians*. In: *Pro Ethnologia*, Nr. 19, S. 43–58.

- Middendorf, Alexander Theodor von (1987): *Reis Taimõrile* [Reise in den äußersten Norden und Osten Sibiriens während der Jahre 1843 und 1844. Auszug.] Übersetzung von Ott Kurs, Aili Kurs. Tallinn: Eesti Raamat.
- Must, Aadu (2014): *Von Privilegierten zu Geächteten. Die Repressalien gegenüber deutschbaltischen Honoratioren während des Ersten Weltkrieges.* Tartu: Tartu Ülikooli Kirjastus.
- Parrot, Georg Friedrich (1967): *Kõne Aleksander I-le.* [Rede auf Kaiser Alexander I.] Übersetzung von Elsa Kudu. In: G. F. Parroti 200. sünniaastapäevale pühendatud teadusliku konverentsi materjale. Tartu: Tartu Riiklik Ülikool.
- Passetski, Vassili (1970): *Eestist pärit Arktika-uurijad.* [Die aus Estland stammenden Arktik-Forscher.] Maailm ja mõnda. Tallinn: Eesti Raamat.
- Pistohlkors, Gert von (2008): *Eestist noores eas ümber asunud baltisakslase tagasivaa-teid.* In: *Sõna jõul. Diasporaa roll Eesti iseseisvuse taastamisel.* Hrsg. v. Kristi Anniste, Kaja Kumer-Haukanõmm u. Tiit Tammaru. Tartu: Tartu Ülikooli Välis-Eesti uuringute keskus. S. 269–272.
- Pistohlkors, Gert von (2009): *Ein jugendlicher Deutschbalte aus Estland.* In: *Kriegs-kindheit und Nachkriegsjugend in zwei Welten.* Hrsg. v. Bern Bonwetsch. Essen: Klartext, S. 45–67.
- Rauch, Georg von (1977): *Geschichte der baltischen Staaten.* München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Rauch, Georg von (1983): *Vivat, crescat, floreat Universitatis Tartuensisi!* In: *Tulimuld. Eesti kirjanduse ja kultuuri ajakiri*, Jg. 34, Nr. 1, S. 2–4.
- Rauch, Georg von (1985): *Üks eesti rahvalaul ladinakeelses tõlkes* [Ein estnisches Volkslied in lateinischer Übersetzung]. In: *Tulimuld. Eesti kirjanduse ja kultuuri ajakiri*, Jg. 36, Nr. 4. S. 191–193.
- Renner, Johannes / Hoeneke, Bartholomäus (1945): *Eestlaste vabadusvõitlus, mis algas Jüriöö aastal 1343, nii jutustab Bartholomäus Hoeneke järgi kirjutatud riimkroonika, mis on edasi antud Johann Renneri kroonika järgi* [Der Bauernaufstand in Oesel im Jahre 1343]. Übersetzung von Hans Kruus. Tallinn: Ilukirjandus ja Kunst.
- Russow, Balthasar (1967): *Liivimaa kroonika.* [Chronica der Provintz Lyfflandt.] Übersetzung v. Hermann u. Dagmar Stock. Stockholm: Vaba Eesti.
- Salo, Vello (2015): *Siin Vatikani Raadio! Vello Salo lugu.* [Hier Radio Vatikan! Die Geschichte von Vello Salo.] Tallinn: Gallus.
- Schultz-Bertram, Georg Julius von (1934): *Briefe eines baltischen Idealisten an seine Mutter 1833–1875.* Leipzig: Koehler & Amelang.
- Suits, Gustav (1929): *Balti kirjandusajaloo katse: Grundrisse einer Geschichte der baltischen Dichtung*“ von Arthur Behrsing (1928). In: *Eesti Kirjandus*, Nr. 5, S. 193–209.
- Tammiksaar, Erki (2014): *Vene Lõunapooluseekspeditsioon poliitilistes tõmbetuultes.* [Die russische Südpolexpedition im politischen Zugwind.] In: *Akadeemia*, Nr. 1–2, S. 72–95, 286–312.
- Tammiksaar, Erki (2016): *Russian South Pole Expedition in the Context of Political Interests of the Russian Empire and the Soviet Union.* In: *Cold in Russia: Ice, Snow d*

- Frost in Russian History (= The Environment in History: International Perspectives). Hrsg. v. Julia Herzberg. New York. In print.
- Traat, August (1953): Pärissorjusevastase mõtte kandjaid Tartu ülikoolis tema algusaastail. [Die Gegner der Leibeigenschaft an der Universität Tartu in ihrer frühen Periode] In: Edasi, 09.11.1953.
- Undusk, Jaan (1993): Baltisaksa kirjandus, tekst ja tegu. [Text und Tat der deutschbaltischen Literatur]. In: Vikerkaar, Nr. 10, S. 26–30.
- Undusk, Jaan (2007): Ajalookirjutusest Eestis ja eksilis Teise maailmasõja järel. Võhiku mõtted [Über die Geschichtsschreibung in Estland und im Exil nach dem Zweiten Weltkrieg. Gedanken eines Laien]. In: Tuna: ajalookultuuri ajakiri, Nr. 1, S. 4–26.
- Undusk, Jaan (2008): Baltisaksa kirjanduse breviaar. Põhilaad, erijooned, esindajad. [Breviar der deutschbaltischen Literatur. Grundzüge, Besonderheiten, Vertreter.] In: Rahvuskultuur ja tema teised. Tallinn: Underi ja Tuglase Kirjanduskeskus (= Collegium litterarum 22), S. 93–122.
- Undusk, Jaan (2011): Baltisaksa kirjakultuuri struktuurist. Ärgituseks erinumbri lugejale. [Über die Struktur der deutschbaltischen literarischen Kultur. Zur Einführung]. In: Keel ja Kirjandus, Nr. 8–9 (= Baltisaksa kirjakultuuri erinumber), S. 561–571.
- Vegesack, Siegfried von (1935): Baltische Tragödie. Berlin: Universitas.
- Veskimägi, Kaljo-Olev (1996): Nõukogude unelaadne elu. Tsensuur Eesti NSV-s ja tema peremehed. [Das sowjetische trauartige Leben. Zensur in der Estnischen SSR und ihre Machthaber]. Tallinn: K.-O. Veskimägi.
- Zur Mühlen, Olav von (1985): Balti-sakslastest ja nende keelest. Tähelepanekuid vabariigiaegsest Eestist. [Einfluss des Estnischen und andere Besonderheiten im Balten-deutsch. In Estland der Zwischenkriegszeit gemachte Beobachtungen]. In: Tulumuld. Eesti kirjanduse ja kultuuri ajakiri. Jg. 36, Nr. 1–2, S. 42–47; 101–104.

---

# Eine nicht endende Erfolgsgeschichte Zum Boom skandinavischer Bestseller auf dem deutschen Buchmarkt und ihrer Vermarktung

Elisabeth Böker (Göttingen)

## **Abstract**

*Skandinavische Literatur erlebt seit mehr als 20 Jahren in Deutschland einen Boom. Über 200 Bücher von beinahe 40 Autoren aus Dänemark, Island, Norwegen und Schweden standen seit 1993 auf den Bestsellerlisten. In diesem Aufsatz stelle ich zunächst auf der Grundlage einer empirischen Erhebung den Boom skandinavischer Bestseller auf dem deutschen Buchmarkt vor. Anhand drei ausgewählter Beispiele analysiere ich dann, wie eine intensive Vermarktung durch die Verlage den Verkaufserfolg maßgeblich unterstützt.*

*For many years, Scandinavian literature has been experiencing a boom in the German book market. In this paper I conduct a quantitative analysis of the boom of Scandinavian bestsellers in Germany. Based on three examples, I also analyse how intensive marketing strategies by the publishers promote the success of Scandinavian literature.*

## **Keywords**

*Bestseller, Skandinavien, skandinavische Literatur, Buchmarkt in Deutschland, Marketing  
bestseller, Scandinavia, Scandinavian literature, book market in Germany, marketing*

## **1 Einleitendes**

*Sofies Welt* des norwegischen Autors Jostein Gaarder wurde im Jahr 1993 überraschend ein Erfolgsbestseller in Deutschland. Der *Roman über die Geschichte der Philosophie*, wie der Untertitel lautet, stand über ein Jahr lang auf dem ersten Platz der Spiegel-Bestsellerliste. Mit dem Erfolg rechneten damals weder Verlag noch Autor – so wie bei vielen weiteren Überraschungsbestsellern aus Skandinavien<sup>1</sup>, die folgten. Denn *Sofies Welt*

---

<sup>1</sup> Ich verwende in diesem Aufsatz einen weiten Begriff von *Skandinavien* und *skandinavisch*. Darunter fallen für mich die Länder Dänemark, Island, Norwegen und Schweden und die entsprechenden Sprachen.

steht nach dem Erfolg skandinavischer Literatur zur Zeit des sogenannten „modernen Durchbruchs“ von ungefähr 1870 bis 1900 am Beginn eines neuen Booms skandinavischer Literatur in Deutschland. Über 200 Bestseller lassen sich von 1993 bis 2014 auf der vom Stellenwert und der Bekanntheit für Verlage, Handel und Kunden relevantesten deutschen Bestsellerliste, der Spiegel-Bestsellerliste, in den Bereichen Hardcover, Taschenbuch und seit 2012 zusätzlich auch Paperback Belletristik nachweisen. In diesem Aufsatz stelle ich den Boom skandinavischer Bestseller auf dem deutschen Buchmarkt quantitativ dar. Anhand ausgewählter Beispiele analysiere ich darauf aufbauend, wie eine intensive Vermarktung durch die Verlage den Erfolg unterstützt hat. Denn ein gelungenes Marketing ist ein entscheidender Grund für den großen Boom skandinavischer Literatur in Deutschland.

## 2 Bedeutung von Bestsellern und Bestsellerlisten

Bestsellerlisten sind heute nicht mehr aus dem Buchmarkt fortzudenken. Sie geben auf dem Massenbuchmarkt eine Orientierung – sowohl für Leser wie für Verleger. Um als Verlag am Puls der Zeit zu agieren, ist das Beobachten der Listen ein Muss. Geglückte Kampagnen anderer Verlage geben den Anlass, das eigene Programm zu überdenken und zu planen (Fischer, 2009: 204). Viele Verleger agieren nach dem „Me-too-Prinzip“: Sie versuchen den Erfolg ihrer Kollegen durch ähnliche Titel zu kopieren (Thompson, 2012: 10; Matys, 2005: 312). Für den Leser bieten die Bestsellerlisten eine Orientierung im Bücherdschungel. Durch die prominente Platzierung im Eingangsbereich der Buchhandlungen, besonders in den großen Buchhandelsketten oder in Bahnhofsbuchhandlungen, werden die Titel in sogenannten Bestsellerregalen sichtbar und laden zum schnellen Zugreifen ein. Bestsellerkäufer verlassen sich dabei auf das Urteil der Masse. Zugleich haben die Listen auch einen kollektivierenden Effekt. Der Käufer eines Bestsellers nimmt an der aktuellen Lektürevorliebe vieler anderer Leser teil und damit am aktuellen literarischen Gesprächsstoff (Fischer, 2009: 209–210).

Einer der Trends, die an den Bestsellerlisten abzulesen sind, ist, dass in Deutschland ein großes Interesse an skandinavischer Literatur vorhanden ist. Der Boom begann mit *Sofies Welt*, wurde gestärkt durch *Fräulein Smillas Gespür für Schnee* und drückt sich stark – aber nicht ausschließlich – in einem enormen Interesse an skandinavischer Kriminalliteratur aus.

### 2.1 Überblick über den skandinavischen Bestsellerboom in Deutschland

Bei der Spiegel-Bestsellerliste handelt es sich um eine vergleichende Liste. Die absoluten Verkaufszahlen werden der Öffentlichkeit nicht bekannt gegeben. Lediglich die Information, welche 20 Bücher sich relational zueinander im Zeitraum einer Woche am häufigsten verkauft haben, werden auf der Liste angegeben.

In den Jahren 1993 bis 2014 sind 224 Übersetzungen aus den Sprachen Dänisch, Isländisch, Norwegisch und Schwedisch auf der Spiegel-Bestsellerliste zu finden. Zu beachten ist, dass einige Bücher auf zwei oder drei der untersuchten Listen standen, da sie in mehreren Formaten den Bestsellerstatus erreichten. Berücksichtigt man diese Doppelungen (in wenigen Fällen auch das dreifache Auffinden auf der Liste), lassen sich 158 skandinavische Bestsellertitel im Untersuchungszeitraum ausmachen. Geschrieben wurden diese Bestseller von 38 Autoren. Insgesamt lässt sich dabei eine im Hinblick auf die Anzahl der Bestsellererwähnungen heterogene Verteilung feststellen (Abb. 1).

Angeführt wird die Liste von Henning Mankell. Der Schwede, der sich vor allem mit der Krimireihe um Kommissar Wallander einen Namen gemacht hat, aber auch eine Vielzahl anderer Romane, die meist in Afrika ihren Handlungsort haben, geschrieben hat, schaffte es 42 Mal auf die Bestsellerliste. Håkan Nesser ist mit 28 Einträgen der zweiterfolgreichste skandinavische Autor im Untersuchungszeitraum in Deutschland. Beide Autoren haben nicht nur eine sehr große Zahl an Büchern vorzuweisen, sondern haben es zudem geschafft, dass ihre Bücher in Deutschland bei den Lesern so großen Anklang finden, dass nahezu jeder folgende Titel den Bestsellerstatus erreichte. Es kann davon gesprochen werden, dass sich die Autoren zu einer „Marke“ entwickelt haben (Schmitz, 2012: 21). 13 Autoren hingegen erlangten nur je einen Bestseller. Dies geschah vermutlich aus unterschiedlichen Gründen: Erst am Anfang ihrer Karriere stehen etwa die Autoren Fredrik Backman und Joakim Zander, deren erste ins Deutsche übersetzten Romane es auf Anhieb auf die Liste schafften – somit gab es im Untersuchungszeitraum keine weiteren Titel, die überhaupt eine Bestsellerplatzierung hätten schaffen können. Im Fall von Carl J. L. Almqvists *Die Woche mit Sara* erfuhr der ursprünglich 1839 erschienene Roman eine Neuauflage, die in einem renommierten Verlag – Rowohlt – erschien. Ohne diese neue Auflage in dem etablierten Verlag wäre es vermutlich auch nicht zu der Erwähnung gekommen. Bei Tomas Tranströmer gab die Bekanntgabe des Nobelpreises den Ausschlag; sein Lyrikband *Gesammelte Gedichte* stand in der darauf folgenden Woche auf der Bestsellerliste. Auch für Lyrik – Tranströmers Band *Gesammelte Gedichte* ist der einzige Lyrikband unter den skandinavischen Bestsellern – gilt somit, dass der Literaturnobelpreis eine enorme Verkaufssteigerung auslösen kann.

An diesen wenigen Beispielen ist zu sehen, dass es für den Bestsellerstatus ganz verschiedene Gründe geben kann. Auffallend ist, dass die meisten Bestseller schwedischen Ursprungs sind. 72 Prozent der Bestseller stammen aus Schweden, 13 Prozent aus Norwegen, 9 Prozent aus Dänemark und 6 Prozent aus Island. Ein Grund für die Dominanz des Schwedischen ist, dass allein Henning Mankell und Håkan Nesser mit 70 Erwähnungen ein Drittel aller Bestseller ausmachen. Ein anderer Grund ist, dass aus dem Schwedischen deutlich mehr Bücher als aus den anderen skandinavischen Sprachen übersetzt werden. 2014 wurden 283 aus dem Schwedischen übersetzte Titel veröffentlicht, aus Dänemark 103 und aus Norwegen 89<sup>2</sup> (MVB, 2015: 97). Insgesamt kamen 33

---

<sup>2</sup> Island schaffte es 2014 nicht in die Statistik, da zu wenige Titel übersetzt wurden, die Zahl liegt vermutlich bei unter 20.

Bücher aus Skandinavien auf den ersten und damit wahrnehmungswirksamsten Platz. Am längsten stand auf der ersten Position der Bestsellerliste *Sofies Welt* von Jostein Gaarder. Es behauptete sich 61 Wochen und somit über ein Jahr als das meistverkaufte Buch in Deutschland. Es folgt *Hannas Töchter* von Marianne Fredriksson mit 45 Wochen. Dahinter liegt *Fräulein Smillas Gespür für Schnee* von Peter Høeg mit 38 Wochen. Platz vier nimmt *Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand* von Jonas Jonasson mit 30 Wochen ein. *Der Mann, der lächelte* von Henning Mankell liegt mit 26 Wochen auf Platz fünf. Bis auf den *Hundertjährigen* stammen alle diese Titel aus den ersten Untersuchungsjahren.

In den letzten Jahren ist der Buchmarkt schnelllebiger geworden (vgl. Thompson, 2012: 266). Eben dieser Faktor, dass sich nur noch wenige Titel lange am Markt halten können, kann der Grund dafür sein, dass sich heute kaum ein Bestseller für längere Zeit auf dem ersten Platz behaupten kann. Aus diesen wenigen bisher genannten Titeln wird etwas Weiteres deutlich: Es sind nicht nur Krimis, die zu den skandinavischen Bestsellern zählen, doch machen die Krimis, die vorwiegend sozialkritische Themen aufgreifen, realistisch erzählt sind und zudem meist nach ihrem Vorbild, der Serie um Kommissar Beck von Maj Sjöwall und Per Wahlöö, als Dekalog angelegt sind, etwa zwei Drittel und damit die Mehrheit der Bestseller aus. Darüber hinaus ist die literarische Vielfalt groß und keine einheitliche Zuordnung möglich.

## 2.2 Bestsellerfaktoren

Nach dem Erfolgsgeheimnis für Bestseller wurde oft gesucht. Fest steht, dass Bestseller nicht planbar sind (Schmitz, 2012: 21) Allerdings können neben der Art und Qualität der Literatur selber verschiedene Faktoren gerade aus dem Bereich Marketing einen Einfluss auf den Bestsellerstatus haben. Dazu zählen der Autor als Marke, eine Marketingstrategie, bei der Werbung, Presse und Vertrieb miteinander zusammenspielen, sowie Cross-Selling, also weitere Angebote im Medienverbund wie Merchandising-Produkte oder eine Verfilmung. Aber auch eine griffige Titelformulierung, der Erscheinungstermin oder das Verlagsimage wirken sich auf den Verkauf aus. Weitere mögliche Faktoren sind die Rückkoppelungseffekte durch die Bestsellerliste selber. Rezensionen und Multiplikatoren-Effekte wie Mundpropaganda gelten als weitere Einflussfaktoren (vgl. Fetzer, 2015: 43 und Schmitz, 2012: 20f.). Einmal auf die Liste gelangt und unterstützt durch Marketing kann sich ein Titel länger halten (Clement et al., 2008; 747). Anhand drei ausgewählter Bestseller – *Ein Mann namens Ove* von Fredrik Backman, Jussi Adler-Olsens Kriminalromane aus der Serie *Sonderdezernat Q* und die *Millennium-Trilogie* von Stieg Larsson – an denen sich die Bestsellerfaktoren besonders deutlich ablesen lassen, zeige ich im Folgenden exemplarisch, wie Faktoren des Bestsellererfolgs von den deutschen Verlagen für die Vermarktung ihrer skandinavischen Titel eingesetzt wurden.

### 2.2.1 Bestsellerfaktor Autor als Marke

Zunächst gehe ich auf die Tatsache ein, dass sich einzelne Autoren zu Marken entwickeln bzw. als Marke aufgebaut werden. Der Autorname dient der Vermarktung und der Lesergewinnung (vgl. Niefanger, 2002: 524). Gerade bei der großen Anzahl von Neuerscheinungen, die jährlich auf dem deutschen Buchmarkt erscheinen – zuletzt waren es um die 90.000 Titel (2014: 87.134; 2013 93.600) – gilt es für Verlage und Autoren, die Aufmerksamkeit der Kunden auf sich zu lenken (MVB, 2015: 81). Dies geschieht auf verschiedene Weise, etwa durch eine starke Präsenz in den Medien oder durch die Marketingmaßnahmen eines Verlages. Bereits ein einheitliches Erscheinungsbild kann hierzu einen Beitrag leisten. Eben dieses kann man beispielhaft an den Büchern des Dänen Jussi Adler-Olsen sehen. Ab 2009, also zu einem Zeitpunkt, als skandinavische Krimis schon ihren Siegeszug in Deutschland angetreten hatten, kam er zu den Bestsellerautoren dazu. Es galt also für den deutschen Verlag dtv, seinen Autor auf dem Buchmarkt und mitten in dem Feld der anderen skandinavischen Krimis zu positionieren. Die Gestaltung der Buchcover gibt Auskunft, wie dtv Jussi Adler-Olsen als Marke aufbaute: Die Umschläge der Bücher zeichnen sich ab dem ersten auf Deutsch herausgegebenen Titel durch eine stringent eingehaltene gleiche und somit stets erkennbare Gestaltung, vor allem der U1, also der vorderen Umschlagseite, aus. Markant und zudem wesentlich für die Herausbildung der Autorenmarke sprechend, ist der große Namenszug. Der Nachname Adler-Olsen steht in zwei Linien fett gesetzt im oberen Drittel der U1. Klein eingelassen im A ist der Vorname Jussi. Der eigentliche Buchtitel verschwindet hinter dem Autorennamen (Adler-Olsen, 2016). Sowohl die Positionierung als auch die Größe des Namens sprechen für eine bewusste Markenbildung. Das einheitliche Auftreten zieht sich durch weitere Vermarktungskanäle. Die deutsche Website, die von dtv betrieben wird, arbeitet ebenfalls mit dem markanten Namenszug (Adler-Olsen, 2015). Die internationale Facebook-Fanseite wie die Twitter-Seite zeichnen sich gleichfalls durch Einheitlichkeit aus, in dem die gleichen Autorenfotos verwendet werden. Somit wird der Wiedererkennungswert auch online geschaffen (Facebook Adler-Olsen, 2015; Twitter Adler-Olsen 2015). Das gleich gestaltete Erscheinungsbild sorgt somit beim Buchhändler und gerade beim Kunden in der Flut des Bücherangebots für einen großen Wiedererkennungseffekt.

### 2.2.2 Bestsellerfaktor umfangreiche Werbekampagne

„Na, die vom Verlag machen aber ein Tamtam um ihre Bücher“, sagt ein Mann namens Ove in der Programmvorschau von Fischer Krüger im Herbst 2014 zu dem gleichnamigen Spitzentitel *Ein Mann namens Ove* (Fischer-Krüger, 2014: 1). Um die Aufschlüsselung dieses „Tamtams“ beziehungsweise um das Herbeiführen des Bestsellerstatus mit umfangreicher Werbung geht es im zweiten Beispiel. Buchhändler und Endkunden müssen über neue Titel informiert und vor allem überzeugt werden, damit sie diese Titel kaufen. Dies geschieht je nach Zielgruppe auf unterschiedlicher Weise. Ein zentrales

Informationsmittel für den Buchhändler sind die Vorschauen, in denen das neue Programm eines Verlages angekündigt wird. Titel, für die Verlage besonderes Potenzial sehen, vermerken sie als Spitzentitel und versehen sie mit besonderer Aufmerksamkeit und Marketingbudget. Ein solcher Spitzentitel war *Ein Mann namens Ove*, der 2013 in Schweden der meistverkaufte Roman war. In der deutschen Verlagsvorschau wurde er gleich auf sechs Doppelseiten angekündigt. Vom „Bestsellergarant[en]“ ist dabei selbstbewusst die Rede oder von „Die neue Nummer 1 aus Schweden: *Ein Mann namens Ove* hat die Leserherzen erobert wie der *Hundertjährige*.“ Mit diesem Verweis auf den Roman *Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand* von Jonas Jonasson ist eine klare Einordnung gegeben.

Deutlich wird, dass sich der Verlag ähnliche Verkaufserfolge erhofft, wie es Jonas Jonassons Debüt überraschend gelang. Unterstützt wird dieser Eindruck durch die angegebenen Verkaufszahlen aus Schweden – über 500.000 und für Schwedens Buchmarkt damit vergleichsweise groß. Auch auf den Rechteverkauf in mehr als 30 Ländern, Bestsellerplatzierungen dort sowie die Arbeit an der Verfilmung geht die Werbung ein. All dies zeigt, dass der Titel andernorts großen Anklang fand, wodurch dem Buchhändler eine Verkaufsgarantie in Aussicht gestellt wird. Ferner ist bemerkenswert, dass das Herkunftsland hervorgehoben wird. Skandinavische und vorweg schwedische Literatur hat sich einen Namen gemacht, auf den gesetzt wird. Erst im Anschluss werden literarische Verkaufsargumente geliefert: Es handele sich um einen „großen Feel-Good Roman für Männer und Frauen jeden Alters“ heißt es, was bedeutet, dass er sich an jeden erwachsenen Kunden richtet und Männer als eher schwierige Zielgruppe (vgl. Buchmarkt, 2015) im Buchhandel mit einbezieht (Fischer Krüger, 2014; 1–9). Darüber hinaus schaltete Fischer als zusätzliche Hinweise oder Erinnerungen für die Buchhändler Anzeigen in den drei deutschen Branchenmagazinen *Börsenblatt*, *buchreport* und *BuchMarkt*. Eine Anzeige im *BuchMarkt*, die eine Doppelseite füllt, weist beispielsweise ausschließlich Verkaufsargumente auf, schließlich soll sie erstens den Buchhändler zum Einkauf bewegen und zweitens für die Kundenberatung schlagende Argumente liefern (BuchMarkt, 2014: 78–79).

Anders konzipiert ist hingegen die Publikumswerbung. Herausgegriffen habe ich eine Anzeige in der *Bahnzeitschrift mobil*, die kostenlos in allen Fernverkehrszügen in Deutschland ausliegt, eine Auflagenhöhe von über 500.000 und eine Leserschaft von 1,3 Millionen erreicht (Gruner & Jahr, 2015). Diese Anzeige wartet vor allem mit inhaltlichen Informationen zum Buch auf. Ove, der Protagonist des Romans, wird mit seinen schrägen Eigenheiten – die morgendliche Kontrollrunde in der Nachbarschaft nach Falschparkern, falscher Mülltrennung und nicht ordnungsgemäß abgestellten Fahrrädern – vorgestellt und als „der neue Herzensbrecher aus Schweden“ angepriesen (DB Bahn, 2014: 10). Während in den Anzeigen im Buchhandel die Verkaufsargumente im Mittelpunkt stehen, wird der Endkunde somit mit literarischen Argumenten zu überzeugen versucht.

Auch in den sozialen Medien warb Fischer für *Ove*, etwa durch eine Leserunde bei LovelyBooks, der größten deutschsprachigen Onlineplattform für Social Reading.

Leserunden bei LovelyBooks bieten dem Verlag zusätzlich die Möglichkeit zur Aufmerksamkeitsgenerierung und gleichzeitig die Chance, Informationen darüber zu erhalten, wie die Leser das Buch bewerten. Der Verlag gab ferner einen Buchtrailer in Auftrag und bettete diesen beispielsweise auf seiner Webseite und in anderen Social-Media-Kanälen ein. Allein an diesen Maßnahmen ist zu sehen, wie bei *Ein Mann namens Ove* ineinandergreifende Marketingmaßnahmen durchgeführt wurden, die dem Titel zu Aufmerksamkeit verhalfen. Zum Verkaufstag lag er dann gerade in den großen Buchhandelsketten und im Bahnhofsbuchhandel, den für den Bestsellerverkauf relevantesten Absatzorten, stapelweise aus, teils war er auch im Schaufenster mit Plakaten ausgestellt. Zwar schaffte es „der Herzensbrecher aus Schweden“ nicht auf den ersten Platz der Spiegel-Bestsellerliste, aber auf Platz sechs im Hardcover und Rang zwei im Taschenbuch. Der zweite Roman von Fredrik Backman *Oma lässt grüßen und sagt, es tut ihr leid*, kam im Sommer 2015 auf Platz 2.

### 2.2.3 Bestsellerfaktor Medienverbund

„Top- und Mega-Seller scheinen heute nur noch im internationalen Medienverbund möglich“, heißt es in der Bestsellerforschung (Schmitz, 2012: 21). Gegeben ist das, wenn beispielsweise zeitnah zum gedruckten Buch auch E-Book, Hörbuch oder gar ein Comic beziehungsweise eine Graphic Novel erscheinen. Eine Verfilmung eines Titels wird oft als Muss angesehen. Auf den verschiedensten Kanälen im Social Web wie Youtube, Facebook und Twitter wird der Titel angepriesen, damit er im Gespräch ist und dadurch mehr Aufmerksamkeit erhält. Darüber hinaus generieren Merchandising-Produkte Aufmerksamkeit bei dem Kunden (Schmitz, 2012: 21). Dem Phänomen Cross-Selling widmet sich das dritte Beispiel, die Millennium-Trilogie des Schweden Stieg Larsson. Ausgewählt habe ich das Beispiel, weil es von allen skandinavischen Bestsellern nach meinen Recherchen die Möglichkeiten des Cross-Sellings am weitest gehenden aufgreift.

Die Krimireihe um den Enthüllungsjournalisten Mikael Blomkvist und die Hackerin Lisbeth Salander erschienen posthum nach dem Tod von Stieg Larsson in den Jahren 2005 bis 2007 in Schweden, in Deutschland von 2007 bis 2009. Die Serie ist weltweit gefeiert worden: Laut dem schwedischen Verlag wurde das Buch in 50 Sprachen übersetzt und weltweit 80 Millionen Mal verkauft (vgl. Norstedts, 2015). Nummer-eins-Bestseller wurden die Titel in Deutschland erst 2009, als der dritte Band herauskam und gleichzeitig die dänisch-schwedische Verfilmung startete. Neben den gedruckten Büchern im Hardcover wie im Taschenbuchformat erschienen E-Books und Hörspiele. Der deutsche Verlag brachte auch eine Sonderauflage heraus, in der alle drei Bände in einem Schuber zusammen erhältlich sind. Zudem gab es gleich zwei erfolgreiche Verfilmungen innerhalb von nur zwei Jahren Abstand. Zwei Verfilmungen binnen so kurzer Zeit treten selten auf. Zuerst startete die Version des Dänen Niels Arden Oplev im Jahr 2009. Die zweite Verfilmung war eine Hollywood-Produktion unter der Regie von David Fincher mit Daniel Craig als Mikael Blomkvist und Rooney Mara als

Lisbeth Salander. Sie kam 2011 in die Kinos. Es entstand ferner eine Comicserie von Sylvain Runberg (Text) und José Homs (Zeichnungen) und eine Graphic Novel von Denise Mina. Die Produktpalette geht aber darüber noch deutlich hinaus. Das bekannte schwedische Modehaus H&M bot weltweit in ausgewählten Läden und online eine Lisbeth-Salander-Kollektion an. Entworfen hat sie die Stylistin Trish Summerville, die auch für die Kostüme in der amerikanischen Verfilmung verantwortlich war (vgl. [brigitte.de](http://brigitte.de), 2011). Zudem kursierte im Internet eine Shopping-Liste mit den Möbeln, die sich Lisbeth Salander in der zweiten Serie bei IKEA kauft, so dass man sich seine Wohnung wie die Romanheldin einrichten konnte (Apartment Therapy, 2010). Diese weitgehende Form des Cross-Sellings, die hier längst nicht vollständig präsentiert werden kann, die gleich zwei bekannte schwedische Firmen umfasst, zeigt die enorme Bedeutung der Trilogie. Dass ein Buch nicht nur Ausgangspunkt für Adaptionen in den gängigen Formaten wie Hörbuch oder Film ist, sondern derart weite Kreise zieht, unterstützt den enormen Erfolg der Roman-Trilogie. Hinzu kommt, dass die Serie fortgeschrieben wurde. Im August 2015 erschien in 27 Ländern gleichzeitig der vierte, von dem bekannten schwedischen Journalisten David Lagercrantz verfasste Teil und sorgte für eine große Medienaufmerksamkeit, bei der nicht nur der aktuelle Titel wieder im Gespräch war, sondern auch die drei Bände von Stieg Larsson wieder im Rampenlicht standen.

### 3 Die Erfolgsgründe

Die erfolgreiche Vermarktung der Bücher durch die Verlage ist ein zentraler Grund für den Boom skandinavischer Literatur in Deutschland. Wie an den drei Beispielen exemplarisch gezeigt wurde, werden hier die Möglichkeiten, einem Titel zum Bestsellerstatus zu verhelfen, auf ganz unterschiedliche Weise aufgegriffen und vielseitig ausgeschöpft. Aber auch die beste Marketingkampagne allein reicht (nicht immer) aus, um einen Bestseller zu generieren. Vor allem muss die Literatur selbst den Leser überzeugen. Das gelingt bei skandinavischer Literatur, andernfalls wäre der Boom skandinavischer Literatur, der wie oben beschrieben zu konstatieren ist, nicht zu erklären. Gerade bei den ersten Bestsellertiteln wie *Sofies Welt* oder *Fräulein Smillas Gespür für Schnee* waren derartige umfangreiche Marketingmaßnahmen, wie sie heute durchgeführt werden, noch nicht feststellbar bzw. technisch im Bereich Onlinemarketing noch gar nicht möglich. An dieser Stelle besteht keine Möglichkeit, ausführlich auf die weiteren Erfolgsgründe einzugehen. Doch nenne ich knapp die markantesten Gründe: Eine Vielzahl der Bestseller sind Hybridromane. Durch die Verbindung mehrerer Genres sprechen sie eine größere Zielgruppe an. Sie zeichnen sich zudem durch eine realistische Erzählweise und gerade bei den Krimis mit der Aufnahme sozialkritischer Themen aus. Diese Erzählweise hat Tradition. Zur Zeit des ausgehenden 19. Jahrhunderts waren die Autoren des Modernen Durchbruchs, wie beispielsweise die Dramatiker Henrik Ibsen und August Strindberg, in Deutschland in Mode. Die Vertreter des Modernen

Durchbruchs griffen gesellschaftlich relevante Themen der Zeit auf und zeichneten sich durch eine sozialrealistische, kritische Erzählweise aus. Genau diese Art von Literatur aus Skandinavien findet heute wieder in Deutschland bei den Lesern Zuspruch (vgl. Paul, 1997: 193).

Ein ganz anderer Grund ist darin zu sehen, dass seit Anfang des neuen Jahrtausends in Skandinavien und hier gerade in Schweden eine Vielzahl von Agenturen entstanden ist. Sie haben sich auf den internationalen Rechteverkauf spezialisiert und tragen dazu bei, dass skandinavische Literatur auf dem globalen Buchmarkt vertreten ist (vgl. Berglund, 2014: 71–80).

Wie in diesem Aufsatz dargestellt, ist der Boom skandinavischer Literatur in Deutschland aktuell enorm. Nach wie vor ist kein Abreißen eines Interesses deutscher Leser zu sehen. Die Gründe für den Boom sind vielfältig, haben teilweise literaturhistorische Wurzeln, sind durch starke Vermittlung durch Agenten zu erklären und vor allem durch eine sehr gezielte Werbung durch die Verlage, die wissen, welcher Gewinn sich wie mit skandinavischer Literatur erzielen lässt.

## Literaturverzeichnis

- Berglund, Karl (2014): A turn to the right. The advent and impact of Swedish literary agents. In: Hype. Bestsellers and Literary Culture. Hrsg. v. Jon Helgason, Sara Kärrholm u. Ann Steiner. Lund: Nordic Academic Press, S. 67–87.
- BuchMarkt (2014): Anzeige Krüger zu *Ein Mann namens Ove*. In: BuchMarkt, Nr. 8, S. 78–79.
- Clement, Michel / Hille, Anke / Lucke, Bernd / Schmidt-Stöltzing, Christina / Sambeth, Frank (2008): Der Einfluss von Rankings auf den Absatz – Eine empirische Analyse der Wirkung von Bestsellerlisten und Rangpositionen auf den Erfolg von Büchern. In: Zeitschrift für betriebswirtschaftliche Forschung (zfbf), Bd. 60, H. 8, 6. Dezember 2008, S. 746–777.
- DB Bahn Mobil (2014): Anzeige Krüger. *Ein Mann namens Ove*. In: DB Bahn Mobil, Nr. 9, S. 10
- Fetzer, Günther (2015): Bestseller: In: Reclams Sachlexikon des Buches. Hrsg. v. Ursula Rautenberg. Stuttgart. S. 43.
- Fischer, Ernst (32009): Bestsellerlisten. Marktinformation und Lektüreimpuls. Zur Funktion von Bücher-Charts im Literatursystem. In: Literaturbetrieb in Deutschland. Hrsg. von Heinz Ludwig Arnold und Matthias Beilein. München: edition text + kritik, S. 200–218.
- Fischer-Krüger (2014): Programmvorschau Herbst 2014. Frankfurt: Fischer Krüger, S. 1–9 (als PDF von der Pressestelle als Mail zugesandt).
- MVB (2015): Buch und Buchhandel in Zahlen 2015. Frankfurt am Main. MVB.
- Matys, Erwin (32005): Praxishandbuch Produktmanagement. Grundlagen und Instrumente. Frankfurt: Campus.

- Niefanger, Dirk (2001): Der Autor und sein Label. Überlegungen zur fonction classificatoire` Foucaults (mit Fallstudien zu Langbehn und Kracauer). In: Autorschaft. Positionen und Revisionen. Hrsg. v. Heinrich Detering. Stuttgart, Weimar: Metzler, S. 520–539.
- Paul, Fritz (1997): Deutschland – Skandinaviens Tor zur Weltliteratur. In: Wahlverwandtschaft: Skandinavien und Deutschland 1800–1914. Hrsg. v. Bernd Henningsen. Berlin: Jovis, S. 193–205.
- Schmitz, Rainer (2012): Mythos Bestseller. Das Geschäft mit dem Erfolg. In: Bestseller und Bestsellerforschung. Hrsg. v. Christine Haug u. Vincent Kaufmann. Wiesbaden: Harrasowitz (= Jahrbuch der Internationalen Buchwissenschaftlichen Gesellschaft, Bd. 2), S. 1–21.
- Thompson, John B. (2012): Merchants of Culture. The Publishing Industry in the Twenty-First Century. Cambridge: Polity Press.

#### *Internetseiten*

- Adler-Olsen, Jussi (2015): Internetpräsenz, <http://www.adler-olsen.de> (31.8.2015).
- Adler-Olsen, Jussi (2015): Bücher, <http://www.adler-olsen.de/buecher/> (31.8.2015).
- Adler-Olsen, Jussi (2015): Facebook-Präsenz, <https://www.facebook.com/Jussi.AdlerOlsen?fref=ts> (31.8.2015).
- Adler-Olsen, Jussi (2015): Twitter, <https://twitter.com/jussiadlerolsen> (31.8.2015).
- Apartment Therapy (2010): Lisbeth Salander's Ikea Shopping list, <http://www.apartmenttherapy.com/lisbeth-salanders-ikea-shoppin-125114> (31.8.2015).
- Brigitte.de (2011): H&M-Kollektion: Der Look von Lisbeth Salander, <http://www.britte.de/mode/trends/lisbeth-salander-1106876/> (31.8.2015).
- BuchMarkt (2015): Studie „Buchkäufer und -leser 2015“ vorgestellt, <http://www.buchmarkt.de/content/63987-studie-buchkaeuer-und-leser-2015-vorgestellt.htm?hilit=-Alexander-Skipis-> (26.5.2016).
- Gruner & Jahr (2015): Portfolio DB mobil, <http://ems.guj.de/print/portfolio/db-mobil/profil/> (31.8.2015).
- Norstedts (2015): Millennium-Trilogie, <http://www.norstedts.se/millennium> (31.8.2015).

---

# Finland als Ehrengast der Frankfurter Buchmesse 2014 Wenn Kulturtransfer und Buchmarkt zusammenkommen

Helmi-Nelli Kärkkö (Vaasa)

## **Abstract**

*Finland war der Ehrengast der Frankfurter Buchmesse 2014. Die bedeutendste Buchmesse der Welt bietet für den jeweiligen Ehrengast eine weltweit renommierte Plattform, um die Literatur und Kultur des Landes zu präsentieren. Für den Buchmarkt ist die Frankfurter Buchmesse in erster Linie ein Handelsplatz. Auch Finland verfolgte vordergründlich kommerzielle Ziele. Literaturexport verbindet jedoch zwangsläufig die künstlerische und kommerzielle Seite des Betriebs miteinander. In diesem Beitrag wird gefragt, wie finnische Literatur und Kultur exportiert wurden, welche Rezeption der Auftritt erfuhr und wie Kultur und Kommerz in einem Exportprojekt wie dem Ehrengastauftritt zusammenkommen.*

*Finland was the Guest of Honour of the Frankfurt Book Fair 2014. Every year, the world's most significant book fair offers an internationally-recognised platform to a guest country to present its literature and culture. For the book industry, the Frankfurt Book Fair is primarily a trading venue; Finland's own aims as the guest country were also commercial. However, literary export combines the cultural and commercial sides of the industry. This paper addresses how Finnish culture and literature were exported, how the presentation was received, and how culture and commerce come together in an export project as the presentation of the Guest of Honour.*

## **Keywords**

*Buchmarkt, Ehrengast, Frankfurter Buchmesse, Kulturexport, Kulturtransfer, Literaturexport  
book market, Guest of Honour, Frankfurt Book Fair, cultural export, cultural transfer, literary export*

## 1 Einleitung

Die Finnen lesen viel, kaufen viele Bücher und besuchen ihre Bibliotheken regelmäßig. Es gibt eine große Menge an renommierten Autoren, die in den beiden offiziellen Sprachen, Finnisch und Schwedisch, schreiben. Literatur wird als etwas verstanden, das allen zugänglich ist. In der leichten Zugänglichkeit spiegelt sich das demokratische Selbstverständnis einer nichtelitären Literatur wider, welche sogar als ein innerer Wert der finnischen Gesellschaft gesehen werden kann.<sup>1</sup> Trotz dieser möglichen Erfolgsfaktoren sind die finnische Kultur und Literatur im Vergleich zu den anderen nordischen Ländern im Ausland jedoch eher unbekannt (vgl. Moilanen / Rainisto, 2008: 91–99). Der finnische Kulturexport sowie das literarische Feld Finnlands sind relativ jung. Wirtschaftlicher Gewinn, Länderimage oder Marketing wurden lange nicht mit Kulturexport verbunden (vgl. Siikala, 1975: 219–221; Koivunen, 2004).

Deutschland ist das Hauptziel des finnischen Kultur- und Literaturexports und Deutsch die Sprache, in die am meisten übersetzt wird (vgl. Statistics Finland, 2011; 2013). Der deutsche Buchmarkt wird als Tor zum internationalen Erfolg gesehen. Finnische Literatur und Kultur haben somit in den letzten Jahren ein größeres Interesse des deutschen Publikums geweckt. Die Verkaufszahlen der Übersetzungen sind langsam gestiegen und einige Autoren sind in deutschen Medien sichtbar geworden (vgl. Parry, 2011: 298f.; Körkkö, 2014: 34f.). Im Boom des mittlerweile zur Marke entwickelten Schweden-Krimis ist Finnland jedoch eher am Rande geblieben (vgl. Börsenverein, 2015).<sup>2</sup>

Dieses Problem wurde in Finnland sogar auf Regierungsebene aufgegriffen. Als eine mögliche Lösung schlug die Regierung die Teilnahme an internationalen Großveranstaltungen – beispielsweise an der Frankfurter Buchmesse – vor (vgl. Tuomi-Nikula, 2007: 27). Die Frankfurter Buchmesse gilt als eine der zentralsten und bekanntesten Institutionen in der internationalen Literaturbranche. Dies liegt darin begründet, dass sie mit etwa 7.000 Ausstellern, 100 vertretenen Ländern und fast 300.000 jährlichen Besuchern auch die größte der Welt ist (vgl. Facts and Figures, 2013; 2014). Die Buchmesse hat durch ihre lange Tradition eine leitende Stellung auf dem internationalen Buchmarkt eingenommen. Sie ist der wichtigste Handelsplatz und Marketingkanal für Lizenzen und Übersetzungsrechte. Sie ist aber auch ein Treffpunkt der weltweiten Literatur- und Kulturbranche und eine Plattform für Diskussionen und politische Auseinandersetzungen.

---

<sup>1</sup> In einer Untersuchung der Finnischen Kulturstiftung aus dem Jahr 2013 wurde herausgefunden, dass Finnen unabhängig vom Wohnort Bibliotheken für die wichtigsten Kulturinstitutionen im eigenen Wohnort halten (vgl. Kulttuurirahasto, 2013: 31–36).

<sup>2</sup> Hinsichtlich der Zahl der ins Deutsche übersetzten Titel rangiert Schweden mit etwa 280 Übersetzungen pro Jahr unter den fünf meist übersetzten Sprachen. Aus dem Finnischen wurden vor der Buchmesse jährlich etwa 30 Bücher ins Deutsche übersetzt (vgl. Börsenverein, 2015; Statistics Finland, 2013).

Finnland war der Ehrengast der Frankfurter Buchmesse 2014. Das Jahr war für die finnische Literatur- und Kulturbranche eine neuartige Herausforderung. Noch nie zuvor wurde so viel Literatur aus dem Finnischen ins Deutsche oder in eine andere Sprache übersetzt, und noch nie zuvor war die finnische Kultur so sichtbar in der öffentlichen Diskussion in Deutschland. Mehr als fünf Jahre hatten die finnischen Literatur- und Kulturakteure den Auftritt als Ehrengast vorbereitet. Der Vertrag, der den Auftritt bestätigte, wurde zwischen der finnischen Literaturgesellschaft und der Ausstellung und Messe GmbH bereits 2009 unterschrieben (vgl. Saukkonen / Sivonen, 2015: 9).

In diesem Artikel betrachte ich Finnlands Ehrengastauftritt als Exportprojekt. Ich konzentriere mich dabei auf die Rezeption und auf die unmittelbaren Wirkungen des Kulturtransferprozesses. Es wird gefragt, wie Literatur und Kultur exportiert wurden und wie Kultur und Kommerz in einem Exportprojekt wie dem Ehrengastauftritt zusammenkommen. Als Ausgangspunkt für die Betrachtung des finnischen Ehrengastprojekts dienen die in der Strategie des Projekts genannten Ziele und die öffentliche Rezeption des Auftritts in der deutschen Presse.

## **2 Der Ehrengast Finnland**

Seit 1988 wird auf der Frankfurter Buchmesse jährlich eine Gesamtschau rund um die Literatur und Kultur eines Ehrengastlandes vorgestellt. Die Idee und das Ziel hinter dem Ehrengast-Konzept sind, „die Verlagsbranche und Kulturinstitutionen des jeweiligen Landes international stärker zu vernetzen, seine Literatur international bekannt zu machen und die Anzahl von Übersetzungen aus dem Land zu steigern“ (Frankfurter Buchmesse, 2015). In dem Ehrengast-Konzept spiegelt sich die enge Verflechtung der kulturellen, politischen und kommerziellen Seite des literarischen Feldes wider. Inwiefern es bei dem jeweiligen Auftritt um Kulturvermittlung oder um Handel geht, variiert je nach Land. Das von der Buchmesse geschaffene Konzept gibt dem Ehrengast weitgehend freie Hand bei der Gestaltung des Programmes. Traditionell gehören Veranstaltungen auf der Buchmesse und in Frankfurt während der Messe, sowie ein kulturelles Begleitprogramm, das während des gesamten Ehrengastjahres überall in Deutschland stattfindet, zum Programm des Ehrengastes. Für das Gastland steht eine Messehalle mit 2.300 m<sup>2</sup> zur Verfügung. Insgesamt organisiert der Ehrengast etwa 30–40% des Messeprogramms (vgl. Frankfurter Buchmesse, 2015).

Bevor auf die Rezeption und Wirkung des Projekts genauer eingegangen wird, soll überlegt werden, was die Organisatoren des finnischen Auftritts mit dem Ehrengastprojekt tatsächlich vermitteln wollten und was das Ziel des Exports war. Als Hauptorganisator des finnischen Projekts war FILI, die Exportorganisation für finnische Literatur, tätig. FILI organisierte das offizielle Programm auf der Buchmesse und war für die Zusammenarbeit mit den Kunst- und Kulturinstitutionen in Frankfurt zuständig. Der wichtigste Kooperationspartner war das Finnland-Institut in Deutschland, das für das Begleitprogramm, später als „Satellitenprogramm“ bezeichnet, zuständig war (vgl. Saukkonen / Sivonen, 2015: 14).

Finnlands strategische Ziele als Ehrengast lagen primär in den Lizenzverhandlungen für Übersetzungsrechte (FILI, 2012). Die Absicht war, dass Finnland mit dem Auftritt langfristig eine neue Ebene im internationalen Verkauf von Übersetzungsrechten erreichen würde. Nach dem Messejahr sollten in Deutschland jährlich etwa 70 Titel erscheinen (FILI, 2012). Neben dem Literaturexport bildet die Ehrengastpräsentation eine vielseitige Gesamtheit, die Literatur, Kultur und Handel miteinander verbindet. Diese Vielseitigkeit zeigte sich auch in der finnischen Strategie. Auf der kulturpolitischen Ebene wurde eine intensiviertere internationale Vernetzung von Kunst- und Kulturinstitutionen und eine erhöhte Bekanntheit des Landes angestrebt. Im Zentrum der Konzeption stand der Slogan *Finnland.Cool.*, der unkompliziert, respektvoll, humorvoll und gastfreundlich wirken sollte. In der offiziellen Zielsetzung wurde betont, dass mit dem Projekt versucht werde, ein Finnland-Image zu bilden, in dem das „Finnische“ durch das „Jedermannsrecht zum Lesen und zur Bildung“ verkörpert wird (FILI, 2012). Zusammenfassend zielte die strategische Planung des Projekts auf eine vielseitige Präsentation der finnischen Literatur, Lernkonzepte und Kultur (FILI, 2012).

Da das Ehrengast-Konzept und einige vorherige Gastländer dahingehend kritisiert worden waren, dass Literatur bei den Auftritten zu oft zu einer klischeehaften Tourismuswerbung herabgesetzt worden sei, wollten die finnischen Organisatoren von Anfang an in ihrem Ehrengastprogramm schwerpunktmäßig Literatur präsentieren (vgl. Kölling, 2014; FILI, 2012). Daneben wollten sie ein neuartiges Finnland-Image bilden, das die Bedeutung des Lesens als Kern der finnischen Gesellschaft hervorhebt (vgl. FILI, 2012; Backman, 2015: 18). Dadurch wollten die Organisatoren bewusst von typischen Finnland-Stereotypen wegkommen, mit denen oft eine, aus den Filmen Aki Kaurismäkis bekannte, eher melancholische und karge Seite des Landes verbunden wird. Es sollte aber auch nicht ausgeschlossen werden, dass Finnland während des Ehrengastjahres auch als Reiseziel bekannt werden könnte. In der Zielsetzung wurde davon ausgegangen, dass ein Projekt wie dieses für den finnischen Literatur- und Kulturexport und den Export finnischer Lernkonzepte insgesamt neue Wege schafft und für das Land und die Tourismusbranche eine neuartige Sichtbarkeit ermöglicht (vgl. FILI, 2012).

Passend zum Slogan *Finnland.Cool.* präsentierte Finnland sich auf dem Messegelände mit einem schneeweißen Ehrengastpavillon, der von den Studierenden der Aalto-Universität im Raum Helsinki entworfen worden war. Das Programm setzte sich aus Lesungen, Poetry Slams, Ausstellungen, wissenschaftlichen Beiträgen und z. B. einem Sauna-Auto zusammen. Insgesamt organisierten die finnischen Akteure etwa 600 offizielle Veranstaltungen (vgl. Facts and Figures, 2014). Im Messejahr wurden 215 Titel auf Deutsch publiziert, wovon 130 Neuerscheinungen waren (vgl. FILI, 2014b: 6; Facts and Figures, 2014). Junge zeitgenössische Belletristik wurde in den Presseveranstaltungen hervorgehoben (vgl. FILI, 2014b: 20). Zur Buchmesse waren 60 finnische Autoren anhand des Kriteriums eingeladen, dass es von ihnen eine deutschsprachige Übersetzung innerhalb des Messejahres gab. Insgesamt waren 48 eingeladene Autoren auf der Buchmesse. Zusätzlich nahmen etwa 30 Experten aus der Verlagsbranche und dem Ausbildungssektor an den Veranstaltungen teil (vgl. FILI 2014b: 6).

Im Laufe des Ehrengastjahres wollten die Organisatoren unterschiedliche gesellschaftliche Ebenen in das Projekt miteinbeziehen, um eine möglichst breite Vernetzung mit der deutschen Literatur-, Kultur- und Wissenschaftsbranche zu ermöglichen. Dabei spielte das Satelliten-Programm eine große Rolle. Die leichte Zugänglichkeit von Kultur und Ausbildung, die Gleichberechtigung und die finnische Wohlstandsgesellschaft weckten das Interesse der deutschen Partner (vgl. Backman, 2015: 6). Im Rahmen des Ehrengastauftrittes wurden 80 deutsche Journalisten entweder von der Finnischen Botschaft oder von FILI nach Finnland eingeladen (vgl. WBCO, 2014). Die Begegnungen, Interviews, Treffen mit den Autoren und die von den Organisatoren bewusst vermittelten Themen hatten einen deutlichen Einfluss auf die Diskussion und Themen, die in der deutschen Presse behandelt wurden. Um die Rezeption und Wirkung des Ehrengastauftrittes zu verfolgen, werde ich den Auftritt in Relation zu den Prozessen des Kulturtransfers betrachten. Die öffentliche Diskussion spielt dabei eine wesentliche Rolle.

### **3 Literaturexport und Kulturtransfer**

Der Export von Büchern basiert in den meisten Fällen auf ökonomischen Interessen. Wie oben erwähnt, waren auch Finnlands Ziele für das Ehrengastjahr in erster Linie kommerziell.

Die Vermittlung von Literatur in Form von Export kann aber auch aus der Sicht eines Kulturtransfers mit Prozesscharakter betrachtet werden. Kulturtransfer ist ein dynamischer Prozess, der in die drei Phasen Selektion, Vermittlung und Rezeption<sup>3</sup> eingeteilt werden kann. Kulturtransfer basiert auf gegenseitiger Kommunikation zwischen den am Exportprozess beteiligten Kulturen. Kortländer (1995: 8) und Lüsebrink (2008: 36) stellen fest, dass die tatsächliche Wirkung des Exports nur durch eine längerfristige Verfolgung der Rezeption gemessen werden kann. Die Themen, Funktionen, Aktionen und Projekte, die in der Zielkultur weiterleben und durch die der Transfer zustande kommt, geben Auskunft über den Erfolg des Exports.

Gerade die Vermittlung von Literatur auf dem internationalen Buchmarkt spiegelt den Kulturtransferprozess wider. Ein bestimmtes Buch zum Beispiel wird aus allen lieferbaren Titeln eines Verlags ausgesucht, um exportiert zu werden. Das Buch wird übersetzt und an einen Verlag vermittelt. Literaturexport hat somit mit dem Ein- und Ausschließen von Autoren z. B. in Verlagen und mit der Wertung von Büchern u. a. in der öffentlichen Diskussion zu tun. Die Auswahl und die Übermittlung werden mit Blick auf die Zielregion und mögliche Rezipienten durchgeführt. Die Entscheidungen, die im Exportprozess getroffen werden, beeinflussen somit zwangsläufig die Struktur des literarischen Feldes im Ausgangsland. Das literarische Feld kann als Kampffeld betrachtet werden, innerhalb dessen die Akteure um verschiedene Möglichkeiten

---

<sup>3</sup> Bernd Kortländer (1995) bezeichnet die Rezeptionsphase auch mit dem Begriff Integration.

kämpfen (vgl. Jurt, 1995: 93; Dörner / Vogt, 1994: 154). Position, Autorität und Macht bilden sich durch verschiedenen Aktivitäten, durch die Sichtbarkeit in den Medien, durch eine positive Wertung z. B. in der öffentlichen Diskussion oder durch ökonomische Profite (vgl. Plachta, 2008: 14; Jurt, 1995: 81).

Die Vermittlerseite kann die zwei ersten Phasen des Kulturtransferprozesses beeinflussen. Die Rezeption dagegen liegt nicht mehr in den Händen des Exporteurs. Es ist aber gerade die Prognose für die Rezeptionsphase, die letztendlich den Export bestimmt. Eine passende Auswahl der exportierten Güter bzw. Themen und eine genaue Definition von Zielland oder Region gehören zu den wichtigsten Tätigkeiten im Kulturtransferprozess. Bücher müssen in der Zielkultur verkauft und gelesen werden. Letztendlich entscheidet der Leser über den Erfolg eines übersetzten Buches (vgl. Kortländer, 1995: 12f.).

#### 4 Die Rezeption und Diskrepanz des Kulturtransfers

Finnlands Auftritt als Ehrengast hat im Messejahr je nach Berechnung ca. 7.700 Beiträge in den deutschen Medien bekommen. „Eldorado des Lesens und des Lernens“ schrieb die Süddeutsche Zeitung (Budeus-Budde, 2014). „Pisa-Ergebnis, Alphabetisierungsgrad, Bibliotheksnutzung, Anzahl der publizierten Buchtitel und der notorischen Leser, überall einfach nur Irrsinnswerte“, zählte die Süddeutsche Zeitung weiter auf (Kessler, 2014). „Unter dem Motto ‚Finnland. Cool.‘ wird das Land der starken Frauen und Leningrad Cowboys der Welt in Frankfurt zeigen, dass es auch entdeckungswürdige Literatur zu bieten hat“, wurde in der Berliner Zeitung konstatiert (Vogel, 2013). Während es bei einigen früheren Ehrengästen das Problem gab, dass sich die öffentliche Diskussion eher auf andere Themen als den Ehrengastauftritt bzw. die Literatur des Gastlandes konzentrierte, war dies bei Finnland nicht der Fall (vgl. Kölling, 2013). Die Medienaufmerksamkeit war positiv. Diese Botschaft von der Rezeption wurde auch in Finnland bemerkt. „Finnland.Cool. übertrifft alle Erwartungen“, wurde von den Organisatoren nach der Buchmesse konstatiert (FILL, 2014a).

Trotz des guten Medienechos und der positiven Rezeption in der deutschen Presse äußerte die Autorin Sofi Oksanen jedoch direkt im Anschluss an die Buchmesse in der Zeitschrift *Suomen Kuvalehti*, dass Finnland nicht verstanden habe, worum es auf der Buchmesse eigentlich gegangen sei: „Die Ehrengastautoren kommen von Frankfurt nicht weiter, obwohl die Buchmesse eigentlich nur ein Tor ist“, stellte die Autorin weiter fest (Oksanen, 2014). Laut Oksanen wurde in der finnischen Presse ein falsches Bild vom Erfolg des Ehrengastprojekts vermittelt, weil Finnland die Möglichkeiten, die dieser Auftritt zu bieten hatte, ihrer Meinung nach nicht genutzt habe. *Lauter Fiktion* titelte dieselbe Zeitschrift einige Wochen später mit der Botschaft, dass die Ergebnisse des Literaturexports unzuverlässig seien (Sorjanen, 2014). Die Aussage Oksanens und der Widerspruch, den die Diskussion darstellte, hat sowohl mit der deutschen Rezeption als auch mit der Struktur des literarischen Feldes zu tun. Oksanen war die Autorin, die

im Ehrengastprojekt die zentralste Position bekam, sowohl im Programm als auch in der öffentlichen Diskussion. Ihre Position im literarischen Feld ermöglicht also solche Aussagen. Bei genauerem Hinsehen ist Oksanens Kommentar durchaus begründet: Finnland war mit der unmittelbaren Botschaft, die von der Buchmesse übertragen wurde, zufrieden, es wurde aber kaum nachgefragt, was der Auftritt eigentlich längerfristig bedeutete und was daraus für den Literatur- und Kulturexport resultieren kann (vgl. Lukkarinen, 2014; Rajamäki, 2014).

Es steht fest, dass das Medienecho des Ehrengastauftrittes positiv war. Gemessen an der Anzahl der Medientreffer verlief der Auftritt sehr gut. Dennoch lohnt es sich aber zu fragen, was tatsächlich wem vermittelt wurde. Die Kulturlandschaft und das finnische Lesen waren in der öffentlichen Diskussion vielseitig präsent. Die finnische Lesekultur zog sich als roter Faden des Auftritts durch die öffentliche Diskussion. Die Aufmerksamkeit, die der Literatur zuteilwurde, war dagegen ziemlich einseitig. Wie im Kulturtransfer üblich, waren in der deutschen Rezeption die Themen zu sehen, die einen Bezug zu deutschen Gesellschaft aufwiesen. Bevorzugt wurden Themen, die bereits irgendwie bekannt waren, ausgewählt. Sofi Oksanen und Katja Kettu waren von den Autoren die beliebtesten Medienpersonen. Kjell Westö als bereits bekannter Autor und Phillip Teir als ein Newcomer repräsentierten die finnland-schwedische Autorenschaft. Rosa Liksom, die von den Organisatoren hervorgehoben wurde, gelang es, das Interesse des Messepublikums zu wecken. Alle diese Autoren sind auch in Finnland erfolgreich. Der Erfolg auf dem einheimischen Markt bedeutet aber nicht unbedingt Erfolg beim Export. Der gemeinsame Nenner dieser Autoren ist die Beschäftigung mit dem Zweiten Weltkrieg und dessen Folgen. Dabei handelt es sich also um Themen, die in Deutschland bereits seit Jahrzehnten diskutiert werden.

Der Auftritt und seine strategischen Ziele sowie die Auswahl der Titel und Autoren wurden auf den deutschen Markt ausgerichtet. Die Frankfurter Buchmesse ist jedoch eine internationale Branchenveranstaltung, auf der jährlich etwa 100 Länder vertreten sind (vgl. Facts and Figures, 2014). Nach der Buchmesse wurde deshalb auch konstatiert, dass der deutschsprachige Buchmarkt eigentlich zweitrangig sei. Das tatsächlich angestrebte Ziel sei der englischsprachige Buchmarkt (vgl. FILI, 2014; 2015). An dieser Aussage ist wahr, dass der deutsche Buchmarkt als Tor zu anderen Buchmärkten funktioniert. Das stimmt auch mit der Aussage von Oksanen überein. Der Aussage widerspricht aber die Selektion der Bücher, Autoren und Themen für die Buchmesse. Viele auch in Deutschland erfolgreiche Autoren wurden vom Messeprogramm ausgeschlossen, weil deutsche Verlage innerhalb des Ehrengastjahres gerade keine Übersetzung veröffentlicht hatten. Damit wurden diese Autoren auch nicht im Literaturkatalog des Ehrengastes vorgestellt (vgl. FILI, 2014c). Zu dieser Gruppe von Autoren gehörten u. a. die viel übersetzten Märta Tikkanen und Monika Fagerholm, sowie einige Krimiautoren. Das Auswahlkriterium wurde in der Öffentlichkeit kritisiert (vgl. Petäjä, 2014; Lyytinen, 2013). Es stellt sich somit zwangsläufig die Frage, ob die Zielsetzung und Zielregion des Exports unklar waren und ob damit bestimmte Türen verschlossen blieben. Weiter könnte gefragt werden, ob die auf den deutschen Buchmarkt zielende

Auswahl der Autoren und die zeitliche Begrenzung der vorgestellten Übersetzungen die längerfristigen Ziele des Literaturexports des Gastlandes unterstützten.

Die Vertreter des Verlagswesens kritisierten, dass die Verlage im Projekt zu geringe Einflussmöglichkeiten hatten und der tatsächliche Literaturexport insgesamt eine zu kleine Rolle bekamen (Saukkonen / Sivonen, 2015:38). Im Schlussbericht des Ehrengastprojekts wird festgestellt, dass auch die Beteiligten nicht wussten, ob es in dem Projekt in erster Linie allgemein um Finnland oder um den Buchmarkt im Speziellen ging (vgl. Saukkonen / Sivonen, 2015: 24f.). In der strategischen Zielsetzung wurde beides berücksichtigt. Die Idee der Organisatoren war, durch Literatur und Lesen ein neuartiges Finnland-Image zu schaffen. Die Analyse der Zeitungsartikel in Deutschland zeigt, dass die Lesekultur Finnlands tatsächlich einen wesentlichen Teil des entstandenen Finnland-Images ausmachte. Dabei spielten die im Rahmen des Projekts organisierten Journalistenreisen nach Finnland eine zentrale Rolle:

In jeder Gemeinde findet sich mindestens eine Bücherei – Nutzung natürlich kostenlos. In den dünn besiedelten Gebieten des großen Landes mit seinen fünfeinhalb Millionen Einwohner und fast 100 000 Seen und Inseln werden Tausende von Stützpunkten von mobilen Büchereien angefahren,

erklärte die *Welt* nach einem Besuch in der Bibliothek des Bezirks Kallio in Helsinki (WeltN24, 2014).

Natürlich gibt es auch in Finnland überall im Land verteilt Bibliotheken [...]. Aber die Finnen wollen garantieren, dass wirklich alle problemlos mit Literatur versorgt werden, selbst in den letzten Winkeln des Landes. Vielleicht schneiden die finnischen Kinder ja deshalb immer so gut bei Wissenstests ab, in denen sie sich mit Kindern anderen Ländern abmessen,

bestätigte wiederum der *Tagesspiegel* und beschrieb die Besuche der Schüler in den mobilen Bibliotheken in Finnland (Gehrmann, 2014). Dieses hatte aber kaum Einfluss darauf, dass sich die deutsche Leserschaft auch für das etwas melancholische Finnland interessiert. Der Filmemacher Aki Kaurismäki war in der deutschen Presse mit der Autorin Sofi Oksanen eine der sichtbarsten Personen. Neben der Lesekultur stießen auch Stereotype wie Wälder, das kalte Wetter, die Sauna und die finnische Melancholie mit dem Tango und der Alkoholverbrauch auf Interesse. Aus der Literatur wurden Eigenschaften gesucht, die das bekannte Image unterstützen. „Will man so eine Geschichte, so einen Roman wirklich Lesen? Einen Roman, der aus Finnland kommt, dem Land der Depressiven, Trinker und Selbstmörder, wie es ein gängiges Vorurteil will [...]“, beschrieb der *Tagesspiegel* in der Rezension des Buches *Brändövågen 8 Brändö. Tel 35* von Henrik Tikkanen (Oelsner, 2014). *Nebel, Alkohol, grenzenlose Einsamkeit*, titelte die FAZ nach einem Ausstellungsbesuch (Schütte, 2014).

## 5 Zusammenfassung

Wenn Literaturexport als Teil des Kulturtransfers begriffen wird, beeinflussen sich die künstlerische und die kommerzielle Seite zwangsläufig. So auch im Ehrengastprojekt. Oksanen meint, dass Finnland die Chance des Literaturexports wenigstens teilweise versäumt habe, da die längerfristigen, internationalen Ziele des Exports zu wenig beachtet wurden (Oksanen, 2014). Erst eine längerfristige Beobachtung der Rezeption wird zeigen, ob dies tatsächlich zutrifft. Aus der Unklarheit des Exportzieles und der Unklarheit darüber, was in dem Projekt vermittelt werden sollte, resultiert, dass Lizenzhandel und Kulturvermittlung zwei getrennte Ziele geblieben sind. Das zeigt sich auch in der Rezeption. Trotz des vielfältigen Programms war die Aufmerksamkeit der Medien stark auf einige wenige literarische Themen und Autoren gerichtet. Die Rezeption in der Zielkultur spiegelt nicht immer die Wünsche des Exporteurs wider, was auch in Finnlands Fall zu sehen war. Oft werden aus der Informationsmasse die bereits bekannten Themen hervorgehoben. Umso wichtiger wäre es, dass die Botschaft des Exporteurs einheitlich wäre. Die Betrachtung der öffentlichen Diskussion zeigt, dass Finnland als Land vielseitig diskutiert wurde. Gerade das Medienecho in Deutschland wurde als eines der größten Erfolge des Projekts gesehen (vgl. Saukkonen / Sivonen, 2015: 44f.). Das entstandene Image hätte aber auch für den eigentlichen Buchexport stärker fruchtbar gemacht werden können.

### Quellen und Literatur

- Backman, Sofie (2015): *Satelliittihjelma COOL2014: Dokumentaatio ja arviointi*. Berlin: Finnland-Institut in Deutschland.
- Budeus-Budde, Roswitha (2014): *Mit dem Hund zum Erfolg. Eine Spurensuche im Leseland Finnland*. In: *Süddeutsche Zeitung*, 18.9.2014.
- Börsenverein (2015): *Der Buchmarkt in Deutschland: Zahlen und Fakten*, <http://www.boersenverein.de/de/182716> (17.9.2015).
- Dörner, Andreas / Vogt, Ludgera (1994): *Literatursoziologie. Literatur, Gesellschaft, Politische Kultur*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Facts and Figures (2013): *Die Frankfurter Buchmesse 2013 in Zahlen*, [http://www.buchmesse.de/images/fbm/dokumente-ua-pdfs/2014/facts\\_and\\_figures\\_2013\\_de\\_43802.pdf](http://www.buchmesse.de/images/fbm/dokumente-ua-pdfs/2014/facts_and_figures_2013_de_43802.pdf) (17.9.2015).
- Facts and Figures (2014): *Die Frankfurter Buchmesse 2014 in Zahlen*, [http://buchmesse.de/images/fbm/dokumente-ua-pdfs/2015/factsfiguresdeutsch2015\\_51495.pdf](http://buchmesse.de/images/fbm/dokumente-ua-pdfs/2015/factsfiguresdeutsch2015_51495.pdf) (17.9.2015).
- FILI (2014a): *Kirjallisuusviennin kasvu jatkuu*, <http://www.finlit.fi/fili/kirjallisuusviennin-kasvu-jatkuu/> (28.2.2015).
- FILI (2014b): *Finnland.Cool. Pressemappe*. Helsinki: FILI / SKS.

- FILI (2014c): Deutschsprachige Neuerscheinungen aus Finnland 2014. <http://finnland-cool.fi/finnlandcool/hallinta/wp-content/uploads/2013/09/Finnland.Buecher.pdf> (26.5.2016).
- FILI (2012): Suomi teemamaana Frankfurtin kirjamessuilla 2014. FINNLAND. COOL, [http://www.finlit.fi/fili/frankfurt2014/wordpress/wp-content/uploads/2012/03/strategia\\_suomi\\_2012.pdf](http://www.finlit.fi/fili/frankfurt2014/wordpress/wp-content/uploads/2012/03/strategia_suomi_2012.pdf) (5.2.2014).
- Frankfurter Buchmesse (2015): Fragen und Antworten rund um den Ehrengast, <http://www.buchmesse.de/de/ehrengast/info/> (28.9.2015).
- Gehrmann, Alva (2014): Eine Bücherei auf Rädern. In: Der Tagespiegel Online, <http://www.tagesspiegel.de/weltspiegel/werbinich/finnland-ist-ehrengast-der-frankfurter-buchmesse-2014-eine-buecherei-auf-raedern/9403702.html> (29.1.2014).
- Jurt, Joseph (1995): Das literarische Feld – das Konzept Pierre Bourdieus in Theorie und Praxis. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Kessler, Florian (2014): Ach, wie schön ist Lummerland. Halbwegs intakt, halbwegs global: Eine Reise nach Helsinki, auf der Suche nach dem Gastland der Frankfurter Buchmesse. In: Süddeutsche Zeitung, 2.9.2014.
- Koivunen, Hannele (2004): Onko kulttuurilla vientiä? Opetusministeriön, ulkoasiainministeriön ja kauppa- ja teollisuusministeriön Kulttuurivienti -hanke. Selvitysmiehen raportti. Helsinki: Yliopistopaino. Opetusministeriön julkaisuja Nr. 22.
- Kortländer, Bernd (1995): Begrenzung – Entgrenzung. Kultur- und Wissenschaftstransfer in Europa. In: Nationale Grenzen und internationaler Austausch. Studien zum Kultur und Wissenschaftstransfer in Europa. Hrsg. v. Lothar Jordan u. Bernd Kortländer. Tübingen: Niemeyer, S. 1–19.
- Kulttuurirahasto (2013): Suomalaisten näkemykset kulttuurista, [https://skr.fi/sites/default/files/tiedostot/Suomalaisten\\_n%C3%A4kemykset\\_kulttuurista\\_2013.pdf](https://skr.fi/sites/default/files/tiedostot/Suomalaisten_n%C3%A4kemykset_kulttuurista_2013.pdf) (26.5.2016).
- Kölling, Angela (2014): NZ @Frankfurt: Imagining New Zealand's guest of Honour presentation at the 2012 Frankfurt Book Fair from the point of view of literary translation. In: Imaginations, 5.1.2014, S. 81–99.
- Körkkö, Helmi-Nelli (2014): Finnische Literatur und der Deutsche Buchmarkt. Perspektiven zum Marketing der Finnischen Literatur. In: Austausch und Anregung. Zu den Kulturbeziehungen zwischen Finnland und dem deutschsprachigen Raum in 20. Jahrhundert. Hrsg. v. Liisa Laukkanen u. Christoph Parry. München: Iudicium, S. 27–43.
- Lukkarinen, Maarit (2014): Suomi näkyy Frankfurtin kirjamessuilla laajemmin kuin yksikään muu teemamaa aiemmin. In: Yle im Internet. <http://yle.fi/aihe/artikkeli/2014/10/02/suomi-nakyy-frankfurtin-kirjamessuilla-laajemmin-kuin-yksikaan-muu-teemamaa> (2.10.2014).
- Lüsebrink, Hans-Jürgen (2008): Interkulturelle Kommunikation. Interaktion, Fremdwahrnehmung, Kulturtransfer. Stuttgart: Metzler.
- Lyytinen, Jaakko (2013): Tietokirjailijat kritisoivat Suomen Frankfurt-hanketta. In: Helsingin Sanomat im Internet, <http://www.hs.fi/kulttuuri/a1381455419133> (11.10.2013).

- Moilanen, Teemu / Rainisto, Seppo (2008): Suomen maabrändin rakentaminen, [http://www.imagian.com/kuvat/Raportti\\_SMKT\\_2008.pdf](http://www.imagian.com/kuvat/Raportti_SMKT_2008.pdf) (26.5.2016).
- Oksanen, Sofi (2014): Juna kulkee, Suomi jää. In: Suomen kuvalehti, Nr. 48, S. 14–15
- Parry, Christoph (2011): Deutsch-finnische Literaturbeziehungen gestern und heute. In: 1809 und die Folgen. Finnland zwischen Schweden, Russland und Deutschland. Hrsg. v. Jan Hecker-Stampehl, Bernd Henningsen, Anna-Maija Mertens u. Stephan Michael Schröder. Berlin: BWV, S. 287–300.
- Petäjä, Jukka (2014): Frankfurtin kirjamesut ovat Suomen kaikkien aikojen kallein kulttuurin vientihanke. In: Helsingin Sanomat im Internet, <http://www.hs.fi/kulttuuri/a1412566316051> (7.10.2014).
- Plachta, Bodo (2008): Literaturbetrieb. Paderborn: Wilhelm Fink.
- Rajamäki Tiina (2014): Suomalaiskustantajat lähtivät myhällen kotiin Frankfurtin kirjamesuilta. In: Helsingin Sanomat im Internet, <http://www.hs.fi/kulttuuri/a1413080539378> (13.10.2014).
- Saukkonen, Pasi / Sivonen, Outi (2015): Suomi Frankfurtin kirjamesujen teemamaana 2014: selvitys teemamaahankkeen hallinnosta, johtamisjärjestelmästä ja toimijayhteisöstä. Loppuraportti. Helsinki: Cupore.
- Schütte, Christoph (2014): Kunst aus Finnland. Nebel, Alkohol, grenzenlose Einsamkeit. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8.8.2014.
- Siikala, Kalervo (1976): Suomen kansainväliset kulttuurisuhteet. Helsinki: Yhteiskirjapaino Oy.
- Sorjanen, Axa (2014): Silkka fiktiota. In: Suomen kuvalehti, Nr. 50, S. 20–23
- Statista (2015): Herkunftssprachen der Übersetzungen für den deutschen Buchmarkt im Jahr 2014, <http://de.statista.com/statistik/daten/studie/194342/umfrage/buchmarkt-hoerbuch-umsatz-nach-warengruppen/> (20.9.2015).
- Statistics Finland (2011): Kulttuuritilasto. Helsinki: Tilastokeskuksen julkaisuja. [http://www.luovasuomi.fi/www.stat.fi/tup/julkaisut/tiedostot/isbn\\_978-952-244-320-5.pdf](http://www.luovasuomi.fi/www.stat.fi/tup/julkaisut/tiedostot/isbn_978-952-244-320-5.pdf) (26.5.2016).
- Statistics Finland (2013): Kulttuuritilasto. Helsinki: Tilastokeskuksen julkaisuja. [http://www.stat.fi/tup/julkaisut/tiedostot/julkaisuettelo/ylkt\\_klt\\_201300\\_2014\\_10376\\_net.pdf](http://www.stat.fi/tup/julkaisut/tiedostot/julkaisuettelo/ylkt_klt_201300_2014_10376_net.pdf) (26.5.2016).
- Tuomi-Nikula, Petri (Hrsg.) (2007): Onko kulttuurilla vientiä? ON! Esitys Suomen kulttuuriviennin kehittämissuunnitelmaa 2007–2011. Helsinki: Opetusministeriön julkaisuja, Nr. 9.
- WBCO (2014): Finnland. Cool. Media Coverage Final Report. Frankfurt: WBCO.
- Vogel, Sabine (2013): Cool von A bis Ö. In: Berliner Zeitung, <http://www.berliner-zeitung.de/unterm-strich/helsinki-cool-von-a-bis-oe,10809204,24822282.html> (30.10.2013).
- WeltN24 (2014): Finnland will auf Buchmesse für seine Autoren werben. In: Die Welt Online, [http://www.welt.de/newsticker/dpa\\_nt/infoline\\_nt/boulevard\\_nt/article132566154/Finnland-will-auf-Buchmesse-fuer-seine-Autoren-werben.html](http://www.welt.de/newsticker/dpa_nt/infoline_nt/boulevard_nt/article132566154/Finnland-will-auf-Buchmesse-fuer-seine-Autoren-werben.html) (24.9.2014).



---

## **Finnland.Cool – Kann man durch Literaturexport erfolgreich ‚Nation Branding‘ betreiben?**

Ewald Reuter (Tampere)

### **Abstract**

*Unter dem Slogan Finnland.Cool nahm Finnland im Oktober 2014 als Ehrengast an der Frankfurter Buchmesse teil. Im Rückgriff auf den Forschungsansatz des ‚Nation Branding‘ wird in diesem Beitrag eine erste Antwort auf die Frage gegeben, ob sich Literaturexport überhaupt für das Branding eines Landes eignet. Zunächst wird dargelegt, dass die wichtigsten Finnland.Cool-bezogenen Ziele der Professionalisierung des finnischen Literaturexports und der Steigerung der Verkaufszahlen von Büchern und Übersetzungsrechten erreicht wurden. Danach wird am Beispiel vergleichbarer Fallstudien zum finnischen ‚Nation Branding‘ dargelegt, dass durch die Buchmessepartizipation allerhöchstens das weitere Ziel der ‚Public Diplomacy‘ erreicht werden konnte. Im Ergebnis zeigt sich, dass ‚Nation Branding‘ ein sehr langwieriges und aufwändiges Unterfangen ist.*

*At the 2014 Frankfurt Book Fair, Finland used the slogan Finnland.Cool to present itself as Guest of Honour. Drawing on the Nation Branding research approach, this article tries to answer the question of whether the export of literature may help in branding a country. Firstly, it is argued that the most important goals related to Finnland.Cool –professionalization of the Finnish export of literature and the raising of sales figures of books and translation rights – were achieved. Secondly, a close examination of related case studies on Finnish Nation Branding reveals that Public Diplomacy might be the only other goal that may possibly have been achieved by the Finnish Guest of Honour presentation at the book fair. It is concluded that branding a nation is a very time-consuming, large-scale enterprise.*

### **Keywords**

*Finnland.Cool, ‚Nation Branding‘, Literaturexport, ‚Public Diplomacy‘  
Finnland.Cool, Nation Branding, export of literature, public diplomacy*

## 1 Einleitung

Unter dem Slogan *Finnland.Cool* nahm Finnland im Oktober 2014 als Ehrengast an der wichtigsten Buchmesse der Welt, der Frankfurter Buchmesse, teil. Die herausragende nationale Bedeutung dieses Projektes belegt bereits die Tatsache, dass das offizielle Finnland nie zuvor so massiv finanzielle, personelle und ideelle Ressourcen in den Literatur- und Kulturexport investiert hatte (vgl. Körkkö, 2014a, 2014b). Nach Ende der Buchmesse erschien am 22. Oktober 2014 in Finnlands führender Tageszeitung *Helsingin Sanomat* ein Leserbrief, der unter dem Titel *Nuoret naiskirjailijat rakentavat Suomen imagoa* (dt. *Junge finnische Schriftstellerinnen schaffen Finnlandimage*) mit den folgenden Sätzen den Messeerfolg resümierte:

Frankfurtin jälkeen Saksassa ymmärretään, että Suomessa kirjallisuus ja kulttuuri ovat helposti lähestyttäviiä ja yhteiskuntarakenteita läpäisevä. Suomi on lukemisen erityisosaaja. Se tuo mainetta, josta on hyötyä taloudelle.

[dt.: Nach Frankfurt versteht man in Deutschland, dass in Finnland Literatur und Kultur leicht erreichbar sind und alle Gesellschaftsschichten durchdringen. Finnland ist ein ausgewiesener Könnner im Lesen. Das bringt Ruhm, der der Wirtschaft von Nutzen ist.] (Helsingin Sanomat, 2014, Übersetzung hier und im Folgenden E. R.)

In diesem Beitrag wird nicht geklärt, inwiefern der Leserbrief im Einklang mit dem messebezogenen Literaturmarketing das Klischee vom „literarischen Fräuleinwunder“ bedient (vgl. Blumenkamp, 2011). Vielmehr wird im Rückgriff auf den Forschungsansatz des ‚Nation Branding‘ untersucht, ob und wie der durch den Einsatz solcher Werbestrategien angestrebte Erfolg erreicht wurde. Laut Leserbrief ist es z. B. als Messeerfolg zu werten, dass „man“ nun „in Deutschland [versteht], dass in Finnland Literatur und Kultur leicht erreichbar“ sind. Sogleich erhebt sich die Frage, auf wen oder was das Indefinitpronomen „man“ verweist: Wer sind die deutschen Personen, Organisationen oder Institutionen, die nach der Frankfurter Buchmesse 2014 über diese finnlandspezifischen Kenntnisse verfügen? Weitere Fragen drängen sich auf: Wer autorisiert die finnische Selbstbeschreibung, laut der „Finnland ein ausgewiesener Könnner im Lesen“ ist? Wer oder was verbirgt sich hinter dem metonymisch verwendeten Ausdruck „Finnland“? Und schließlich: Wie hängen finnischer „Ruhm“ und sein „Nutzen“ für die finnische „Wirtschaft“ zusammen? Im Vorgriff auf den Abschlussbericht des *Finnland.Cool*-Projektes werden diese Fragen, die auf Erkenntnisprobleme zielen, welche sich unter der Oberfläche des Brieffextes verbergen, in einem ersten Anlauf beantwortet.

Nach einer kurzen Vorstellung der ‚Nation Branding‘-Forschung (Kapitel 2) und des *Finnland.Cool*-Projektes (3) werden pars pro toto drei Studien diskutiert, die sich auf vergleichbare Weise ebenfalls mit ‚Nation Branding‘ und der Vermarktung von Nationen beschäftigen (4, 5, 6). In einer Zusammenschau der Ergebnisse dieser Studien und der vorläufigen Erfolgsmeldungen des *Finnland.Cool*-Projektes werden erste Antworten auf die Titelfrage gegeben (7).

## 2 Was ist ‚Nation Branding‘?

In Weiterentwicklung von älteren Konzepten der Stadtvermarktung (z. B. Lynch, 1960) ist es das Ziel von ‚Nation Branding‘, das Image eines Landes durch Markenbildung (‚branding‘) international sichtbar zu machen und dadurch das Handeln in- und ausländischer Akteure im Interesse der betreffenden Nation zu steuern (vgl. Kotler et al., 1997; Anholt, 2010). Weltweit bekannter Ausdruck dieser Bestrebungen ist der von Simon Anholt geschaffene *Nation Brands Index (NBI)*, eine Rankingliste, auf deren Spitzenplätzen sich seit Jahren Deutschland, die USA und Großbritannien abwechseln. Laut Forschungs- und Ratgeberliteratur dient ‚Nation Branding‘ dem Erreichen folgender Ziele (nach Moilanen / Rainisto, 2008: 7, 19):

- ausländische Direktinvestitionen (FDI) anlocken,
- qualifizierte ausländische Arbeitskräfte anlocken,
- eigene Exporte steigern,
- Tourismusindustrie fördern,
- Public diplomacy: Zusammengehörigkeitsgefühl unter Nationen stärken,
- nationale Identität und Selbstbewusstsein der eigenen Bürger stärken.

Da ausländische Akteure ein Land oft nicht durch eigene Anschauung (= Nahbild), sondern medienvermittelt (= Fernbild) wahrnehmen, ist es das Ziel des *Branding*, den Aufbau von inneren Landesbildern (*mental maps*) zu steuern und erwünschte *mental maps* in den Köpfen relevanter Akteure zu verankern: „Managing the place brand becomes an attempt to influence and treat those mental maps in a way that is deemed favourable to the present circumstances and future needs of the [nation; E. R.]“ (Kavaratzis / Ashworth, 2005: 507). Hierbei werden die folgenden drei Komponenten des *Brands* bzw. der Marke begrifflich unterschieden:



Abb. 1: Komponenten der Marke (nach Kavaratzis / Ashworth, 2005: 508)

Wie aus Abb. 1 hervorgeht, ist ‚Nation Branding‘ bestrebt, durch die strategische Transformation von Landesidentität in Landesimage die profilierte Attraktivität eines Landes zu kommunizieren und dadurch die erwähnten Marketingziele zu erreichen.

### 3 *Finnland.Cool* – Projektziele und Erfolgskontrolle

Geplant, durchgeführt und ausgewertet wurde der Gastlandauftritt von *Finnish Literature Export (FILI)*, einer Teilorganisation der Finnischen Literaturgesellschaft in Helsinki. Der Messeauftritt 2014 wurde flankiert von einem ganzjährigen Satellitenprogramm, d. h. von zahlreichen Kulturveranstaltungen mit lokalen Partnern, die vom Finnland Institut zu Berlin im gesamten deutschsprachigen Europa initiiert wurden (vgl. Finnland Institut, 2015). Laut *FILI*-Webauftritt (FILI, 2015) und mündlichen Aussagen<sup>1</sup> diente der Frankfurter Gastlandauftritt in erster Linie den folgenden Zielen:

1. Professionalisierung des finnischen Literaturexports: Finnische Literaten, Verleger und Übersetzer sollten vom weltweit wichtigsten Buch- und Übersetzungsmarkt Deutschland lernen und im Sinne strategischen Marketings z. B. mit professionellen Literaturagenten kooperieren; Buchmesse und deutscher Buchmarkt sollten als Sprungbrett für neue finnische Anstrengungen auf dem globalen englischsprachigen Buchmarkt dienen.
2. Steigerung der Verkaufszahlen: 2014 waren 130 übersetzte Titel lieferbar und konnten in Buchläden des deutschsprachigen Raumes ausliegen und dort sofort gekauft oder bestellt werden.
3. Steigerung der Sichtbarkeit Finnlands mit Imagekorrektur: Der Medienhype um Finnland sollte zur Präsentation eines urbanen nordischen Landes mit hoher Lese- und Erziehungskompetenz genutzt werden, wodurch indirekt das Klischee vom ‚Land der tausend Seen‘ korrigiert werden sollte. Diese Imagekorrektur sollte insbesondere durch die dargebotene finnische Literatur und Kultur erfolgen.

Aus Sicht des ‚Nation Branding‘ kann die Professionalisierung des finnischen Literaturexports als erfolgreich gelten, da der Gastlandauftritt logistisch glückte und rund 7.000 Medientreffer erzielt wurden. Im Messejahr 2014 war Finnland somit medial unübersehbar. Auch in ökonomischer Hinsicht wurde Erfolg verbucht. Das *FILI*-Gesamtbudget für die Jahre 2012–2015 betrug 4 Mio. Euro (2 Mio. Steuergelder, 1 Mio. Stiftungsgelder, 1 Mio. Sponsorengelder), die bislang allein schon in Form von Tantiemen zurückflossen (2013: 1.1 Mio. Euro; 2014: 1.97 Mio. Euro; bis April 2015: 2.2 Mio. Euro). Eine finnische Umfrage unter Verlegern auf der Leipziger Buchmesse 2015 (DAAD,

<sup>1</sup> Im Rahmen des Finnischen DAAD-Alumnitreffens bilanzierten die beiden Mitarbeiterinnen Tiia Strandén und Sofie Backman am 8. Mai 2015 die Ziele und Erfolge des *Finnland.Cool*-Projektes (DAAD, 2015).

2015) ergab, dass im Jahr 2014 zwischen 10.000 und 20.000 Exemplare der übersetzten Buchtitel im deutschsprachigen Europa verkauft wurden. Im Ergebnis kann der außerliterarische Erfolg der Buchmesseeteilnahme zumindest vorläufig als gesichert gelten.

Völlig offen ist jedoch die Frage, wie es um das geplante ‚Nation Branding‘ bestellt ist, das der eingangs erwähnte Leserbrief bereits als gelungen feiert. Haben Lesungen und Buchverkauf tatsächlich jene Imagekorrektur bewirken können, die sich das *Finland.Cool*-Projekt insgeheim erhoffte? Da hierzu (noch) keine konkreten Angaben des Projektes vorliegen, werden nachfolgend im Anschluss an den Forschungsansatz des ‚Nation Branding‘ pars pro toto drei relevante Fallstudien gesichtet, die direkt oder indirekt erste Antworten auf die Frage erlauben, ob man durch Literaturexport überhaupt ‚Nation Branding‘ betreiben kann.

#### 4 Studie 1: *UrbanNature* – Imagekorrekturen im finnisch-deutschen Tourismus

Eine erste aufschlussreiche Fallstudie liefert eine Tamperenser Masterarbeit (Laitinen, 2013), die in Kooperation mit der städtischen Marketinggesellschaft angefertigt wurde. Die Studie belegt erstens, dass ‚Citymarketing‘ und ‚Nation Branding‘ heute insofern Hand in Hand gehen, als dass eine Stadt immer Finnland und Finnland immer seine Städte mitvermarktet. Zweitens weist die Studie nach, dass auch im Tourismusbereich nachdrücklich eine Imagekorrektur lanciert wird. Die neu profilierte Stadtidentität wurde mit dem Slogan *UrbanNature* auf eine griffige Formel gebracht, die signalisiert, dass der traditionelle Natururlaub und der von der Stadt Tampere beworbene Stadturlaub nicht (mehr) als Gegensatz gesehen werden sollen. Zwecks Vermarktung der neuen Stadtidentität wurden Journalisten als wirkmächtige Multiplikatoren nach Tampere eingeladen. Die als Erfolgskontrolle durchgeführte Inhaltsanalyse jener Reiseberichte, die in der deutschen Presse erschienen, belegt die Doppelstrategie von ‚Citymarketing‘ und ‚Nation Branding‘.

Nationale Kriterien	Erscheinungsformen im Reisebericht
COOL	<i>im internationalen Trend liegend, moderne Stadt, Fröhlichkeit, Offenheit, Familienfreundlichkeit</i>
CREDIBLE	<i>gute Infrastruktur, gute Verkehrsverbindungen (Direktflüge nach Mittel- und Südeuropa), viele gut ausgebauten Dienstleistungen</i>
CONTRASTING	<i>Stadt, Kultur – Landschaft, Natur Moderne – Tradition Sommer, Wärme, Helligkeit – Winter, Kälte, Dunkelheit</i>
CREATIVE	<i>von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft; Tampere bietet Kultur und Tourismus, ohne alten Stadtcharakter zu verspielen</i>

Table 1: Doppelstrategie von nationalem und regionalem All Bright!-Branding (nach Laitinen, 2013: 63)

In Tab. 1 sind in der linken Spalte die national maßgeblichen Kriterien verzeichnet und in der rechten Spalte die relevanten Treffer in den Reiseberichten. Ergebnis des Abgleichs von in Tampere kommunizierter Stadt*identität* und den in den Reiseberichten vorkommenden Stadt*images* ist, dass die Stadt die Imagekorrektur deshalb als teilweise gelungen bewertet, weil Elemente der *Urban*-Identität (in Tab. 1 in der rechten Spalte kursiviert) mehrfach in den Reiseberichten erwähnt wurden. Erkenntnisse darüber, ob auch die Leserschaft diese Imagekorrektur wahrnimmt und deshalb vermehrt Urlaub in Finnland verbringt, liegen bislang jedoch nicht vor.

## 5 Studie 2: Nationale Reputation durch Modernisierungsvorsprung

In einer weiteren Studie (Kleiner, 2014) wurde im Rückgriff auf in internationalen Datenbanken aggregiertes Wissen die These vom kulturalistischen Ähnlichkeitsmechanismus überprüft, welcher besagt, dass mit wachsender kultureller Ähnlichkeit zwischen Nationen in attraktiver Form das gegenseitige Vertrauen steigt und umgekehrt. „In attraktiver Form“ bedeutet, dass eine Gesellschaft über einen solchen kulturellen Modernisierungsvorsprung verfügt, den andere, werteähnliche Gesellschaften, aufholen möchten. Bezogen auf Europa soll dies heißen, dass Vertrauen in andere Staaten und ihre Angehörigen vornehmlich durch gemeinsam geteilte postmoderne kulturelle Werte generiert wird. Diese These vom kulturellen Innovationsvorsprung wurde in die folgenden Teilthesen zerlegt und diese jeweils einer statistikbasierten Analyse unterzogen (vgl. Kleiner, 2014: 148 f., 166–167):

1. Autoritätshörigkeit vs. Selbstbestimmung,
2. Autokratie vs. diffuse Demokratieunterstützung: Demokratie an sich wird unterstützt,
3. Laizismus: klare Trennung von überweltlichen und weltlichen Autoritäten und Unterstützung weltlicher Autoritäten,
4. politische und soziale Gleichheit von Frau und Mann in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens,
5. Ablehnung materialistischer Motive für eine funktionierende Ehe, stattdessen Orientierung am Romantikmotiv.

Ergebnis des quantitativen Kulturvergleichs ist, dass sowohl auf Mikro- als auch auf Makroebene „wirtschaftliche Stärke“ eher Vertrauen generiert als etwa Vorstellungen von Geschlechtergleichheit, obwohl die Verwirklichung solcher Werte einer Nation durchaus zu erheblichem Reputationsgewinn verhelfen kann (vgl. Kleiner, 2014: 242). Mit anderen Worten bedeutet dies, dass in Wettbewerbsgesellschaften harte Werte wie wirtschaftlicher und beruflicher Erfolg mehr zählen als weiche Werte wie ästhetische Bildung oder demokratischer Familiensinn.

## 6 Studie 3: Ausländische ICT-Experten und Biowissenschaftler in Finnland

Im Sinne der eingangs erwähnten Ziele des ‚Nation Branding‘ erkundigte sich eine finnische Fallstudie im Zeitraum 2003–2008 nach jenen Faktoren, die ausländische ICT- und Biowissenschafts-Experten nach Finnland lockten (vgl. Raunio / Forsander, 2009). Zu diesem Zweck wurde in einer ersten Phase in den fünf größten finnischen Städten eine Internetumfrage unter 556 Experten durchgeführt. In einer zweiten Phase wurden aus dieser Gesamtpopulation 113 Experten samt Lebensgefährten in Tiefeninterviews mündlich befragt.

PULL FACTORS →	RETAINING FACTORS	PUSH FACTORS →
„Star Scientists“	Relaxed and not very competitive work culture and pace of life in general	Limited career opportunities
Valued companies or organizations		Wage levels and taxes
Collaborative partners	Work culture that values flexibility, independence and lack of hierarchy	Immigration bureaucracy
Interesting work responsibilities		Poor employment prospects for spouse
Career opportunities	Well-oiled infrastructure in the living environment and within organizations	Withdrawn, uncommunicative culture
„Looks good on my CV“		Poor cultural competence in working life and presence of “good old boy” networks
Social relationships	Stable and safe “small-town” living environments	
← PREVENTING FACTORS		
Country is generally unknown	Family life is valued at work and in society	Limited social relationships
High taxes combined with relatively low wages		
Long waiting periods for permits	For people from the former Soviet areas: cultural and geographical proximity	Disappointment with the quality of public services

Table 2: Finnlands Attraktionselemente (Raunio / Forsander, 2009: 189)

Die Ergebnisse der Studie sind in Tab. 2 zusammengefasst. Ein aus finnischer Sicht äußerst interessantes Ergebnis ist, dass trotz der immer wieder beklagten internationalen Unbekanntheit Finnlands („country is generally unknown“) internationale Experten ihren Lebensmittelpunkt zumindest vorübergehend nach Finnland verlegen. Wer

bleibt, schätzt ein sicheres und familienfreundliches Kleinstadtleben („small-town living environment“) und ist bereit, dafür auf gesteigerte Urbanität, ein hohes Einkommen und eine Karriere, die diesen Namen verdient, zu verzichten.

Aus Sicht des ‚Nation Branding‘ behindern insbesondere die ‚push factors‘ das Bestreben, qualifizierte ausländische Arbeitskräfte in Finnland zu halten. In dieser Hinsicht ist zweierlei absehbar: Einerseits ist es äußerst schwierig, die zentralen ‚push factors‘ („limited career opportunities“, „wage levels and taxes“, „poor employment prospects for spouse“) zu beseitigen, weil dies den kompletten Umbau des finnischen Wohlfahrtsstaates erforderte. Auf diesem Wege kann man ausländischen Experten also kaum entgegenkommen. Andererseits bedarf es enormer Überzeugungsarbeit, um „star scientists“ oder vergleichbare Spitzenkräfte trotz der ‚push factors‘ nach Finnland zu locken. Wie die Erfahrung lehrt, ist dies ohne gesonderte Gratifikationen so gut wie unmöglich. Folglich bietet die Fallstudie im vorliegenden Kontext ein gerüttelt Maß an Realitätssinn bzw. an Selbstbescheidung: ‚Nation Branding‘ und Imagekampagnen mag man betreiben, jedoch sollte man keine überzogenen Erwartungen daran knüpfen.

## 7 Kann man durch Literaturexport erfolgreich ‚Nation Branding‘ betreiben?

In Übereinstimmung mit den Ergebnissen einer aktuellen Studie zum *Tampere.Cool*-Stadtmarketing, die ebenfalls im Rahmen des *Finnland.Cool*-Projektes durchgeführt wurde (vgl. Liuttu et al., 2015), ist festzuhalten, dass man auf die Titelfrage keine einfache Antwort geben kann, weil ‚Nation Branding‘ eine sehr komplexe und äußerst langwierige Aufgabe ist. Dennoch ist in Anbetracht der drei diskutierten Fallstudien und im Vorgriff auf den Abschlussbericht des *Finnland.Cool*-Projektes sowie auf die Ergebnisse anderer Begleitforschungen bereits jetzt festzustellen, dass das Projekt wichtige Ziele erreicht hat, die vom Forschungsansatz des ‚Nation Branding‘ oft schlichtweg vorausgesetzt werden. Aus *Finnland.Cool*-Sicht können wenigstens die folgenden Ziele als erreicht gelten:

- Die Frankfurter Buchmesse wurde als internationale Plattform mit globaler Strahlkraft optimal zur nationalen Selbstdarstellung genutzt, der logistisch geglückte Gastlandauftritt verbürgt Professionalisierungserfolg,
- das innovative Satellitenprogramm erzielte nachhaltiges Medienecho,
- das Satellitenprogramm wurde durch Kooperation mit lokalen Partnern fast kostendeckend durchgeführt,
- ökonomischer Erfolg wurde durch den Verkauf von Büchern und Übersetzungsrechten erzielt.

Aus Sicht des ‚Nation Branding‘ wurde in erster Linie das Ziel der ‚Public Diplomacy‘ erreicht, was konkret bedeutet, dass sich Besucher der Frankfurter Messe und/

oder der zahlreichen Literatur- und Kulturveranstaltungen im deutschsprachigen Europa durch eigene Begegnungen mit finnischen Literaten und Künstlern ein Nahbild sowie durch Medienberichte oder die Lektüre übersetzter finnischer Literatur ein Fernbild von finnischen Menschen und von finnischer Kultur verschaffen konnten. Allerdings ist fraglich, ob durch belletristische Lektüre allein überhaupt solche Landesbilder generiert werden können, die sich irgendwann inbarer Münze auszahlen. Im Einzelfall mag das zwar gelingen, aber wie sieht es bei der Masse der Leser aus? Wie viel finnische Literatur müsste man lesen, um sich dadurch ein aktuelles Bild von der finnischen Gesellschaft machen zu können? Wäre man nicht besser beraten, zu diesem Zweck entsprechende Sachbücher zur Hand zu nehmen oder einfach gleich zu googeln? Beruht die Absicht des *Finnland.Cool*-Projektes, die finnische Literatur für sich selbst sprechen zu lassen und so bei Lesern eine Korrektur von Finnlandbildern zu bewirken, vielleicht doch nur auf dem Wunschdenken von Literaten und ihren Sachwaltern? Obwohl die Beantwortung dieser Fragen eigenen Forschungen vorbehalten bleiben muss, steht aus Sicht des ‚*Nation Branding*‘ fest, dass Literatur heutzutage allein keine massenhaften Imagekorrekturen zu bewirken vermag, denn „countries are judged by what they do, not by what they say“ (Anholt, 2010: 61). Als Beleg hierfür wird immer wieder angeführt, dass Deutschland und Japan fast 70 Jahre benötigten, um das Image der Kriegsverbrecher abzustreifen und sich sukzessive das Image moderner Demokratien zu erarbeiten. Doch auch unter weitaus günstigeren Umständen ist im Falle Finnlands der Weg zum „Ruhm“ und von dort zum „wirtschaftlichen Nutzen“ wohl weitaus steiniger, als es das vorschnelle Fazit des zitierten Leserbriefs glauben macht.

## Literaturverzeichnis

- Anholt, Simon (2010): *Identity, Image and Reputation*. New York: Palgrave Macmillan.
- Blumenkamp, Katrin (2011): *Das „literarische Fräuleinwunder“*. Die Funktionsweise eines Etiketts im literarischen Feld der Jahrtausendwende. Münster: LIT Verlag.
- DAAD (2015): *Finnisches DAAD-Alumnitreffen*, 7. bis 8. Mai 2015. Programm abrufbar unter: <http://www.uta.fi/ltl/daad/programm.html> (10.9.2015).
- FILI (2015): *Link: Finnland.Cool.; Link: Finnland.Cool.Strategie*. Abrufbar unter: <http://www.finlit.fi/fili/> (10.9.2015).
- Helsingin Sanomat (2014): *Nuoret naiskirjailijat rakentavat Suomen imagoa*. In: *Helsingin Sanomat*, 22.10.2014, <http://www.hs.fi/mielipide/a1413863284111> (10.9.2015).
- Kleiner, Tuuli-Marja (2014): *Vertrauen in Nationen durch kulturelle Nähe? Analyse eines sozialen Mechanismus*. Wiesbaden: Springer.
- Kavaratzis, Mihalis / Ashworth, G. J. (2005): *City Branding: An Effective Assertion or a Transitory Marketing Trick?* In: *Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie*, Jg. 96, H. 5, S. 506–514.
- Körkkö, Helmi-Nelli (2014a): *Finnische Literatur und der deutsche Buchmarkt. Perspektiven zum Marketing der finnischen Literatur*. In: *Austausch und Anregung*.

Zu den Kulturbeziehungen zwischen Finnland und dem deutschsprachigen Raum im 20. Jahrhundert. Hrsg. v. Liisa Laukkanen u. Christoph Parry. München: Iudicium, S. 27–43.

- Körkkö, Helmi-Nelli (2014b): Die Frankfurter Buchmesse als Forum für finnische Literatur und Kultur – Eine Vorschau auf Finnlands Ehrengastprojekt. In: Finnische Germanistentagung 2012. Einblicke und Aussichten. Hrsg. v. Irma Hyvärinen, Ulrike Richter-Vapaatalo u. Jouni Rostila. Frankfurt a. M. u. a.: Lang, S. 309–321.
- Kotler, Philip / Jatusripitak, Somkid / Maesincee, Suvit (1997): *The Marketing of Nations. A Strategic Approach to Building National Wealth*. New York u. a.: The Free Press.
- Laitinen, Marika (2013): *Images der Region Tampere in der finnisch-deutschen Touris-muskommunikation. Eine Textanalyse ausgewählter Reiseberichte in der deutschen Presse*. Universität Tampere: Masterarbeit im Fach Deutsche Sprache und Kultur. Abrufbar unter: <http://urn.fi/URN:NBN:fi:uta-201312101711> (10.9.2015).
- Liuttu, Natallia / Pesonen, Tia / Reuter, Ewald / Salo, Tiina (2015): Tampere.Cool – Kann man durch Literaturexport erfolgreich Stadtmarketing betreiben? Ergebnisse einer Fallstudie. In: *Rajojen dynamiikka, Gränsernas dynamik, Borders under Negotiation, Grenzen und ihre Dynamik*. VAKKI-symposiumi 12.–13.2.2015. Hrsg. v. Daniel Rellstab u. Nestori Siponkoski. Vaasa: Universität Vaasa (= VAKKI Publications 4), S. 56–66, [http://www.vakki.net/publications/2015/VAKKI2015\\_Liuttu\\_et\\_al.pdf](http://www.vakki.net/publications/2015/VAKKI2015_Liuttu_et_al.pdf) (24.12.2015).
- Lynch, Kevin (1960): *The Image of the City*. Cambridge / Mass.: MIT Press.
- Moilanen, Teemu / Rainisto, Seppo (2008): *Suomen maabrändin rakentaminen [Der Aufbau von Finnlands Landesbrand]*. Helsinki: Finland Promotion Board.
- Raunio, Mika / Forsander, Annika (2009): *The Welfare State in Competition for Global Talent. From National Protectionism to Regional Connectivity – the Case of Finland*. Frankfurt a. M. u. a.: Lang.

## Kurzbiographien der Autorinnen und Autoren

**Ahlrep, Christian**, MA, studierte Gymnasial-Lehramt Deutsch, Geschichte und Deutsch als Fremdsprache an der Ernst-Moritz-Arndt Universität Greifswald. Während des Studiums einjähriger Studienaufenthalt an der University of Illinois in Urbana-Champaign, USA mit zusätzlichem Masterabschluss in German Studies. Stipendiat des Evangelischen Studienwerkes Villigst e. V. 2012 DAAD-Sprachassistent an der Wirtschaftsuniversität Bratislava, Slowakei, seit 2013 dort DAAD-Lektor.

christianahlrep@gmail.com

**Ankenbrand, Katrin**, Dr., seit Oktober 2011 DAAD-Lektorin am Institut für Germanische Philologie der Universität Wrocław. Promotion an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg in der Linguistik mit dem Thema „Höflichkeit im Wandel“.

ankenbrandk@yahoo.de

**Barniškienė, Sigita**, Prof. Dr., Professorin an der Vytautas-Magnus-Universität in Kaunas, Litauen. 2009 Habilitationsverfahren zum Thema *Litauen in der ostpreußischen Literatur*. Forschungsschwerpunkte: deutsch-litauische Literatur- und Kulturbeziehungen, Textlinguistik.

s.barniskiene@hmf.vdu.lt

**Baumann, Tania**, Dr., wissenschaftliche Mitarbeiterin der Abteilung germanistische Linguistik, DaF und Übersetzungswissenschaft am Dipartimento di Scienze umanistiche e sociali der Universität Sassari / Italien. Forschungsinteressen: Textlinguistik, Übersetzungswissenschaft.

baumann@uniss.it

**Bender, Reet**, Dr., Studium der Germanistik und Geschichte in Tartu und Erlangen, Promotion 2009 über das Deutschbaltische Wörterbuch von Oskar Masing, seit 2005 Lektorin an der Tartuer Germanistik. Seit 2010 Leiterin des internationalen Forschungsprojektes *Deutschbaltisch-deutsch-lettisch-estnisches Wörterbuch* an der Universität Tartu. Forschungsthemen: Deutsch im Baltikum, deutsche Kulturgeschichte im Baltikum, Universitätsgeschichte, estnische Übersetzungsgeschichte.

reet.bender@ut.ee

**Böker, Elisabeth**, wissenschaftliche Mitarbeiterin am DFG-Graduiertenkolleg *Literatur und Literaturvermittlung im Zeitalter der Digitalisierung* an der Georg-August-Universität Göttingen.

elisabeth.boeker@phil.uni-goettingen.de

**Di Bella, Arianna**, Dr., studierte 1996–2001 Germanistik an der Universität Palermo, wo sie 2006 mit einer Arbeit über Christoph Martin Wieland promovierte. Seit November 2013 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Palermo. Schwerpunkte ihrer Forschung: Franz Kafka, Christoph Martin Wieland, Migrantenliteratur.

arianna.dibella@unipa.it

**Dubova, Agnese**, Dr., Dozentin des Lehrstuhls für Germanistik der Fakultät für Übersetzen und Dolmetschen an der Hochschule Ventspils. Hauptforschungsschwerpunkte: kontrastive Lexikologie im Sprachpaar Deutsch-Lettisch, Sprachkontakte und Kontrastivität in der Wissenschaftssprache.

agnesed@venta.lv

**Edeling, Thomas**, Dr., studierte zunächst Romanistik und Wirtschaftswissenschaften in Bayreuth, danach *Interkulturelle Deutsch-Französische Studien* an den Universitäten Aix-Marseille I und Tübingen. Anschließend Arbeit an der Justus-Liebig-Universität Gießen an einer kulturwissenschaftlichen Dissertation über das Frühwerk von Julien Green. Mitglied des *International Graduate Centre for the Study of Culture* und Stipendiat des Cusanuswerks. Seit September 2013 DAAD-Lektor für Wirtschaftsdeutsch an der Matej-Bel-Universität Banská Bystrica (Slowakei).

thomas.edeling@umb.sk

**Elsner, Sylvi**, Dr., Universität Uppsala, war Doktorandin am Institut für Deutsche Sprache und Literatur an der Universität Vaasa. Forschungsschwerpunkte: Lexikologie, Semantik und Migration.

selsner@uwasa.fi

**Frick, Andine**, MA, staatlich geprüfte Logopädin. B.A. der Sprechwissenschaft an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. M.A. in DaF an der Universität Leipzig. 2014–15 DAAD-Sprachassistentin in Bergen / Norwegen. Seit 2015 DAAD-Lektorin an der Universität Tallinn.

andine.frick@mail.de

**Füllmann, Rolf**, Dr., Privatdozent für Neuere deutsche Literatur am Institut für deutsche Sprache und Literatur I der Universität zu Köln. Forschungsschwerpunkte: Motiv- und Diskursgeschichte, Gender-Theorien, deutsche Kulturgeschichte von 1789 bis in die 1950er Jahre, literarischer Historismus als Auseinandersetzung mit der Gegenwart, Geschichte der deutschen Novelle im Kontext der Weltliteratur, deutschsprachige Literatur des Baltikums.

rolffuellmann@t-online.de

**Grasz, Sabine**, Mag.; Studium der Germanistik, Skandinavistik, Deutsch als Fremdsprache an den Universitäten Wien und Leipzig. Universitätslehrerin am Fachbereich Deutsche Philologie und Lehrbeauftragte am Sprachenzentrum an der Universität Oulu, Finnland. Unterrichtsschwerpunkte: Sprachpraktische Übungen, DaF-Didaktik, Übersetzen Finnisch-Deutsch, Sprache und Kultur der deutschsprachigen Länder. Dissertationsprojekt zum Einsatz mehrsprachiger Ressourcen beim Deutschlernen im Tandem.

sabine.grasz@oulu.fi

**Grub, Frank Thomas**, Dr., Studium der Germanistik, Romanistik und des Deutschen als Fremdsprache an der Universität des Saarlandes. 2003 Promotion über ‚Wende‘ und ‚Einheit‘ im Spiegel der deutschsprachigen Literatur ebd., 2012 Dozent für Deutsch an der Universität Göteborg. Universitätslektor an der Universität Uppsala.

thomas.grub@moderna.uu.se

**Hayer, Björn**, Dr., Dozent für Literaturwissenschaft und -didaktik am Institut für Germanistik der Universität Koblenz-Landau. Kulturjournalist für verschiedene Zeitungen und Magazine wie NZZ, taz, Literaturen und Neues Deutschland.

hayer@uni-landau.de

**Heermann, Anna M.**, seit 2012 Stipendiatin an der Universität Bergen (Norwegen), wo sie lehrt und forscht. Ihr Promotionsprojekt zu Heimat im Prosawerk Herta Müllers, auf welchem ihr Beitrag zu diesem Band gründet, reflektiert einen Teil ihrer Forschungsinteressen, zu denen unter anderem kulturelle Ideologien wie Heimat, Gegenwarts- und interkulturelle Literatur gehören.

Anna.Heermann@if.uib.no

**Henjum, Kjetil Berg**, Dr., studierte Slawistik, Medienwissenschaft und Germanistik und ist seit 2005 Associate Professor an der Universität Bergen. Forschungsschwerpunkte: Übersetzungswissenschaft, kontrastive Linguistik und Wortbildung.

kjetil.henjum@uib.no

**Herrmann, Elisabeth**, Dr. habil., Professorin für neuere deutsche Literatur- und Kulturwissenschaft an der Universität Stockholm. Ein Forschungsschwerpunkt liegt in der deutschen Gegenwartsliteratur seit 1989, zudem untersucht sie epochenübergreifend kulturelle Austauschprozesse, transnationale Literatur und Konzeptualisierungen von Weltliteratur, Prozesse kollektiver Identitätskonstruktionen sowie kulturelle Erinnerungen. Zu diesen sowie weiteren Themen hat sie Monographien und Sammelbände sowie eine Vielzahl von Artikeln publiziert.

elisabeth.herrmann@tyska.su.se

**Hess, Ineke**, Dr. des., 1998–2006 Studium der Germanistik und Evangelischen Theologie an der CAU zu Kiel und der Ruhr-Universität Bochum, 2006–2013 Promotion zur ‚Klage‘ Hartmanns von Aue, unter anderem 2009–2012 Mitarbeiterin von Manfred Eikelmann; seit 2013 DAAD-Lektorin in Dänemark.

ineke.hess@dac.au.dk

**Johanning-Radžienė, Antje**, Dr., Studium der Germanistik, Kunstgeschichte und Psychologie; 2002 Promotion mit einer Arbeit über Elfriede Jelinek. 2006–2012 DAAD-Lektorin an der Vytautas Magnus Universität in Kaunas (Litauen), seit 2013 DAAD-Lektorin an der Universität Daugavpils (Lettland). Forschungsschwerpunkte: Literatur des 18.–20. Jahrhunderts, interkulturelle Kultur- und Literaturwissenschaft, Regionalliteratur, Gerhart Hauptmann.

du@daad.lv

**Jung, Merle**, Ph.D., promovierte 2006 im Bereich der Didaktik des Deutschen als Fremdsprache. Seit 2009 tätig als Dozentin für Deutschdidaktik an der Universität Tallinn. Derzeitige Forschungsinteressen: frühes Fremdsprachenlernen, bilingualer Sachfachunterricht.

jung@tlu.ee

**Klocke, Sonja E.**, Prof. Dr., Assistant Professor of German, University of Wisconsin (Madison, USA). Zuletzt Publikationen zu Gegenwartsliteratur und DDR-Literatur, unter Anderem *Inscription and Rebellion: Illness and the Symptomatic Body in East German Literature* (Camden House, 2015).

sklocke@wisc.edu

**Körkkö, Helmi-Nelli**, MA, Doktorandin an der Universität Vaasa am Institut für Deutsche Sprache und Literatur. Forschungsschwerpunkte: Literaturexport, Kulturtransfer

und das literarische Feld. In ihre Dissertation untersucht sie die Bedeutung und Position der Frankfurter Buchmesse und des Ehrengasts auf dem internationalen literarischen Feld.

hkorkko@uva.fi

**Kursiņa, Anta**, xxx, DAAD- / Universitätslektorin an der Universität Helsinki, Finnland. Studium an der Universität Lettlands und der Universität Kassel, Promotionsstudium an der Technischen Universität Darmstadt. Schwerpunkte in Forschung und Lehre: Deutsch als Fremd- bzw. Tertiärsprache, Mehrsprachigkeitsforschung und -didaktik, Leseverstehen, interlingualer Transfer, Sprachlernmotivation, wissenschaftliche Arbeitstechniken, kreatives Schreiben.

anta.kursisa@helsinki.fi

**Lenk, Hartmut E. H.**, Dr., 1980 Fachlehrer für Deutsch / Englisch (Humboldt-Universität zu Berlin), 1987 Promotion in germanistischer Linguistik an der HU Berlin, 1988–2004 Universitätslektor, seit 2004 Dozent, seit 2014 amtierender Professor für Germanistik an der Universität Helsinki. Publikationsverzeichnis unter [www.helsinki.fi/~lenk/Publikationen.htm](http://www.helsinki.fi/~lenk/Publikationen.htm).

Hartmut.Lenk@helsinki.fi

**Leyh, Valérie**, Dr., Studium der Germanistik und Italianistik in Lüttich und Florenz. Forschungsspendsdiätin des Nationalfonds für wissenschaftliche Forschung (F.R.S.-FNRS) an der Université de Liège (Belgien). Forschungsschwerpunkte: Literatur des Realismus und der Moderne, Poetik der Gerüchte, Literatur der Aufklärungsperiode (Elisa von der Recke, Sophie Becker).

valerie.leyh@ulg.ac.be

**Marten, Heiko F.**, Dr., M.A. in Anglistik, Geschichte und Skandinavistik, Promotion in anglistischer Sprachwissenschaft (FU Berlin). 2007–2009 Dozent an der Hochschule Rēzekne (Lettland), 2009–2015 DAAD-Lektor für germanistische Sprachwissenschaft an der Universität Tallinn, 2015–2016 Mitarbeiter am Zentrum Sprache, Variation, Migration (Universität Potsdam), ab Sept. 2016 DAAD-Lektor für Sprachwissenschaft an der Universität Lettlands sowie Leiter des DAAD-Informationszentrums in Riga. Forschungsschwerpunkte: Sprachpolitik, Mehrsprachigkeit, Linguistic Landscapes, Minderheitensprachen.

heiko.marten@fu-berlin.de

**Maurach, Martin**, Priv.-Doz. Dr., DAAD-Lektor an der Schlesischen Universität in Opava und Privatdozent für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Kassel. Promotion 1995; Habilitation 2010 in Kassel unter anderem mit Arbeiten zur Rezeption Heinrich von Kleists.

[martin.maurach@fpf.slu.cz](mailto:martin.maurach@fpf.slu.cz)

**Mitrache, Liliana**, Dozentin im Fach Deutsch an der Universität Uppsala seit 2007 und Übersetzerin. Forschungsschwerpunkte: Semantik und Stilistik, Phraseologie, die Rolle der Metaphern im literarischen Text und in Übersetzungen, wie auch Forschung über Sprachstörungen bei Demenz. Zahlreiche Publikationen zu den genannten Forschungsgebieten.

[liliana.mitrache@moderna.uu.se](mailto:liliana.mitrache@moderna.uu.se)

**Neidlinger, Dieter**, Lehrbeauftragter an der Universität Tartu, Abteilung für Germanistik. Autor für Bildungsmedien (vor allem Deutsch als Fremdsprache). Forschungsschwerpunkte: Literarische Interkulturalität, Literatur- und Kulturdidaktik DaF.

[klaus.neidlinger@ut.ee](mailto:klaus.neidlinger@ut.ee)

**Orehovs, Ivars**, Assoziierter Professor, Dr. (deutschsprachige und skandinavische Literaturwissenschaft) der Fakultät für Geisteswissenschaften der Universität Lettlands (LU) in Riga. Forschungsschwerpunkte: Vergleichende Literaturwissenschaft, Literatur- und kulturhistorische Kontakte – Baltikum, Skandinavien und deutschsprachiger Raum.

[ivars.orehovs@lu.lv](mailto:ivars.orehovs@lu.lv)

**Pasewalck, Silke**, Dr., DAAD-Langzeitdozentin und assoziierte Professorin für deutsche Literatur an der Universität Tartu, Abteilung für Germanistik. Forschungsschwerpunkte: Literarische Interkulturalität, Literarische Erinnerungskonzepte, Nationsbildung und Literatur, Literatur- und Kulturdidaktik DaF.

[silkep@ut.ee](mailto:silkep@ut.ee)

**Picard, Lionel**, Dr., Lehrbeauftragter an der Université Paris 3 Sorbonne nouvelle und Université de Bourgogne Franche-Comté (Dijon). Derzeitige Forschungsthemen: Flucht und Vertreibung, Medien, Migrationen, Rechtsextremismus und Diskursanalyse.

[lionel.picard@u-bourgogne.fr](mailto:lionel.picard@u-bourgogne.fr)

**Pihkala-Posti, Laura**, M.A., Studium der Germanistik, Nordistik, Pädagogik und Interaktiven Medien an der Universität Tampere; Doktorandin, Universitätsdozentin (Didaktikerin), Projektforscherin / wissenschaftliche Mitarbeiterin, DaF-Lehrerin, Mitautorin der Deutschlehrbuchserie *Kurz und gut*, Otava (1999–2008), Lehrerausbilderin und -fortbilderin, Fachberaterin für E-Learning. Designerin für multimodale virtuelle Sprachlernumgebungen. Forschungsschwerpunkte: DaF-Unterricht, E-Learning, mündliche Kommunikation im Internet, interkulturelle Kommunikation, Fremdsprachendidaktik, Modalitäten und Lernen, Tempora kontrastiv. Publikationen: <http://laurappaktuelles.wordpress.com>.

Laura.Pihkala-Posti@uta.fi

**Piszczatowski, Paweł**, Dr. habil., ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Germanistischen Institut der Universität Warschau. Er promovierte 2003 über Lessings theologisch-kritische Schriften. 2015 habilitierte er sich zum Problem der apophatischen Sprache in der Dichtung Paul Celans. Seine Forschungsinteressen umfassen die deutschsprachige Lyrik nach 1945, Grenzgebiete zwischen Literatur, Theologie und Philosophie sowie die Rezeption der Literatur des Mittelalters, insbesondere der mystischen Apophatik, in der Zeit nach der Aufklärung.

p.piszczatowski@uw.edu.pl

**Proveja, Egita**, Dr., seit 2009 Dozentin an der Hochschule Ventspils, Fakultät für Übersetzen und Dolmetschen. Forschungsschwerpunkte: kontrastive Textologie, Übersetzungswissenschaft, deutsch-lettische Sprach- und Kulturbeziehungen.

egitap@venta.lv

**Račienė, Ernesta**, Professorin und Leiterin des Lehrstuhls für Fremdsprachen der Technischen Gediminas Universität Vilnius. Wissenschaftliche Forschungsschwerpunkte: Sprachvergleich, Wortbildung, Soziolinguistik.

ernesta.raciene@vgtu.lt

**Raitaniemi, Mia**, Dr., Universitätslektorin an der Universität Turku (Finnland) am Seminar für Deutsche Sprache. Ihre Dissertation zur Alltagskommunikation aus dem Jahr 2014 trägt den Titel *Die Beendigung von finnischen und deutschen Telefonaten. Eine interaktionslinguistische, kontrastierende Untersuchung*.

miarai@utu.fi

**Reuter, Ewald**, Dr., Professor für Deutsche Sprache und Kultur am Fachbereich Sprach-, Translations- und Literaturwissenschaften der Universität Tampere. Forschungsschwerpunkte: interkulturelle Wirtschafts- und Wissenschaftskommunikation, Deutsch als Fremdsprache.

ewald.reuter@uta.fi

**Rink, Christian**, Dr., Universitätslektor am Institut für moderne Sprachen der Universität Helsinki. Leiter des Forschungsprojekts *Inter-, Multi-, Transkulturalität. Migration in Deutschland und Europa* an der Universität Helsinki. Forschungsschwerpunkte und Veröffentlichungen im Bereich Narratologie, interkulturelle Literaturwissenschaft und Erinnerungskulturen.

christian.rink@helsinki.fi

**Saagpakk, Maris**, Dr., Dozentin für deutsche Literatur und Kulturgeschichte an der Universität Tallinn. Ihre Forschungsinteressen sind deutschbaltische Kultur und Literatur, Postkolonialismus, Linguistic Landscapes.

saagpakk@tlu.ee

**Salminen, Olli**, Dr., Studium der Germanistik, Anglistik und Pädagogik an der Universität Tampere; Universitätsdozent im Studienprogramm Deutsche Sprache, Kultur und Translation der Universität Tampere; Unterrichtsschwerpunkte: deutsche Phraseologie, deutsche Grammatik, Linguistik; einer der Hauptverfasser des Großwörterbuchs Deutsch-Finnisch (Helsinki 2008); Forschungsschwerpunkte: Phraseologie und Idiomatik.

olli.salminen@uta.fi

**Sandnes, Guro**, Doktorandin an der Universität Bergen/Norwegen. Studium der Fächer Deutsch, Geschichte und Spanisch an der Hochschule Volda sowie den Universitäten Freiburg i. Br. und Bergen. Div. Übersetzungen ins Norwegische.

Guro.Sandnes@uib.no

**Schlabach, Joachim**, Hochschullektor für deutsche Sprache und Wirtschaftskommunikation an der Wirtschaftsfakultät der Universität Turku (Finnland). Schwerpunkte sind Mehrsprachigkeit in der Geschäftskommunikation, plurilinguale Kurse und Curricula im Bereich Deutsch als Fremdsprache.

joachim.schlabach@utu.fi

**Schloon, Jutta**, Doktorandin an der Universität Bergen (Norwegen). Studium der Germanistik, Romanistik und Betriebswirtschaftslehre an den Univ. Freiburg i. Br. (M. A.) und Paris III (Licence franco-allemande). Diverse Publikationen zu Stefan George und zum George-Kreis.

Jutta.Schloon@uib.no

**Skog-Södersved, Mariann**, Dr., studierte Germanistik, Skandinavistik und Wirtschaftswissenschaften und ist seit 2004 Professorin für Deutsche Sprache an der Universität Vaasa. Ihre wichtigsten Forschungsschwerpunkte sind (kontrastive) Medienlinguistik und Übersetzungswissenschaft.

mss@uva.fi

**Solling, Daniel**, Dr., promovierte 2012 an der Universität Uppsala mit der Dissertation *Zur Getrennt, Zusammen und Bindestrichschreibung von Substantivkomposita im Deutschen (1550–1710)*. Sein Forschungsschwerpunkt ist die deutsche Sprachgeschichte. Momentan arbeitet er als Wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Universitätsbibliothek in Uppsala, wo er ein Projekt zur dortigen Stammbuchsammlung leitet.

daniel.solling@moderna.uu.se

**Sproģe, Ieva**, Dr., nach einem Studium der Deutschen Sprache und Literatur sowie Pädagogik, Promotion 1998 und Tätigkeit als Lehrerin zwischen 1987 und 1991, seit 1991 Lektorin und 2001 Dozentin an der Universität Lettlands. Parallel arbeitet sie seit 2002 als Wissenschaftliche Mitarbeiterin bei der Konrad-Adenauer-Stiftung in Riga.

????????@?????

**Tabarasi Hoffmann, Ana-Stanca**, Dr., Promotion im Fach Europäische Kulturstudien (Universität Roskilde) und im Fach Philosophie (Universität Bukarest). Forschung und Unterricht in Bamberg, Greifswald, Würzburg und Roskilde. Zur Zeit Habilitandin an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz.

ana@ruc.dk

**Tarvas, Mari**, Prof. Dr., Studium der Germanistik an der Universität Tartu; Promotion mit einer Studie zu Ivar Ivask an der Universität Wien. Sie unterrichtete an den Universitäten Tartu und Tallinn, seit 2004 Professorin der Universität Tallinn. Forschungsschwerpunkte: Buchkunde, Österreichische Literatur des 20. Jahrhunderts; Rezeption; deutsch-estnische Lexikographie; halbfiktionale Texte (Briefe, Tagebücher etc.);

Literatur der Frühen Neuzeit in Tallinn. Zahlreiche Publikationen zu den genannten Forschungsgebieten (siehe [www.etis.ee](http://www.etis.ee)).

[tarvas@tlu.ee](mailto:tarvas@tlu.ee)

**Vangi, Michele**, wissenschaftlicher Referent des Deutsch-Italienischen Zentrums Villa Vigoni (Loveno di Menaggio, Comer See). Er lehrt an der Fakultät *Scienze della mediazione linguistica e di Studi Interculturali* der Universität Mailand. Er wurde an der Universität Münster mit einer Dissertation über die Rezeption der Fotografie im literarischen Diskurs promoviert. Forschungsschwerpunkte: literarische Intermedialität; Literatur und Wissen; Raum- und Landschaftskonzepte in der Goethezeit; deutschsprachige Literatur nach 1945.

[vangi@villavigoni.eu](mailto:vangi@villavigoni.eu)

**Vañková, Lenka**, Prof. Dr., habilitierte sich 2002 in Würzburg mit der Arbeit *Medizinische Fachprosa aus Mähren. Sprache – Struktur – Edition* (Reichert Verlag 2004). In der Forschung widmet sie sich sowohl sprachhistorischen Themen als auch der Gegenwartssprache.

[lenka.vankova@osu.cz](mailto:lenka.vankova@osu.cz)

**Viehöver, Vera**, Dr., Studium der Germanistik, Romanistik und Philosophie in Aachen, Brüssel und Düsseldorf. Professorin für Deutsche Literatur an der Université de Liège (Belgien). Forschungsschwerpunkte: Literatur der Aufklärungsepoche (u. a. Elisa von der Recke und ihre Netzwerke); autobiographische Schreibweisen, Musikerautobiographien; deutsch-jüdische Autor/inn/en; Poetiken der literarischen Übersetzung. vera.

[viehover@ulg.ac.be](mailto:viehover@ulg.ac.be)

**Wagner, Doris**, Doz. Dr., 1989–1994 Studium, 1996 Promotion, 1993–1997 wissenschaftliche Angestellte am Lehrstuhl für Germanistische Linguistik und Dialektologie der Universität Bayreuth. Zweite Promotion am Institut für Deutsche Sprache und Kultur, Universität Turku. 2001 Dozentur Universität Oulu, 2002 Dozentur Universität Turku, ab 2001 dort Lektorin im Seminar für Deutsche Philologie, 2008–2009 Stellvertretung der Professur. Seit 2014 Universitätslektorin im Institut für Sprach- und Translationswissenschaften in Turku, Fachbereich Deutsche Sprache. Forschungsschwerpunkte: Wissenschaftsgeschichte, Werbesprache, Lexikografie, deutsche Kultur.

[dorwag@utu.fi](mailto:dorwag@utu.fi)

**Wengeler, Martin**, Prof. Dr., seit 2010 Professor für Germanistische Linguistik an der Universität Trier. Zuvor Wiss. Ang. an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf; Promotion 1991 (*Die Sprache der Aufrüstung*) und Habilitation 2000 (*Topos und Diskurs*) an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf; Forschungsschwerpunkte: Deutsche Sprachgeschichte nach 1945, Sprachkritik, Argumentationsanalyse, Politische Sprache, Linguistische Diskursgeschichte, Linguistik als Kulturwissenschaft.

wengeler@uni-trier.de

## Hinweise zur Einrichtung des Manuskripts

### Allgemeine Hinweise

1. Senden Sie uns Ihr Manuskript als Textdatei (z. B. MS Word) per E-Mail-Anhang zu (Kontaktinformationen der Herausgeberinnen: dzintra.lele-rozentale@venta.lv, tarvas@tlu.ee, s.barniskiene@hmf.vdu.lt). Wenn Sie besondere Zeichen verwenden, benötigen wir zusätzlich einen Papierausdruck oder eine pdf-Datei (mit eingebetteten Schriftarten).
2. Bitte beachten Sie, dass wir folgende weitere Informationen bzw. Zusätze benötigen:
  - Vor- und Zuname der Autorin / des Autors (auf der ersten Manuskriptseite).
  - Post- bzw. Dienst- und E-Mail-Anschrift.
  - Kurzbiographie: wissenschaftlicher Werdegang, derzeitige Position, wichtige Publikationen (in separater Datei für die Rubrik Über die Autorinnen und Autoren am Ende des Buches).
  - Ein Abstract von je max. 200 Wörtern obligatorisch in mindestens zwei Sprachen: Deutsch und Englisch, darüber hinaus ist eine dritte Version in einer der baltischen Sprachen (Estnisch / Lettisch / Litauisch) erwünscht.
  - Keywords in den Sprachen des Abstracts.
3. Publikationssprache des Triangulum ist Deutsch. Stellen Sie in Ihrem Textverarbeitungsprogramm als Sprache nach Möglichkeit Deutsch ein.
4. Schriftart: Times New Roman, Schriftgröße 12, Zeilenabstand 1,5, linksbündig, Seitenränder oben, links und rechts 2,5 cm, unten 2 cm.
5. Manuskriptumfang: ca. 10–20 Seiten.
6. Graphiken und Abbildungen bitte in separaten Dateien beifügen. Im Fließtext bitte die Position der jeweiligen Graphik durch Klammern kennzeichnen, z. B. (Abbildung 1). Generell können nur s/w-Abbildungen aufgenommen werden. Abbildungen oder Fotos nur in guter Qualität, d. h. mindestens 300 dpi.

### Literaturtitel, Hervorhebungen, Zitate, Literaturnachweise und Anmerkungen im Fließtext

1. Literaturtitel und Sprachbeispiele werden im laufenden Text *kursiv* gesetzt. Bitte verzichten Sie auf zusätzliche Formatierungen in Ihrem Text: keinen Einzug, keine Seiten- und Absatzformatierung, Kopf- und Fußzeilen, Silbentrennung, Seitenzahlen etc. Bitte verwenden Sie auch keine Unterstreichungen, Sperrungen, Fettdruck oder Ähnliches.
2. Zitate werden im laufenden Text in doppelte Anführung „“ gesetzt, Zitate im Zitat in einfache Anführung ‚.‘. Zusätze stehen in eckigen Klammern [z. B. Namensangabe in Kürzeln]. Zitate, die länger als drei Zeilen sind, stehen in einem eigenen Absatz, werden aber nicht eingerückt. Das Zitat selbst steht dann in Times New Roman, Schriftgröße 10, mit jeweils einer Leerzeile vor und

nach dem Zitat; die Leerzeilen stehen wie der Haupttext in Times New Roman, Schriftgröße 12.

3. Bei sprachwissenschaftlichen Aufsätzen werden Sprachbeispiele im Fließtext kursiv gesetzt, Bedeutungsangaben in einfache Anführungszeichen oben gesetzt, z. B.: *überschwemmen* im Sinne von 'in überreichlichem Maße mit etwas versehen'.
4. Umfangreichere nicht-deutsche Sprachbeispiele werden mit einer Glossierung versehen (interlineare Morphemübersetzung nach den *Leipzig Glossing Rules* des Max-Planck-Instituts für Kognitive Anthropologie, Institut für Linguistik, Leipzig, [http://www.eva.mpg.de/lingua/pdf/LGR09\\_02\\_23.pdf](http://www.eva.mpg.de/lingua/pdf/LGR09_02_23.pdf)).
5. Beispiele in nicht-lateinischen Schriften werden transliteriert (für Russisch: Duden-Konvention); sie können selbstverständlich zusätzlich in der originalen Schrift angegeben werden.
6. Bibliographische Hinweise im Text werden in Kurzform in Klammern nach dem Zitat oder der betreffenden Stelle nachgewiesen:
7. (Neef, 2006: 280); (Geiger / Haarmann, 1996: 50); (vgl. Geiger / Haarmann, 1996: 50–52); (vgl. Ehlich / Steets, 2003)
8. Verzichten Sie bitte auf Kürzel wie ff., ebd., a.a.O. Die Abkürzung f. ist hingegen erlaubt. Bei mehr als zwei Autoren / Herausgebern bitte in folgender Form: (Hogan-Brun et al., 2009: 11–17).
9. Ergeben sich durch die Kombination aus Name und Jahr (Autor oder Hrsg.) uneindeutige Verweise, bitte diese durch Zusatz von Kleinbuchstaben a, b, c usw. differenzieren: (Luserke, 1997a: 33); (Luserke, 1997b: 209)
10. In den Fußnoten erscheinen lediglich Hinweise und Kommentare etc, aber keine Literaturangaben. Bitte verwenden Sie keine Endnoten. Alle Fußnoten enden mit einem Punkt.

### Literaturverzeichnis

Wir bitten Sie, am Ende jedes Beitrags ein alphabetisch nach Autorennamen geordnetes Literaturverzeichnis zu erstellen, aus dem Ihre Literaturhinweise im Fließtext erschließbar sind. Bitte beachten Sie die folgenden Beispiele:

Ehlich, Konrad / Steets, Angelika (Hrsg.) (2003): *Wissenschaftlich schreiben – lehren und lernen*. Berlin, New York: de Gruyter.

Geiger, Heinz / Haarmann, Hermann (1996): *Aspekte des Dramas*. 4., neu bearb. u. erw. Aufl. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Kleinberger, Ulla / Spiegel, Carmen (2006): *Jugendliche schreiben im Internet: grammatische und orthographische Phänomene in normungebundenen Kontexten*. In: *Perspektiven der Jugendsprachforschung*. Hrsg. v. Christa Dürscheid u. Jürgen Spitzmüller. Frankfurt am Main u. a.: Lang (= *Sprache – Kommunikation – Kultur: Soziolinguistische Beiträge*, Bd. 3), S. 101–116.

Kolb, Matthias (2009): *Länder im Regem*. Vilnius, Europas Kulturhauptstadt 2009, kann

sich den Titel kaum noch leisten, in Lettland werden Koolhaas-Bauten gestoppt: Eine Reise in die neue Krisenregion Baltikum. In: Süddeutsche Zeitung, 18. / 19.4.2009, S. 15.

Luserke, Matthias (1997a): Sturm und Drang. Autoren – Texte – Themen. Stuttgart: Reclam.

Luserke, Matthias (1997b): Franz Blei als Editor. Das Beispiel der *Gesammelten Schriften* von Jakob Michael Reinhold Lenz. In: Franz Blei. *Mittler der Literaturen*. Hrsg. v. Dietrich Harth. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt, S. 205–212.

Neef, Martin (2006): Die Genitivflexion von artikellos verwendbaren Eigennamen als syntaktisch konditionierte Allomorphie. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft*, Jg. 25, H. 2, S. 273–299.

Sollte der Autorenname, z. B. bei Texten aus Publikumszeitschriften, Zeitungen und anderen Medien, nicht ermittelbar sein, beginnt der Eintrag mit der Angabe der Zeitschrift oder Zeitung (z. B. *Der Spiegel*) oder der herausgebenden Organisation (z. B. ARD).

### **Internetseiten im Literaturverzeichnis**

Internetseiten sollten nach Möglichkeit wie Publikationen in Buchform zitiert werden, nur dass anstelle der Angabe von Ort und Verlag die Internetadresse sowie das Abrufdatum in Klammern erscheint. z. B.:

Runkehl, Jens / Schlobinski, Peter / Siever, Torsten (2000): Sprache und Kommunikation im Internet.

<http://www.mediensprache.net/de/publishing/publizieren/muster/html1/index.htm> (1.7.2000)

Der Spiegel (2002): Der große Online-Schwindel. Eine Professorin auf Plagiate-Jagd. In: *Der Spiegel im Internet*, 6.11.2002.

<http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/0,1518,221507,00.html> (15.1.2003)

### **Rezensionen**

Rezensionen sind ausdrücklich erwünscht; möglich sind Kurz- (max. 3.000 Zeichen) und Langrezensionen (max. 10.000 Zeichen). Wenn Sie einen Titel rezensieren möchten, nehmen Sie bitte mit dem Rezensionsredakteur Kontakt auf (xxxxx).

### **Hinweis: Triangulum online!**

Ab sofort gibt es Informationen rund um das Germanistische Jahrbuch für Estland, Lettland und Litauen auch im Internet. Abrufbar über die deutschsprachige Version der Internetseite des DAAD-Informationszentrums im Baltikum ([www.daad.lv](http://www.daad.lv)) bzw. direkt unter: <http://daad.lv/index.php/de/triangulum>

Hier finden Sie allgemeine Informationen, die Fristen zum Einreichen neuer Texte und auch die Formatierungshinweise online abrufbar.



